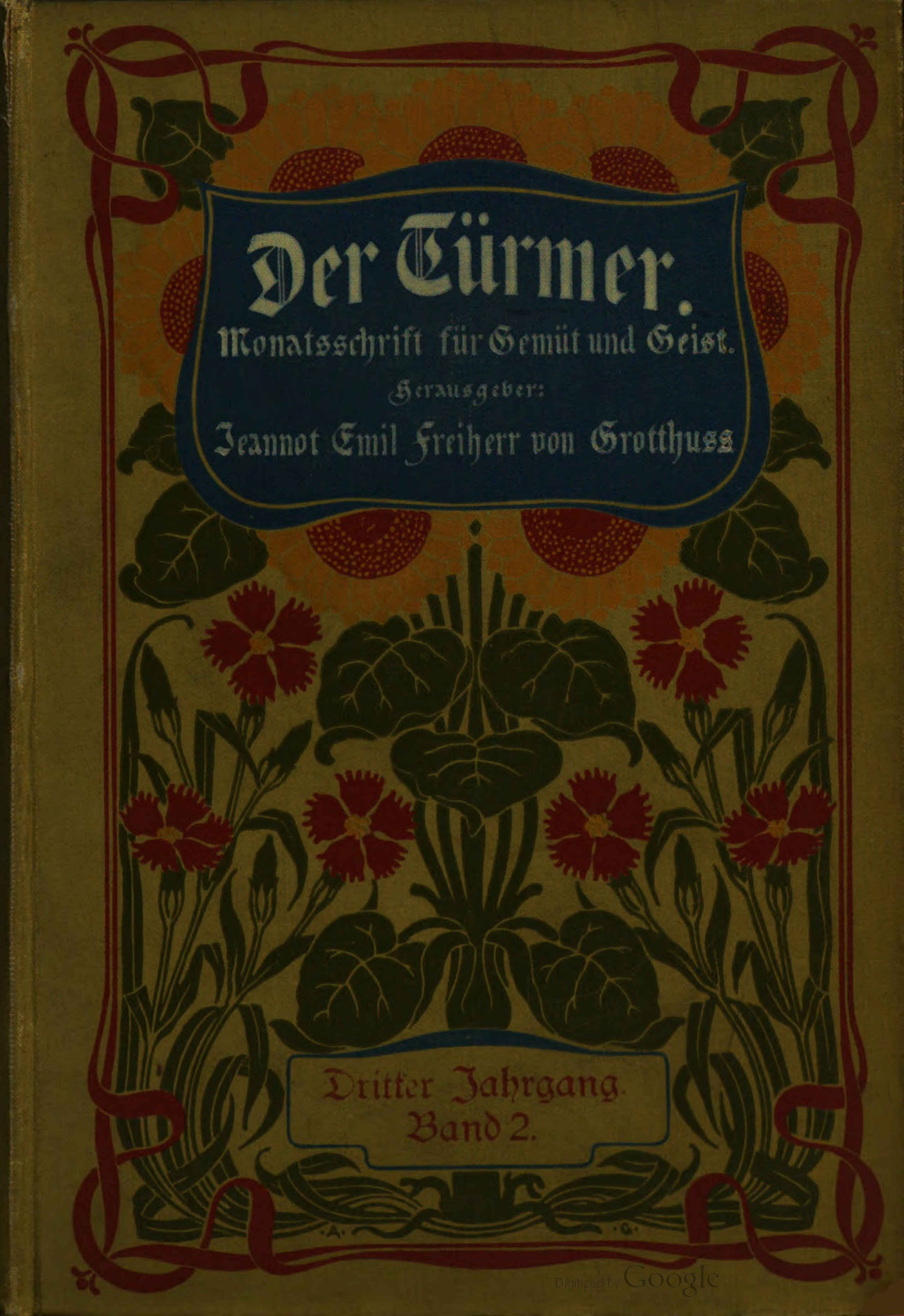
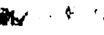

Der Türmer.
Monatsschrift für Gemüt und Geist.
Herausgeber:
Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss
Dritter Jahrgang.
Band 2.
A. G.




Digitized by Google

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss.

Dritter Jahrgang • Band II.

(April bis September 1901.)

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Kritik.

Stimmen des In- und Auslandes.

Offene Halle.

Türmers Tagebuch.

Briefe.

Photogravüren.





F. v. Uhde pinx. Photogravure Bruckmann

KOMM, HERR JESU, SEI UNSER GAST!

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Kreuzigung.

Von

Johannes Kruse.

Ich kam spät, es war schon nahe an Mitternacht, an einem Märzabend mit dem Zuge in eine größere Fabrikstadt Norddeutschlands. Da ein Zug nach meinem Bestimmungsort nicht mehr weiter ging, blieb mir nichts übrig, als in der fremden Stadt zu übernachten. Nach einigem Umherirren in den menschenleeren Straßen fand ich einen Gasthof. Ich sagte dem Kellner, der mich in das für mich bestimmte Zimmer geleitete, daß ich morgens mit dem ersten Zuge weiterfahren wolle.

Ich schlief schlecht und hatte wirre und unschöne Träume. Um 4½ Uhr schon schreckte mich das Pochen des Hausdieners empor. Ich kleidete mich schleunigst an, nahm in aller Eile, während verschlafen aussehende Mägde in dem großen noch vom Nachtdunst erfüllten Gastzimmer aufräumten, mein Frühstück ein und hastete dann unter der Führung des meine Handtasche tragenden Hausdieners dem Bahnhof zu.

Die langen einförmigen Straßenzeilen lagen in einem kalten und weißen Frühlicht, das ihre Häßlichkeit unbarmherzig hervorhob. Die ganze Stadt schien ein Arbeiterviertel zu sein. Auf meine Frage, wo denn die Fabrikbesitzer

wohnten, erhielt ich von meinem Führer die Antwort: „Jo, de wahnt meistwat güntsit dat Water" — jenseits des großen Flusses also, an dem die Stadt lag. Ein Haus glich dem anderen; ihre grauen Cementvorderseiten mit den glanzlosen Fenstern bedeckte eine dünne Schicht feinen schwärzlichen Staubes. Kaum irgendwo ein Baum oder ein bescheidener Strauch mit frühlingssprossendem Laube . . .

Trotz der frühen Stunde waren die Bürgersteige schon zahlreich belebt. Lange Züge von männlichen und weiblichen Fabrikarbeitern kamen uns nach oder begegneten uns. Sie hatten fast alle blasse hagere Gesichter mit starren, gleichgiltigen, wie erloschenen Augenpaaren; ihre Kleidung zeugte von ihrer Hantierung. Viele von ihnen trugen an einem Schulterriemen auf der Brust und auf dem Rücken Flaschen mit kaltem Milchkaffee oder Branntwein. Dieser oder jener, so kam es mir vor, blickte mich hämisch, herausfordernd an. Es war vielleicht nur eine Einbildung. Ein Frösteln überlief mich und mir ward sehr unbehaglich zu Mute. Gott sei Dank, daß der Zug mich bald aus dieser Stadt entführen würde . . .

Ueber eine breite schmucklose Brücke hinweg, unter der ein Gewässer von ansehnlicher Breite trüb und träge dahinfloß, traten wir in die eigentliche Fabrikgegend ein: überall erhoben sich kolossale gefängnisartige Steinwürfel mit blinden Fenstern und riesenhohen pappelschlanken Schornsteinen. In einigen waren die schmetternden, rasselnden Maschinen schon in vollster Thätigkeit und ihre Kamine spieen ihren mißfarbigen Qualm dickwolkig in den blaßblauen Morgenhimmel empor: sie standen, wie mein Führer mir erklärte, Tag und Nacht nicht still. Mitten unter ihnen lag das massige, finstere Bahnhofsgebäude, das mit seinem großen Wagenpark, seinen Signalmasten und seinen schrägstehenden, schwarzweiß umringelten Schlagbäumen selber fast einer Fabrik glich. Die Straßen wurden überall von Schienenwegen gekreuzt, die in die Höfe der ringsum liegenden Fabriken führten. Bei einem dieser Uebergänge hätten uns fast die eben sich senkenden Schlagbäume noch aufgehalten — und es war die höchste Zeit!

Wir kamen noch just vorbei. Auf meine hastige Frage aber antwortete der Bahnhofspförtner bedächtig: „De Tog na'n Norden? . . . Ja, min leewe Herr, de Tog is jüst affohrn, dar kam'n Se nich mehr mit!"

Ich unterdrückte einen ärgerlichen Ausruf. „Und wann geht der nächste Zug?"

„De nächste Tog? . . . De geiht eerst in twee un 'ne halve Stünn."

Nun konnte ich ein Wort des Ingrimms nicht zurückdrängen. Also zwei und eine halbe Stunde hatte ich hier zu warten. Greulich. Schweigend lohnte ich dann den Führer ab, der mich schuldbewußt und ängstlich ansah, und verfügte mich ins Wartezimmer, ein Buch und den Fahrplan hervorziehend und noch einmal Kaffee trinkend.

Aber das Buch langweilte mich, woran nicht das Buch, sondern meine Verstimmung schuld war, und ich sah auf die Geleise hinaus, auf denen eben

ein Güterzug abgefertigt wurde. Schon brauste er wieder von dannen. Die Beamten sahen ihm einen Augenblick nach und zogen sich dann wieder in ihre Diensträume zurück.

Ich musterte den Fahrplan, um zu sehen, wohin der eben abgelassene Zug bestimmt sei. Dabei stellte ich fest, daß der nächste Personenzug nicht vor einer Stunde abgehen werde, und daß der ihm folgende mein Zug sei.

Dann erhob ich mich und ging ins Freie. Ein wunderbarer Tag, mehr Mai als März; die junge Sonne übergoß die Welt mit dem zarten hellen und doch kühlen Licht, das dem Vorfrühling eigen ist; am Himmel flüchteten einige weiße tauige Wolken vor dem graubraunen Rußqualm, den die Riesenschlote ausspieen. Wie häßlich war die Welt ringsum! Die Wege waren schwarz vom Kohlenstaub, und auf den Höfen standen nur welke Strünke grober und gemeiner Art, denn der Kohlenstaub hatte die Erde unfruchtbar gemacht. In der Ferne zwischen den Lücken der Fabrikgebäude sahen Häuserreihen herüber, Mietskasernen mit langen gleichmäßigen Fensterzeilen. In noch weiterer Ferne zeichnete sich ein Kirchturm wie ein dunkelblau getönter Schatten von dem zarten Luftnebel über dem Häusermeer ab.

In den Fabrikhöfen liefen gebückte Arbeiter hin und her. Sie hoben schwere Lasten, die sie durch schwarze Thüröffnungen in das Innere der heulenden Steinwürfel schleppten. Irgendwoher klang ein Getöse, als würde Eisen auf Eisen geworfen.

Ich sah dem eine Weile zu ... Dann kehrte ich in das Wartezimmer zurück. Ich suchte mein Mißbehagen zu bannen, raffte mich zusammen, nahm abermals das Buch zur Hand und wollte mich zum Lesen zwingen.

Kaum jedoch hatte ich mich bequem zurecht gesetzt, als auf dem Bahnsteig ein sonderbar kopfloses Leben und Treiben erwachte. Die Beamten liefen mit aufgeregten Gesichtern umher, blickten am Geleise angestrengt in die Ferne und riefen sich verstört und eilfertig Weisungen und Befehle zu. Der Bahnhofsvorsteher nahm tiefatmend seine siegellackrote Mütze ab und wischte sich trotz der kühlen Morgenfrühe den Schweiß von der kahlen Schädelplatte.

Das Treiben erregte meine Aufmerksamkeit. Ich schob das Buch abermals in die Reisetasche und erkundigte mich bei dem ebenfalls neugierig am Fenster stehenden Kellner, was da draußen vorgehe. Es sei ganz unvermutet die Ankunft eines Sonderzuges telegraphisch angemeldet worden, antwortete er mir. Vielleicht sei der Kaiser oder sonst eine hohe Persönlichkeit drin.

Der Kaiser? Nein, das war unmöglich. Die letzten Zeitungen hatten wenigstens von einer solchen Reise nichts berichtet. Oder doch vielleicht? ... Meiner Neugierde nachgebend, trat ich hinaus auf den Bahnsteig.

Der Zug lief gerade in verlangsamter Fahrt ein. Er bestand nur aus drei Wagen erster Klasse und aus einem Wagen vierter Klasse. Sonderbar ... Einige Beamten liefen mit betroffenen Gesichtern an die Lokomotive; da Schaffner nicht mitgekommen zu sein schienen, wollten andere auf einen Wink des

Vorstehers die Thüren öffnen. Aber der Lokomotivführer machte ihnen bemerklich, daß der Zug ohne Aufenthalt auf den geräumigsten Fabrikhof der Nachbarschaft geführt werden solle. Der Stationsvorsteher legte die Hand an die Mütze und sagte mit ganz verblüffter Miene: „Nun, gut ...“ Dann trat er kopfschüttelnd zurück.

Was war denn nur?

Der Zug rollte langsam aus den Verschlägen des Bahnhofes auf dem nach einer Fabrik führenden Geleise in den jenseits des Weges belegenen weiten öden Hof, den finstere himmelhohe Fabrikgebäude mit rauchenden Schloten und heulendem Innern umschlossen.

Hier verließen in lebhaftem Gespräch siebzehn, achtzehn elegante Herrn in modischer Kleidung, mit blitzblanken Cylindern und verlebten Gesichtern die Wagen. Sie riefen einigen ihnen folgenden Dienern einen Befehl zu, worauf die Livreeträger in einer der Fabriken verschwanden.

Nach kurzer Zeit kehrten sie zurück, und obgleich der rasselnde Lärm in den Gebäuden nicht verstummte, folgte ihnen eine große Schar von Fabrikarbeitern, die sich in einem Halbrund in gebührender Entfernung aufstellten, die gelben hageren Gesichter voll Spannung und Befremdung.

Gleich darauf entstand eine Bewegung in ihrer Mitte. Die Kette der bestürzten Zuschauer löste sich während eines Augenblicks, um sechs herkulisch gebauten Männern Platz zu machen, die krummgehend und schwer ächzend ein großes Eisenkreuz heranschleppten, das sie in der Mitte des Platzes niederlegten, worauf sie mit finstern Gesichtern eine tiefe Grube auszuheben begannen.

Nachdem sie ihre Arbeit vollendet hatten und düsteren Blicks ihre Arme auf den in die Erde gestoßenen Schaufeln kreuzten, als ob sie weiterer Anordnungen harrten, warf einer der plaudernden Herren lässig seine glimmende Cigarette in die schwarze Grube, schlenderte dem letzten gefängnisartigen Wagen zu und öffnete dessen Thür.

In ihrem Rahmen erschien zwischen zwei Schergen eine wunderbare, hoheitsvolle Gestalt, um eines Hauptes Länge höher denn alles Volk umher. Mein Herz begann in stärkster Erregung zu schlagen und ich starrte die Erscheinung unverwandt an. Das war kein Mensch, das war ein Gott, ein Gott, wie sie in uralter, verschollener Zeit vom Himmel gekommen waren. Langes lichtgoldenes Lockenhaar fiel ihm auf das weiße linnene Gewand, das seine Glieder umhüllte; ein gelber feinlockiger Bart umrahmte die rosigen Lippen, weißliche glänzende Brauen wölbten sich über den Augen. — O diese Augen! Sie glichen verschwiegenen Waldweihern, tief und klar zugleich, in denen sich der Himmel und grünes Laub spiegeln. Und ein Lächeln lag auf dem Antlitz, das wie die Sonne blendete, gütig, mild, frohsinnig ...

Langsam schritt die Erscheinung heran; eine tiefe Bewegung des Staunens bemächtigte sich der Menschenmenge, über die ihre milden Blicke hinschweiften; unruhiges Flüstern klang trotz des Fabriklärms herüber, verstummte jedoch, als



der Glanz in den Augen des Gottes plötzlich erlosch und ein Zittern die Gestalt angesichts der wüsten Steinkolosse ringsum befiel. Wie suchend wandte der Gott das Gesicht, während ein hämisches Lachen von der Gruppe der eleganten Herren herüberscholl. Er aber achtete dessen nicht, sondern erhob Gesicht und Hände zur Sonne.

Eine haßerfüllte Stimme gab einen scharfklingenden Befehl. Da schlugen die Schergen mit ihren Stäben dem Gott auf die hocherhobenen Hände und führten ihn an das Kreuz.

Er folgte ihnen gehorsam, doch schreckensvoll hatte sich sein Antlitz verändert: unheimlich sah es aus, wie ein Waldweiher, wenn ein Gewitter über den sausenden Wipfeln fleht.

Wieder brachen die Herren in ein hämisches Gelächter aus ...

Die sechs Spatenträger traten heran und ergriffen den weißen Gott, sie rissen ihm den Mantel von den Schultern, banden ihn mit Stricken, drückten ihm einen Kranz von Stacheldraht in das gelbe Haar, daß purpurne Blutstropfen über die weiße Stirn flossen, und warfen ihn nieder auf das schwarze Eisenkreuz.

Voll wilder Neugier, mit zuckenden Lippen und glühenden Augen starrte die Menschenschar herüber.

Der Gott lag auf der Erde wie tot. Die Augen hatte er geschlossen. Seine Glieder bogen sich willenlos wie Wachs in den Händen seiner Peiniger. Sie legten seine Arme auf die Arme des Kreuzes und seine Beine auf den Stamm. Dann trieben sie lange Nägel durch die Hände und Füße. Unter Stöhnen und Aechzen, mit stemmenden Fäusten, richteten sie nach Vollendung der Blutthat das Kreuz in der Grube auf und stampften ringsher die Erde fest.

Tiefe Erschütterung ging durch die Schar der Zuhörer; viele Weiber sanken ohnmächtig nieder; hier und da erklang fassungsloses Schluchzen ...

Der Gott öffnete die Augen. Sie trafen seine Peiniger, die sich in befangener Scheu davon schleichen wollten, mit gütigem, verzeihendem Blick. Dann schweiften sie voll unendlich tiefer Wehmut über die bleichen Zuschauer hin und wandten sich endlich der Sonne zu ...

Ringsum heulten die Fabriken. Die Schlote stießen dicke Rauchwolken hervor, als wollten sie die mittlerweile höher gestiegene Sonne verfinstern. Als ob sie neugierig seien, hoben die Telegraphenstangen ihre weißen Porzellanköpfe, und die hohen eisernen Signalmasten streckten ihre roten Weiser wie Zungen aus.

Die Arbeitermasse löste sich auf. Ein vielfältiger Schrei erscholl — eine Gruppe stürmte heran, sie schien sich auf die Herren stürzen zu wollen, die kaltblütig und befremdet diesem Aufruhr zusahen, — da regte der Gekreuzigte seine Lippen und milde sprach der Gequälte:

„Nicht über mich: über euch weinet!"

Und nach einem Augenblick:

„O Himmel, o Sonne, o Erde — fahrt wohl! Fahrt wohl für diesen Tag und für eine lange Nacht. Doch ein neuer Tag wird anbrechen . . .“

Und neigte sein Haupt und verschied.

— Ich sah noch ein wildes Getümmel auf dem Hofe entstehen; die Herren flüchteten in ihre Coupés, der Zug setzte sich in Bewegung — dann übermannte mich ein furchtbares Grauen und ich eilte von dannen wie ein Gehetzter, nicht eher aufatmend, als bis ich die entsetzliche Stadt weit hinter mir gelassen hatte . . .

* * *

Meine Reise setzte ich von einer kleinen Landstation aus fort, die ich am Nachmittag zu Fuß erreichte.



Heimweh.*)

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuss.

Möcht' im tiefen Thale liegen,
Wenn der Lenz das Bächlein weckt
Und die Blumen all' erwachen,
Süß vom Rauschen aufgeschreckt!

Möcht' mich in dem Kahne schaukeln,
Gleiten auf dem stillen Fluß,
Der des Ufers grüne Linden
Grüßt mit sanftem Wellengruß.

Drüben spielt die Weidenflöte
Schlichte Hirtenmelodei'n —
Knabenträume . . . Lindenblüte . . .
In der Heimat möcht' ich sein!

---

*) Aus: „Gottsuchers Wanderlieder“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).





Gustav Theodor Fechner.

(Geboren am 19. April 1801.)

Von

Willy Pastor.

Am 19. April des Jahres 1801 wurde dem Pfarrer Fechner, Seelsorger der Gemeinde Großsärchen in der Niederlausitz, ein Sohn geboren. Jedes Leben, auch das unscheinbarste, hat einen großen, einen heroischen Augenblick. Kein Lied, kein Heldenbuch hat sich den Namen des Großsärchner Pfarrherrn vermerkt. Dennoch, einen großen Augenblick, gleichsam einen dramatischen Höhepunkt hat auch dieses einsame, weltabgewandte Leben kennen gelernt. Das war an jenem Sonntag, an dem Hochwürden es wagten, auf der Kanzel sich seiner Gemeinde — ohne Perücke zu zeigen. Die unerhörte Neuerung drohte eine Revolution auszulösen. Ein Pfarrherr, ein Prediger am Sonntag auf der Kanzel ohne Perücke — da begreift es sich wohl, daß man in Großsärchen fürchten mußte, die sittliche Weltordnung drohe aus allen Fugen zu gehen. Doch dann ergriff der Pfarrer das Wort und setzte der Gemeinde in seiner ruhigen selbstverständlichen Art auseinander, der Herr Jesus habe auch beim Predigen keine Perücke getragen. Man sah sich verdutzt an, so recht eigentlich war das ja auch richtig, und wenn der Herr Jesus keine Perücke getragen hatte, brauchte ein Geistlicher das auch wohl nicht zu thun. So kam die Weltordnung in Großsärchen wieder in ihre festen Bahnen, und es ist wohl anzunehmen, daß der perückenlose Pfarrer, der sich äußerlich von seiner Gemeinde nicht unterscheiden wollte, auch innerlich ein graderes Verhältnis zu den Seinen gewann.

Doch ich wollte ja nicht vom unberühmten alten Fechner reden, sondern vom berühmten jungen Fechner, dem Gustav Theodor, der am 19. April 1801 geboren wurde. Je nun, man gefällt sich heute in Symbolen, und sollte ich für das Verhältnis des großen Fechner zur großen Welt ein Symbol finden, so wüßte ich kein besseres als das des kleinen Fechner, des Vaters, zu seiner kleinen Gemeinde, wie es sich in jenem artigen Geschichtchen ausspricht. Was haben sie nicht alles auszusetzen gehabt am Philosophen der „Nanna" und der „Zend-



gresta", wie heftig haben selbst die fortschrittlichsten Darwinisten sich gegen seine „Neuerungswut" gesträubt! Und was war schließlich alle Neuerungswut anders als — ein Ablegen alter Perücken?! Freilich, man hatte die Perücken lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende getragen, und es war ein gar zu ungewohnter Anblick, sie nun plötzlich verschwinden zu sehen. Aber nun haben wir auch Zeit gehabt, uns daran zu gewöhnen, nun wollen wir uns ehrlich fragen, ob die wahre Wissenschaftlichkeit und die wahre Frömmigkeit nicht immer so perückenlos dahergekommen sind. Ich glaube, daß wir nach der Antwort auf solche Fragen uns darüber freuen können, wenn uns ein großer Philosoph so menschlich, so auf du und du entgegentritt, wie unser einziger Gustav Theodor Fechner.

Ja, sie liegen schon recht weit hinter uns, die natürlichen unverbildeten Zeiten, auf die ein Fechner weist. Wie ein Märchen klingt es uns heute, versichert man uns, Wissenschaft und Kunst seien einmal eins gewesen, und fast wie Wahnsinn mußte die Forderung klingen, daß Wissenschaft und Kunst heute wieder eins werden müßten. Nicht genug mit der Forderung, jener merkwürdige Mensch machte Ernst damit, die Weltanschauung der graden, unbeeinflußten Sinne wiederherzustellen. Kindliche Völker hatten an eine beseelte Natur auch über Mensch und Tier hinaus geglaubt, jede Blume und jeder Baum war ihnen der körperliche Ausdruck eines seelischen Lebens gewesen: Fechner bewies, soweit man wissenschaftlich überhaupt beweisen kann, daß die kindliche Einfalt der Wahrheit näher gekommen war als all unser wissenschaftlicher Dünkel. Als „Engel", als lebendige Wesen hatte man einmal die Sterne empfunden, und auch mit dieser Anschauung konnte ein Mann Ernst machen, der in der modernen Astronomie sich gut auskannte und dessen mathematische Begabung die nüchternsten Gelehrten in Erstaunen brachte.

Man bringt heute gerne die Bedeutung großer Gelehrter auf eine einzige Formel und nennt so Darwin den Mann vom „Kampf ums Dasein," Mayer den vom „Gesetz der Erhaltung der Energie", Nietzsche den „Uebermenschen" und so weiter. Will man bei Fechner ähnlich verfahren, so bezeichnet man ihn wohl am besten als den Mann, der uns das „Gesetz der Ergänzung"*) brachte. Der Satz deutet die wichtigsten Lehren seines Systems an und zeigt auch zugleich die Aussicht, die Fechner uns über die Dumpfheit des Darwinismus hinaus gab. Seit langem war man darauf aufmerksam geworden, daß Tiere und Pflanzen, auf den Vorgang der Atmung hin beobachtet, einander ergänzen. Die Tiere atmen Sauerstoff ein und Kohlensäure aus, die Pflanzen umgekehrt. Ein ähnliches Verhältnis, behauptet Fechner, ist auch im Verhalten der einzelnen Arten untereinander maßgebend. Wie im Körper die einzelnen Organe, so hat auf Erden jede einzelne Art ihre geordneten Funktionen, und die Funktionen

*) Bei Fechner heißt es „bezugsweise Differenzierung"; ich wähle einen anderen, unmittelbar verständlichen Ausdruck, da die von Fechner hier gebrauchte Ausdrucksweise nur denen zugängig ist, die sich auch in seine schwierigeren Schriften eingearbeitet haben.



sind hier wie dort untereinander geregelt durch die Funktionen des gesamten Menschen. Einen übergeordneten Gesamtorganismus aber, den wir beim Menschen unmittelbar wahrnehmen, haben wir bei der Erde gleichfalls vorauszusetzen. Die Milieutheoretiker haben so hübsch klargelegt, wie das Thun und Treiben eines einzelnen bestimmt werden kann vom Thun und Treiben einer Gruppe; die hohe Politik zeigt, wie wir vom Ineinanderarbeiten ganzer Völker reden können; ähnlich denkt Fechner sich die Arten in ihrem Sein bestimmt, bestimmt aber — darin unterscheidet er sich aufs schärfste namentlich von den Milienabergläubigen — von einem übergeordneten bewußten Willen.

Sei es gestattet, hier Fechner mit einigen Sätzen selbst zu Worte kommen zu lassen. Sie entstammen einem seiner letzten Bücher, einer Streitschrift gegen den Botaniker Schleiden. „Das Auge des Menschen", heißt es da, „hört nicht, was das Ohr, das Ohr des Menschen sieht nicht, was das Auge, ein jedes schließt sich für sich ab in seiner Sphäre und tritt dem andern selbständig gegenüber; keines weiß etwas vom andern, keines vom ganzen Geist des Menschen. Doch über Aug' und Ohren schwebt ein höherer Geist, der zugleich um die Empfindungen von Aug und Ohren weiß. So hört und sieht und fühlt und denkt ein Mensch nicht, was der andere, ein jeder schließt sich ab in seiner Sphäre und tritt dem andern selbständig gegenüber; keiner weiß unmittelbar etwas von des andern Geist, noch von einem höheren Geist, doch schwebt ein solcher über allen Menschen, der um all ihr Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen, Wissen zugleich weiß; der Menschengeist schwebt über niederen Sinnen, der Geist der Erde über Menschengeistern, der Geist Gottes über den Geistern aller Gestirne."

Der erste Einwurf, den der mit Fechners Leben nicht Vertraute hier erhebt, ist der: wie kann die Erde, um bei diesem Zwischenstadium zu bleiben, so viel verschieden Geartetes als eine Einheit benutzen? Ein bestimmtes Beispiel zu nehmen: wie vermöchte der Planet aus den Bildern unserer Augen ein einheitliches Bild der Gedanken zu gewinnen, da doch noch nicht zwei Augenpaare genau das gleiche Bild wahrnehmen?

Doch Fechner hält dem entgegen, daß nicht einmal ein einziges Augenpaar ein einheitliches Bild wahrnimmt. In jedes Auge fällt ein besonderes optisches Bild desselben Gegenstandes, und dennoch sehen wir ihn einfach. „Noch schlagender beweisen es die Insekten. Man hat sich durch direkte Versuche überzeugt, daß ein Gegenstand so viele Bilder im Auge der Fliege giebt, als Facetten darin sind; aber niemand wird glauben, daß die Fliege den Gegenstand so viel mal wirklich sieht.... Die Seele vereinfacht ja überhaupt und überall in der Empfindung das physisch Zusammengesetzte, zieht es sozusagen zusammen; sehr viele Schwingungen z. B. in einen einfachen Ton."

Auf die Art, wie Fechner die einzelnen Teilorgane schildert, die im Gesamtorganismus der Erde ineinander arbeiten, können wir hier nicht näher eingehen. Das hieße die Bücher Fechners noch einmal schreiben. Nur ein

Kapitel darf nicht übergangen werden: Fechners Vorstellung vom Denkorgan der Erde. Hier hat Fechner am unermüdlichsten gegrübelt, von den drei Bänden des Zend-Avesta ist der dritte ausschließlich diesem einen Problem gewidmet.

Das Problem allein zu stellen hat seine Schwierigkeiten. Die Erde denkt in uns, aber sie denkt auch über uns hinaus. Wo ist das Denkorgan zu suchen, aus dem heraus die großen Gedanken in unsere kleinen Schädel eintreten, um von dort, ins Kleinste hinein geformt und ungeformt, wieder hinauszugehen, Zwecken zu dienen, die unser kleines Seelenleben nicht zu fassen weiß?

Das Rätsel des Jenseits ist es, das Fechner mit diesen Fragen aufgreift. Zwei den Psychologen geläufige Dinge werden zu Ausgangspunkten gewählt: die Begriffe Anschauung und Erinnerung. Ihr Gegensatz wird uns entwickelt. Tausend und aber tausend Anschauungen gleiten an unseren Sinnen vorüber. Wir nehmen sie wahr und lassen sie uns verdrängen durch die neuen Anschauungen, die in nie erschöpfter Fülle den alten folgen. Jede neue Anschauung aber, die unsere Sinne gefesselt hält, bedeutet den Tod der voraufgegangenen. Ein ewiges Sterben zieht so an uns vorüber. Doch dem ewigen Sterben entspricht ein ewiges Wiedergeborenwerden, eine stete Auferstehung. Was aufersteht, ist nicht das neue, unmittelbar unsern Sinnen sich aufdrängende Bild (das ist dem alten ja im Grunde fremd), sondern — die Erinnerung. Tief im Innersten unseres Geistes setzt die Erinnerung sich fest und führt dort ein zäheres Leben, als die Anschauung, ja vielleicht das Angeschaute selbst es kannte. Wir glauben „vergessen" zu haben, Jahre lang schon, aber dann plötzlich, unveranlaßt taucht es wieder vor uns auf, in einer schlaflosen Nacht, einer stillen Feierstunde, einem Augenblick des Schreckens — die Erinnerung ist nicht tot.

Anschauung und Erinnerung: das ist das Verhältnis des Diesseits zum Jenseits. Täglich, stündlich werden neue Menschen geboren; täglich, stündlich sterben alte. Sind sie darum tot für die Zukunft? Wenn es kein Jenseits hinter dem Diesseits gäbe, ja. Aber so sicher es eine Tradition giebt, in der die Vergangenheit ihre Hand hineinstreckt in das Leben unserer Gegenwart, so sicher giebt es ein Jenseits, dem unser seelisches Leben entgegenwirkt. Wie die Anschauungen an unseren Sinnen, gleiten wir selbst mit allen unseren Werken und Wesen vorüber am göttlichen Bewußtsein. Aber wie alle die vorüberglittenen Anschauungen im Erinnerungsleben ihre Auferstehung feiern, so auch kann niemand unter uns, auch der geringste nicht, ganz sterben. Als Erinnerungsbild, als Geist führt er im göttlichen Haupte ein jenseitiges Leben. Und so viel mehr die Erinnerung abzusehen weiß von allen Zufälligkeiten des vor Zeiten Angeschauten, so viel reiner werden wir im Leben des Jenseits den Sinn unseres diesseitigen Lebens überblicken. Worin zugleich die Ethik dieses Lebens liegt.

Doch damit ist das Leben des Jenseits nicht erschöpft. Die Erinnerungen, in die unser Geist die Anschauungen umformte, liegen nicht, als nutz-



loses Mobiliar, gleichsam in unserem Innern umher. Der Geist fügt sie ineinander, die Seele ist auch hier in Wirksamkeit. Wie sie ihre große Kunst der Organisation der Organe an allem Materiellen bestätigt, organisiert sie auch die Erinnerungen und baut mit ihnen ihr inneres Reich aus. Unermüdlich bildet und formt sie so das Wesen eines Menschen, seine Weltanschauung, bis schließlich jede kleinste seiner Thaten, jede Geste, jeder Blick wie eine bloße Erläuterung jenes Innenreiches sich ausnimmt.

Und so das Jenseits. Mensch nach Mensch gleitet vorüber am Bewußtsein des irdischen Geistes (bleiben wir bei dieser Zwischenstufe zwischen Mensch und Gott). Sie erfüllen ihren Lebenszweck, sie bauen ihre Gehirnwelt aus und sterben — um im Jenseits ihre Auferstehung zu erleben. Mit den toten Menschen und lebendigen Geistern aber gestaltet die Erde ihre eigene große Gehirnwelt, und aus ihrer großen Welt schickt sie die Gedanken in die kleinen Menschenköpfe, wie die Atmosphäre ihre Luft in die Poren der Pflanzen, die Lungen der Menschen und Kiemen der Fische preßt. Wenn dann ein ganz großer Gedanke in solch kleines Menschenhirn gelangt, dann sprechen sie von einer „Intuition". Und aus der Intuition heraus bauen wir unsere Pyramiden und Dome, schreiben wir unsere Bücher, fassen den Gedanken eines transatlantischen Kabels — und haben ein Recht, uns gottbegnadete Wesen zu nennen, sofern wir intuitiver Momente teilhaftig werden und der Kraft, sie durchzuführen.

* * *

Fechner, sagte ich, geht über Darwin hinaus. Sein „Gesetz der Ergänzung" macht den Glauben an einen „Kampf ums Dasein" hinfällig und beseitigt damit den schwersten Einwand, den eine streng monistische Weltanschauung gegen die Entwicklungslehre in der Darwin-Malthusschen Form immer wieder geltend machen mußte.

Das 19. Jahrhundert war, einen Ausdruck Friedrich Nietzsches anzuwenden, die „klassische Zeit des Krieges". Einzig einer solchen Zeit konnte jenes merkwürdige Prinzip genügen, nach dem alle Vervollkommnung der Welt eine bloß zufällige Begleiterscheinung eines unerbittlichen Kampfes war (nach der Melodie Mephistos etwa, der stets das Gute thut und stets das Böse meint). Auch in diesen Dingen wird das 20. Jahrhundert, das steht zu hoffen, weniger dumpf und weniger unfrei denken lernen. Ist man aber einmal so weit, so wird man staunend gewahr werden, wie schlicht im Grunde die Weltanschauung Gustav Theodor Fechners ist, die uns heute nur deshalb gesucht und originalitätwütig vorkommt, weil — wir noch zu sehr die alten Perücken gewohnt sind.





Feuer.

Erzählung von **A. Rantzau.**

Erster Teil.

I.

Die große Tragödin Isabella Rabenhorst hatte ihr Gastspiel in Dillburg beendet. Sie rüstete sich zur Abreise. In ihren Zimmern sah es bunt aus. Zahllose Koffer und Pakete standen und lagen umher, dazwischen eine Fülle von Blumen, die einen starken Geruch im Zimmer verbreiteten.

„Wünschen gnädige Frau die Blumen mitzunehmen?" fragte die Jungfer jetzt ihre Herrin, welche erschöpft auf einer Chaiselongue lag, einen offenen Brief in der Hand haltend.

„O bewahre," war die ungeduldige Antwort.

„Die Veilchen von Fräulein von Vorleben sind aber noch so schön, es wäre doch schade."

„Vorleben? hm," sagte die Schauspielerin nachdenklich, „sie schreibt mir eben, ich kann mir noch kein klares Bild von dieser meiner jüngsten Verehrerin machen, nach diesen — lächerlich übertriebenen Briefen ist sie entweder ein Backfisch von 13 Jahren, oder das Ganze ist der schlechte Witz eines Studenten, oder aber es ist etwas recht Interessantes, nämlich wahre Kunstbegeisterung, woran ich nicht recht glaube; Sophie — lassen wir die Veilchen hier verblühen, und jetzt möchte ich zur Bahn fahren. Besorgen Sie mir einen Wagen, aber einen geschlossenen, bitte; es ist ein eisiger Novembertag heute."

Bald darauf langte die Künstlerin mit ihrer Begleitung am Bahnhof an, sie hatte ihre Abreise geheim gehalten, um sich etwaigen Ovationen, die ihr lästig waren, zu entziehen. Es war noch sehr früh, ihr Zug ging erst in einer halben Stunde. Sie ließ sich in einer der

Nischen des großen Wartesaales nieder, und als der Raum sich allmählich mit Menschen zu füllen begann, zog sie einen japanischen Schirm, der als Ofenschirm diente, vor sich und entzog sich so den unbescheidenen Blicken der Neugierigen.

Immer neue Menschen strömten herein, drängten sich durch die Thüren und ans Büffett, lautes Stimmengewirr erfüllte die Luft.

Jetzt hörte Isabella plötzlich eine scharfe Stimme dicht hinter sich sagen:

„Aber, Gitta, die alte Rabenhorst hat doch kolossal abgenommen, ich begreife nicht, warum du sie so anschwärmst."

Isabella hob die Augenbrauen und erwartete lächelnd die Antwort. Sie war dergleichen gewöhnt. Es machte ihr Spaß.

„O," erwiderte eine andere leidenschaftliche Stimme, „sie ist die größte Künstlerin, die es je gegeben hat und geben wird."

„Angenehmes, brauchbares Organ," dachte die also Beurteilte, „und Gitta? das ist ja meine Veilchenfreundin, das amüsiert mich."

Sie rückte unmerklich den ahnungslos Sprechenden näher und nahm so an der Unterhaltung der beiden Damen teil.

Die erstere, Frau von Packwitz, war eine starke, klug und spöttisch aussehende Dame, die andere ein junges Mädchen von auffallender Erscheinung. In ihrem schmalen, blassen Gesicht glühten ein Paar dunkler Augen, die, durch lange Wimpern verdeckt, einen verschleierten Blick hatten, um dann plötzlich weit geöffnet in die Ferne zu starren; ihre biegsame Figur drückte in jeder Bewegung die Erregtheit ihrer Seele aus: jetzt blickte sie vorwurfsvoll auf ihre Freundin.

„Du bist immer so furchtbar ernsthaft, Gitta," lachte diese, „was hast du nun wieder für Dummheiten gemacht, du weißt doch, daß dein Onkel deine Theaterpassion haßt."

„Nicht einmal Blumen darf ich ihr schicken," sagte Gitta zornig, „und was sind diese wenigen armseligen Blumen für das, was sie mir giebt!"

„Ach, hat sie dir etwas geschenkt, ihre Photographie?"

„Gisela, ich meine, was sie mir in ihrer Kunst giebt, das ist für mich eine ganze Welt, das ist das Größte und Schönste, was man überhaupt erleben kann."

„Dich mit deinen 18 Jahren so sprechen zu hören! Du ahnst ja gar nichts von Kunst, du schwärmst eben für Isabella, ich glaube, du wärst im stande, ihr um den Hals zu fallen und sie zu küssen. Eine Schauspielerin, Kind, Kind!"

„Warum nicht? Wenn ich sie sähe, würde ich vor Dankbarkeit gar nicht anders können, als ihr die Hand küssen, sie hat mich gelehrt, was wahre Kunst ist, ich — —"

„Aber was willst du denn mit dieser wahren Kunst?" gab Gisela ungemein belustigt zurück, „willst du zur Bühne gehen?"

Gitta schwankte einen Augenblick. Dann sagte sie mit zitternder Stimme: „Ja, ich will."

„Du bist zu amüsant, mein Herz! Bravo, das giebt einen Hauptspaß, eine junge Dame aus der besten Familie, wohlhabend und hübsch — zur Bühne! Ich freue mich schon auf Onkel Rolfs Gesicht und deine Geschwister in Pölle, du fährst doch heute zu Bentheims, nicht wahr?"

„Ja, Onkel Rolf hat mich hingeschickt, er ist so bange, daß ich Isabella aufsuche, übrigens ist sie heute früh abgereist, und denke dir, damit ich nicht allein fahre, muß ich mich der alten Gräfin Katowsky anschließen und mit ihr erster Klasse fahren. Sie wird wohl nächstens antreten."

„Ich glaube, wir können schon einsteigen," sagte Gisela, „komm, da ist die Gräfin, ich sehe sie draußen!"

„Gewiß" — wollte Gitta antworten, als Gisela sie plötzlich am Arm faßte.

„Die Rabenhorst!" flüsterte sie aufgeregt.

„Was, wo!" gab Gitta ebenso zurück.

„Da geht sie, hat hinter uns gesessen, alles gehört; danke, die Geschichte ist gut!"

Giselas Augen funkelten vor Vergnügen. Gitta begriff noch gar nicht, sie sah nur dicht neben sich eine imposante Frauenerscheinung, schwarzes Haar und ein Gesicht wie aus Stein gemeißelt, so klassisch schön die Züge, sie sah die wunderbaren grauen Augen, die jetzt leuchtend und fragend auf sie gerichtet waren, dann wurde sie von der nachdrängenden Menge durch die Thür geschoben, und dann half sie der alten Gräfin Katowsky, die den Damen vorangeschritten war, ins Coupé.

„Also nicht abgereist heute früh," war alles, was sie dachte. In der Thür des Coupés stand Gisela und lachte vor sich hin.

„Glaubst du nicht, daß wir noch im Zuchthaus enden, Gitta, für unvorsichtiges Sprechen? — Himmel, da ist die Person schon wieder — Gitta, sieh sie dir doch an — da kommt sie."

„Erlauben Sie!" sagte in demselben Augenblick Isabellas tiefe Stimme neben Gisela.

Diese trat zur Seite, vor Gittas Augen verdunkelte sich jetzt der Eingang des Coupés, dann sah sie einen kostbaren Pelz, allerlei Decken und Schachteln, die von einer ältlichen Jungfer hineingelegt wurden, ein Geruch von Blumen verbreitete sich, und Gitta bemühte sich mit Ostentation um die Gräfin Katowsky, die längst auf ihrem Sitzplatz zur Ruhe gekommen war.

„Gitta!“ rief Frau von Packwitz, der die ganze Sache ungeheuren Spaß machte, „sag mir doch adieu — glückliche Reise, adieu, Frau Gräfin, wenn Sie Theaternachrichten haben wollen, so fragen Sie nur Gitta, sie weiß alles und schwärmt für Frau Rabenhorst.“

Da setzte sich der Zug in Bewegung, Frau von Packwitz winkte mit dem Taschentuch, bis er ihren Blicken entschwand.

„Ausgezeichnet!“ murmelte sie vor sich hin, „das war sehr scherzhaft.“

In der Thür des Wartesaals traf sie mit einem sehr vornehm aussehenden Herrn zusammen, der sie ernst grüßte. „Guten Tag, Graf Siweden, Sie sehen immer so feierlich aus, daß ich mir neben Ihnen noch frivoler vorkomme, als ich bin, reisen Sie ab?“

„Ich habe den Zug verpaßt,“ sagte er lächelnd.

„Und das sagt der Mensch so ruhig! Ist es Ihnen denn ganz gleich?“

„Durchaus nicht, aber — ich fahre nun eben mit dem nächsten Zuge.“

„Eben hätten Sie interessante Damenbekanntschaften machen können, das muß ich Ihnen erzählen, begleiten Sie mich ein wenig?“

„Gewiß, sehr gern, ich wollte gerade fragen, wer die interessante Erscheinung war, die ich vorhin schon mit Ihnen zusammen sah.“

„Das ist ein Hauptmädel, Gitta Worleben, apropos, Graf, die sollten Sie nur schnell heiraten.“

„Warum soll ich denn heiraten?“ gab er mit seiner unerschütterlichen Höflichkeit zurück.

„O, Sie wären der rechte Mann für Gitta, sie ist übrigens in zwei Jahren, wenn sie mündig ist, eine gute Partie, keine Schwiegermutter, statt dessen —“

„Statt dessen?“ sagte Siweden freundlich.

„Ja, ich dachte eben an meine letzte Unterhaltung mit ihr — sie hat nämlich augenblicklich die Theaterpassion und schwärmt in einer Weise für Frau Rabenhorst, daß —“

„Ah, Frau Rabenhorst, eine vorzügliche Künstlerin, ich habe keines

ihrer Gastspiele versäumt, da würde ich wohl mit Fräulein von Worleben übereinstimmen."

„Herrlich, lassen Sie sich von Gitta erzählen, wie sie beabsichtigt, auch Schauspielerin zu werden, es ist zu reizend! Dabei hat das Mädchen ein großes Talent, ich habe sie oft bewundert."

„Junge Mädchen haben manchmal wunderbare Ideen," sagte Graf Siweden milde, „das giebt sich nachher. Ich werde sehen, ob ich Zeit finde, Worlebens aufzusuchen; da ich erst einige Wochen an der hiesigen Gesandtschaft bin, so war es mir bisher unmöglich —"

„Natürlich, lieber Graf, Hauptmann Bentheim in Pölle ist Gittas Schwager, den kennen Sie doch?"

„Gewiß. Und nun muß ich mich Ihnen empfehlen."

Sie blieben stehen. Gisela blickte ihm nach.

„Er sieht ja ausgezeichnet aus," dachte sie, „aber er ist beinah — zu nett. Ich muß die beiden zusammenbringen."

II.

Das war eine merkwürdige Fahrt.

Die Gräfin und Isabella Rabenhorst hatten sich so ausgebreitet auf der einen Seite des Coupés, daß Gitta den beiden Damen gegenüber sitzen mußte.

Sofort begann die Gräfin in aller Harmlosigkeit:

„Also Sie schwärmen so für die Rabenhorst, liebes Kind?"

„Was fang' ich an!" dachte Gitta verzweifelt.

Sie war zu jung, um sich aus dieser verlegenen Situation herauszuhelfen. Unwillkürlich blickte sie angstvoll zu Frau Rabenhorst hinüber. Diese nickte ihr belustigt zu und machte ihr ein rasches Zeichen, sie nicht zu verraten, und dabei sah sie so freundlich aus, daß Gitta wieder Mut faßte. Sie fühlte sich plötzlich im Einverständnis mit der Schauspielerin und hatte die Empfindung, daß diese Fahrt entscheidend für ihr Leben sein würde. Nun galt es, die eben nur durch Blicke angebahnte Beziehung festzuhalten und weiter zu führen, und so begann sie, der Gräfin mit Lebhaftigkeit von ihren Eindrücken zu erzählen, sie beschrieb die Stücke, die sie in der vergangenen Woche gesehen hatte, und ließ mit jugendlichem Enthusiasmus ihrer Begeisterung für die Größe von Isabellas Kunst freien Lauf.

Amüsiert hörte Gräfin Katowsky zu, es that ihr wohl, ein so frisches, natürliches Mädchen zu sehen, voller Lebendigkeit und Feuer. Isabella saß unbeweglich in ihrer Ecke. Was sie sah und hörte, erregte ihr gespanntes Interesse — aber sie schwieg vorläufig.

Dann hielt der Zug, die Gräfin stieg aus, und dann waren sie allein. — Eine augenblickliche Stille entstand.

Mit der ihr eigenen Charme, die in einem Gemisch von Befangenheit und impulsiver Offenherzigkeit lag, trat Gitta vor sie hin und sagte:

„Sind Sie mir böse, Frau Rabenhorst? Ich konnte nicht anders!"

Isabella ergriff ihre Hände und hielt sie sehr fest in den ihren.

„Böse?" antwortete sie mit ihrer tiefen Stimme, die wie Musik klang. „Wie sollte ich? Ich bin gerührt, ich bin dankbar — ich habe nicht umsonst gespielt in Dillburg."

Gitta sah sie wortlos an.

„Nun, bekomme ich meinen versprochenen Kuß?"

„Ich liebe Sie wirklich!" beteuerte Gitta und küßte sie.

Isabella lächelte.

„Sie kennen mich ja gar nicht, aber ich fühle mich vielleicht ebenso zu Ihnen hingezogen, wie Sie zu mir. Sie möchten also gern Künstlerin werden? Was hindert Sie denn daran?"

„O," antwortete Gitta leidenschaftlich, „ich kann ja nicht, ich bin ja nicht frei!"

„Nun, dann macht man sich eben frei," sagte Isabella mit einem hinreißenden Lächeln.

„Helfen Sie mir, Frau Rabenhorst, ich will Ihnen ewig danken!"

„Dazu muß ich Sie erst prüfen und sehen, ob das Talent der Lust entspricht — und nun erzählen Sie mir von Ihrem Leben und Ihrem Streben!"

Gitta war es, als ob die Pforten des Glückes sich ihr öffneten. Hier saß sie der großen Künstlerin, die ihr Vorbild und Ideal war, gegenüber und durfte ihr Herz derselben öffnen! Sie that es rückhaltlos.

Frau Rabenhorst ließ ihr Auge fest auf Gitta ruhen. Sie fühlte sich angezogen, sie war gerührt über das wahrhaft begeisterte Vertrauen, mit dem dieses ihr bis heute völlig unbekannte Menschenkind sich in ihre Hände gab.

Aber mehr noch, sie fühlte instinktiv, daß es sich hier um etwas Wahres, Bedeutendes handle. Spürte sie in Gittas Seele Funken von der eigenen, ihr innewohnenden Feuerkraft des Genies?

Es war ein blitzartiges Erkennen und Verstehen. Sie hatte Gitta schon auf dem Bahnhof scharf beobachtet, sie fand sie schön und voller Temperament und Natürlichkeit; sie kannte ihre eigene Macht über die Menschen zur Genüge, vielleicht war ihr die weitere Entwicklung eines

großen Talents jetzt in die Hand gegeben — sollte sie es unbeachtet lassen, oder war sie dazu bestimmt, aus dem glimmenden Funken ein helles Feuer anzufachen?

Ihr Interesse war im höchsten Maße angeregt, sie überschaute die Lage. „Ja," sagte sie jetzt plötzlich, „ich will Ihnen beistehen! Suchen Sie mich im Februar in Berlin auf, ich gastiere daselbst dann und werde Sie prüfen. Bis dahin arbeiten Sie, studieren Sie die Klassiker und — vergessen Sie mich nicht!"

„O, niemals. Darf ich Ihnen schreiben?"

„Selbstverständlich, der Bund ist nun geschlossen, nicht wahr?"

Der Zug pfiff.

Nur eine halbe Stunde hatte diese Fahrt gedauert, aber wie bedeutungsvoll kann eine einzige halbe Stunde, ein einziges Gespräch sein für zwei Menschen, die sich finden und darin die Entscheidung ihres Lebens ahnen.

„Auf Wiedersehen!"

Das war das letzte Wort, das Gitta von Isabella hörte — dann sauste der Zug weiter, und sie starrte mit glänzenden, träumenden Augen ihm nach.

Wortlos und zerstreut begrüßte sie ihren Schwager, den Hauptmann Bentheim, den Gatten ihrer einzigen, älteren Schwester, der jetzt eilig herankam, um sie zu begrüßen. Zu Bentheims hatte der Onkel sie geschickt, damit diese sie zur Vernunft brächten, wie er sagte. Wenn er geahnt hätte, wie sich die Reise nun gestaltet hatte!

Bentheims waren ausgezeichnete, verständige Leute. Andrea, der vollkommene Gegensatz zu ihrer Schwester, nüchtern, praktisch, wohlerzogen. Gitta verstand sich mit ihrem Schwager besser als mit Andrea; er war wohl der einzige, von dem sie sich als Kind manchmal hatte leiten lassen. Seit ihrem fünften Jahr war sie elternlos. Der Bruder ihrer Mutter hatte sie zu sich genommen, ein närrischer, alter Junggeselle, der das Kind ganz einer abwechslungsreichen Schar von Gouvernanten überließ, deren keine mit Gitta fertig werden konnte. Ein trotziges, stilles Kind, später übermütig bis zur Wildheit, voller Pläne und Abenteuerlust, der ganzen Welt ein Schnippchen schlagend, um dann in der ersten Jugend, einsam und verkannt, eingeengt von den Vorurteilen ihrer Familie und den strengen Sitten ihrer Zeit, dazustehen. Das war Gitta Vorleben. Theaterspielen war seit jeher ihre liebste Beschäftigung, sie dichtete, sie schrieb Theaterstücke und rezitierte zum Entzücken ihrer Kameradinnen, aber seit sie Frau Rabenhorst zuerst als

Iphigenie gehört hatte, gärte es ganz gewaltig in ihr und ihre Ideen und Wünsche nahmen eine bestimmte Gestalt an.

„Wer war die auffallende Dame in deinem Coupé?" fragte ihr Schwager, während sie durch die engen Sträßen von Pölle dem Bentheimschen Hause zuschritten.

Gitta war noch wie im Traum.

„Das war — Isabella Rabenhorst!"

„Die Rabenhorst? Ich gratuliere! Da bist du ja eine interessante Persönlichkeit. Du bist wohl ganz von Sinnen vor Glück, was?"

„Niemand darf meinen Bund mit Isabella erfahren!" hatte Gitta inzwischen überlegt, „selbst Rudolf noch nicht."

„Es war zu interessant!" sagte sie — „ich habe mit ihr gesprochen, Rudi!"

„Bravo, bravo — na, hat sie nicht in der Nähe ihren ganzen Bühnenzauber verloren? Alt, gelb, affektiert, wie?"

„Nein, Rudolf, sie ist nun doch einmal alt, warum soll sie nicht so aussehen? Aber sie war reizend, freundlich und —"

„Und der reine Engel natürlich. Fielst du ihr denn schluchzend um den Hals? Was wird Andrea sagen! Wußtest du, daß sie mit demselben Zuge fuhr?"

„Keine Ahnung. Gestern abend noch Iphigenie. O, Rudi, wie war es schön!"

„Glaub' ich! Ich bin auch großer Anhänger von ihr — die hättest du sehen sollen, als sie jung war — das war kolossal — ich, junger Leutnant, habe geheult, wenn sie die Jungfrau gab und da die letzte Rede hielt — wie heißt es noch —?"

„Nein, ich bin keine Zauberin —" fing Gitta an, „gewiß —"

„Jawohl, jawohl — du sagst es auch gut — na, das sagte sie — mir läuft es jetzt noch kalt den Rücken herunter, und dann war sie schön, sage ich dir — schade, daß sie im Abmarsch ist, ein paar Jahre kann sie's noch machen, dann ist's aus mit ihrer Größe."

„Was einmal groß war, bleibt groß, Rudolf — ich finde es empörend, eine so große Künstlerin, wie sie, überhaupt zu bekritteln! — Was machen die Kinder?"

„Danke; dein Pätchen, der Schlingel, ist selig, daß du kommst — da sind wir ja." —

Gitta blieb einige Tage bei Bentheims. Ihr Schwager fand sie dieses Mal so merkwürdig und zerstreut, daß er zu seiner Frau sagte: „Gitta hat Pläne. Was mag es sein? Ich glaube, sie will nicht zu-

geben, daß sie von der Rabenhorst bei näherer Bekanntschaft gründlich enttäuscht ist, denn sie spricht ja kaum von ihr. Aber etwas ist da los, wahrscheinlich eine Liebesgeschichte, unvermeidlich bei jungen Mädchen in ihrem Alter; ich kriege es schon heraus."

„Ach, wenn sie doch erst glücklich verheiratet wäre," seufzte Andrea, „aber sie ist so wählerisch!"

„Zum Heiraten taugt sie eigentlich nicht, da ist etwas Fremdartiges in ihrem Charakter, was uns armen Kerls bange macht. Otto Stratten möchte sie heiraten, oder richtiger ihr Geld, aber den nimmt sie nicht — ich weiß wahrhaftig niemand für Gitta."

„Graf Siweden," antwortete Andrea.

„Dieser alte Philister und Weiberfeind? Der thut's nicht, den kenne ich noch von früher her — diese Partie dürfte Gitta übrigens nicht ausschlagen — komisch, warum seid ihr alle so verliebt in Siweden?"

„Wer liebt Siweden?" fragte Gitta, ins Zimmer tretend, neugierig.

„Ich," antwortete Rudolf mit Nachdruck, „du vielleicht auch?"

„Ich kenne ihn noch gar nicht, aber er interessiert mich, ist er so nett, wie man sagt?"

„Ein greulich langweiliger Kerl mit Kunstinteressen, schöngeistig — dir wird er nicht gefallen, er ist zu eingebildet!" warf Rudolf nachlässig hin, um ihren Widerspruch zu reizen. —

Als Gitta abgereist war, sagte Andrea:

„Möchte der Himmel doch diese Ehe beschlossen haben, für Gitta wäre es das Beste."

„Ob darin ihr Glück liegen wird?" meinte Rudolf nachdenklich.

„Aber natürlich — wie kannst du nur fragen?" war die Antwort. —

Zu Hause angekommen, schlich Gitta in ihr Mansardenstübchen hinauf. Es war so heiß in der Stube, sie trat ans Fenster und schaute in den Wintertag hinaus.

„Freiheit, Freiheit!" dachte sie, „ich ersticke, ich sterbe, wenn sie mich nicht loslassen."

Draußen war alles weiß beschneit, regungslos reckten die Bäume ihr totes Gezweig zum Himmel auf, als flehten sie um Sonnenschein, Leben, Wärme, aber das eherne Antlitz des Himmels gab keine Antwort.

Eine tote, beklemmende Stille lag über allem. Auch über ihrem Herzen?

Nein, da regte sich etwas, das ihre augenblickliche Verstimmung sehr bald überwand. Irgendwo in der Ferne — da war es, das

Große, das Wunderbare — ihre Hände umspannten den Fenstergriff, sie stand regungslos, als lauschte sie auf die Stille, aber in ihr gärte es und um sie war ein Rauschen und Brausen, der Genius streifte sie mit seinem Flügel, und durch die dämmernde Zukunft sah sie ihr Ziel.

III.

Gitta saß in ihrem Zimmer.

Aufgeschlagene Bücher und Schriften lagen um sie herum, ihre dunklen Augen glühten.

Sie blätterte ziemlich planlos in Goethes Iphigenie herum, denn sie wußte es längst alles auswendig. Da klopfte es an ihre Thür und Frau von Packwitz trat herein.

„'n Tag, altes Kind — blaß und abgespannt natürlich — warum studierst du dich zu Tode? Du kannst deinen Lex ja schon längst, und bis zur Aufführung ist es doch noch lange hin.“

Gitta schob ihr einen Stuhl hin.

Gisela zündete sich eine Cigarette an.

„Also, weswegen ich kam — wir müssen die heutige Probe auf morgen verschieben.“

„Schade, warum?“

„Ach, es thut weiter nichts, ich bin schon bei allen gewesen — es geht morgen, und du kannst natürlich kommen?“

„Ich kann immer.“

„Gut, das wäre erledigt.“

Frau von Packwitz besaß neben großer Unternehmungslust ein ausgezeichnetes Organisationstalent.

Ihr augenblickliches Unternehmen hatte allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, aber sie hatte ihren Willen durchgesetzt.

Es sollte in ihrem Hause gleich nach Weihnachten eine große Dilettanten-Theateraufführung stattfinden.

Ihr äußerer Zweck war — Wohlthätigkeit, ihre geheime Absicht dabei: Gitta und Graf Siweden zusammen zu bringen.

Gitta kam nichts erwünschter als diese Aufforderung zur Mitwirkung. Graf Siweden aber hatte lange hartnäckigen Widerstand geleistet.

Erstens, warum sollte es etwas Klassisches sein — eine junge Dame aus der Gesellschaft „Iphigenie“? Haarsträubend.

Auf dem „Klassischen“ bestand aber Gisela. Gitta sollte wirken, und gerade als Iphigenie mußte sie wirken. So wurde Graf Siweden,

der „zu seinem Unglück“ einmal die Rolle des „Orest“ sehr schön gelesen hatte, so lange gequält, bis er aus Höflichkeit nachgab. Herr von Stratten, Gittas Vetter, der ihr Herz zu gewinnen hoffte, gab sich die größte Mühe, aus „Pylades“ etwas recht „Fixes“ zu machen. „Thoas“ übernahm Herr von Packwitz selbst, und seit einigen Wochen bereits fanden jede Woche zweimal die Proben bei Frau von Packwitz statt. Hier war es, wo Gitta Graf Siweden kennen lernte.

Er gefiel ihr. Er machte ihr einen sympathischen Eindruck.

Sehr herablassend betrachtete er die „kleine talentvolle Vorleben“ anfangs, aber Gisela hatte doch richtig taxiert — schon der Monolog würde genügen. Als Gitta ihn sprach, wurde Siweden aufmerksam, er konnte sich der Wirkung nicht entziehen, und nach der ersten Leseprobe war er voller Eifer für die Sache. Auf sein eigenes Können bildete er sich ziemlich viel ein.

„Wir werden es schon machen,“ sagte er zu Frau von Packwitz. Doch seine ganze Siegesgewißheit schwand dahin, als Gitta ihm zum erstenmal auf der Bühne gegenüber trat. Was war das? Das war kein gewöhnliches Spiel, das Mädchen hatte wahrhaft Talent, mehr noch — es hatte Genie — er fühlte sich befangen, ungeschickt ihr gegenüber, die so in ihrer Rolle aufging, daß die Personen ganz für sie zurücktraten und ihre Begeisterung alle Mitspielenden fortriß.

Auch ihn.

Er war ein bedeutender Mensch, und wenn es ihm der Mühe wert war, so leistete er auch Bedeutendes. — Bei dieser Gelegenheit schien er nur sein Bestes geben zu wollen.

Frau von Packwitz strahlte.

„Wie findest du Siwedens Spiel?“ fragte sie und blickte von ihrer Cigarette auf Gitta.

„Ausgezeichnet, Gisela, und wie ernst er die Sache auffaßt!“

„Du spielst ja auch ganz nett — wenn die Aufführung gelingt, verhelfe ich dir zu deiner Künstlerlaufbahn,“ lachte Gisela in der sicheren Ueberzeugung, daß die Verlobung Gittas und Siwedens den effektvollen Schluß der Komödie bilden würde.

Für Gittas geheime Pläne und Ideen konnte gar nichts günstiger sein als diese Proben unter Anleitung eines der tüchtigsten Schauspieler der Stadt. Sie fühlte sich so stolz und frei, wie noch nie im Leben. Und dann kam die Aufführung. — Sie verlief glänzend.

Es war Gittas erster öffentlicher Erfolg. Natürlich — ein vollendetes Spiel hatte niemand erwartet, es fehlte ihr die schauspielerische

Routine, die richtige Anwendung und Beherrschung ihrer Stimmmittel, aber der Liebreiz ihrer Erscheinung, ihre vollständige Hingabe an ihre Rolle und ihre Auffassung riefen den lauten Beifall der Zuschauer hervor, und über ihr Talent war nur eine Stimme.

— Jetzt stand sie, hochaufatmend, beide Hände auf die Brust gepreßt, im wallenden weißen Gewand der Priesterin, auf der kunstvoll arrangierten Dilettantenbühne.

Der Vorhang war endgiltig gefallen.

Vor ihr stand „Orest".

Er wollte ihr etwas sagen. Ihr danken. Aber sein Herz klopfte so, daß er kein Wort hervorbrachte.

Er war bezaubert.

Endlich wiederholte er leise:

„Darf ich wissen, wer mir gleich einer Himmlischen begegnet!"

Sie sah ihn an — doch galt das Leuchten ihrer Augen nicht ihm, als sie jetzt sagte:

„Nicht wahr, es ist schön, groß — o, es muß mir gelingen!"

„Orest" kam zu sich und war in einem Augenblick wieder Graf Siweden.

„Es ist Ihnen ja gelungen, gnädiges Fräulein," antwortete er, erstaunt in ihr strahlendes Angesicht blickend.

Sie fuhr zusammen.

„Ja so — verzeihen Sie — ich bin noch ganz benommen davon — ich —" Ein leichtes, stolzes Neigen des Kopfes, und fort war sie.

Die ganze Stadt sprach von der Aufführung; man wollte, daß sie im Theater selbst wiederholt würde. Das scheiterte jedoch an dem eigensinnigen Widerstand von Onkel Rolf, der nun von der Sache genug hatte. Seine Nichte würde ihm ja total verrückt gemacht, sagte er, höchste Zeit, daß sie heirate — das wäre das Vernünftigste. Auch er hoffte auf Graf Siweden. Man war es jetzt schon ganz gewohnt, die beiden als Paar zu betrachten. Die einzigen Harmlosen waren das „Paar" selbst, Graf Siweden allerdings gefesselt, aber noch völlig unentschlossen, und Gitta ahnungslos.

Ziemlich erschöpft ruhte sie einige Tage nach der Festvorstellung, in ihrem Zimmer auf der Chaiselongue liegend, aus. Sie erwartete Graf Siweden, der ihr ein Buch bringen wollte, über das sie gesprochen hatten. Da klingelte es schon. Sie sprang auf und wollte in das Wohnzimmer hinuntergehen, als Gisela ohne weiteres hereintrat.

„Neuigkeiten," rief sie vergnügt, „hier, lies!"

Gitta nahm ihr eine Zeitung aus der Hand und las sofort in großen Lettern die Worte: „Isabella Rabenhorst.“

Sie wurde ganz blaß.

„Famos, nicht wahr?“ fuhr Gisela fort, „einmaliges Gastspiel — schon übermorgen. Da müssen wir alle zusammen hin, sie ist auf der Durchreise nach Berlin und will auf allgemeinen Wunsch hier eine Wiederholung der Sappho geben. Freust du dich nicht?“

„Sehr!“ antwortete Gitta gepreßt. Sie war tief überrascht.

Niemand wußte, daß sie in stetem Briefwechsel mit Isabella stand. Warum hatte diese ihr nicht mitgeteilt, daß sie, auf dem Wege nach Berlin, Dillburg berühren würde?

„Graf Siweden wartet im Salon,“ meldete das Mädchen.

Die Damen begaben sich Arm in Arm hinunter. Da stand er, mit einem dicken Buch in der Hand.

„O du meine Güte, nur keine tiefsinnigen Gespräche am frühen Vormittag,“ bat Gisela, „wir haben Besseres vor, Graf Siweden, Sie können gleich zum Theater laufen und uns Billette für übermorgen besorgen — die Rabenhorst spielt.“

Siweden war zu allem bereit. Gitta, die lieber allein gegangen wäre, konnte doch nicht recht nein sagen — und so geschah es. —

Am Nachmittag des 14. Januar lief der Kurierzug aus dem Süden in Dillburg ein, welcher die sehnsuchtsvoll erwartete Frau Rabenhorst mit sich führte.

Als die Tragödin bald darauf ihr Zimmer im Hotel betrat, strömte ihr ein Duft von Veilchen entgegen.

„Ich wußte es, das liebe Kind,“ sagte sie. „Was schreibt sie denn?“

In einem Korbe voll der schönsten Veilchen lag ein Brief Gittas.

Isabella las und antwortete sofort:

„Wenn Sie morgen am Tage nicht kommen können, so kommen Sie abends, sieben Uhr, ich fahre mit dem Nachtzug weiter um 12. J. R.“

* * *

Um sieben Uhr an demselben Abend war das Theater bereits gefüllt, trotzdem die Vorstellung erst um halb acht Uhr begann. In der Prosceniumsloge, der Bühne so nahe wie möglich, saß Gitta zwischen Frau von Packwitz und Siweden. Das Haus war ausverkauft. Gittas ganzer Bekanntenkreis war vertreten. Niemand wollte das Gastspiel der Frau Rabenhorst versäumen. Auf den Gesichtern lag freudige Erregung. Die Operngläser waren in voller Thätigkeit, und die allgemeine Konversation schwirrte und summte durch das Theater.

Der Vorhang ging auf.

Das Stück begann, und bald ertönten hinter der Bühne die Rufe: „Heil, Heil, Sappho Heil!"

„Jetzt kommt sie gleich," dachte Gitta. — Da war sie schon, strahlend, königlich grüßend nach allen Seiten, im Purpurmantel, die goldene Leier in der Hand — Totenstille.

Und dann die weiche, tiefe Stimme: „Ich grüß' euch —"

Unwillkürlich beugte Gitta sich vor. Der Gruß der Dichterin an ihr Volk war auch ein Gruß an sie, wie ein Ruf, dem sie folgen würde, mußte — das wußte sie jetzt. Sie gehörte mit dazu, es war ein Unding, daß sie noch hier oben saß unter den Zuschauern, ausgestoßen, fremd. Kein Auge wandte sie von der Bühne.

Und neben ihr, zurückgelehnt, saß Graf Siweden, seine Augen hingen an Gittas feinem Profil — wie schön sie war! Liebte er sie?

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Als es zu Ende war, tobte ein wahrer Beifallssturm durch das Haus.

Gitta saß wie eine Statue, und „Sappho" grüßte und dankte mit ihrem unbeschreiblichen Lächeln.

„Teufel, muß die Frau schön gewesen sein," sagte ein Offizier in Gittas Nähe.

Sie sah sich um. Freilich, Verständnis für ihre innersten Empfindungen würde sie wohl kaum finden. Da begegnete ihr Auge Siwedens Blick. Unwillkürlich streckte sie ihm die Hand entgegen, er ergriff sie, und aus einem Munde sagten beide: „Es war schön."

So belebt hatte sie seine ernsten Züge noch nie gesehen.

„Wollen wir auch Schauspieler werden?" sagte sie leise mit einem halben Lächeln, während er ihr den Mantel über die Schultern legte.

„Nein," antwortete er mit einer Bestimmtheit, die sie frappierte, „das wollen wir nicht, aber zusammen —"

„Fertig, altes Kind?" Gisela stand neben ihnen.

„Ja, ich bin fertig — adieu, Graf Siweden."

„Leben Sie wohl, darf ich morgen noch einmal mit den Büchern zu Ihnen kommen?"

„Morgen? Ja, am Vormittag, wenn Sie wollen —?"

„Ich werde es versuchen."

Er verbeugte sich, und der Wagen mit Packwitzens, Gitta und Herrn von Stratten rollte durch die Straßen.

„Siweden sah ja ganz entzückt aus. Ich glaube, er will die Rabenhorst heiraten," spottete Gisela.

„Famoser Gedanke!“ rief Stratten. „Uebrigens kennen Sie ihn schlecht, Baronin, der heiratet nie und nimmer eine Schauspielerin.“

„Ist er so hochmütig?“ fragte Gitta fast gegen ihren Willen.

„Altes Kind — deine Begeisterung in Ehren — aber deine Ansichten sind kindlich — man kann sich dreimal in eine Schauspielerin verlieben, aber heiraten? 's wäre auch ein Jammer um Siweden, seine diplomatische Karriere, sein schönes Erbe in Schlesien, alles —“

„Alles futsch!“ bestätigte Stratten.

Eine Pause folgte.

„Kolossal angreifend, so'n geistiger Genuß,“ begann Stratten aufs neue, einen Seitenblick auf Gitta werfend. „Uebrigens, unsere Iphigenie war besser, wie, Fräulein von Worleben?“

„Eine Rabenhorst kann überhaupt nie erreicht werden, Herr von Stratten.“

„Nanu, mein gnädiges Fräulein — erstens mal ist sie zu groß — kolossal groß, die Rabenhorst, die anderen neben ihr sehen aus wie, wie — Insekten, überhaupt so klein.“

„Grashüpfer und Flöhe,“ lachte jetzt Gisela aus vollem Halse, „sie hätte sie alle in die Tasche stecken können — mir war den ganzen Abend Angst um die eine Coulisse, die so fürchterlich wackelte — eigentlich müssen wir Tante Rabenhorst zur Wiederholung von Iphigenie einladen. Gitta, soll ich?“

„Laßt doch Iphigenie endlich einmal ruhen!“ rief Gitta gereizt. „Da sind wir — gute Nacht.“

Am nächsten Vormittag erwartete sie Siweden. Was hatte er gemeint mit dem „zusammen“? Nicht Schauspieler, aber zusammen?

Eigentlich gehörten sie auch zusammen, das fühlte sie.

Sie kannten sich jetzt recht gut gegenseitig; das war eine wunderschöne Kameradschaft gewesen während des Zusammenspiels — er war der erste Mann, der ihr imponiert hatte, gleich beim ersten Sehen, und das war so geblieben; sie rechnete ihn zu ihren Freunden — nein, er war ihr bester Freund, und warum sollte das nicht so bleiben?

„Alles drängt jetzt zur Entscheidung,“ sagte sie sich. „Aber zu welcher? Ich hätte ihn ganz gern gesprochen, warum kommt er nicht?“

Ja, da saß er in seiner Stube, den Kopf in die Hände gestützt, und grübelte.

Was hatte er doch die vergangene Nacht geträumt? Immer dieselbe Geschichte — sie, als Iphigenie, stand vor ihm und wollte seine Ketten lösen, aber es ging nicht, und dann war sie es, die die Ketten

hatte, ganz umwunden war sie damit, es klirrte und rasselte bei jeder Bewegung.

„So geht es nicht!" hatte er traurig gesagt, und sie hatte geantwortet: „Nein, wir können sie gar nicht lösen, wir müssen warten, bis sie von selbst abfallen."

Krach — fielen sie zur Erde. Mit jähem Schreck erwachte er und war allein.

„Was für ein Unsinn ist das," dachte er, „von selbst abfallen? Als ob ich nicht könnte, was ich wollte!"

Sollte er hingehen und um sie anhalten? Hatte er Grund, zu glauben, daß sie seine Neigung erwiderte?

Nun, was er ihr zu bieten hatte, war nicht wenig: Er war der älteste Sohn einer vornehmen, reichen Familie, er hatte eine brillante Stellung, er stand im besten Mannesalter, ja, er konnte es sich schon zutrauen, ihr Jawort zu erringen, wenn es galt.

Ein bedeutendes, seltenes Mädchen. Das war sie. Ein großartiger, selbständiger Charakter. Und das gerade reizte ihn! Ihm mußte sie gehören, ihm allein! Gestern abend im Theater hatte er gedacht: Gitta hätte die Sappho noch schöner gegeben als Frau Rabenhorst. Gitta auf der Bühne überhaupt würde in kurzer Zeit die Welt zu ihren Füßen haben. Gitta Schauspielerin, widerlicher Gedanke! Einfach unmöglich. Wie kam er darauf?

„Sie wäre im stande —" dachte er plötzlich, sprang auf und ging heftig auf und ab — die Hände auf dem Rücken — „nein, es durfte nicht sein; und da ist gottlob der Onkel, die ganze Familie, und da bin ich und sage: du bist mein! Nachher können wir ja Theater spielen, so viel sie will.

Jetzt ist es zu spät, hinzugehen, aber — heute abend."

IV.

Der Abend kam sehr früh um diese Winterszeit, um 4 Uhr war es bereits vollkommen dunkel.

Dichtes Schneegestöber.

Aus der Worlebenschen Villa huschte eine schlanke Gestalt im langen Mantel, die Kapuze über den Kopf gezogen.

Durch verschiedene Straßen ging es in schnellem Schritt. — Da war das hellerleuchtete Kaiserhotel.

„Bringen Sie Frau Rabenhorst meine Karte!" sagte Gitta dem Kellner.

Im nächsten Augenblick stand sie der Schauspielerin gegenüber.

„Nun," fragte diese, ihre Hände ergreifend, „Treue gehalten?"

Statt aller Antwort umschlang Gitta sie.

„Ich muß mit!" rief sie außer sich, „noch heute abend."

„Ruhe!" bat Frau Rabenhorst, „das ist das erste — dann sprechen wir ernstlich."

Sie zog sie neben sich auf das Sopha.

„Also jetzt soll es Ernst werden," sagte sie, „Sie sind bei Ihrem Entschluß geblieben?"

„Es ist mein einziger Gedanke."

„Gut. Ich habe inzwischen durch Herrn Vogt von Ihrer ‚Iphigenie' gehört, er ist ein sehr guter Künstler, und er sagt, er würde Sie sofort engagieren. Wie steht's nun mit Ihrer Familie?"

„Ich muß mich — von ihr lossagen."

„Waren es Ihre Verwandten, die neben Ihnen im Theater saßen?"

„Nein — warum?"

„Ist der Herr, der den Platz an Ihrer Seite hatte, Ihr Freund?"

„Graf Siweden? Ja —, der hat vielleicht Verständnis für mich — das heißt —"

„Mit anderen Worten: Ist Ihr Herz frei?"

„Ganz."

„Das muß es auch, wenn man im Begriff steht, einen großen, ernsten Beruf zu ergreifen. Was ist nun Ihr nächster Gedanke?"

„Einfach fortgehen und die unvermeidliche Scene brieflich abmachen. Vielleicht holt Onkel Rolf mich polizeilich zurück — dann baue ich auf meinen Schwager, der Gegenvormund ist, und in zwei Jahren bin ich mündig. O, Frau Rabenhorst, helfen Sie mir, nehmen Sie mich mit, lehren Sie mich! Sobald ich eine Anstellung habe, sobald ich kann, will ich's Ihnen tausendfach vergelten."

Frau Rabenhorst schwieg.

Plötzlich sagte sie ganz unvermittelt:

„Nun, wie wär's mit einer Probe? Nehmen wir aus Maria Stuart den dritten Akt, vierte Scene. Sind Sie fertig, Fräulein Worleben? Die Königin von England steht vor Ihnen."

Sollte die Ehrfurcht vor der Meisterin sie lähmen? Nein, es galt ja das Leben.

Sie spielten die Scene.

„Ich weiß genug," sagte Frau Rabenhorst dann, „und ich bin

entschlossen. Kommen Sie, mein Kind, nun der Plan und dann die Ausführung."

Sie sprachen und beredeten fast drei Stunden, dann trennten sie sich.

„Ich lasse sie nicht wieder los," dachte Isabella.

Wo es einen Kampf, einen Gewinn für die Kunst galt, da war es ihre eigene Sache. Und Gitta mußte für die Kunst gewonnen werden, und zwar sofort.

Keine langen Unterhandlungen mehr — zugreifen, handeln. Gitta als Persönlichkeit war ihr sympathisch, reizvoll. Gut — jetzt gehörte sie ihr. Ihre Geisteskräfte regten sich, und mit einem Eifer, der an Uebermut grenzte, nahm sie nun Gittas Sache in die Hand.

Die Glocken der Kirchtürme von Dillburg schlugen sieben, da eilte Gitta nach Hause. Sie ging wie auf Wolken.

Als sie durch ihre Gartenpforte schlüpfen wollte, sagte Graf Siwedens Stimme neben ihr:

„Guten Abend, darf ich hineinkommen?"

„Bitte," antwortete sie sehr erschrocken und schritt ihm hastig voran ins Haus.

Er folgte langsam.

Wie süß sie aussah, sie war ganz mit Schnee bedeckt, nur die Augen leuchteten wie zwei Sterne aus der weißen Umhüllung hervor. Sie bat ihn einzutreten und verschwand in ihr Zimmer. Daß er nun noch kommen mußte! Sollte sie ihn bitten — nein, unmöglich.

Sie rief ihr Mädchen, erteilte wichtige, geheimnisvolle Befehle, dann ging sie zu ihm hinunter.

Der Onkel war ausgegangen. Siweden stand allein im Salon.

„Wo waren Sie denn?" fragte er. „Mich wundert, daß Sie im Dunkeln allein gehen dürfen."

„Sie werden sich noch ganz anders wundern," dachte sie, aber sie wußte nichts Rechtes zu antworten. Wenn er doch wieder fortginge!

„Denken Sie," begann er, „ich bin so begeistert von dem gestrigen Abend, daß ich heut' nachmittag fast Frau Rabenhorst aufgesucht hätte, um diese hervorragende Frau kennen zu lernen."

Jetzt sah Gitta ihn etwas fassungslos an.

Wenn er sie da getroffen hätte!

„Ich dachte," antwortete sie stockend, „Sie möchten — Sie fänden den Verkehr mit Schauspielern — nicht ganz —"

„Im Gegenteil, ich finde das höchst interessant — das heißt, Sie könnten natürlich nicht gut hingehen, aber ich —"

„Warum ich nicht? Frau Rabenhorst steht doch einzig in ihrer Art da."

„Ich habe auch nie speziell über Frau Rabenhorst etwas Nachteiliges gehört," antwortete er, „sie gehört vielleicht zu den wenigen Ausnahmen, die sich in dieser schweren Laufbahn einen tadellosen Ruf bewahren, aber hingehen, nein — das dürfen Sie nicht."

„Sie sind — sehr schroff."

Gitta drehte ihm den Rücken und ging ans Fenster.

Es war so dunkel draußen. Der Schnee fiel noch immer.

Sie fühlte sich ungemütlich. Neben ihm erschien sie sich selbst plötzlich so jung, er wußte doch wohl mehr vom Leben als sie. Hatte sie denn gar keine Angst vor der Zukunft?

Und jetzt — es war gewiß kindisch, aber sie konnte sich nicht helfen, sie warf ihm einen hilflosen Blick zu.

„Graf Siweden!" begann sie stockend.

Er stand schon neben ihr.

„Mein Gott, Sie sehen ja plötzlich ganz elend aus, was fehlt Ihnen? Setzen Sie sich, hier — so, soll ich weggehen? — ich hole Ihnen Wasser — "

„Nein. Bleiben Sie — es — ist schon wieder gut — ich — muß Sie sprechen."

Betroffen blickte er sie an.

Er hatte ja sprechen wollen, nun fing sie an, das war doch merkwürdig. Aber noch merkwürdiger war die Veränderung, die plötzlich mit ihr vorging. Eben noch saß sie schwach, matt auf ihrem Sessel, jetzt stand sie auf. Sie holte tief Atem, sie richtete sich gerade auf, stolz, kühn, Entschlossenheit in den Zügen, stand sie vor ihm — mein Himmel, was wollte sie!

„Graf Siweden!" sagte sie, „ich bin entschlossen, zur Bühne zu gehen."

„Sie?" antwortete er, ohne recht zu wissen, was er sagte — „Sie — was? Warum?"

„Warum?" wiederholte sie, „weil ich nicht anders kann, weil ich muß, weil es mich drängt und zwingt seit Jahren, ich muß — ich muß."

War sie bei Sinnen?

Er konnte ihre Worte nicht so schnell fassen.

„Ihren Onkel, Ihre Familie — das wollen Sie alles aufgeben — haben Sie denn keine Liebe für — "

„Ich habe keine Liebe," unterbrach sie ihn, „als diese eine große Liebe zur großen — Kunst — es ist —"

Sie verstummte einen Augenblick. Er sah sie totenblaß werden, und dann fuhr sie fort, an ihm vorbeisehend:

„Es ist wie — ein Feuer."

Wieder eine sekundenlange Pause, während er sie wie fasciniert anstarrte.

„Wie ein Feuer!" wiederholte sie, „und das glüht in mir, es verzehrt mich, es strömt durch meine Adern, es ist stärker als ich, es muß sich Bahn brechen — und sollte ich dran sterben. O, Graf Siweden, kann das denn niemand verstehen?"

Gerade auf ihn waren jetzt die brennenden Augen gerichtet.

Er war stumm. Er stand nur und sah nach ihr hin. Jetzt wußte er es, wie er sie liebte. Das war auch wie ein Feuer in seinem Herzen, aber keins, das ihn emporhob und zu Begeisterung fortriß wie sie — nein, es brannte und nagte an seinem Herzen, es verursachte ihm physische Schmerzen, und in diesem unbarmherzigen Flammenmeer versank seine ganze Zukunft, sein stolzes Luftschloß brach krachend zusammen, Schutt — Rauch — und der Rest — tote Asche. —

„Er versteht mich nicht," dachte sie. „Was steht er so steinern da? Verachtet er mich?"

„Antworten Sie mir doch!" rief sie zornig. „Werden Sie mich nun künftig verachten?"

„Ich Sie? O nein, Fräulein Gitta."

Plötzlich war er ganz ruhig, ganz klar und nüchtern. Sie mußte natürlich verhindert werden, vor allen Dingen beruhigt. An sich durfte er vorläufig nicht denken.

„Fräulein Gitta," bat er bewegt, ihre Hände ergreifend, „wir sind doch gute Freunde, nicht wahr?"

„Ich dachte es," antwortete sie unsicher.

„Nun denn — überlegen wir uns diese Sache — ich verstehe Ihren Enthusiasmus, aber Sie ahnen gar nicht, was Sie thun wollen."

„Er will mich von etwas abbringen, was unumstößlich ist," dachte sie, „dazu habe ich keine Zeit."

Sie machte ihre Hände aus den seinen los.

„Sie begreifen mich nicht," sagte sie, „ich weiß das — ich muß allein durch, mich durchkämpfen, allen zum Trotz, bis ich sie alle bekehrt habe."

Was sollte er nun thun!

Von dem Ernst der Sache war er überzeugt. Zeit gewinnen — das war das einzige.

„Sie ist ja auch nicht mündig," dachte er schnell, „sie kann ja nicht ohne einen Groschen nur so auf die Straße laufen und Theater spielen?"

Er sprach zu ihr, wie zu einem Kinde, nicht ahnend, daß sie schon gar nicht mehr auf ihn hörte und längst nicht mehr begriff, wie sie dazu gekommen war, mit ihm zu sprechen.

„Graf Siweden," unterbrach sie ihn plötzlich, Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen?"

„Wie sollte ich —"

Der Schritt des Onkels auf der Treppe.

„Ich muß jetzt fort," sagte er erregt, „ich komme morgen früh wieder, und dann beraten wir gründlich, nicht wahr, Sie unternehmen nichts, ohne es mich vorher wissen zu lassen. Wenn ich Ihnen — behilflich sein kann, nicht wahr, ich darf mich auf Sie verlassen?"

„Sie werden von mir hören."

Er ergriff ihre Hände. „Wie eisig kalt," dachte sie. Dann eilte er hinaus, an Onkel Rolf vorbei, der ihn verblüfft ansah.

Auf dem Flur blieb Siweden stehen.

„Hast du dich mit Siweden verlobt?" hörte er den alten Baron neugierig fragen, während er seinen Pelz anzog.

Max hielt den Atem an, er mußte die Antwort hören, und sie kam — heftig und bestimmt: „Onkel Rolf — ich denke gar nicht daran, mich zu verloben — ich —"

„Genug!" murmelte Siweden. Leise schritt er zur Thür heraus. „Das war also ein Traum!" sagte er sich.

Die Enttäuschung war bitter. Aber er konnte die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben.

Morgen werde ich ruhiger sein und es ihr am Ende doch sagen, sie muß ja zur Vernunft kommen. —

Auch über der Villa Worleben breitete sich allmählich die Stille der Nacht aus. Eine heftige Scene mit dem Onkel war der Schluß des Tages gewesen. Gitta hatte erklärt, sie wolle lieber betteln gehen, als einen Tag länger unter diesem Dache leben. Ein Wort gab das andere, und schließlich verbot ihr der Onkel, sich ihm in den nächsten Tagen zu zeigen. Er würde ihr die Mahlzeiten aufs Zimmer schicken und sie einschließen wie ein unartiges Kind. Damit trennten sie sich.

Onkel Rolf ging früh zu Bett, er schlief vor Aerger nicht sofort ein. Diese Gitta mußte wahrhaftig noch in eine Pension! Ging nicht

da die Hausthür? Es war 10 Uhr. Ach so, sie wurde wohl geschlossen — die Leute machten ja heute kolossalen Lärm auf der Treppe. Dann war alles still. — —

Onkel Rolf schlief ein; er hörte noch einen Wagen unter seinem Fenster vorbeirollen — dann nichts mehr.

V.

Mehrere Jahre waren verstrichen. Gitta Worleben war Schauspielerin geworden. In jener Nacht, nach der heftigen Auseinandersetzung mit ihrem Onkel, war sie geflohen, sie hatte den Staub ihrer Vaterstadt von den Füßen geschüttelt, sich Frau Rabenhorst angeschlossen und unter ihrer Leitung die ersten dramaturgischen Studien aufgenommen.

In Dillburg herrschte begreiflicherweise große Aufregung nach dieser unerhörten That des jungen Mädchens. Alle Bemühungen der Familie Worleben, Gitta zur Umkehr zu bewegen, blieben erfolglos, und so sagte man sich denn von ihr los, man strich ihren Namen, welcher fortan das reine Wappenschild der Worlebens verunglimpfen würde, einfach von der Liste der Lebenden. Dagegen bildete sie mehrere Wochen den Gegenstand des lebhaftesten Stadtgesprächs. Das Interesse erreichte den Höhepunkt, als man erfuhr, der Gesandtschaftsattaché Graf Siweden habe sich ihretwegen mit Herrn von Stratten, einem Vetter Gittas, geschossen. War sie verlobt gewesen? Mit wem? Es war nicht heraus zu bringen, und so legte sich die Aufregung allmählich und man ging zur Tagesordnung über.

Hinter Gitta lagen jetzt die ersten schweren Jahre ihrer Laufbahn. Nach beendigtem Studium hatte Frau Rabenhorst ihr in einer mittelgroßen Stadt Süddeutschlands eine Anstellung an einem kleinen Theater verschafft. Dort war es, wo sie zum erstenmal öffentlich aufgetreten war, und dort auch machte sie die bittersten Erfahrungen ihres Lebens, erfuhr die schweren Enttäuschungen, die gerade dieser Beruf so unabweisbar mit sich bringt.

Ihre bisherigen Lebensanschauungen standen in schnurgradem Widerspruch zu denen ihrer jetzigen Umgebung, und wäre sie nicht ein wahrhaftiges Genie gewesen, so wäre sie wohl nie zum Ziele gelangt. Aber Frau Rabenhorst hatte sich nicht getäuscht, Gitta war ein Genie. Sie hielt an ihren Idealen fest, und so rang sie sich durch, ihr reines Herz und ihr Feuergeist behielten den Sieg. Sie arbeitete unermüdlich, und dadurch errang sie sich, trotz aller Gegenströmungen ihrer Kolleginnen und Kollegen, die von der „hochmütigen, prüden Worleben" nichts wissen

wollten, die Liebe ihrer Vorgesetzten. Denn der Direktor wußte: auf die Worleben konnte man sich verlassen, sie ließ ihn nie in Stich! Jede Rolle, die er ihr zuerteilte, faßte sie mit Eifer auf und war so ganz bei der Sache, daß sie sich Achtung und Anerkennung erzwang. Der Direktor erkannte ihre Gaben, und so setzte er endlich ein Gastspiel Gittas in der Hauptstadt des Landes L. durch. Der Erfolg war über Erwarten gut, und bald darauf wurde sie an dem dortigen Stadttheater, demselben, an dem Frau Rabenhorst verpflichtet war, engagiert. Nun war der Sieg nicht mehr fern. Die Zeiten der „naiven Kammerkätzchen“, der „Schwiegermütter“ und „Tanten“ war vorbei, größere Rollen wurden ihr zugeteilt, und mit der Aufgabe wuchs auch ihre Kraft. Sie regte ihre Flügel und wunderte sich, wie das Entlein im Andersenschen Märchen, über den brausenden Klang.

(Fortsetzung folgt.)



König Traum.

Von

Maurice von Stern.

Ich weiß einen alten Opferstein
Mitten in der Heide.
Da schmilzt so goldig der Abendschein.
Weit aus der Ferne klingen hinein
Hundegebell und Gejaide.

Lila blühendes Heidekraut.
Honigsüßes Summen.
Im Dämmern dann, wenn der Stein ergraut
Und der Mond über die Tannen schaut,
Ein liebliches Verstummen.

Leise, ganz leise — man sieht es kaum —
Schwankt die Tannenkrone.
Der Vogel duckt sich in seinen Flaum.
Im Mondduft aber sitzt König Traum
Auf seinem steinernen Throne.

Er trägt einen Schleier, spinnwebfein,
Auf dem Goldgewande.
Der zittert von Tau und von Sternenschein
Und hüllt die Heide in Silber ein
Und schwebt weit über die Lande.





Der fremde Mann.

Eine Legende aus unsern Tagen.

Von

Paul Quensel.

Sommerglut lag über dem Land. Die Luft zitterte auf den Bodenwellen, und die ferne Stadt rang sich mit ihren Essen und Türmen nur mühsam durch den Brodem.

Es war die Zeit der Ernte. Auf allen Feldern rührten sich die Arbeiter, das Korn in Garben zu binden.

Da kam Jesus den Weg daher. Sein Auge hing schon von weitem sinnend an den werkenden Menschen, und um seinen Mund spielte trotz der sengenden Glut ruhige Milde.

Als er heran war, trat er einen Schritt auf das Feld und sprach: „Leute, habt ihr nicht einen Schluck Wassers?"

Der Bauer, der zunächst dem Wege arbeitete, deutete nach dem Rain und antwortete ihm: „Dort hinterm Ginster, unter der Schürze, liegt noch ein Trunk."

Jesus öffnete die Thonflasche, trank einen Schluck und sagte: „Ich danke dir, Bruder! Du hast mir viel gegeben; denn ich bin weit gegangen im Sonnenbrand."

Indem sich sein Auge dankbar nach dem Angeredeten wendete, blieb es einen Augenblick auf einem Knaben haften, der unfern des Bauern stand.

Das Kind fing den Blick auf, starrte den Fremden erschrocken an und sprach zu seinem Vater: „Es ist Christus!"

Die Rede ärgerte den Mann. Als er Jesus noch einmal mit den Blicken gemessen hatte, antwortete er dem Knaben: „Hast wieder deine Traumzeit, wo du tags die Sonnenharfe hörst und nachts die große Harmonika?"

„Ja, Vater," entgegnete das Kind, „über tausend Töne hat sie; denn jeder Stern singt sein Stimmlein!"

Aber der Vater gebot ihm Schweigen und rief: „Jenes sind stumme Lichter, und dies ist ein fremder Mann. Gott weiß, woher."

„Es ist Christus!" beteuerte der Knabe noch einmal, fast weinend.

Der Bauer wollte hart entgegnen; aber Jesus legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Dein Knabe hat recht geredet. Ich bin's."

Da konnte sich der Mann des Lachens nicht enthalten. „Du, Andreas," rief er seinem Knecht, „dieser behauptet, er sei Christus!"

Der Gerufene wischte sich mit dem Handrücken die Stirn und blickte unter den Brauen hervor scharf nach Jesus. Dann kam er herzu und sagte: „Bauer, er hält uns für Heiden, die nicht wissen, wie der Heiland aussieht!"

Auch auf den Nachbarfeldern schauten die Arbeiter auf, und viele kamen fragend herzu, Knechte und Mägde. Doch als sie den wunderlichen Vorfall vernahmen, schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Fast alle, die wir auf diesen Feldern Garben binden, haben Bilder von dem Herrn. Aber es ist nicht eines dabei, das dir gliche. Willst du uns also vernarren?"

Damit ließen sie ihn stehen und gingen wieder an ihr Geschäft.

Jesus aber wandte sich ab und schritt weiter seines Wegs, der Stadt zu, die ferne gebreitet lag.

Nur der Knabe schaute ihm nach, solange er ihn sehen konnte; dann warf er sich an den Rain, weinte ins Gras und schluchzte: „Er war es."

Und Jesus kam in die Stadt. Durch mühevolle Gassen wandelte er und hörte das Pochen in den Werkstätten und das Sausen in den Fabriken. Geschäftige Menschen eilten gleichgiltig an ihm vorüber, und aus den Fenstern musterten ihn fremde Blicke.

Da hörte er aus einem schönen Haus fröhliche Zinken und Geigen; denn es ward allda eine Hochzeit gefeiert. Er trat hinein, in der Kühle einen Augenblick zu rasten, stellte sich an die Pforte des Saals und ließ seinen nachtstillen Blick über die fröhlichen Menschen gleiten.

So sah ihn die junge Magd des Hauses, die eine silberne Platte voll köstlicher Speisen in den Saal tragen wollte. Sie schaute ihn lange nachdenklich an; dann lief sie eilends zur Hochzeitsmutter und flüsterte ihr mit froher Stimme ins Ohr: „Es ist Christus, der an der Thüre steht!"

Die Frau musterte Jesus durch ihre Brille und sagte zur Magd: „Bist du mir über dem süßen Wein gewesen? Sonst laß deinen unzeitigen Scherz!"

Aber die Magd sagte noch einmal: „Es ist Christus! Siehe, im Tischgebet ward er geladen, und nun kommt er zu Gaste."

Da lächelte die Frau und entgegnete: „Du sollst nicht umsonst gebeten haben. Gieb dem Fremden Speise und Trank im Flur, damit er fröhlich sei mit den Fröhlichen."

Die Magd trat scheu und demütig zu Jesus und entschuldigte sich mit stockender Stimme: „Verzeih mir, Herr! Aber sie wissen nicht, wer du bist, und ich soll dir im Flur zu essen geben."

Jesus strich ihr freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte:

„O, daß du ihnen dein Herz geben könntest, damit sie mich erkennen! Denn ich bin's."

„Ich wußte es!" rief die Magd, halb im Weinen und halb im Frohlocken. „Ich wußte es und will es durch den Saal rufen, damit sie hören."

Jesus wehrte ab und sprach: „Wahrlich, so du ihnen dein Herz nicht geben kannst, so werden sie nicht glauben!" Und er wendete sich und schritt zum Hause hinaus.

Die Magd aber hatte es inzwischen durch den ganzen Saal gerufen: „Es war Christus, der an der Thür stand! Es war Christus!"

Die Hochzeitsgäste schauten verwundert und unwillig von den Tellern auf; doch traten viele ans Fenster, um den Fremden zu sehen. Sie betrachteten ihn genau, wie er langsam durch den Garten zur Straße ging, und sagten: „Wir haben lange in der Schule gesessen, und vieles haben wir gelesen über Jesus, aber gewißlich, jener ist es nicht."

Jesus setzte seinen Weg durch die Stadt fort. Und wieder sah er Menschen, die gleichgiltig an ihm vorübereilten, und Gesichter in den Fenstern, die ihn mit fremden Blicken musterten.

Als er über einen weiten Platz gegangen war, stieß er auf ein großes Haus mit vielen Fenstern. Aus einem derselben drang laut eine lehrende Stimme; so trat er hinein und kam in einen Saal, wo hundert Jünglinge einem Greise horchten.

Der las also: „Dies ist das Gesetz des Nasiräers, der sein Opfer Jehovah gelobet während seiner Weihe; nach dem Verhältnis seines Gelübdes, das er gelobt, soll er thun neben dem Gesetze seiner Weihe."

Und dann hub er an zu deuten und zu klären, daß die Hörer recht erkannten Weihe und Leben der Nasiräer nach Moses Gebot.

Jesus stand eine Weile, aber keiner machte ihm Platz, daß er sitzen konnte. Denn sie schrieben mit Fleiß, was der Lehrer verkündete, und hatten nicht Zeit, auf Jesus zu achten.

Nur einer saß abseits und träumte vor sich hin. Seine Gedanken weilten am heiligen Grabe, und in seinem Ohr klangen die Worte der zwei Männer mit glänzenden Kleidern: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?"

Dieser eine fuhr empor, starrte den Eingetretenen an wie zwischen Traum und Wachen und bot ihm seinen Stuhl. Dann ging er leise zu dem Greis und sagte: „Meister, verzeiht — Christus ist unter Euren Hörern."

Der Lehrer blickte ärgerlich von seinem Buch nach dem Sprecher. Aber der Jüngling ließ sich nicht abweisen, sondern bat von neuem: „Es ist Christus, der eben zu uns getreten. Wollt ihn doch willkommen heißen!"

Da wies ihn der Meister mit heftiger Gebärde von sich und sagte: „Uns ist not, zu betrachten Moses Weisheit und Größe, nicht Fremdlinge zu begrüßen. Was soll die Störung?" Und er bückte sich wieder über sein Buch und las und deutete.

Der Jüngling schlich zurück zu seinem Platz und senkte beschämt das Auge vor Jesus. Der aber nickte ihm milde zu und sagte: „Gräme dich nicht. Es ist in diesem Saal kein Raum für Christus; so laß mich weitergehen!"

Und er ging hinaus und verließ die Stadt und ging wieder durch weite, sonnige Felder bis an den Wald. Unter einer Wettertanne saßen seine Jünger. Sie aßen von ihrem Brot und hatten geschöpft aus einer Quelle.

Als er sich schweigend zu ihnen setzte, sprachen sie: „Meister, warum bist du so traurig?"

Er antwortete ihnen: „Dieser Gang ward mir so sauer wie nichts in meinem Leben."

Sie glaubten, er habe unter der Glut des Tages gelitten, und sagten: „Warum mußtest du auch durch den Sonnenbrand wandeln? Aber du wolltest ja nicht mit uns die kühlen Waldwege gehen."

Er sagte: „Meine Lehre soll nicht um stille Baumkronen rauschen, sondern klingen an den Straßen der Menschen, in Werkstätten und Kammern. Nicht der Sonnenbrand macht mich so traurig, sondern daß sie ihren Freund nicht erkennen."

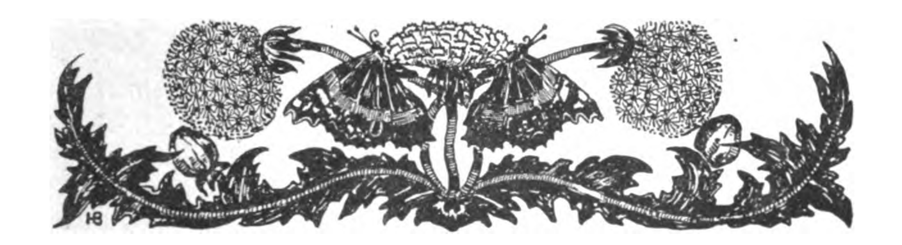
Sie wußten nicht, was er meinte, und boten ihm zu essen; aber er ließ ihnen ihre Speise und sprach: „O, hättet ihr mir Besseres zu bieten!"

Da drangen sie in ihn und baten: „Strafe uns nicht, Meister; sondern sage uns, was dich so traurig macht!"

Er schwieg eine Weile; dann antwortete er ihnen: „Der Weg gen Golgatha war schwer, doch schwerer der Weg durch jene Stadt. Denn wisset: Ob ich auch unter ihnen war bei zweitausend Jahr, so blieb ich ihnen doch ein fremder Mann."

Die Jünger verstummten auf diese Rede; aber sie verstanden ihren Meister nicht . . .





China gegen Europa.

Von

E. v. Hesse-Wartegg.

Als im Januar vergangenen Jahres die ersten Nachrichten von dem Ausbruch der Wirren in China nach Europa kamen, werden sich gewiß viele gefragt haben, wie es kommt, daß die Chinesen den Europäern wie der abendländischen Kultur überhaupt so feindlich gegenüberstehen.

Alle anderen Völker des Erdballs haben diese unsere Kultur in höherem oder geringerem Grade angenommen, alle haben, wenn auch nicht die ethischen Momente, so doch die Erzeugnisse des Abendlandes als zweckmäßig anerkannt und bei sich eingeführt, warum verschließt sich also China allein unseren Errungenschaften? Der Verkehr mit China datiert ja nicht von heute. Schon seit Jahrhunderten treiben Europäer in den Hafenstädten mit diesem Lande Handel, seit Jahrhunderten haben die Chinesen die Europäer wenigstens zeitweilig sogar in ihrer Hauptstadt beherbergt und müssen eingesehen haben, daß die Europäer nicht jene „Barbaren“ sind, als welche sie in chinesischen Werken bezeichnet wurden.

Dennoch hegen sie die lebhafteste Abneigung gegen alles abendländische, und der Ausdruck „Barbaren“ ist keineswegs aus den chinesischen Büchern verschwunden. Man findet ihn noch in zahlreichen chinesischen Werken dieses Jahrhunderts, ja sogar bis auf die jüngste Zeit gebrauchte die chinesische Regierung in dem offiziellen schriftlichen Verkehr mit den europäischen Gesandten in Bezug auf die Europäer und Amerikaner den Ausdruck „fremde Barbaren“, und es bedurfte erst einer energischen Kollektivnote des diplomatischen Korps, um diesen Ausdruck aus den Noten verschwinden zu lassen. Dafür ist er im Volksmunde noch immer üblich, und häufig genug wurde mir auf meinen Wanderungen im Inlande ein noch schärferes Schmeichelwort — Yan-Kwai-tze, d. h. „fremder Teufel“ — zugerufen.

Warum dieser Haß? diese Abneigung? diese Unzugänglichkeit der Chinesen?

Zum großen Teil haben sich die Europäer dies selbst zuzuschreiben. Die Hand auf der Brust, könnten sie „mea culpa“ rufen, denn wahrhaftig, die

ersten Kaufleute der kaukasischen Rasse, welche in früheren Jahrhunderten, zunächst in Canton und auf dem Westflusse im Süden Chinas Handel mit den bezopften Söhnen des Reiches der Mitte trieben, waren keine Hofmarschälle an Höflichkeit. Die Portugiesen und Spanier, Holländer und Engländer der damaligen Zeit, welche auf ihren Segelschiffen bis nach dem fernen Ostasien gelangten, waren großenteils gewinnsüchtige Abenteurer, die ihr Gewissen nicht besonders drückte. Konnten sie nicht friedlich gewinnbringenden Handel treiben, dann versuchten sie auf kräftigere Weise Beute zu machen, nach dem Beispiel jenes Quäkers, der auf dem Sterbebette seinem Sohne die Mahnung gab: „Make money, my son, but make it honestly.“

„But if I cannot make it honestly, father?“ fragte der Sohn.

„Then make money, anyhow,“ antwortete der Vater, drehte sich um und starb.

Krawalle, blutige Kämpfe, Betrügereien waren damals an der Tagesordnung, nicht nur mit den Chinesen, sondern auch untereinander, so daß der „Sohn des Himmels“, der auf dem goldenen Drachenthrone in Peking saß, der Sache dadurch ein Ende machte, daß er diesen europäischen Abenteurern den Handel in den chinesischen Häfen überhaupt verbot. Wäre das Benehmen dieser Leute damals anders gewesen, wäre China nicht wieder den Europäern verschlossen worden, dann wäre China vielleicht schon seit zweihundert Jahren ebensosehr Europa geöffnet, wie es seit einigen Jahrzehnten ist.

Aber wer kann sagen, ob dies Europa zu besonderem Vorteil gereicht hätte? Es läßt sich das Gegenteil behaupten. Dadurch, daß sich China damals wieder verschloß und bei seiner alten, in Traditionen gebannten Kultur verharrte, gewann Europa einen Vorsprung von zweihundert Jahren. Es ist China in vieler Hinsicht weit vorangeeilt, so daß China es kaum mehr einholen kann, und Europa hat sich damit des drohendsten und gefährlichsten Rivalen entledigt. Wie, wenn die Chinesen, dieses größte, zahlreichste, homogenste Volk der Erde, sich schon damals unsere Errungenschaften angeeignet hätten? Wenn sie mit uns gleichzeitig fortgeschritten wären und sich zu einem ähnlichen Industrievolk entwickelt hätten, wie die Völker Europas? Man denke nur an die ungeheure Zahl von vierhundert Millionen Menschen, um vierzig Millionen mehr, als ganz Europa Einwohner zählt, im Wettbewerb mit Europa!

Wenn man diese Gefahren in Betracht zieht, dann könnte man sich bewogen fühlen, in die Tasche zu greifen und zu einem Denkmal zu Ehren der portugiesischen und holländischen Abenteurer von damals beizusteuern. Das schönste Denkmal verdient indessen von seiten der Europäer Confucius, der große Lehrmeister der Chinesen, dessen Moral und ethische Anschauungen heute noch maßgebend sind bei allen Zopfträgern. Wäre er nicht gewesen, dann würden die Chinesen heute vielleicht Europa ebensosehr als Absatzgebiet *ihrer* Waren, als Missionsfeld *ihrer* Kultur betrachten, wie wir trachten, das chinesische Reich als unser Absatzgebiet und Missionsfeld zu erobern!

Aber auch später zeichneten sich die nach China kommenden Europäer nicht durch besondere Höflichkeit und Anspruchslosigkeit aus. Es wird wohl von niemandem bestritten werden, daß bisher kein Europäer — mit Ausnahme der Missionare — nach China kam, um den Chinesen etwas zu geben, sondern stets nur, um zu nehmen, um Geld zu verdienen. Vergnügungsreisen und Hochzeitsreisen unternimmt man nicht nach China. Die meisten Aufstände und Kriege, welche China im Laufe der Jahre zu überstehen hatte, entstammen der Gewinnsucht der Fremden, ja selbst die Missionare sind in den Augen der Chinesen nur Leute, welche kommen, nicht um zu geben, sondern um den Chinesen ihrer Meinung nach ihren Glauben, ihre Seele, ihre Seligkeit, ihre Ahnen zu nehmen! Mehr noch als das: In vielen Gegenden fand ich den Glauben verbreitet, die Missionare suchen Chinesenkinder nur zu gewinnen, um sie zu töten und ihnen die Augen auszustechen, aus denen sie allerhand Geheimmittel bereiten.

Die Engländer führten den großen Opiumkrieg nur, um eigennützige Handelsinteressen zu verfolgen. Engländer und Franzosen überzogen in den sechziger Jahren Peking und die Umgegend aus gleichen Interessen und hausten dort so vandalisch, daß sie den Ausdruck „Barbaren“ und „fremde Teufel“, nicht nur in den Augen der Chinesen, wahrhaftig verdient hätten. Alle Paläste, Sommerresidenzen, Tempel und Klöster wurden ausgeraubt, verwüstet, verbrannt, und noch vor zwei Jahren fand ich in der Umgebung Pekings traurige, öde Ruinen, Verwüstung und Verödung aus der damaligen Zeit. Selbst während des gegenwärtigen Krieges wurde Tientsin von gewissen fremdländischen Truppen geplündert, und derlei Vorfälle sind kaum dazu angethan, die Chinesen von den Vorzügen der fremdländischen Kultur zu überzeugen und sie zu Freunden der Weißen zu machen. Oder sind etwa die Gesandten Leute, welche den Chinesen etwas geben? Peking erschien mir wie ein großer Teich, um welchen die fremden Diplomaten mit der Angel sitzen, um im trüben Wasser zu fischen. Sie lauern mit irgend einem Kaufmann, einem Missionar oder Reisenden als Köder, und ziehen bald eine Eisenbahn- oder Bergwerkskonzession, bald einen Hafen, bald eine Provinz heraus. Gegeben hat den Chinesen noch niemals ein Europäer etwas, stets wurde nur genommen.

Aber ganz abgesehen von den wenig ansprechenden Seiten, von welchen sich die große Mehrzahl der Fremden den Chinesen gezeigt haben, und der in den Augen der Chinesen abstoßenden Eigenartigkeit und Fremdartigkeit ihrer Kultur, sind die Söhne des himmlischen Reiches selbst stolz auf ihre eigenen Errungenschaften und halten ihre eigene Kultur viel höher, als die abendländische. Man setze sich nur einmal über unsere lokalen europäischen Verhältnisse ein wenig hinweg und denke sich etwas in die chinesische Kultur hinein, ziehe gewissermaßen das europäische Gewand aus und dafür das chinesische an. Besieht man sich dann das chinesische Volk nicht mehr mit europäischen Augen, so wird man bei einigem Nachdenken finden, daß die chinesische Kultur keine gar so schlechte sein kann, wenn sie das größte Volk der Erde jahrtausendelang

in seiner ganzen Eigenart, unbeeinflußt durch das Ausland, zu erhalten im stande war. Wir haben hier ein römisches, ein griechisches, ein byzantinisches, ein maurisches Reich gehabt: wo sind diese Reiche heute? Sie verschwanden, wie sie entstanden sind, und gehören vollständig der fernen Geschichte an. Das chinesische Reich ist älter, als alle anderen Reiche der Erde, und doch hat es alle diese Reiche überdauert, ohne erhebliche Einbuße zu erleiden, ja es ist durch all diese Jahrtausende das größte und volkreichste Reich der Erde geblieben! Kann eine Kultur schlecht sein, welche alle anderen Kulturen um solche Zeitalter überdauert hat? Die Chinesen wissen dies sehr gut, es ist ihnen seit Jahrtausenden von allen Nachbarvölkern Weihrauch gestreut worden, alle Nachbarvölker waren ihnen bis auf die jüngste Zeit tributpflichtig, alle Nachbarvölker betrachteten die chinesische Kultur als die höchste, die beste. Die Japaner haben sie in Bausch und Bogen angenommen und stecken heute noch trotz des europäischen Firnisses mitten darin, ebenso die Mandschuren, die Koreaner, die Tibetaner, die Annamiten, Tonkinesen, ja es ist gar nicht lange her, daß auch Siam einen Tribut an den Kaiser von China sandte. Als wir Deutsche noch Wilde waren und in Felle gekleidet in Höhlen wohnten, hatten die Chinesen bereits im wahren Sinne des Wortes „das Pulver erfunden“, hatten ihre Seeschiffe, Kanäle, Straßen, Banknoten, Zeitungen, gedruckte Bücher nicht nur, sie sind auch die Erfinder des Porzellan, des Kompasses, des Papiers u. s. w. Ich habe im mittleren Schantung, in bisher unbekannten großen Pyramiden, Bronzemünzen gefunden, die über viertausend Jahre alt sind, und wo war das deutsche Volk vor viertausend Jahren? Ebenso hatten die Chinesen ihre gewebten Stoffe, Seide, Bronzen, ihre Eisenwerkzeuge, Glas u. s. w. schon vor undenklichen Zeiten.

* * *

Man lese doch die wunderbaren Schilderungen des großen Venetianers Marco Polo aus dem dreizehnten Jahrhundert. Venedig und Italien standen damals auf der Höhe der abendländischen Kultur, und doch kam Marco Polo aus dem Staunen über die damaligen großartigen Errungenschaften der Chinesen nicht heraus! Alles das hat sich bei den Chinesen bis auf den heutigen Tag erhalten; sie sind ganz unstreitig ein Kulturvolk, freilich recht eigener Art, aber es braucht unter diesen Umständen nicht wunder zu nehmen, daß sie ihre Kultur für besser halten, als die unserige.

Wir werden dagegen fragen: Und unsere Maschinen? unsere Eisenbahnen? unsere Telegraphen und Telephone, Elektrizität u. s. w.? Gewiß sind diese großartig, selbst in den Augen der staunenden Chinesen. Aber die Chinesen sind von dem hohen Alter, der Zähigkeit und den Vorzügen ihrer erhaltenden Kultur zu sehr überzeugt, als daß sie all die glänzenden, gleißenden Produkte unserer Kultur als vollwichtige Beweise anerkennen würden. Nehmen wir einen Taschenspieler oder Zauberkünstler. Wir besehen uns mit Staunen und Bewunderung ihre Vorführungen, aber es würde doch niemandem einfallen, diese Helden der Schaubühne als vollbürtig anzusehen, sie in unsere

Häuser zu laden und gesellschaftlich auf demselben Fuße mit ihnen zu verkehren.

Nun denn: Ebenso wie wir die Zauberer und Taschenspieler, ebenso betrachten die Chinesen die Europäer mit ihren technischen Errungenschaften. Das sind Sapperlots-Kerle! sagen sie sich, aber sie betrachten uns in ihrem Zopfdünkel doch nicht als ebenbürtig, sie sehen auf uns als Händler und Beutelschneider herab und knöpfen sich noch fester in ihren chinesischen Patriotismus.

Patriotismus? Haben die Chinesen auch einen solchen? Gewiß. Der Haß, den sie gegen die Ausländer hegen, hat ihn gezeitigt, und er scheint demnach viel mehr auf Eigennutz als auf Liebe zum Vaterlande zu fußen. Um nur ein Beispiel hervorzuheben: Vor einigen Jahren wurden die Excellenzen, welche als Vizekönige oder Gouverneure die 18 Provinzen des Reiches verwalten, von der Zentralregierung in Peking aufgefordert, sich über die Zweckmäßigkeit der Erbauung von Eisenbahnen in China zu äußern. Ich hatte Gelegenheit, in diese Berichte Einsicht zu nehmen, und in allen wird die Ansicht ausgesprochen, daß diese Eisenbahnen mit chinesischem Kapital, mit chinesischen Arbeitskräften und mit chinesischem Material hergestellt werden könnten, unter Ausschluß der Europäer. Das bezeugen folgende Stellen: „Zum Bau der Bahnen können wir chinesisches Material benützen, zur Ausführung der Arbeiten können Leute aus unserm Volke herangezogen werden. Die Gehälter der etwa in Dienst zu nehmenden Europäer würden doch nur einen gewissen beschränkten Betrag ausmachen.“ — „Das nötige Eisenmaterial aus dem Auslande zu beziehen, wäre zu umständlich und kostspielig. Unser Eisen ist zu Schienenzwecken ganz tauglich, wenn auch vielleicht teurer, so ist es doch unser Landeserzeugnis.“ — „Nur für die erste Strecke würde ich empfehlen, Eisenmaterial aus dem Auslande kommen zu lassen, bis die Hochöfen und Hüttenwerke für die Fabrikation unserer Schienen fertig sind. Dann soll lediglich einheimisches Eisen verwendet werden, damit die Entwickelung des Eisenbahnnetzes unserer eigenen Industrie zum Vorteil gereiche.“ — „Wir sollten für den Eisenbahnbau keine ausländischen Gelder aufnehmen, sondern, ebenso wie die chinesische Dampfergesellschaft 30 Millionen Taels im Lande aufgebracht hat, eine inländische Anleihe aufnehmen. Eurer Majestät möchte ich das alleruntertänigste Gesuch unterbreiten, alle Anträge, welche fremde Anleihen bezwecken, kurzweg abzulehnen, um das Unwesen der ausländischen Bankiers und Geschäftsvermittler, dieses Ratten- und Heuschreckenungeziefers, das uns aufzehrt, zu vermeiden.“ — „Wollen wir Bahnen bauen, so müssen wir uns die Erbauer aus unserem eigenen Volke durch Schulen und ausländische Lehrer selbst heranziehen.“ — „Wir wollen fremdes Kapital und fremde Arbeit von unsern Eisenbahnunternehmungen ausschließen.“

In ähnlicher Weise spricht aus dem Gutachten der Gouverneure die Ansicht, daß die Eisenbahnen dem Handel und Wohlstand der Chinesen förderlich sein, aber die Ausländer von diesem Handel ausschließen werden. (!) Das zeigen u. a. folgende Stellen: „Der Handel, der jetzt auf fremden Schiffen

zur See und auf Flüssen erfolgt, würde den Landweg einschlagen und den Fremden den Verdienst wegnehmen zu Gunsten unserer Bevölkerung. Wenn aber den Fremden kein Verdienst mehr bei uns in Aussicht steht, so geben sie die Sache bald auf und kehren nach Hause zurück." — „Eure Majestät würden durch die Eisenbahnen und die durch sie ermöglichte Zunahme der Ausfuhr chinesischer Erzeugnisse nur den Staat und die Nation auf eine sichere Grundlage stellen, und nicht den fremden Händlern ein Mittel zur Konkurrenz und zu größerm Profit verschaffen."

Wie man daraus ersehen kann, beruht der Patriotismus der Zopfträger einfach auf dem Grundsatze: „China für die Chinesen". Das ist auch die Parole, welche die Geheimbündler, die im Reiche der Mitte eine so große Rolle spielen, zuletzt die berüchtigten Boxer, auf ihre Fahnen geschrieben haben. Die Chinesen wollen keine Ausländer, sie bedürfen auch ihrer Waren nicht, ihr eigenes großes und reiches Land befriedigt alle ihre Bedürfnisse, und der Schlüssel der ganzen chinesischen Politik ist es bisher gewesen, die Ausländer sich fern zu halten.

Ein ergötzliches Beispiel davon hat die erste Gesandtschaft erfahren, welche der König von England, Georg III., im Jahre 1793 nach China sandte, um die Eröffnung dieses Landes für den englischen Handel anzustreben.

Der Führer der Gesandtschaft, Lord Macartnay, wurde in der That vom Kaiser empfangen, er und sein Gefolge wurden mit Geschenken bedacht, aber es wurde ihm bedeutet, daß er in Peking keinen bleibenden Aufenthalt nehmen dürfe, sondern sich nach Macao zurückbegeben müßte, das damals der einzige offene Hafen von China war. Der Kaiser ließ dem Gesandten auch sein Antwortschreiben an den König von England übermitteln, und dieses allein dürfte hinreichen, um den Dünkel der Chinesen, der durch das Weihrauchstreuen der Gesandten nur noch erhöht wurde, zu kennzeichnen.

In dem Briefe des Kaisers an den König von England kommen folgende Sätze vor:

„Wir haben deine Ergebenheitsadresse, o König, geöffnet und gelesen; ihre Sprache ist ehrbar und ernsthaft, so daß sie für die Echtheit deiner ehrfürchtigen Ergebenheit Zeugnis ablegt ... Was deine Bitte, o König, betrifft, einen deiner Nation angehörigen Mann zu entsenden, damit er am himmlischen Hof residiere und hier die Handelsinteressen deines Königs wahrnehme, so kann dies unter keiner Bedingung erlaubt werden. Es wäre dies ein zweckloses Beginnen, weil ein solcher Mann ... sich nicht frei umherbewegen und nicht regelmäßige Berichte in seine Heimat senden dürfte ... In Bezug auf den Handel verschafft sich das himmlische Reich alles innerhalb seiner Grenzen; es giebt nichts, was wir nicht besitzen ... und wir werden niemals der Erzeugnisse deines Landes bedürfen. Deine Gesandten sind verabschiedet worden, und du, o König, thätest am besten, unsern kaiserlichen Rat zu befolgen und weiterhin deine Aufrichtig-

keit dadurch zu beweisen, daß du dich bestrebst, immer respektvoll und unterwürfig zu sein ..."

In einem zweiten Briefe des bezopften Kaisers an den Herrscher des englischen Weltreiches heißt es:

„Du, o König, bist vielleicht nicht im stande, die politischen Grundsätze des himmlischen Hofes zu verstehen, und *begreifst nicht, was mutwillige Aufdringlichkeit ist.* Aber wenn tributäre Königreiche sich aufrichtig der Zivilisation zuwenden, bewegt uns unser Mitgefühl immer, unsere gnädige Neigung zu bezeugen ... In deinem Falle, o König, der du in einem finsteren Winkel jenseits des Meeres thronst, und der du Tribut geleistet und deine Aufrichtigkeit beteuert hast, haben wir über dich doppelt so viel Gnade ergehen lassen, wie über andere Länder ... Zu deiner Belehrung haben wir, o König, unsere Meinung ausgesprochen, damit du uns ... immer Gehorsam erweisest ... Solltest du nach dieser deutlichen Erklärung den Kaufleuten unter den Barbaren gestatten, mit ihren Schiffen nach anderen Orten unseres Reiches zu kommen, um Landungsversuche zu Handelszwecken anzustellen, so wisse, daß die Gesetze des himmlischen Reiches strenge sind, und daß die Behörden an jedem Orte die fremden Schiffe auf die hohe See hinaus vertreiben werden ... Sage nicht, daß man dich nicht gewarnt hat! *Zittere und gehorche ohne Säumen diesem Befehle!*"

Der Kaiser, der diese „Befehle" an England erlassen hat, war Kien-Lung, einer der weisesten und gebildetsten Fürsten, welche jemals über China geherrscht haben! *Und der König von England ließ diese beleidigende Herausforderung über sich ergehen,* er „gehorchte dem Befehle", ja England sandte im Jahre 1810 noch *eine zweite Gesandtschaft unter Lord Amhurst* nach China, dem es aber ähnlich erging. Hätte England damals das gethan, was es im Jahre 1841 aus Anlaß des Verbotes des Opiumhandels mit China that, d. h. China den Krieg erklärt, dann wären die chinesischen Machthaber über die wahre Stärke und Bedeutung der Europäer nicht länger in Zweifel geblieben. *Was sollten aber die Chinesen über eine Macht denken, welche so schnöde Beleidigungen ihres Königs und ihres Gesandten ruhig in die Tasche steckt, aber gleich mit Soldaten bei der Hand ist, wenn man ihre Handelsgeschäftchen bedroht?*

Erst als nach dem zweiten Kriege 1857 und 1858 Amerika sich mit Frankreich und England, später auch mit Rußland, vereinigte, gelang es, die Zulassung der Gesandten nach Peking zu erzwingen. Aber welchen Demütigungen waren sie ausgesetzt, als sie die Reise nach Peking antraten! Man könnte vor Scham erröten, wenn man erfährt, wie beispielsweise der amerikanische Gesandte Ward behandelt wurde. Das Kriegsschiff, das ihn nach Tientsin brachte, durfte nur bis Ninghofu den Peiho aufwärts fahren. Dort harrte des Gesandten ein großes Boot, auf welchem ein fensterloser, nur nach oben geöffneter — *Holz-*

käfig stand! Der Gesandte und seine Begleiter glaubten sich nicht zu demütigen, wenn sie in diesem Käfig Platz nahmen. Vor den Thoren Pekings wurde dieser Käfig auf einen mit Ochsen bespannten Lastwagen gehoben, und so hielt der Gesandte der Vereinigten Staaten, ohne etwas von Peking oder der Umgebung zu sehen oder selbst gesehen zu werden, seinen Einzug in die Kaiserstadt! Dort wurde er in einem ummauerten Hause eingesperrt, bis es dem Kaiser beliebte, ihn zu empfangen, und nach der Audienz wurde die ganze Gesandtschaft auf dieselbe schmachvolle Art wieder nach Tientsin befördert.

Was aber der Kaiser von China vor hundert Jahren an den König von England schrieb, gilt auch heute noch: „Es giebt nichts, was wir nicht besitzen" und „wir werden niemals der Erzeugnisse deines Landes bedürfen". Diese beiden Aussprüche werden auch heute noch von der großen Mehrzahl des chinesischen Volkes und seiner Machthaber geglaubt.

Freilich hat China wegen der von den fremden Mächten erzwungenen, immer lebhafter werdenden Beziehungen ein eigenes auswärtiges Amt gegründet, das den Titel besitzt: Tsung-li-Yamen und aus zehn hohen Mandarinen mit dem in letzter Zeit vielgenannten Prinzen Tsching an der Spitze besteht. Auf der Pforte dieses aus einer Anzahl kleiner Gebäude bestehenden Yamens befinden sich die vier chinesischen Schriftzeichen „China, Ausland, Friede, Glück". Als ich bei meinem letzten Besuche unseren guten Freund Li Hung Tschang über die Bedeutung dieser vier Worte befragte, antwortete er mir mit schlauem Gesichtsausdruck: Die Zeichen bedeuten: „Amt der friedlichen und glücklichen Beziehungen zwischen China und dem Auslande". In seinen Augen konnte ich aber lesen, daß er, ebenso wie gewiß alle anderen Mandarinen des chinesischen Reiches, die vier Worte „China, Ausland, Friede, Glück" im Grunde des Herzens folgendermaßen auslegen: „China bittet das Ausland, es in Frieden zu lassen, dann wird es glücklich sein."

Zu den genannten Ursachen des Fremdenhasses, der zu dem augenblicklichen Kriege geführt hat, kommt noch die krasse Unkenntnis der Chinesen in Bezug auf das Ausland. Es ist wohl hinreichend bekannt, daß unsere wichtigsten Unterrichtsgegenstände in den chinesischen Schulen vollständig unbekannt sind — so Geographie, Geschichte, Arithmetik und alle praktischen Wissenschaften. Mandarinen müssen, um Stellungen zu erlangen, schwere Prüfungen ablegen, aber diese betreffen nur die alten chinesischen Klassiker, den verschrobenen Zopfstil, Poesie, die Lehren des Confucius und Menzius, Kalligraphie — alles andere wird als überflüssig betrachtet. Dadurch ist es erklärlich, daß manche Mandarinen, mit denen ich in China verkehrte, von dem Bestehen anderer Reiche als England, Frankreich, Rußland und Deutschland, gar keine Ahnung hatten. Ein Mandarin wußte nicht, daß die Erde rund sei, und konnte infolgedessen nicht verstehen, wie man, um von Europa nach China zu kommen, ebensogut in westlicher wie in östlicher Richtung reisen könne. Als ich ihm sagte, die Erde sei rund, blickte er hinaus in die vollständig flache Gegend — es war in der

Nähe des Hoangho — und schüttelte ungläubig den Kopf, mit einem Ausdruck, der besagte, daß er mich für einen kleinen Schäker ansah. Selbst bei den obersten Mandarinen, den Großsekretären des Reiches und Ministern herrscht eine kaum glaubliche Unwissenheit. Mit Ausnahme Li Hung Tschangs hat keiner von ihnen jemals die Grenzen des chinesischen Reiches verlassen, einzelne sind sogar niemals über die nächste Umgebung Pekings hinausgekommen. Heute noch besteht das Gesetz, daß jeder Chinese, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, welcher ohne Erlaubnis China verläßt, der Todesstrafe verfallen ist. Freilich giebt es auch in China Wege, um dieses uralte Gesetz zu umgehen!

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Regierenden des Reiches der Mitte bis in die jüngste Zeit auch von Deutschland und den Deutschen nur recht dunkle Vorstellungen hatten. Als beispielsweise die ersten deutschen Gesandten zum Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsvertrags nach Peking kamen, wollte man sie anfänglich gar nicht empfangen. Die Gesandten mußten sich an ihren englischen Kollegen um Vermittlung wenden, und erst als dieser den chinesischen Machthabern versichert hatte, die Deutschen seien ein ganz respektables, zivilisiertes Volk, ließ man sich herbei, mit ihnen zu unterhandeln.

Dieser Fremdenhaß ist der wichtigste, ich möchte sagen, einzige Grund der Kriege, welche China gegen die abendländischen Mächte auszufechten hatte, und augenblicklich noch auszufechten hat. Haß und Unterschätzung der fremden Kultur sind auch der Hauptgrund, warum die Chinesen bisher stets den kürzeren gezogen haben. Gewohnt, gegen ihre Nachbarvölker zu siegen, sind sie von den Vorzügen ihrer alten Taktik, ihrer alten Waffen, Lanzen, Schwerter, Bogen und Pfeil, zu sehr überzeugt, als daß sie unsere alles bezwingenden modernen Waffen annehmen würden. Wohl ist dies in manchen Provinzen unter einzelnen erleuchteten Gouverneuren, wie die Li Hung Tschangs, geschehen, aber folgt auf einen solchen Gouverneur ein Stockchinese, so werden die modernen Waffen wieder abgelegt, und es wird zu Bogen und Pfeil gegriffen. Man kann wohl sagen, zum Glück für die weiße Rasse, denn was würde man den Chinesen gegenüber thun können, wenn dort, europäischen Mustern entsprechend, einmal die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und eine Armee von zwanzig Millionen Soldaten ebenso mit modernen Waffen versehen und ebenso gedrillt würde, wie die zehntausend Mann, welche bei den jüngsten Kämpfen in Tientsin sich so tapfer geschlagen haben?

Diese Gefahr liegt aber noch in weitem Felde, denn um dazu zu gelangen, müßten die Chinesen ihre ganze Kultur, welche sozusagen das gerade Gegenteil der unserigen ist, auf den Kopf stellen, und bei dem Trägheitsmoment des ungeheuren chinesischen Kolosses ist dies in absehbarer Zeit unmöglich.





Erinnerung.

Von

Rudolf Presber.

Der Abend kam. Die Schatten fielen.
Rings an den Fenstern ward es hell.
Die Kleine, müd' von Lauf und Spielen,
Lag, mir am Fuß, im Bärenfell.

Die nackten Beinchen hochgezogen,
Hielt sie in kleiner Hand den Stift
Und füllte meinen schönsten Bogen
Mit Häkchen einer Runenschrift.

Rings war's so still, wie zum Gebete,
Der emſ'ge Stift nur raschelt' leis . . .
Es schrieb kein Dichter und Prophete
Sein Weisheitsbuch mit größ'rem Fleiß!

Da plötzlich schmeichelnd mit den lieben
Aeuglein mein Kindchen zu mir schlich:
„Weißt du, Papa, was ich geschrieben?" —
„Ein Briefchen?" — „Ja." – „An wen?" — „An dich!"

„Goldkind, an mich? Was steht darinnen?
Der Abend macht die Augen trüb . . ."
Und sie nach lächelndem Besinnen:
„Daß ich dich lieb hab', furchtbar lieb!"

Es floß ein letzter Sonnenschimmer
Ums Köpfchen ihr mit goldnem Hauch
„Das schreibst du mir im selben Zimmer?
Sag's mir doch laut, dann weiß ich's auch."

Da sah mich an das kleine Wesen
Und reicht' das Blatt mir lächelnd hin:
„Behalt's, Papa, dann kannst du's lesen,
Wenn ich mal nicht im Zimmer bin." . . .

. . . O bittres Wort aus lieben Zeiten,
Das du der Sehnsucht Flügel leihst!
Es schlug die Stunde längst zum Scheiden,
Und dieses Zimmer ist verwaist.

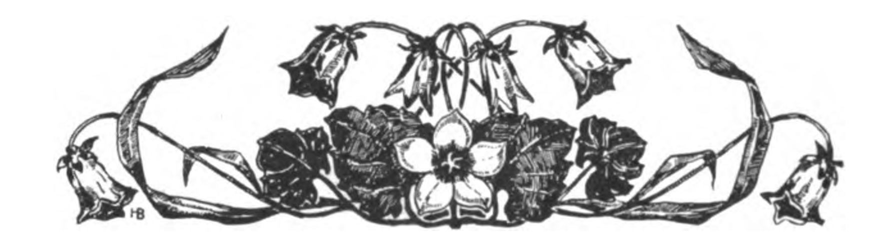
Und dieses Herz, die Sorgen machen's
Oft müd' und schwer auf banger Fahrt;
Und kaum ein Echo deines Lachens
Hat sich sein Kämmerchen bewahrt.

Von deinem Jauchzen, deinem Lieben,
Von all dem, was sich nie vergißt,
Ist nur ein Blatt zurückgeblieben,
Das wirr und kraus bekritzelt ist . . .

Und in der Stille heil'ger Stunden
Ruht lang mein Blick auf dem Papier;
Dann brechen auf die alten Wunden,
Und meine Seele weint nach dir.

Dann will ein heißer Duft mich streifen
Aus meines toten Frühlings Gruft;
Und zitternd meine Hände greifen
In leere Luft.





Toni.

Von

Guy de Maupassant.

I.

Auf zehn Meilen im Umkreise kannte man Papa Toni, den dicken Toni, den feinen Toni, Anton Mâcheblé, genannt der „Brander", den Gastwirt von Tournevent.

Er hatte das Dörfchen berühmt gemacht, das in einem Winkel des meerwärts sich öffnenden Thals versteckt lag, das arme Dörfchen mit seinen zehn normannischen Häuschen, die von Gräben und Bäumen umgeben waren. Da standen sie eingeklemmt in der von Gras und Ginster überwucherten Schlucht, gerade hinter der Biegung, die dem Ort seinen Namen Tournevent gegeben hatte. Sie schienen in diesem Loche einen Unterschlupf gefunden zu haben, wie die Vögel, die sich an stürmischen Tagen in die Furchen ducken, einen Schlupfwinkel vor dem mächtig, hart und salzig daherwehenden Seewind, der frißt und brennt wie Feuer, und zerstört und ausdorrt wie Winterfrost.

Aber der ganze Flecken schien alleiniges Eigentum Anton Mâcheblés, genannt der „Brander", zu sein, den man oft auch Toni, oder den „feinen Toni" rief, weil er unaufhörlich den Satz im Munde führte: „Mein Feiner ist der beste in ganz Frankreich."

Mit seinem „Feinen" meinte er, wohl verstanden, seinen Cognac.

Seit zwanzig Jahren durchtränkte er die ganze Gegend mit seinem „Feinen" und seinen „Brandern", denn so oft man ihn fragte: „Was soll ich trinken, Papa Toni?" antwortete er unweigerlich: „Einen Brander, Schwiegersohn, der wärmt die Gedärme und kühlt den Kopf; für den Körper giebt's nichts Besseres."

Er hatte nämlich auch die Angewohnheit, jeden Menschen „Schwiegersohn" zu nennen, obwohl er nie im Leben eine heiratsfähige oder verheiratete Tochter gehabt hatte.

Wahrhaftig, man kannte Toni Brander, den dicksten Mann im Bezirk, ja in der ganzen Provinz. Sein Häuschen schien komischerweise viel zu eng

und niedrig, um ihn überhaupt bergen zu können, und wenn er — was manchmal tagelang der Fall war — vor seiner Hausthür stand, fragte man sich, wie er je wieder in seine Wohnung hineinkommen wollte. Und doch ging er jedesmal hinein, so oft ein Gast sich sehen ließ, denn der feine Toni hatte von vornherein das Recht, von allem, was bei ihm getrunken wurde, zunächst ein Gläschen für sich zu nehmen.

Sein Café hieß „Zum Sammelplatz der Freunde", und Papa Toni war, weiß Gott, der Freund der ganzen Umgegend. Von Fécamps und von Montivilliers kam man, um ihn zu sehen und über seine Scherze zu lachen, denn der dicke Mann hätte selbst einen Grabstein zum Lachen gebracht. Er hatte eine Art und Weise, die Leute anzuulken, ohne daß sie sich ärgerten, und dabei durch ein Augenblinzeln alles anzudeuten, was er nicht aussprechen wollte, sich in ausgelassener Laune auf die Schenkel zu schlagen, daß man unter allen Umständen lachen mußte. Außerdem war es schon interessant, ihm beim Trinken zuzusehen. Er trank, solange ihm etwas angeboten wurde, von allem und jedem, und dabei blitzten seine spitzbübischen Aeugelchen vor Lustigkeit, denn ihm machte die Sache ja doppelten Spaß, einmal, weil er sich freihalten lassen konnte, und zweitens weil er damit auch noch Geld verdiente.

Zuweilen fragte ein Spaßvogel ihn: „Warum trinkst du denn nicht auch Seewasser, Papa Toni?"

Und er antwortete: „Aus zwei Gründen, erstens, weil es salzig ist, und zweitens, weil ich es erst auf Flaschen ziehen müßte, denn mit meinem Bauch kann ich mich nicht mehr bücken, um es so frisch weg vom Faß zu trinken."

Besonders aber mußte man hören, wenn er sich mit seiner Frau zankte. Das war eine Posse, bei der jeder gern noch besonderes Entree bezahlt hätte. Seit dreißig Jahren waren sie verheiratet, und sie zankten sich täglich. Toni machte nur Scherz, aber seine Frau ärgerte sich wirklich. Sie war eine große, hagere Bauersfrau mit langen Storchbeinen, und auf ihrem mageren, platten Körper thronte ein Kopf, ähnlich dem einer gereizten Nachteule. Ihre Beschäftigung war die Hühnerzucht. Sie zog ihre Pfleglinge auf dem kleinen Hof hinter der Schenke groß, und ihre Kunst, die Tiere zu mästen, erfreute sich allgemeiner Anerkennung.

Wurde in einer Honoratiorenfamilie in Fécamps ein Essen gegeben, so galt das Menu erst als vollwertig, wenn darauf auch ein Pflegling von Mama Toni figurierte.

Aber sie war schon schlechter Laune zur Welt gekommen und sie blieb auch unzufrieden mit allem. Sie ärgerte sich über die ganze Welt, am meisten aber über ihren Mann. Sie ärgerte sich über seine gute Laune, über seine Beliebtheit, über seine Gesundheit und seinen dicken Bauch. In ihren Augen war er ein Taugenichts, weil er mit Nichtsthun Geld verdiente, ein Schlemmer, weil er für zehn aß und trank, und es verging kein Tag, an dem sie ihm nicht wütend erklärte: „In den Schweinestall gehörtest du! Soviel Fett macht

einem ja übel!" Und sie schrie ihm ins Gesicht: „Warte nur, wart' nur 'n Weilchen, man wird's ja erleben, was passiert, man wird's erleben! Du platz'st noch mal auseinander, wie ein Sack Mehl, du Fettkloß du!"

Toni hielt sich den Bauch vor Lachen und meinte: „Na, Mutter Henne, mein Plättbrett, du müßtest deine Hühner auch so mästen. Versuch's nur mal."

Und er streifte den Aermel von seinem Riesenarm zurück: „Das wär' so'n Flügelchen, Mutter, das wär' so was."

Und die Gäste wollten vor Lachen fast platzen und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch und trampelten auf die Erde und spieen aus, so wahnsinnig vergnügt waren sie.

Die Alte keifte wütend weiter: „Warte nur, wart' nur 'n Weilchen! Man wird's ja erleben ... Du platz'st auseinander wie ein Sack Mehl ..."

Und unter dem Gelächter der Gäste lief sie wütend fort.

Toni bot in der That einen ganz erstaunlichen Anblick, so fett und dick, so rot und aufgedunsen war er geworden. Er gehörte zu jenen gewaltigen Erscheinungen, bei denen der Tod mit allerlei Finten, Scherzen und mit schalkhafter Hinterlist sein lustiges Spiel zu treiben scheint, so daß sein langsam fortschreitendes Zerstörungswerk einen unwiderstehlich komischen Eindruck macht. Hier that der Schuft sich nicht, wie sonst, durch weißes Haar, durch Runzeln, durch zunehmende Schwäche und Magerkeit kund, bei deren Anblick man schaudernd ausruft: „Teufel, hat der sich verändert!" — Nein, er fand ein Vergnügen daran, ihn zu mästen, ihn kolossal und komisch zu machen, ihn rot und blau zu schminken, ihn aufzublähen und ihm den Schein übernatürlicher Gesundheit zu verleihen. Die Verunstaltungen, denen er alle Geschöpfe unterwirft, wirkten in diesem Falle eher komisch, belustigend und lächerlich, als daß sie Grauen und Mitleid erweckten.

„Warte nur, wart' 'n Weilchen," wiederholte Mama Toni, „man wird's ja erleben, was passiert."

II.

Eines Tages hatte Toni einen Schlaganfall und wurde gelähmt. Man brachte den Koloß in dem Stübchen hinter dem Wirtszimmer unter, damit er hören konnte, was nebenan gesprochen wurde, und mit seinen Freunden plaudern, denn sein Geist war klar geblieben, während sein gewaltiger Körper, der weder zu bewegen noch aufzuheben war, zu völliger Unthätigkeit verdammt war. Zuerst hatte man noch Hoffnung, daß seine dicken Beine wieder einige Kraft gewinnen würden, aber diese Hoffnung schwand sehr bald, und der feine Toni blieb Tag und Nacht in seinem Bett, das nur einmal wöchentlich in Ordnung gebracht werden konnte, und das auch nur mit Hilfe von vier Nachbarn, die den Wirt an seinen vier Extremitäten in die Höhe hoben, während sein Strohsack umgedreht wurde.

Trotzdem blieb er vergnügt, aber seine Lustigkeit war nicht mehr dieselbe,

sie war schüchterner und unterwürfiger geworden, und oft fürchtete er sich wie ein kleines Kind vor seiner Frau, die den ganzen Tag um ihn herumkeifte.

„Da liegt nun der Schlemmer, da liegt er, der Taugenichts, der Faulpelz, der dicke Saufaus! So ist's recht, so ist's recht."

Er antwortete nicht mehr. Hinter dem Rücken der Alten blinzelte er nur mit dem rechten Auge und drehte sich auf die andere Seite, die einzige Bewegung, die er noch machen konnte. Dies kleine Manöver bezeichnete er mit „Rechts um kehrt" und „Links um kehrt."

Seine hauptsächlichste Zerstreuung war jetzt, den Gesprächen in der Wirtsstube zuzuhören und, wenn er befreundete Stimmen erkannte, sich durch die Wand mit ihnen zu unterhalten. Dann rief er: „He, Schwiegersohn! Bist du's, Celestin?"

Und Celestin Maloisel erwiderte: „Ich bin's, Papa Toni. Kannst denn bald wieder laufen, alter Hahn?"

Worauf der feine Toni meinte: „Laufen noch nicht, aber magerer bin ich auch nicht geworden, das Gehäuse ist in Ordnung."

Bald ließ er seine näheren Bekannten zu sich in das Stübchen kommen und man leistete ihm Gesellschaft, obwohl er außer sich war, daß er nicht mittrinken durfte. Oft sagte er: „Schwiegersohn, es schmerzt mich tief, daß ich meinen ‚Feinen' nicht mehr kosten darf. Alles übrige ist mir einerlei, aber nicht trinken dürfen, das thut weh."

Und Mutter Tonis Eulenkopf zeigte sich am Fenster.

„Jetzt könnt ihr den Faulpelz waschen," schrie sie. „Ich muß ihn ja füttern, waschen und sauber machen wie ein Schwein."

Und war die Alte fort, dann sprang zuweilen ein rotgefiederter Hahn aufs Fensterbrett, sah sich mit seinen runden Augen neugierig im Zimmer um und krähte kräftig. Hin und wieder flogen auch ein paar Hühner bis ans Bett und pickten die Krümel vom Boden auf.

Die Freunde des feinen Toni ließen die Wirtsstube fast ganz im Stich und fanden sich jeden Nachmittag ein, um am Bett des Dicken zu plaudern. Der lustige Toni wußte sie noch immer zu amüsieren, wenn er auch festlag. Der Spitzbube hätte selbst den Teufel zum Lachen gebracht. Drei kamen täglich: Celestin Maloisel, ein großer, hagerer Bauer, dessen Körper krumm wie ein Birnbaum war, Prosper Horslaville, ein kleiner, dürrer, mit einer Nase wie ein Wiesel und pfiffig wie ein Fuchs, und Cesar Paumelle, der zwar nie ein Wort sprach, sich aber trotzdem vorzüglich unterhielt.

Aus dem Hofe wurde ein Brett geholt und auf den Bettrand gelegt, und dann spielten sie Domino, tüchtige Partieen, die oft von zwei bis sechs Uhr dauerten.

Aber Mutter Toni zeigte sich immer unleidlicher. Sie konnte nicht ausstehn, daß ihr dicker Faulpelz von Mann sich immer noch amüsierte und im Bett Domino spielte. Jedesmal, wenn eine Partie begonnen war, stürzte sie wütend

herbei, warf das Brett zu Boden, nahm die Steine mit, brachte sie in die Wirtsstube zurück und erklärte, sie hätte genug daran, den dicken, nichtsnutzigen Talgklumpen zu ernähren, sie wollte nicht auch noch sehen, wie er sich amüsierte und sich lustig machte über arme Menschen, die den ganzen Tag arbeiten müßten.

Celestin Maloisel und Cesar Paumelle ließen sich das ruhig gefallen, aber Prosper Horslaville reizte die Alte noch und lachte über ihren Zorn.

Als er sie eines Tages noch wütender als gewöhnlich sah, sagte er: „He, Mutter, wißt Ihr, was ich an Eurer Stelle thun würde?“

Sie sah ihn mit ihren Eulenaugen erwartungsvoll an.

„Euer Mann, der gar nicht aus dem Bett herauskommt, ist heiß wie ein Backofen,“ fuhr er fort. „Ich ließ' ihn Eier ausbrüten, Mutter.“

Sie war starr und dachte, er wollte sich über sie lustig machen. Sie sah ihm daher scharf in sein kleines, verschmitztes Gesicht, während er weitersprach: „Ich würde ihm fünf Eier unter den einen Arm und fünf unter den andern legen, damit er zu gleicher Zeit mit der Henne zu brüten beginnt. Dann kämen auch die Küchen gleichzeitig zur Welt. Sind sie ausgekrochen, bring' ich der Henne die Küken Eures Mannes, sie kann sie dann großfüttern. Das gäb' eine Menge Geflügel, Mutter.“

Erstaunt fragte die Alte: „Geht das denn?“

„Ob das geht?“ fuhr er fort.. „Warum soll das nicht gehen? Wenn man Eier in einer warmen Kiste ausbrüten kann, geht's auch im Bett.“

Das leuchtete ihr ein, und sie entfernte sich ruhig und nachdenklich.

Acht Tage später kam sie mit einem Korb voll Eier in Tonis Zimmer und sagte: „Die gelbe Henne hab' ich mit zehn Eiern ins Nest gesetzt. Da sind zehn für dich. Daß du sie mir nicht zerbrichst!“

Verwirrt fragte Toni: „Was willst du denn?“

„Brüten sollst du, du Nichtsnutz,“ erwiderte sie.

Zuerst lachte er, aber als sie darauf bestand, wurde er ärgerlich, wollte nichts davon wissen und weigerte sich entschieden, sich die Eier, die seine Wärme ausbrüten sollte, unter die dicken Arme legen zu lassen.

Aber die Alte erklärte wütend: „Nimmst du sie nicht, dann bekommst du nichts zu essen. Wollen ja sehen, was geschieht.“

Toni wurde unruhig, aber er antwortete nicht.

Als er zwölf Uhr schlagen hörte, rief er: „He, Mutter, ist die Suppe fertig?“

Die Alte rief aus der Küche: „Für dich giebt's keine Suppe, du Faulpelz.“

Er glaubte, sie scherze, und wartete, dann bat er, flehte, fluchte, machte verzweifelt „Rechts um kehrt“ und „Links um kehrt“, schlug mit der Faust an die Wand, aber schließlich mußte er nachgeben und sich fünf Eier unter die linke Seite ins Bett legen lassen. Dann erst bekam er seine Suppe.

Als seine Freunde kamen, glaubten sie, er fühle sich sehr unwohl, einen so merkwürdigen und ruhigen Eindruck machte er.

Dann spielten sie ihre Partie, wie alle Tage, aber Toni schien gar keinen Spaß dran zu haben und streckte die Hand nur sehr langsam und mit unendlicher Vorsicht aus.

„Du hast dir wohl den Arm verstaucht?" fragte Horslaville.

„Ich fühle so 'ne kleine Schwäche in der Schulter," erwiderte Toni.

Plötzlich trat jemand in die Wirtsstube. Die Spieler wurden still. Es war der Bürgermeister mit seinem Adjunkten. Sie ließen sich zwei Gläser „feinen" Cognac geben und unterhielten sich über ländliche Angelegenheiten. Da sie ziemlich leise sprachen, wollte Toni Brander das Ohr an die Wand legen. Dabei dachte er aber nicht an seine Eier und machte so hastig „Rechts um kehrt", daß er plötzlich in einer Eiersauce lag.

Während er noch heftig fluchte, kam Mama Toni herbeigelaufen, und böser Ahnungen voll, zog sie ihm mit einem Ruck die Bettdecke fort. Zuerst war sie vor Zorn ganz starr, so daß sie angesichts des gelben Pflasters, das auf der Hüfte ihres Mannes klebte, kein Wort hervorzubringen vermochte.

Dann stürzte sie sich bebend vor Wut auf den Gelähmten und prügelte ihn so heftig auf den Leib, als klopfte sie am Teich ihre Wäsche. Mit dumpfem Klatschen sausten ihre Hände herab, so daß es sich anhörte, als trommelte ein Kaninchen mit seinen Pfoten.

Tonis drei Freunde erstickten fast vor Lachen, sie prusteten und schrieen, während der Dicke dem Angriff seiner Frau ganz ängstlich und vorsichtig auszuweichen suchte, um nicht auch noch die fünf Eier zu zerbrechen, die er unter dem anderen Arm hatte.

III.

Toni war besiegt. Er mußte brüten, er mußte auf seine Partie Domino und überhaupt auf jede Bewegung verzichten, denn die Alte entzog ihm rücksichtslos jede Nahrung, sobald er ein Ei zerbrach.

Er lag unbeweglich auf dem Rücken und starrte an die Decke. Die Arme hatte er wie Flügel ausgestreckt und wärmte an seinem Leibe die keimenden Hühnchen, die noch in ihren weißen Schalen eingesperrt waren.

Er sprach nur noch mit gedämpfter Stimme, als wäre jedes Geräusch ebenso gefährlich, wie eine Bewegung, und voll Unruhe dachte er beständig an die gelbe Henne, die im Hühnerstall dieselbe Arbeit verrichtete, wie er.

Dann fragte er seine Frau: „Hat die Gelbe heut' abend gefressen?"

Und die Alte ging von ihren Hühnern zu ihrem Mann und von ihrem Mann zu ihren Hühnern, immer ganz erfüllt von dem Gedanken an die Küken, die im Bett und im Nest heranreiften.

Die Leute im Dorf, die von der Geschichte erfahren hatten, kamen voll ernsthafter Neugier, um Nachrichten über Toni einzuziehen. Sie traten auf

den Fußspitzen ins Zimmer, als machten sie einen Krankenbesuch, und fragten gespannt: „Nun, wie geht's?“

„Mit dem Gehen geht's so, so,“ meinte Toni, „aber die Hitze macht mich krank und es läuft mir manchmal wie Ameisen über die Haut.“

Eines Morgens kam seine Frau ganz aufgeregt herein und rief: „Die Gelbe hat sieben bekommen. Drei Eier waren schlecht.“

Toni fühlte, wie ihm das Herz klopfte. — Wieviel würde er wohl bekommen?

„Wird's bald soweit sein?“ fragte er ängstlich, wie eine Frau, die bald Mutter werden soll. Mit wütendem Gesicht erwiderte die Alte, die einen Mißerfolg befürchtete: „Wahrscheinlich.“

Sie warteten. Die Freunde, die man benachrichtigt hatte, daß die entscheidende Stunde nahe sei, kamen herbei und sie waren gleichfalls voller Unruhe.

In jedem Hause wurde der Fall erörtert und man erkundigte sich bei den Nachbarn, ob irgendwelche Neuigkeiten vorlägen.

Gegen drei Uhr schlummerte Toni ein. Er schlief jetzt halbe Tage lang. Plötzlich wachte er auf, denn er fühlte ein ungewohntes Kitzeln unter dem linken Arm. Er faßte rasch mit der linken Hand hin und zog ein Tierchen mit gelbem Flaum hervor, das sich zwischen seinen Fingern bewegte.

Er war so aufgeregt, daß er laut zu schreien begann und das Küken losließ, das ihm über die Brust lief. Die Wirtsstube war dicht gefüllt. Die Gäste stürzten herein und drängten sich um ihn, wie um einen Marktschreier. Die Alte war auch hereingekommen und nahm das Tierchen, das sich unter dem Bart ihres Mannes versteckt hatte, vorsichtig hoch.

Niemand sprach ein Wort. Es war ein warmer Apriltag. Durch das offene Fenster hörte man die gelbe Henne gluckend ihre Neugeborenen locken.

Toni schwitzte vor Aufregung, Angst und Unruhe und murmelte: „Eben hab' ich noch eins unter dem linken Arm bekommen.“

Seine Frau fuhr mit ihrer großen Hand unter die Bettdecke und holte, sorgsam wie eine Hebamme, ein zweites Küken hervor.

Die Nachbarn wollten es sehen. Es wanderte von einer Hand in die andere und wurde angestaunt wie ein Wunder.

Während der nächsten zwanzig Minuten wurde keins mehr geboren, dann machten sich gleichzeitig vier aus ihren Schalen frei.

Unter den Zuschauern entstand eine lebhafte Bewegung, und Toni lächelte. Er war zufrieden mit seinem Erfolg und wurde schon ganz stolz auf diese eigenartige Vaterschaft. So etwas hatte man immerhin noch nicht häufig gesehen! Er war wirklich ein drolliger Kerl!

„Jetzt sind's sechs,“ erklärte er. „Das wird eine Taufe werden!“

Die Umstehenden lachten laut auf. Neue Gäste drängten in die Wirtsstube, andere warteten noch vor der Thür.

„Wieviel hat er jetzt?“ wurde gefragt.

„Sechs sind's.“

Mama Toni trug der Henne die neue Familie zu, und die Henne gluckste ganz außer sich, sträubte ihre Federn und breitete ihre Flügel ganz weit aus, damit die stetig sich mehrende Schar der Kleinen darunter Platz fände.

„Da ist noch eins," rief Toni.

Er hatte sich geirrt, es waren ihrer drei! Das war ein Triumph! Das letzte sprengte um sieben Uhr abends seine Hülle. Sämtliche Eier waren gut gewesen! Toni war ganz außer sich vor Freude, und erleichtert und strahlend küßte er das gebrechliche Tierchen auf den Rücken und hätte es mit seinen Lippen fast erstickt. Er wollte dies eine bis zum nächsten Morgen im Bett behalten, denn er empfand richtige Mutterliebe für das Tierchen, dem er das Leben gegeben. Aber die Alte trug es fort wie die übrigen und hörte nicht auf die Bitten ihres Mannes.

Die Zuschauer entfernten sich ganz entzückt und plauderten noch lebhaft über das Ereignis. Horslaville ging zuletzt fort und fragte: „Hör 'mal, Papa Toni, zum ersten Hühnerfrikassee wirst du mich doch einladen?"

Bei dem Gedanken an Frikassee lachte Toni über das ganze Gesicht und erwiderte: „Natürlich lad' ich dich ein, Schwiegersohn."



Abseits.

Von

Melanie Ebhardt.

Der Regen strömt aufs Dorf herab,
Zwei Männer stehn und graben,
Bis sie ein schmales, dunkles Grab
Mit Müh' geschaufelt haben.
Wie eng ist dieses letzte Haus
An der zerfallnen Mauer!
Kein Priester kommt zum Grab hinaus,
Kein Freund in ernster Trauer.
Es schneidet tief ins feuchte Land
Und klafft wie Todeswunden,
Die keine weiche Freundeshand
Dem Sterbenden verbunden.
Und sieh, da wird die Bahre schon
Kaltherzig hergetragen.
Kein Wort wird laut, kein Glockenton
Und nicht Gebet noch Klagen.
Ein Menschenherz, vor Weh erstarrt,
Das haltlos unterlegen,
Wird ohne Sang und Klang verscharrt, — —
Und drüber weint der Regen.





Moderne Romane.

Es überkommt den Leser und zumeist wohl den Kritiker bisweilen ein Grauen, wenn er sich dem uferlosen Meere der modernen Romanlitteratur gegenübersieht. Die hochentwickelte Technik, an sich ein erfreulicher Fortschritt, beginnt in so hohem Grade Gemeingut zu werden, daß es eines geübten Späherblickes bedarf, um in der Fülle des Guten und Beachtenswerten überhaupt noch das Persönliche zu entdecken.

In Hans von Kahlenbergs (Pseudonym für Helene von Monbart) neuem Roman „Die Sembritzkys"*) gelangt offenbar eine starke Persönlichkeit zum Ausdruck, ein Talent von beinahe männlicher Energie. Man thut aber, wie die Folge lehren wird, wohl daran, sich zu vergegenwärtigen, daß der Verfasser eine junge Dame ist.

Dieser Roman ist Hymnus und Notschrei der unechten Frauenemanzipation zugleich! Hymnus, weil der darin geschilderte Untergang der normalen Gattungsgestalten (Arnold Wigand und Susanne Sembritzky) von kaum verhehlter, triumphierender Ironie begleitet ist, und Notschrei, weil die Zwittergestalt der Heldin zwar äußerlich über ihre Umgebung den Sieg davon trägt, dabei aber innerlich bis an die Grenze der Verzweiflung verödet.

Man könnte vielleicht im Zweifel darüber sein, ob die Verfasserin eine Tendenz oder vielleicht nur die Absicht der Beschreibung oder Eintragung von Thatsachen verfolgt. Daß die brutale Streberei häufig Siegerin bleibt, ebenso daß der Feminismus in der Kunst heutzutage einen starken Einfluß ausübt, das wissen wir. Was jedoch trotz aller deskriptiven Kraft und Ruhe die Tendenz hervorleuchten läßt, das ist der nicht zu unterdrückende Triumph über die siegreiche Niederwerfung des männlichen Genies durch das raffinierte Ränkespiel eines berechnenden Halbweibes.

In der Thatsache an und für sich liegt allerdings ein gut Stück Wahrheit. Jeder Psychiater wird bestätigen, daß Frauen dieser Spezies die gefährlichsten Feindinnen des genialen und temperamentvollen Mannes sind, weil sie ihn unwiderstehlich anziehen und unausbleiblich enttäuschen und unglücklich machen. Es ist ihr Schicksal, sie können nicht anders. Sie sind und bleiben in Beziehung auf den Mann (unbeschadet ihrer absoluten Persönlichkeitswerte) die tauben Nüsse unter den Weibern. Sie hassen den Mann, weil sie das Bewußtsein haben, ihren Gattungszweck verfehlt zu haben. In dieser Thatsache liegt offenbar das Ge-

*) 8⁰. 211 Seiten. Preis Mk. 3. . Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus.

heimnis der Auswüchse der Frauen-Emanzipationsbewegung verborgen. Und um diese handelt es sich hier.

Der Künstler hat sich über den Sieg des Feminismus (immer in des Wortes üblem Sinne!) nicht zu freuen. Arnold Wigand, die große, herrische Mannesnatur, geht unter, und es siegt Lotte Sembritzky, die kleine, feminine, kalt berechnende, auch in Sachen der Kunst reflexive Mann-Weib-Seele. Das ist in ästhetischer Beziehung nur ein Schein-Sieg. Die Kunst trauert dabei in Sack und Asche. Was triumphiert, das ist der Dämon der Unnatur.

Man glaubt zuerst, es handle sich bei der Heldin um Adoration der Kraft. Das ist aber nur scheinbar der Fall. In Wahrheit handelt es sich um Schadenfreude über den Fall der Kraft, besiegt durch die Schlauheit des Halbweibes, das dem Genie nur seine kleinen Kunstgriffe abgestohlen hat. Daher der Jubel über die Agonie Wigands.

Es muß übrigens der Gerechtigkeit wegen gesagt werden, daß dieser angeblich große Künstler, der mit so unerhörter Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit herunterkommt, ein erbärmlich kleiner Mensch ist, wodurch allerdings der tendenziöse Wert seiner Besiegung durch die „neue Frau" beträchtlich herabgesetzt wird. „Die neue Frau, die kommen wird, die Diagonale von Messalina und der Doktorin der Mathematik, die siegen wird und die schrecklich sein wird!"

So charakterisiert die Verfasserin selbst diesen Typus. Wir müssen gestehen, daß uns diese Drohung weniger bange gemacht, als heiter gestimmt hat. Es sind nicht vestigia leonis, sondern nur Katzenkrallen.

Die an den großen Mustern des französischen Naturalismus herangebildete Darstellungsweise Hans von Kahlenbergs ist von blendender Stileinheit. Mit der hochentwickelten Technik ist leider eine noch unreife Lebensauffassung gepaart.

In der Technik fast auf der gleichen Höhe, in seinen sittlichen und künstlerischen Tendenzen aber höher steht Leo Hildecks (Pseudonym für Leonie Meyerhoff, Frankfurt a. M.) Roman „Bis ans Ende"*). Dieselbe straffe, energische, sichere Linienführung, aber mehr Licht und Wärme. Dieselbe unerbittliche Logik in der Entwicklung der Charaktere und Begebenheiten, aber mehr unter der Asche glimmendes Feuer, mehr Liebe.

Klaus Archner ist kassierter Offizier (es handelt sich um eine in der Heftigkeit begangene Gewaltthat). Im Joch einer armseligen Schreiberstellung beim Rechtsanwalt Brink in Berlin leidet er unsäglich unter der gesellschaftlichen Aechtung. Da lernt er bei einem Besuch der „Reichshallen" aus der Entfernung eine kleine Engländerin, May, kennen, eine hübsche, kleine Tänzerin, ein unbedeutendes, gutmütiges, etwas leichtsinniges Ding von achtzehn Jahren mit schon stark zerknitterter Vergangenheit. Und er verliebt sich in sie, macht ohne viel Umstände ihre persönliche Bekanntschaft und heiratet sie. Hier zeigen sich schon gewisse pathologische Eigentümlichkeiten Archners, der in allen Dingen „bis ans Ende" geht.

Die soziale Stellung des alten Offiziers wird durch diese Heirat nicht fester, so wenig wie seine wirtschaftliche. Sie leben glücklich, aber er gerät in Schulden. Das merkt der Prinzipal, der ein Lebemann ist, er nähert sich May

*) 8°. 290 Seiten. Preis Mk. 3.50. Berlin. „Vita", Deutsches Verlagshaus.

und treibt den Cynismus schließlich so weit, Archner unter durchsichtigen Vorwänden Geld anzubieten. Natürlich in Form eines Darlehens à jamais.

Archner, in dem schon längst ein namenloser Groll lodert, gerät in sinnlose Wut, beschließt, seinen Prinzipal zu ermorden und sich die Summe von tausend Mark, die Brink ihm „leihen" wollte, gewaltsam anzueignen. Er begeht den Mord, wobei ihm in der Eile statt eintausend zehntausend Mark in die Hände fallen. Er kann sich aber seiner That nicht freuen, da er sogleich als verdächtig verhaftet und nach erfolgtem Geständnis zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wird. Die arme, kleine May sinkt wieder auf die Straße hinab.

Der Wert dieses Romans liegt in der psychologischen Entwicklung. Immer erscheint die psychologische Stimmungsmalerei in feine Beziehung gesetzt zum äußeren Milieu. Die Begebenheiten überraschen einen nicht, sondern sie erscheinen durch die Schilderung der Seelenzustände genügend vorbereitet.

Gleichwohl wird der Leser durch all das Furchtbare, durch diese grauenhafte Verkettung eigener und allgemeiner Schuld, doch in so hohem Maße moralisch deprimiert, daß es zu einer ästhetischen Befriedigung trotz der hohen Vorzüge der Darstellung dieses düsteren Gesellschaftsbildes durchaus nicht kommen kann. Grauen, Trauer und Empörung überwiegen zu stark, um die Freude über die künstlerische Tüchtigkeit aufkommen zu lassen. Darin liegt natürlich auch der ästhetische Mangel des Werkes.

Einen tiefen und nachhaltigen, wenn auch anfänglich nicht gerade blendenden Eindruck hinterläßt Georg Wasners Roman „Seine Liebe"*).

Ernst Wellberg, später Dr. juris und endlich kgl. preußischer Regierungsrat, ist der Sohn eines armen Dorfschullehrers irgendwo im Preußischen. Mit großen Opfern wird ihm der Besuch des Gymnasiums ermöglicht, das er mit glänzendem Erfolge absolviert, ohne sich bei seinen Lehrern oder Mitschülern indessen Freunde erworben zu haben. Er besteht das schriftliche Examen in so befriedigender Weise, daß er vom mündlichen dispensiert wird.

Kennzeichnend für den Charakter Wellbergs ist der gewiß seltene Umstand, daß ihm der Schulrat zugleich mit der Mitteilung der Dispensation vor der ganzen Corona der Examinatoren und Examinanden eine Strafpredigt wegen seines hochmütigen, verstockten und ehrsüchtigen Wesens hält!

Damit sind die Grundelemente des Charakters des Helden gegeben. Zieht man seine hohe Intelligenz und seine bedürftige Lage in Rechnung, so wird man die Bedingungen seiner späteren streberischen Laufbahn ermittelt haben.

Wellberg bezieht mit einem Gymnasialstipendium von zwölfhundert Mark für ein Jahr als studiosus juris eine süddeutsche Universität. Trotz freundschaftlichen Abratens seitens seines alten Gymnasialdirektors tritt er in ein vornehmes Corps, die Vandalia, ein. Mit dem Fatalismus des echten „struggler of life" hofft er auf den Ertrag von Privatstunden und auf sein gutes Glück.

Das Glück ist ihm auch wirklich hold. Durch seinen angestrengten Fleiß, durch regelmäßigen Kollegien- und Seminarbesuch und Semestralexamina erlangt er ein Fakultätsstipendium. Ebenso gelingt es ihm, trotz bestehender Vorurteile und scheeler Blicke seitens einiger vornehmer und reicher Corpsmitglieder, sich eine zuerst geachtete und zuletzt dominierende Stellung im Corps zu erkämpfen.

*) 8°. 309 S. Preis brosch. Mk. 4.—. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus.

Er entwickelt sich zu einem der besten und gefürchtetsten Schläger und wird zuletzt sogar Senior. Alles das erreicht Wellberg — und dies verdient, da es in hohem Grade prototypisch ist, festgehalten zu werden — ohne irgend welche Liebe oder innere Qualifikation zur Sache. Einzig durch die Macht des Willens zur Carriere.

Bis dahin wäre alles glatt verlaufen, da verliebt sich Wellberg in ein reiches und vornehmes junges Mädchen, Hilde Vernikow. Und nun beginnen für ihn die Komplikationen des Tragischen. Auch das verdient festgehalten zu werden! Denn erstens ist es eine Thatsache der feinen Gerechtigkeit des Schicksals, daß die Streber straucheln, sobald sie einmal ihrem Herzen folgen — und irgend einmal thun sie dies sicher —; und zweitens ist es auch im Schicksal des Helden dieses Romans thatsächlich ein altruistisches Gefühl, nämlich die Liebe, was alle Früchte der Streberei zerstört und das tragische Ende herbeiführt.

Wellberg lebt von Stipendien und Privatstunden, vermutlich (abgesehen von der Repräsentation nach außen) recht dürftig, da er bei Professoren und alten Herren des Corps circa tausend Mark Schulden kontrahieren mußte. Die Stellung im Corps und der Verkehr in den gesellschaftlichen Kreisen der Vernikows kosten indessen viel Geld.

Und da streckt das Schicksal seine harte Hand zum ersten Mal nach Wellberg aus. Der Kassenwart der Vandalia reist zu Weihnachten in die Ferien und übergiebt ihm die am 1. Januar an die Sachsen abzuliefernde S. C.-Kasse. Es sind zweihundertzehn Mark. Am zweiten Januar erwartet Wellberg seine Wechsel. Am Silvestertage wird er von Vernikows zu einer großen Schlittenpartie eingeladen. Da geht es nun hoch her. Es wird um Champagner geknobelt u. s. w. Kurzum, Wellberg hat eine Rechnung von circa 150 Mark. Da er selbst nicht genug Geld hat und am 2. Januar, wie gesagt, seine Wechsel erwartet, so bricht er ohne Skrupel die S. C.-Kasse an.

Die Sachsen wollen aber schon am 1. Januar die Kasse in Empfang nehmen. Sie treffen Wellberg in der Kneipe und monieren ihn. Er nennt die Summe und verspricht Ueberbringung des Geldes.

Nun beginnt der Leidensweg des Helden. Er geht auf die Geldsuche. Es ist der erste Januar, also Feiertag. Die Universitätskasse, wo das Stipendiats-Betreffnis zu erheben wäre, ist geschlossen. Die Leute, bei denen er Stundengeld zu fordern hat, sind für die Feiertage verreist, ebenso ein befreundeter Extraordinarius. Den wohlhabenden, aber filzigen Onkel verfehlt er mehrmals.

Und die Sachsen wollen ihr Geld! Um das Corps nicht zu blamieren, legt der Consenior der Vandalen, der Todfeind Wellbergs, die Summe aus. Nun ist der sein Gläubiger.

Wellberg begeht die große Unüberlegtheit, ihm in der Kneipe zu sagen, er habe das Geld zu Hause und wolle es holen. Er hofft, es doch irgendwo aufpumpen zu können. Aber es geht alles schief.

So entdeckt er sich denn dem reichen und vornehmen Consenior, der den Streber und Emporkömmling schon längst auf dem Strich hat. Der wirft ihm Lüge und Unterschlagung vor und schreibt sofort ein Ehrengericht aus. Er selbst und ein Vetter gleichen Namens sitzen darin.

Wellberg wird cum infamia exkludiert. All seine Streberei hat ihm nichts geholfen. Eine im Liebesrausch begangene Thorheit warf alles über den Haufen. Und nicht genug daran, giebt ihm Hilde mit Hohn und Geringschätzung den

Laufpaß. Sie liebte den eleganten, schneidigen, gefürchteten Senior der Vandalen. Der wegen lumpiger zweihundertzehn Mark geschwenkte Ernst Wellberg ist ihr ein Gelächter.

Zum Charakter Hildens ist hier zu bemerken, daß sie jung, unerfahren, unbändig leidenschaftlich, hochmütig und verschlossen ist.

Wellberg will sich zuerst erschießen. Der Hohn Hildens und die freundliche Zusprache seiner — alten Hauswirtin lassen ihn sich wiederfinden. Er fängt an, mit Dampf zu arbeiten, macht den Doktor summa cum laude und wird volkswirtschaftlicher Redakteur an einem großen Berliner Blatte. Aber er ist gekennzeichnet, und das frißt an ihm wie schleichendes Gift.

Darum vorwärts, vorwärts. Er hat Glück und wird, zuerst ohne Sitz und Stimme, in ein großes Berliner Bankhaus berufen. Glückliche Operationen an der Börse verhelfen ihm zu einem kleinen Vermögen. Er wird Mitdirektor. Als solcher nimmt er dank seinem Geschick und seiner erfolgreichen Kühnheit bald eine wirklich dominierende Stellung ein, die er durch tief wirkende publizistische Thätigkeit befestigt. Der Finanzminister wird aufmerksam auf ihn und beruft den noch sehr jungen Mann in die Regierung. Er wird Regierungsrat mit eigenem Decernat, kriegt den roten Adlerorden u. s. w.

Auf der Höhe dieser seiner Erfolge trifft er Hilde wieder, die mittlerweile an einen reichen, aber versoffenen Gutsbesitzer, von Dolling, einen Verwandten des Ministers, sehr unglücklich verheiratet worden ist.

Und hier begeht der sonst so geriebene Streber den zweiten großen Fehler. Anstatt diese Frau, trotz ihrer Beziehungen zum Minister, jetzt zu meiden wie das Feuer, nähert er sich ihr, von Liebe und Mitleid hingerissen, und läßt sich von ihr in Fesseln schlagen.

Dieses Verhältnis, durch welches alle die alten Wunden wieder aufgerissen werden, giebt dem Seelenleben Wellbergs offenbar einen starken Stoß. Er verliert seine frühere Sicherheit und verfällt in jene alten Leiden des Gekennzeichneten Noch ehe indessen die sonst unvermeidlichen übeln Wirkungen auf die berufliche Thätigkeit eintreten oder sichtbar werden, wird Wellberg vom Minister mit einer ehrenvollen Mission im Orient betraut.

Jetzt glaubt er sich von den Fesseln befreien zu können. Seine Sachen sind bereits gepackt. Da erscheint Hilde in seiner schon ausgeräumten Wohnung und beschwört ihn, zu bleiben. Es giebt eine große Scene. Sie gesteht ihm, daß sie ihn immer und nur ihn allein geliebt habe. Aber der Streber siegt in ihm; er bleibt hart. Hilde in ihrer rasenden Leidenschaft droht, ihn beim Minister wegen seiner vergessenen und verborgen gebliebenen Jugendsünde zu denunzieren und so seine Carriere zu zerstören. Da übermannt ihn die Verzweiflung und er schießt auf Hilde, sie schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundend.

Hilde läßt sich von Dolling scheiden und der Regierungsrat Dr. Wellberg stirbt im Irrenhause, wohin er ad observationem gebracht worden war.

Dies die Fabel, die offenbar irgendwie der Wirklichkeit entrissen worden ist.

Die Darstellung ist eine vorzügliche. Die Charaktere entwickeln sich folgerichtig und unterliegen nicht nur dem mechanischen Zwange des Weltgesetzes, sondern im tiefsten Grunde der unabänderlichen Dynamik ihres Ichs. Die Diktion ist knapp und edel. Alles Phrasentum vermeidend, schreitet der Verfasser mit unablenkbarer Energie seinem Ziel entgegen. Die Personen und die Dinge ge-

winnen bis in die Einzelheiten der psychologischen und psychopathischen Entwicklung und bis in die Details der Umgebungsbestandteile Leben und Bewegung.

Auch die Tendenz des Romans, die sich offenbar gegen das akademische und gegen das Beamten-Strebertum richtet und gewiß zeitgemäß genannt werden muß, ist löblich. Auch fallen Schlaglichter auf gewisse Uebelstände des Corpswesens, dessen stark äußerliche Ehrbegriffe, sowie deren Rückwirkungen auf das bürgerliche Leben, gegeißelt werden. Andererseits werden aber gerade durch diesen Roman auch die großen Vorzüge des Corpsstudententums in das richtige Licht gesetzt, namentlich das treue Zusammenhalten auch über die Studienzeit hinaus.

Wenn der Roman trotzdem ein Gefühl tiefer Depression hinterläßt, so liegt dies daran, daß wir es zwar mit einer scharfen Autopsie bestehender sozialer Uebelstände zu thun haben, in Bezug auf deren Beseitigung aber keine irgendwie versöhnenden oder mildernden Ausblicke gewinnen können. Der Leser fühlt sich niedergedrückt, und nichts erhebt ihn, obwohl das Gesetz über die Materie den Sieg davon trägt. **St.**



Die Weltlitteratur in zwanzig Bänden.

In England ist im vorigen Jahre ein großartiges litterarisches Unternehmen zum Abschluß gekommen, dessen Idee wohl nur in einer von flachen Nützlichkeitstheorien beherrschten Geisteswelt geboren werden und in seiner glänzenden Ausstattung und Kostspieligkeit nur in England Erfolg haben konnte. Der Titel des aus zwanzig stattlichen Bänden bestehenden Werkes heißt: „Die internationale Bibliothek berühmter Litteraturwerke. Probestücke aus den großen Schriftstellern der Welt, alten, mittelalterlichen und modernen, mit biographischen und erklärenden Anmerkungen, kritischen Essays und 500 Illustrationen."

Das Werk soll nach dem Prospekt sein „eine gewaltige Schatzkammer der ausgezeichnetsten und interessantesten Litteraturdenkmäler von der Morgendämmerung der Zivilisation herab bis zu den Schriftstellern unserer Gegenwart — d. h. von der alten babylonischen Erzählung von Istar und der ägyptischen Geschichte von den „Beiden Brüdern", den ältesten der vorhandenen Dichtungen, bis zu den besten Werken der lebenden Autoren, wie Tolstoj, Hardy, Mark Twain (?) oder Kipling (?)." — Wo bleiben Deutschland und Frankreich? — „Es enthält alles: die großen klassischen Dichtungen, wie die Ilias und die Odyssee; wundervolle Erzählungen, wie das Mahabharata der alten Inder; Poesie und Prosa von jedem Volke, das jemals gelebt und gesungen hat; das Beste der geschichtlichen Darstellungen von Schriftstellern wie Mommsen und Curtius, Freeman und Froude, Gibbon und Green; Proben von Abenteuern und dem Leben in der Wildnis; den Kerngehalt der großen Philosophen wie Hobbes (?) und Locke und Hume und Spencer; entzückende naturwissenschaftliche Kapitel aus Schriftstellern wie Huxley und Darwin und Proctor; berühmte Briefe von berühmten Briefschreibern; rednerische Meisterwerke von Demosthenes und Cicero bis John Bright und Gladstone u. s. w. — von den folgenden Litteraturzweigen

nennen wir nur die typischen Vertreter; La Rochefoucauld, Dean Swift — Rousseau, Pascal — Kardinal Newman, Thomas à Kempis, Dean Farrar (?) — Heine, Ibsen (!) — Charles Lamb, Bret Harte, Wendell Holmes — Lafontaine — Benjamin Franklin — Horaz, Sterne, Rabelais, Max O'Rell (??)."

Wenn wir dieses Riesenprogramm gegen den sehr endlichen Raum von 10000 gewöhnlichen Oktavseiten halten, in denen es ausgeführt werden soll, so müssen wir den Satz: „Das Werk enthält alles" dahin abändern: Es enthält von vielem eine Kleinigkeit. Es ist eine dickleibige Chrestomathie von allem möglichen, von vielem zufällig Erhaschten, von manchem international Wertlosen und nur dem Engländer Interessanten. Das zeigt am besten die Betrachtung eines einzelnen Bandes.

Der vierte Band beginnt mit Gibbons Schilderung der Einnahme von Jerusalem; daran schließt sich der entsprechende Abschnitt aus Tassos „Befreitem Jerusalem," hierauf ein Stück, das auf den dritten Kreuzzug Bezug hat: eine Scene zwischen Richard Löwenherz und Saladin aus — Scotts ‚Talisman'; dann eine von den burlesk-rohen ‚Ingoldsby Legends': „Ingoldsbys Buße", die trotz des Nebentitels „Eine Legende von Palästina und West-Kent" für die Zeit der Kreuzzüge keine Bedeutung hat, sondern für ein lachlustiges und frivoles Publikum dieses Jahrhunderts geschrieben ist; dann das Turnier aus „Ivanhoe", ein Stück aus dem Nibelungenliede, ein andres aus dem reizenden französischen Fabliau ‚Aucassin et Nicolette' übersetzt von Andrew Lang, eine Erzählung des vierten Kreuzzuges von Mrs. Oliphant (!) und eine Schilderung des Dorflebens in England vor 600 Jahren von Augustus Jessopp. Derselbe Band enthält zum Schluß ein paar Balladen über Robin Hood, Stücke aus Dantes ‚Inferno', aus Boccaccios „Dekameron", aus Froissarts Chronik, aus den Memoiren von Comines und einige von den aus dem Indischen des 5. Jahrhunderts übersetzten Fabeln des Arabers Pilpai.

Danach handelt es sich für den Herausgeber, Dr. Garnett, nicht allein darum, eine Anschauung von der Litteratur eines Zeitalters zu geben, sondern durch eine Anzahl moderner Schriften das betreffende Zeitalter überhaupt zu illustrieren. Hierdurch wächst seine Aufgabe über den oben gegebenen Prospekt hinaus ins Grenzenlose. Die einzelnen Stücke der Sammlung haben denn auch meist nur einen Umfang von wenigen Seiten, höchstens 12; von den „Abenteuern des Kapitäns John Smith", eines virginischen Pioniers, sind allerdings 24 gegeben. Kann man nun eine Anschauung von dem Dichter Tasso erlangen aus einigen Seiten seines „Befreiten Jerusalem", oder von Chaucers herrlichen „Canterbury-Geschichten" dadurch, daß der Prolog dazu abgedruckt wird, oder von Hall Caine, dem bedeutendsten der lebenden englischen Romandichter, durch die Wiedergabe einer Gerichtsverhandlung aus ‚The Shadow of a Crime'? Oder ist es möglich, Byron kennen zu lernen aus einem guten Dutzend von Stellen meist aus ‚Childe Harold', die sich auf die Bände von 2—18 verteilen? Das könnte man nicht, auch wenn sie alle zusammenständen. Von ganzen Dichtungen Byrons ist nur der gewöhnliche Notbehelf der Chrestomathien, der ‚Prisoner of Chillon', gegeben, natürlich nicht wegen seiner Bedeutung — die ist nicht hervorragend —, sondern wegen seiner Kürze.

Eine andere Beobachtung, zu welcher der Prospekt-Band Veranlassung giebt, ist die, daß entsprechend dem, was der Engländer unter seiner littera-

rischen Bildung versteht, auf die klassische Litteratur ein Gewicht gelegt ist, das ihr heute nicht mehr zukommt. Auf den zwei Seiten des Index, die darin abgedruckt sind, beziehen sich mehr als ein Drittel der Artikel auf das klassische Altertum. Ebenso offenbar ist es, daß die englischen Schriftsteller gegenüber denen der anderen modernen Kulturvölker unverhältnismäßig bevorzugt sind; es werden Schriftsteller herangezogen, die außerhalb Englands unbekannt und auch in England schwerlich allgemein bekannt und objektiv wertlos sind. Wieviele Ausländer von umfassender litterarischer Bildung wissen etwas von Lewis Carroll, von Charles Bagot, Cayley, John Alden, Captain Ethan Allen? Auch Arthur Helps ist für die Weltlitteratur belanglos. Und wie können ein Nichtdichter wie Sir Walter Raleigh und eine so wertlose Romanfabrikantin wie Ouida in solchem Werke verewigt werden? Diese Vorliebe für englische Schriftsteller hat ja ihre nationale Berechtigung und wird außerdem schon deshalb in englischen Sammelwerken dieser Art zu Tage treten, weil die insulare Abneigung vor fremdsprachlicher Litteratur sich auch bei den Höchstgebildeten in England verhängnisvoll bemerkbar macht. Den internationalen Charakter des Werkes setzt sie aber herab.

Das Interessanteste an dem Werke dürften die Original-Essays heutiger Schriftsteller über einzelne Gebiete und Fragen der Litteraturgeschichte sein. Es sind darunter Männer, deren Namen einen vortrefflichen Klang haben, wie Brunetière, Dowden, Andrew Lang, Villari, Brandl, die den ihnen gestellten Aufgaben zweifellos gewachsen sein werden. Aber es ist nicht bekannt, daß die beiden bedeutendsten Novellisten Amerikas, Henry James und Bret Harte, zugleich auch bedeutende Weltlitterarhistoriker und in der Lage sind, maßgebende Abhandlungen über die Entstehung des Romans oder der Novelle zu liefern. Auch dürfte das Anrecht Maeterlincks, über die Entwicklung des Dramas seit Shakespeare, und Paul Bourgets, über die Entwicklung der — also der gesamten, nicht bloß der französischen — litterarischen Kritik zu schreiben, recht zweifelhaft erscheinen.

Die Bilder, Porträts, Reproduktionen historischer Gemälde und kulturhistorisch-interessanter Illustrationen von alten Büchern und Handschriften sind tadellos. Das Werk kann natürlich nicht für die litterarisch gebildeten und gelehrten Kreise, sondern soll für solche Personen von Halb- und Viertelbildung berechnet sein, die Interesse an der Litteratur, aber nicht Geld und Zeit genug haben, um viele Bücher anzuschaffen und zu lesen. Diesen wird im ganzen für ihre Bedürfnisse viel zu viel, und im einzelnen nutzlos wenig geboten. Die Engländer thäten besser, endlich einmal eine jener billigen Bibliotheken der Weltlitteratur zu schaffen, wie wir sie fast seit einem halben Jahrhundert und gegenwärtig in großer Anzahl besitzen. Wenn ein Mann von mittlerer Bildung die 140 Mark, welche dieses Werk kostet, in der Leipziger Klassiker-Bibliothek, in Cottas Bibliothek der Weltlitteratur, in der Kollektion Spemann, oder gar in den Sammlungen von Reclam, Meyer, Händel richtig anlegt, so hat er unendlich viel mehr für sein Geistesleben, als dieses Werk ihm bieten kann. —r.





Graf Gobineaus Rassenwerk.

Bücher haben ihre Schicksale! Fast ein halbes Jahrhundert lang blieb das gewaltige Jugend- und Hauptwerk des „germanischen Franzosen" Gobineau „Essai sur l'inégalité des races humaines" so gut wie unbekannt: im Jahre 1835 begann der damals Neunzehnjährige sein, die ganze Geschichte der Menschheit umfassendes Werk und vollendete es in vierzehnjähriger, ungestörter Arbeit. Von 1854—55 erschienen die vier Bände der ersten französischen Auflage, und erst 1884 ward ein Neudruck im Vaterlande des Verfassers nötig: weder das Frankreich des napoleonischen Emporkömmlings, noch das der modernen Republik, dieses demokratisierte, nivellierte, zerfahrene Frankreich, konnte Sinn und Verständnis haben für die stolzen Gedanken des normännischen Adelssprossen und Vertreters einer im besten Sinne aristokratischen Welt- und Geschichtsauffassung. Aus Deutschland wuchs diesem seltenen, tiefen Geist das erste rechte Verständnis entgegen: seit 1880 erhob Richard Wagner seine Stimme für den erstaunlich vielseitigen Geist des französischen Künstlers und Gelehrten; die Glieder der engeren Wagner-Gemeinde nahmen zuerst das Studium seiner Werke auf und suchten die mannigfaltigen Aeußerungen dieses genialen Mannes als ein Ganzes zu begreifen. Aus diesen Kreisen hat sich denn auch die „Deutsche Gobineau-Vereinigung" (Frühjahr 1894) gebildet, die für seine Weltanschauung und sein Werk wirkt und wirbt. Sie zählt heute etwa 150 Mitglieder: Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufskreisen, Fürsten und Staatsmänner, katholische Würdenträger und protestantische Theologen, Gelehrte und Künstler, Kaufleute und Beamte u. s. w., — sie alle vereinigen sich in der Huldigung vor Gobineaus Geistesgröße und im Bekenntnis zu den gewaltigen Grundgedanken seines Lebenswerkes. Der verdienstvolle Gobineau-Forscher Professor Ludwig Scheman hat weiteren Kreisen die großartigen historischen Scenen Gobineaus („Renaissance" und „Asiatischen Novellen"), durch deren Herausgabe bei Reclam zugänglich gemacht, letztere mit einem gehaltvollen Lebensbild des Grafen und einer lichtvollen Charakteristik seiner Werke.

In erster Reihe gelten die Bemühungen der „Vereinigung" dem Hauptwerke Gobineaus, dem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen": drei Bände liegen in meisterhafter Uebersetzung L. Schemans vor. (Stuttgart, Frommann.) Vor zwei Jahren erschien der erste Band, und heute bereits kann der „Vierte Bericht der Gobineau-Vereinigung" feststellen: „Um die

Wende des Jahrhunderts hat sich der große, entscheidende Triumph Gobineaus angebahnt; die von ihm in die Bewegung der Geister hineingeworfenen Ideen beginnen sich immer mehr zu geistigen Mächten auszubilden." In der Tageslitteratur hat er Fuß gefaßt, in der wissenschaftlichen Welt beginnen seine Grundanschauungen geschichtlicher Betrachtung Wurzel zu schlagen, in einzelnen Hörsälen deutscher Hochschulen hält sein Geist „ganz in der Stille" seinen Einzug: fast fünfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches in Frankreich, fast zwanzig Jahre nach dem Tode des einsamen Kämpfers! Ja, Bücher haben ihre Schicksale.

Die Zeit hat sich für ihn erfüllt, die Geschichte hat den Boden selber für die Aufnahme seiner Ideen bereitet: uralte Rassengegensätze sind wieder wirksam geworden, das Nationalitätenprinzip beherrscht das Leben der modernen Völker, aus leeren weltbürgerlichen Fernen ist der schweifende Geist zu den trauten Stätten lebendigen Volkstums heimgekehrt. Die Geschichte, die große Lehrerin, hat die Völker auf den Weg der Selbstbesinnung und Selbstprüfung, auf eine Auseinandersetzung ihrer Eigenart mit dem Fremden hingewiesen; gegenüber gleichmacherischen Theorien und verirrenden Abstraktionen fordern das Blut und die wahre Natur der Völker wieder ihre Rechte, und gerade jetzt, wo die sozialdemokratischen Tendenzen uns in die Oede allgemeiner Nivellierung führen wollen, leuchtet der aristokratische Rassegedanke auf den Weg des Lebens und der Gesundung. Ja, die Zeit für Gobineau ist gekommen, der seiner Zeit weit vorauseilend die Bedeutung der Rasse für die Entwicklung der Völker an der Geschichte der Menschheit nachgewiesen hat.

Von der auffallendsten und zugleich dunkelsten aller geschichtlichen Erscheinungen, dem Sturz der Civilisationen, geht sein forschender Geist aus. Fanatismus, Aber- und Unglauben, Luxus und Sittenverderbnis, Mißregierungen und Verfall der Religionen — alle diese gemeinhin angenommenen Ursachen des Verfalls sind nur Elemente der Auflösung und selbst Folgen eines verborgenen, weit schrecklicheren Uebels. Wer sie als die ursächlichen Veranlassungen ansetzt, gelangt zu einem Zirkelschluß: eine Nation geht unter, weil sie degeneriert ist, und ist degeneriert, weil sie untergeht. Gobineau gräbt tiefer, er sucht nach dem Zerstörungsprinzip und findet es in dem Vorgang der Degeneration, der Entartung auf Grund fortwährender Vermischung edleren Blutes mit wertlosen oder unedleren Bestandteilen. Der degenerierte Mensch, „und seine Civilisation mit ihm, wird unmittelbar an dem Tage sterben, wo der ursprüngliche Rassenbestand sich derartig in kleine Teile zerlegt und in den Einlagen fremder Rassen verloren erweist, daß seine Kraft fortan keine genügende Wirksamkeit mehr ausübt. Sie wird zwar nicht schlechterdings verschwinden, aber in der Praxis derart angefochten, dermaßen geschwächt sein, daß ihr Einfluß immer weniger und weniger bemerkbar wird, und in diesem Augenblick wird die Degeneration als vollständig betrachtet werden können, und werden all ihre Folgen in die Erscheinung treten."

Voraussetzung für diesen Satz ist die Annahme einer Ungleichheit der Menschenrassen, eines angeborenen, ursprünglichen, stark ausgeprägten und bleibenden Wertunterschiedes zwischen den Rassen und Völkern. Gegeben ist damit auch, daß die Anlage zur Civilisation verschieden, daß sie vor allem mit dem Blute verliehen ist: weder Gesetzeseinrichtungen noch klimatische Verhältnisse,

noch irgendwelche anderen äußeren Einflüsse wirken auf den Fortschritt oder Stillstand der Rassen; auch das Christentum kann die Anlage zur Civilisation weder schaffen noch verändern.

Drei große Rassen unterscheidet Gobineau: die schwarze, die gelbe, die weiße. Die oberste Stufenleiter nehmen die Völker der weißen Rasse ein, und unter diesen stehen die Germanen am höchsten; nur die Völker der weißen Rasse haben ursprünglich civilisatorische Kraft, und Civilisationen haben die Glieder der anderen nur hervorgebracht, soweit sie sich mit „weißem" Blute vermischten: Die Anlagen und Leistungen eines Volkes hängen im wesentlichen davon ab, ob es in seinen Grundbestandteilen einer bevorzugten Rasse angehört oder ob die schlechteren Bestandteile in der Mischung überwiegen. Ganz reine Rassen giebt es geschichtlich nicht, der Zustand der Zusammensetzung ist für die Menschenrassen der geschichtliche Zustand. Demnach stellt sich die Mischung der Rassen als der physiologische Hauptprozeß der Weltgeschichte dar: körperliches und geistiges Schicksal der Völker sind aufs innigste miteinander verflochten, denn im Blut liegt nach dem alten Wort ja auch die Seele; die Geistesgeschichte der Völker erklärt sich aus ihrer Blutsgeschichte.

Aber beruht denn nicht gerade auf den Mischungen der sogenannte Fortschritt der „Menschheit"? Findet durch den Austausch des Blutes nicht ein Ausgleich statt? Gobineau antwortet: „Wenn die Mischungen innerhalb einer gewissen Grenze für die Masse der Menschheit günstig sind, sie heben und veredeln, so geschieht dies doch nur auf Kosten dieser Menschheit selbst, da sie sie in ihren edelsten Elementen herabdrücken, entkräften, erniedrigen, entgipfeln; und wenn man selbst zugeben wollte, daß es besser sei, unzählige Mengen von Wesen niedern Ranges in Menschen vom Mittelschlage zu verwandeln, als Fürstenrassen zu erhalten, deren Blut in immer neuer Teilung geschwächt, verfälscht, bei einer derartigen Verwandlung der entehrte Teil wird, so bleibt doch immer noch das Unglück, daß die Mischungen nicht stehen bleiben, daß die mittelschlächtigen Menschen, die soeben auf Kosten der vormals Großen gebildet worden, sich mit neuen Mittelmäßigkeiten verbinden, und daß aus diesen immer mehr und mehr entwerteten Ehen eine Verwirrung entsteht, die, gleich der zu Babel, mit der vollkommensten Ohnmacht endet und die Gesellschaften zur Nichtswürdigkeit führt, wider die es keine Abhilfe giebt."

So etwa lauten in ihren Grundzügen die Thesen der Gobineauschen Geschichtsauffassung; ihre Richtigkeit wird auf einem weit ausholenden, tief eindringenden Gang durch die Weltgeschichte geprüft. Dieser geistige Geologe rechnet nach Jahrhunderten und Jahrtausenden; erstaunlich ist das Wissen und die durchdringende Erkenntniskraft des Denkers; erstaunlich in einem Zeitalter des Spezialistentums und der wissenschaftlichen Kleinkrämerei, dieser universale Blick und philosophische, alles umfassende Geist, der Großes und Kleines, Nahes und Entferntes zusammenschaut und wechselseitig fruchtbar macht für die Erkenntnis. Und bei aller Gelehrsamkeit dieser frische Sinn für das Leben, dieses durch keinen Glanz und Schimmer beirrbare Gefühl für das wahrhaft Echte und Große! Dem weisen Denker hat hier der praktische Staatsmann, der Kenner der Menschen und Länder, das Auge hell und die Seele stark gemacht. Mögen die „Fachmänner" kommen und dem kühnen Finder der ewig waltenden Rassengesetze etwas am Zeuge flicken, ihm neue Entdeckungen entgegen halten, ihm Widersprüche und

Irrtümer im einzelnen nachweisen, — gewiß, nicht alles, was Gobineau aufgestellt hat, wird zu „halten“ sein; aber halten und dauern wird sein Grundgedanke, daß die Rassenfrage den Schlüssel zu allen tieferen Problemen der Menschheitsgeschichte birgt. Auf alle Fälle ist, wie Scheman sagt, Gobineau einer von den Denkern, welche, wenn sie eine Kardinalthese aufgestellt haben, eine solche Fülle tiefer und geistvoller Belehrung zu deren Deutung und Begründung beizubringen wissen, daß am Ende ihre materielle Richtigkeit für den sinnvollen Leser gar nicht einmal ausschließlich in Betracht kommt. Und so beruht nicht auf der Wissenschaftlichkeit allein der Wert des Rassenwerkes: viel mehr auf der großen, geistesgewaltigen, organisierenden Künstlerpersönlichkeit, die solche Massen zu zwingen und zu ordnen, zu durchgeistigen und zu gestalten wußte. Es ist persönlicher Gehalt in diesem Geisteswerk: denn das Gefühl „der bewußten Zugehörigkeit zu reiner, edler, herrschender, ordnender Rasse“ lebte und wirkte auch in diesem letzten Sprossen des uralten Normannengeschlechts, — darum konnte er aus eigenem inneren Schauen und Erleben seine draußen in der wirren Welt der Geschichte gemachten Erfahrungen und Beobachtungen bestätigen, beseelen und gestalten. Die Höhenluft lauterster, innerster Wahrheit haucht erfrischend aus diesem kraftvollen Werke! Gerade dem deutschen Volke aber kann das Ergebnis der gesamten Erkenntnisse des unerbittlichen Forschers, daß in der germanischen Rasse die höchste Blüte weltgeschichtlicher Entwickelung getrieben sei, zum Antrieb dienen auf seinem Wege in die dunkle Zukunft. **Karl Berger.**



Die moderne Flugtechnik und die Ikarus-Sage.

Hat Dädalos wirklich gelebt? Ist Ikarus wirklich auf künstlichen Schwingen über das Meer geflattert? Gewöhnlich werden diese Fragen von Philologen und Historikern gelöst, die aus alten Folianten Sprachvergleichung treiben, im ehrwürdigen Sanskrit bedeutende Fingerzeige entdecken oder die Hieroglyphen auf ägyptischen Königsgräbern enträtseln. Diesmal soll der Techniker den ihm naheliegenden Zweifel lösen! Für ihn reduziert sich das Problem einfach auf die Frage: war es Dädalos möglich, mit den technischen Hilfsmitteln seiner Zeit Flugapparate zu bauen, um sich den Strömungen der Atmosphäre anzuvertrauen, ein tollkühner Schiffer auf luftigem Boote? Wenn dies dargethan werden kann, so spricht es für die Wahrscheinlichkeit, daß die Sage einen thatsächlichen Untergrund besitze, und daß die Genialität der Erfinderthätigkeit durch einen Zeitraum von Jahrtausenden geruht habe, ehe der Mensch eines hochentwickelten technischen Zeitalters wieder Mut zum Wagnis fand, der Idee von neuem Körper zu geben. Und warum sollte der Erfindergeist nicht Jahrtausende lang pausieren? Hat denn China das Schießpulver, die Papierfabrikation, das Druckverfahren mit beweglichen Lettern nicht um Jahrtausende vor dem zivilisierten Europa voraus besessen?

Die Kultur ist ähnlich dem Licht und dem Schall eine Schwingung, die Wogenberge des Fortschrittes sinken und vertiefen sich zu den Wellenthälern des Rückschrittes und der Stagnation; die Entwickelung ist ein Pulsschlag, der um Jahrtausende aussetzt.

Fassen wir vor allem die Dädalossage in wenige Worte zusammen. Dädalos ist der berühmteste griechische Künstler der Mythen-Epoche, ein Zeitgenosse des Theseus und Minos. Als Baumeister, Bildhauer und Techniker allgemein bewundert, läßt er sich durch Künstlerneid hinreißen, seinen Schüler Talos zu ermorden. Er flieht zu dem Könige Minos von Kreta. Hier erbaut er Tempel und Prachtgebäude, Wunderwerke, darunter das Labyrinth, in das er später mit seinem Sohn Ikaros von Minos gesperrt wird. In der Gefangenschaft ersinnt der Künstler zwei künstliche Flügelpaare aus Wachs und Leinwand, oder wie andere berichten, aus Wachs und Federn; auf diesen entfliehen sie. Aber auf der Flucht steigt Ikaros entgegen der Warnung seines Vaters so hoch, daß durch die Wärme der nahen Sonne das Wachs der Flügel schmilzt, und der himmelan Strebende stürzt ins Meer, eine säkuläre Warnung allen Tollkühnen. Dädalos aber entkommt nach Sizilien, wo er bei dem König Kokalos Aufnahme findet.

Dädalos! Vielleicht ist dieser Name nur ein Gesamtname, auf den die ältesten Werke der Baukunst, Holzschneidekunst und die hervorragendsten technischen Erfindungen einer sagenumwobenen dunkeln Vergangenheit zusammengetragen wurden? (Wie ja auch Homer ein Sammelname hätte sein sollen, der alle die sieben Paar Göttinger Knackwürste aus dem bekannten Schillerschen Epigramm für sich in Anspruch nimmt, anstatt sie ehrlich unter die sieben mutmaßlichen Dichter des Epos zu teilen.) Wenn aber Dädalos wirklich existiert hat, so war er unzweifelhaft ein so vielseitiges Genie, wie wir eines in Lionardo da Vinci bewundern, der neben seinem hervorragenden Wirken in Goldschmiedekunst, Bildhauerei, Malerei auch Ingenieurkunst und Maschinenbau pflegte. Auch dieser hat uns Projekte über das Flugproblem, und Zeichnungen über Fallschirme hinterlassen.

Es ist nun merkwürdig, daß auch unter den Flugtechnikern unserer Tage sich ein Ikaros befindet, dessen jähen Sturz und Tod die forschende und erfindende Technik aufs tiefste beklagt: Der Berliner Maschinen- und Dampfkesselfabrikant Otto Lilienthal. Er war der erste, der Flügelflächen baute und sich den tragenden Winden anvertraute. Mehr als zwanzigjährige Studien begleiteten seine Versuche. Sein Bruder unterstützte ihn in verdienstvoller Weise bei allen seinen Arbeiten. Er suchte das Geheimnis des Vogelflugs zu ergründen durch zahlreiche Messungen und Experimente an den Flügeln dieser Tiere sowie durch Versuche aller Art mit ebenen und gewölbten Flächen, mit künstlichen Flügeln in Miniatur und in Naturgröße. Wie viel Phantasien sind nicht vor ihm verbrochen worden! Statt zu versuchen und zu forschen, verzichteten die Menschen im vorhinein, mit der Erforschung der Naturgesetze ihre Zeit zu verlieren. Sie begnügten sich, willkürlich und vorurteilsvoll, den Flug als „außerhalb der menschlichen Natur" liegend zu erklären. Ein solches Vorgehen heißt aber freiwillig der Vernunft und jeder Entwickelung entsagen. Da wurde denn alles mögliche vorgebracht. Die hohlen Knochen der Vögel sollten z. B. eine luftballonartige Wirkung haben. Phantastische Schüler einer unglückseligen Physiologie faselten

sogar vom „himmelanstrebenden“ Geist der Flugtiere, der sie durch die Lüfte trüge — anstatt einfach zu gestehen, daß wir in diesem Punkte Ignoranten wären. So der im übrigen mit Recht berühmte Arzt Galenus. Sieht man genau zu, so fällt ein großer Teil, ja, fallen fast alle vorgebrachten Einwände in sich zusammen. Der Adler, mögen seine hohlen Knochen mitwirken oder nicht, mag er eine himmelanstrebende oder Aeser in Abgründen suchende Seele haben, er trägt, gemessener und gewogener Maßen, etwa 5,6 Kilogramm pro Quadratmeter Flügelfläche. Es kann jeder mit Leichtigkeit ausrechnen, daß dementsprechend ein erwachsener Mensch von 70 Kilogramm Gewicht mit zwei Flügeln von zusammen etwa 13 Quadratmeter Fläche ebenso sicher sich auf den Luftpolstern wiegen muß, wie der kreisende Adler, der fast ohne eine Feder zu rühren, hoch über Felsspitzen seinen prächtigen Bogen zieht. Muß! Ebenso sicher wie zwei mal zwei vier sind! 13 Quadratmeter ist der Flächeninhalt der Wand eines mittleren Wohnzimmers. Wenn der Leser auf diese einen Blick wirft, wird er sich überzeugen, daß es eine verhältnismäßig kleine Fläche ist, leicht zu beherrschen, und die auch zu ihrem Bau kein besonders starkes Material benötigt. In der That hat auch Lilienthal zu seinen Flügelflächen weder Stahl noch Aluminiumbronze noch Aluminium verwendet, sondern einfach Weidenruten und höchstens etwas Draht. Mit wachsgetränktem Shirting überzogen waren die Flügelgestelle, die er zusammenlegbar konstruiert hat, um sie leicht transportieren zu können, wenn er seine Schwebeversuche in der Umgegend von Berlin machte. Das moderne Zeitalter der Technik hat ihm also nichts dazu geliefert, als höchstens den starken Stahldraht, den aber das Altertum sehr gut durch Hanf- oder Bastschnüre oder durch Tiersehnen ersetzen konnte.

Was Lilienthal durch seine Beobachtungen in erster Linie als wichtig feststellte, war die parabolische Höhlung der Flügelflächen. Alle modernen Flugtechniker, auch die Amerikaner und Engländer, so Prof. Langley und Hiram Maxim, die anfangs ihre Flügelflächen eben gemacht hatten, wie Papierdrachenflächen, bekehrten sich nach und nach zur Lilienthalschen Flügelwölbung: Er hat festgestellt, daß der Auftrieb einer gewölbten Fläche je nach der Wölbungshöhe bis etwa zwei oder zweieinhalb mal größer ist als der Auftrieb einer gleich großen ebenen Fläche.

Die von ihm gebauten Flügelflächen, mit denen er zahlreiche Schwebeflüge unternahm, zeigen aber noch kleinere Verhältnisse als der Adlerflügel. Schon 10 Quadratmeter Fläche reichten hin, ihn schwebend zu erhalten. Da das Gesamtgewicht seines Körpers mit dem des Flugapparates zusammen rund 100 Kilogramm ausmachte, so trugen die Schwingen 10 Kilogramm pro Quadratmeter, also etwa das Doppelte der Adlerschwingen. Denn die Tragfähigkeit hängt in erster Linie von der Windstärke, oder was dasselbe ist, von der Geschwindigkeit ab, mit der sich der Fliegende vorwärts bewegt. Man sieht daher die Vögel beim Auffliegen die Richtung gegen den Wind nehmen. Besonders ist das auffallend, wenn sie, vom Jäger gescheucht, sogar in der Richtung gegen ihn hin sich aufschwingen, also der drohenden Gefahr entgegen. Reiher, Kraniche und andere größere Sumpfvögel, die bei Windstille emporstreben, suchen durch Hüpfen, das sie mit einigen Flügelschlägen unterstützen, den Aufflug zu erleichtern. Andere, wie die Turmschwalbe, die sonst mit eleganter Sicherheit pfeilschnell durch die Lüfte schießt und im graziösen Spiel die Richtungen wechselt, kann sich vom

ebenen Boden fast gar nicht erheben. Den Flug der aus Waldlichtungen emporsteigenden Raubvögel schildert Lilienthal folgendermaßen: „Sie erheben sich mit mühsamen Flügelschlägen, da in der Lichtung fast Windstille herrscht. Sowie sie aber die Höhe der Baumkronen erreicht haben, über denen der Wind ungehindert hinstreicht, beginnen sie ihre schönen Kreise zu ziehen. Sie halten dann die Flügel still und fallen nicht etwa wieder herab, sondern schrauben sich höher und höher, bis sie oft kaum noch mit bloßem Auge erkennbar sind." Der Segelflug im Winde erfordert im wesentlichen weder Flügelschlag, noch bedeutende Muskelkraft, noch Motoren, nur Geschicklichkeit.

Ziemlich gewandt und mit auffallender Leichtigkeit sehen wir an den Häuserfassaden den Sperling nach Beute suchen, und in scheinbar senkrechter Linie zu den Balkonen und Dachgesimsen emporflattern. Nichtsdestoweniger sind Sperlinge, die in einen Schornstein fallen, verloren, da es ihnen unmöglich ist, wieder in die Höhe zu kommen. Ein Spatz, der in einen größeren Lichtschacht selbst von 2 Quadratmetern Grundfläche fällt, ringt sich nur mit Mühe um einige Meter in die Höhe; bald aber sinkt er wieder ermattet zu Boden. Ihm fehlt der Neigungswinkel im Aufstieg, die relative Luftgeschwindigkeit, oder wie es manche meinen: „ein Wechsel der tragenden Luftsäule".

Das Dädalos-Problem zerfällt also, wie wir sehen, in zwei Teile: Kann der Mensch sich auf Flügelflächen schwebend in der Luft halten? Und dann: Kann der Mensch aus eigener Kraft sich in die Luft erheben und vorwärtsbewegen?

Die erste Frage hat ihre Antwort im Schwebeflug Lilienthals gefunden. Seine Untersuchungen sind in seinem wertvollen Werke „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst", sowie in mehreren Artikeln niedergelegt. Schon die Flagge am Mast und die an der Leine zum Trocknen aufgehängte Wäsche, die im Winde sich bauscht, geben ihm zu denken und leiten ihn darauf, in den geblähten Segeln der Schiffe und in den Flügeln der holländischen Windmühlen die aerodynamischen Vorteile der Flächenwölbung zu erkennen. Sodann nimmt Lilienthal sich den Vogel als Vorbild. Die Möve erscheint ihm als eine ausgezeichnete Lehrmeisterin. Ihr schöner Flug, ihre große Zutraulichkeit, die sie veranlaßt, nahe am Beobachter vorbeizustreifen, geben ihm Gelegenheit, stundenlang am Meeresufer zu stehen und ihren Segelflug zu studieren. Die Ausnützung des Windes lehrt ihn die Storchfamilie, die sich bei ihm einnistet und deren Jungen er beobachtet, wie sie auf dem Dachfirst die ersten Flugversuche anstellen, anfangs mit unschönen und wunderlichen Bewegungen, bis sie sich schon nach wenigen Tagen mit Sicherheit der Atmosphäre anvertrauen. „Erwägt man, daß die meisten Vögel nicht notdürftig, sondern verschwenderisch mit der Flugfähigkeit ausgestattet sind, so muß um so mehr die Einsicht Platz greifen, daß auch das künstliche Fliegen von Menschen bewirkt werden kann, wenn es nur richtig angestellt wird, wozu aber besonders die Anwendung einer richtigen Flügelform gehört."

Diesen „Ueberschuß an Flügelkraft" beobachtet der sinnige Naturfreund und Forscher am Raubvogel, der fast senkrecht auf seine Beute stürzt und sich mit ihr emporhebt, am Habicht, der die geraubte Taube, die fast halb so schwer ist wie er, wie sie sich auch winde, nicht aus seinen Fängen läßt; er stellt diesen Ueberschuß fest, indem er einer Taube die Schwungfedern ihrer Flügel zusammenbindet, und so die Tragfläche bedeutend verringert. Die Traglast der verschiedenen

Vogel- und Insekten-Flügel findet er denn auch verschieden: auf einen Quadratmeter Flügel kommen 4 Kilogramm Sperlinge, dagegen (wenn wir nicht irren) nur $2^1/_2$ Kilogramm Schwalben, während die Insekten unmäßig mehr Fläche benötigen, wie z. B. die Libellen pro Quadratmeter nur $^2/_5$ Kilogramm tragen.

Viel schwieriger war es, die Arbeit zu berechnen, die zum Heben des Vogelleibes erforderlich ist. Nimmt man die in technischen Lehrbüchern gegebenen Formeln des Luftwiderstandes zu Hilfe, so müßte so ein armes kleines Vögelchen sekundlich mindestens das leisten, was ein wohlgemästeter, schinkenfeister Gaul an einem schweren Lastfuhrwerk. Ebensoviel müßte zum Emporsteigen ein Storch von nur 4 Kilogramm Gewicht und $^1/_2$ Quadratmeter Flügelfläche aufwenden können. Die gläubige rechnerische Benützung der alten Luft-Widerstandsformel, wie sie seit Jahrzehnten accreditiert erscheint, hat denn auch heute ziemlich nachgelassen. Man hat sich bis jetzt damit durchgeholfen, daß man sich für die Arbeitsleistung der Vögel eine unverhältnismäßig große Muskelkraft „gedacht hat". Ueberhaupt eine sehr bequeme Einrichtung „anzunehmen und sich zu denken", statt zu forschen! Ein Denkprozeß, der sehr geistreich und mit vielem Witz durchführbar ist und Beobachtungen, Experimente und Rechnungen überflüssig macht.

Lilienthal war auch der Erste, der die Hubkraft des Menschen in der Luft gemessen hat. Er hatte auch seine Beweggründe hierzu, denn er war der Verfechter des sogenannten „invibuellen Kunstfluges", er wollte es dazu bringen, daß der Mensch den Flügelschlag der Lufttiere möglichst ohne Unterstützung von Motoren nachahme. Mit einem sehr einfachen Apparat erzielte er denn auch ganz hübsche Resultate. Auf seinem Fabriksgehöft ließ er unter dem Dach einer Scheune einen langen weit vorragenden Balken anbringen, an dessen äußerstem Ende sein Flugapparat an einem Seil hing.

Durch die Schläge mit den jalousieartig gebauten Flügeln erzielte nun Lilienthal eine ganz bedeutende Hubkraft. Er wog mit Apparat zusammen etwa 80 Kilogramm. Durch eine sinnreiche Vorrichtung balancierte er die Hälfte davon aus. Er hatte demnach noch 40 Kilogramm mittelst Flügelschlags emporzuheben, was er auch erreichte. Die nach abwärts schlagende, also jeweilig hebende Flügelfläche belief sich auf 8 Quadratmeter. Allerdings war die Anstrengung Lilienthals (und seines beteiligten Bruders) eine sehr große. In gehobener Stellung hielt er sich deshalb auch nur wenige Sekunden. Die dabei von einem Mann geleistete Arbeit schätzt er auf nahezu eine Pferdekraft, also sieben- bis zehnmal mehr als die sekundliche Leistungsfähigkeit eines Menschen, der einen ganzen Tag gleichmäßig fortarbeitet. Die beiden Brüder nahmen zum Vergleich das ausnehmend schnelle Ersteigen einer Treppe und glaubten, das hierbei gewonnene Resultat auf ihren Flugversuch übertragen zu können. „Jeder Fuß wurde ungefähr mit einer Kraft von 120 Kilogramm ausgestoßen und zwar auf der Strecke von $^3/_{10}$ Meter bei zwei Tritten in einer Sekunde, was eine Arbeit von $2 \times 0{,}3 \times 120 = 72$ Kilogramm ergiebt."

Wenn nun der Mensch die Hälfte seines Körpergewichtes zu heben vermag, und das bei so unvollkommenen Hilfsmitteln, liegt da nicht die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er bei vollendeteren Apparaten auch sein ganzes Körpergewicht wird heben können? Besonders wenn er nicht, wie die Brüder Lilienthal bei ihrem Experiment, oder wie der unglückliche Sperling im Schornstein, sich senkrecht in die Höhe hebt, sondern bei seinen Flatterübungen auch eine Vor-

wärtsbewegung eintreten läßt? Lilienthal berechnet, daß $1\frac{1}{2}$ Pferdestärken zur Hebung eines Menschen ausreichen dürften. Das ist sehr viel und ohne Motor nicht zu bewältigen.

Allein versuchen wir einmal folgenden Gedankengang: Der Mensch kann zwar nur $1/_{10}$ bis $1/_7$ Pferdestärke sekundlich in achtstündiger Arbeit dauernd leisten, trotzdem hebt er sich auf Tausende von Metern, wenn er bergan steigt. Ein mittlerer Tourist steigt im Gebirge etwa 320 Meter in der Stunde. 360 würden $1/_{10}$ Pferdestärke entsprechen. Es läßt sich also wohl denken, daß der Mensch auf geeigneten Flugapparaten ebenfalls stündlich 320 Meter in der Richtung gegen den Himmel zurückzulegen vermag, lediglich mit Hilfe seiner Beinmuskeln. Denn sobald es ihm gelingt, ebenso wie die Flugtiere die Luft unter sich in einen festen widerstandsfähigen Körper zu verwandeln, ist es ja für das Resultat gleichgiltig, ob er mit den Füßen auf felsigem Boden oder mittelst künstlicher Schwingen auf Luftpolstern in die Höhe kommt. Daß er aber in der Lage ist, die Luft unter sich, wenigstens theoretisch, in festen Granit zu verwandeln, wollen wir noch am Schlusse zeigen.

Wie brachte es Lilienthal dazu, frei durch die Luft zu schweben, ohne Anwendung von Motoren, die zu schwer gewesen wären? Lilienthal war zu dem Resultate gekommen, daß bei Wind von über 10 Meter Geschwindigkeit der „anstrengungslose Segelflug“ auch vom Menschen ausführbar sei, und daß „eine Flugfläche von 10 Quadratmeter dem Verhältnis der größeren Vögel entsprechen würde.“ Mehr brauchte aber auch Dädalos nicht.

Lilienthal wählte sich Hügel in der Nähe Berlins, von denen aus er die Windwirkungen gut ausnützen konnte. Die Unterarme in die entsprechenden Polsterungen seines Schwingenpaares eingeschoben und die Hände fest um die Handgriffe geschlossen, nahm er von der Spitze des Hügels Anlauf und Absprung. Mit anderen Worten: Er erteilte seinem Körper ein gewisses Maß von lebendiger Kraft, er speicherte in sich Arbeit auf, so, daß er mit einer bestimmten Geschwindigkeit sich vorwärts bewegen mußte, sobald seine Füße durch ein leichtes Abstoßen den Boden des Hügels verlassen hatten. Die Luft übernahm dann die Aufgabe, ihn weiter zu tragen, und er schwebte auf seinen Flügelflächen einige Hundert Meter hin. Die in ihm aufgespeicherte Kraft und die Anziehungskraft der Erde zogen ihn mit einer gewissen Geschwindigkeit vorwärts, letztere allerdings zugleich niederwärts; der Wind half mit, ja oftmals hob ihn dieser mehrere Meter hoch empor. Die zwei Flügel- oder Segelflächen wurden als Sprengwerk aus Weidenstangen und Draht gebaut, um Festigkeit mit Leichtigkeit zu vereinigen. Sie waren an einer Mittelstange befestigt, an der Lilienthal während des Fluges mit den Unterarmen hing, und die er so geschickt zu handhaben wußte, daß er tückische Windstöße und andere Gefahren vermeiden, günstige Strömungen dagegen ausnützen konnte. Eine leicht zu regierende größere Schwanzfläche verlieh ihm Herrschaft über die Richtung, so daß er auch große Bogen zurücklegte. Indem er, wie ein Turner, der am Reck hängt, seinen Körper mehr nach rechts oder nach links schob, unterstützte er die seitlichen Wirkungen des rechten oder linken Flügels. Anfangs war er mehrmals hart gestürzt, bis er die Herrschaft über den neuen Apparat erlangte. Er wollte seinen Schwebeflug als Sport betrachtet wissen, da damit viel körperliche Uebung und Ausbildung der Gewandtheit, des Beobachtungsvermögens und des Tastsinnes verbunden sei. Ich sehe

ihn noch vor mir, eine elastische Gestalt im Sportkostüm, gerade gewachsen, die Muskeln turnerisch ausgebildet, ein bescheidenes und sympathisches Wesen.

Am Fuße des Gotenberges bei Stöllen war er einmal infolge der Unzulänglichkeit seiner Armstützen gefallen, ohne jedoch besonders Schaden zu leiden. Bei seinem letzten Versuche an derselben Stelle, zwei Jahre später, wollte er die Lenkbarkeit des Horizontalschwanzes durch Kopfbewegungen bewerkstelligen. Hatte er nun eine unrichtige Bewegung ausgeführt, hatte ihn ein von vorne kommender Windstoß hinabgedrückt, oder war etwas am Apparat gebrochen? Im Schwebeflug, 15 Meter über dem Boden (drei Stockwerk hoch) kippten die Segelflächen nach vorne um, sausten pfeilschnell in die Tiefe, und der verdiente Mann, der zuvor bei einem ähnlichen Sturze durch die Prellwirkung geflochtener Weidenpuffer noch mit dem Leben davongekommen war, lag mit gebrochenem Genick zwischen den zersplitterten Stangen und Ruten des Apparates.

Fragen wir uns, worin die tragende Wirkung der Flügel besteht? Die natürliche Annahme ist, daß unter den Flügeln die Luft elastisch zusammengedrückt wird, und sich so gepreßte Luftschichten bilden, die einen größeren Druck nach aufwärts, einen Auftrieb ausüben, als die atmosphärische Luft in ihrer gewöhnlichen Spannung. Doch herrscht unter den Flugtechnikern auch die Meinung, daß sich beim Vorwärtsflug über den gewölbten Flügeln eine teilweise Luftverdünnung bilde. Nehmen wir an, daß diese Annahme richtig sei, — so vermöchte man, allerdings vorerst nur in der Theorie, mit der Tragfähigkeit der Luft unglaublich weit zu gehen. Als ich einmal beim Bau eines Unterwasser-Tunnels, der mittelst Preßluft getrieben wurde, in die Luftschleuse stieg, um mich nach dem Arbeitsraum „vor Ort" durchschleusen zu lassen, machte mich der Betriebsingenieur darauf aufmerksam, daß wir nicht mehr im stande wären, die eiserne Thüre zu öffnen, sobald hinter diese Preßluft eingelassen ist. Eine kurze Ueberlegung mußte das sofort bestätigen. Die Thüre war zwar sehr klein, sie hatte eine Fläche von, sagen wir $^4/_{10}$ Quadratmeter. Wenn nun der Ueberdruck der Preßluft 1 Atmosphäre beträgt, so macht das 1 Kilogramm pro Quadratcentimeter, also etwa 2,2 Kilogramm auf die Fläche eines Pfennigstückes. Da nun die Thüre, oder richtiger gesprochen der Verschlußdeckel des Mannlochs trotz seiner Kleinheit eine Fläche von 4000 Quadratcentimeter darbot, so stemmte sich die Preßluft gegen die Thüre mit einer Gewalt von 4000 Kilogramm oder 80 Zentner; die hätte wohl auch der kräftigste Jahrmarktsriese nicht öffnen können. Der Druck der uns umgebenden atmosphärischen Luft beträgt pro Qudratmeter Fläche nicht weniger als 10000 Kilogramm. (Auf die Oberfläche des menschlichen Körpers somit etwa 10500 Kilogramm.) Könnte man also einen gewölbten Flügel so rasch durch die Luft bewegen, daß über ihm ein vollkommen luftleerer Raum entstünde, so würde man an je einen Quadratmeter Fläche, also der Fläche, die der Hälfte eines unserer großen Zimmerfenster entspricht, eine Last von nicht weniger als 10000 Kilogramm anhängen können. Dies ist theoretisch der äußerste Fall, das denkbare Maximum. Der Leser sieht, daß man auf der gewöhnlichen Luft ein dreistöckiges Haus errichten könnte, wenn man nur ein Mittel hätte, oberhalb des Hauses die Luft abzusaugen und einen luftleeren Raum zu schaffen: die Luft trägt wie Granit.

Aber nehmen wir an, diese luftsaugende Wirkung über dem Flügel sei nur ein frommer Wunsch, es würden thatsächlich die Vogelfittiche nur von der

darunter hinstreichenden Luft getragen, die sich unter der Flügelwölbung verdichtet, sagen wir: zu Tragpolstern ballt. Nehmen wir ferner an, man könnte einer künstlichen Segelfläche sehr große Fluggeschwindigkeit erteilen, so daß die elastischen Luftpolster eine Dichte von 2 oder 3 Atmosphären erreichen! Dann hätten wir jene fabelhafte Tragkraft oder vielmehr jenen Auftrieb durch die Luftleere, von der wir eben sprachen, nun auf dem Wege der Luftverdichtung nicht nur ebenfalls erzielt, sondern sogar um das Doppelte übertroffen. Allerdings handelt es sich hier um Zahlengrößen, welche die Praxis sehr schwer oder niemals erreichen wird. Aber es ist doch schon von Wichtigkeit, festzustellen, mit welchen Kraftwerten rein theoretisch gerechnet werden kann. Den in die Augen springenden Beweis aber, daß man Luft in das widerstandsfesteste Material umzaubern kann, liefert eine Dynamitpatrone, die man frei auf einen Stein legt und explodieren läßt. (Natürlich nachdem man sich vorher vorsichtigerweise entfernt hat.) Die Gase entwickeln sich mit so ungeheurer Schnelligkeit, daß die Luft nicht mehr weit genug zurückweichen kann, die Luft wird gepreßt, verdichtet sich, und der Stein ist derjenige, der als der „Klügere" nachgeben muß: Er geht entzwei. Es ist dies der eklatanteste Beweis dafür, daß man die Luft zu einem kräftigen Stützpunkt machen kann. An der Luft liegt es nicht, und auch nicht am spezifischen Gewicht des menschlichen Körpers, daß der Flugapparat noch nicht erfunden ist.

So übersehen wir denn zum Schluß, wie die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß Dädalos und Ikaros, falls sie überhaupt jemals gelebt haben, wohl sämtliche Faktoren beherrschen konnten, die zu jener gewagten Flucht über das Meer nötig waren: den so einfachen Apparat aus Weidenruten und Stoff, die Benützung günstiger Winde, Anlauf und Absprung von einem hohen Berge, den hebenden und lenkenden Ruderschlag. Diese Thatsache wäre etwas beschämend für unsere Erfinder, die erst so viele Jahrtausende gebraucht haben, bis sie jene antiken Geister wieder erreichten. Dadurch fällt zugleich ein eigenes Licht auf jenen Mythus; er wird zur Allegorie und lehrt, daß was die Menschheit so lange lahmlegte, weniger Mangel an Talenten, als vielmehr das ewig alte und doch ewig junge Hindernis ist: die Hemmung im eigenen Hirn, das Vorurteil. Zugleich erfahren wir aber noch eine zweite Lehre: Dädalos und Ikaros, nach welch letzterem das Ikarische Meer genannt ist (vielleicht weil der Junge beim Spielen dort hineingefallen ist), galten uns vornehmlich deswegen als mythische Nebelgestalten, weil die Sage vom Flug sie ins dunkle Reich des Unmöglichen hinüberrückte. Nun erkennen wir den Irrtum, das Unzulängliche wird Ereignis, das Unmögliche wird gethan.

Der Techniker der Neuzeit allerdings wird sich mit jener primitiven Form des Fluges, die für die Not einer Flucht wohl ausreichen mochte, nicht mehr begnügen. Er wird nach etwas Sicherem und Großzügigem suchen, nach dem durch Motore Bewegten, große Lasten Schleppenden. Die Größe der Aufgabe ist mit dem technischen Menschen gewachsen. **Leo Gilbert.**



Franz Liszt und die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Franz Liszt ist als Künstler und Mensch noch immer in mancher Hinsicht ein Rätsel. Und das auch für den, der sich liebevoll und eingehend mit ihm beschäftigt hat. Nur daß in dem letzteren der unbedingte Glaube an die Lösung dieses Rätsels lebt. Hat er doch die Erfahrung gemacht, daß bei näherem Zusehen, bei tieferem Eindringen so viele scheinbar unvereinbare Widersprüche sich als nur an der Oberfläche haftend ergeben, daß es nur des Kennenlernens bedarf, um zu verstehen. Werden erst unsere Konzertsäle häufiger Lisztsche Werke in ihren Programmen bringen, so wird zweifellos, wenn auch nicht die große Masse, so doch eine stattliche Gemeinde dem Komponisten Liszt die Ehre erweisen, die ihm gebührt. Und je mehr die Forschung für die Kenntnis seines äußeren und inneren Lebensganges gethan haben wird, um so klarer, um so bewundernswerter wird der Mensch Liszt vor uns erstehen.

Liszt selbst hat im Gegensatze zu seinem Freunde Richard Wagner es nie für angebracht gehalten, die Oeffentlichkeit über sein Thun, seine Absichten aufzuklären. Voll des festen Glaubens an die Berechtigung seiner Kunstauffassung, voll heiliger Liebe zu allem Schönen und Großen, war er auch voll der sicheren Hoffnung, daß seine Zeit einst kommen werde. Gewiß, sie wird kommen, sie ist schon für viele gekommen, aber dieser steten Uebung der drei christlichen „Kardinaltugenden" hat er es doch zum guten Teil zu danken, daß sein Leben, bei allem äußeren Glanze, das eines Dulders gewesen ist. Liszt ein „tragischer Held", es klingt wie ein Hohn auf die allgemeine Auffassung, und doch ist es die Wahrheit. Ist es nicht tragisch, wenn ein Künstler, der als Virtuose die ganze Welt zu seinen Füßen niedergezwungen hat, als Komponist es nicht erreicht, zu Gehör zu kommen; daß er für einen Schritt der Entsagung auf äußeren Glanz, pekuniären Erfolg, vergötternden Weltruhm, wie er in Liszts Vertauschen seiner Virtuosenlaufbahn mit dem Kapellmeisterposten in Weimar vorliegt — die Kunstgeschichte kennt kaum seinesgleichen — nur Verkennung, wenn nicht Unterschiebung unlauterer Beweggründe erntet; ist es nicht tragisch, wenn sein selbstloses, ja mit großen Opfern verbundenes Eintreten für alles das, was er für groß und schön hielt, ihm ein unendliches Maß von Spott und Hohn und überdies ungezählte persönliche Angriffe eingetragen hat?

Und der Mensch Liszt, soweit er nicht schon im Künstler mitgetroffen wurde? Ist es nicht tragisch, daß er, dessen sämtliche, gewiß für den ersten Blick seltsame, Lebensschritte nur von der Liebe zum Nächsten eingegeben waren — es gilt das für seinen Anschluß an St. Simon, Lammenais, wie für seinen Eintritt in den Franziskanerorden und den Priesterstand —, daß allen diesen Schritten nur mit Unverständnis und Verketzerung begegnet wurde? Und das dem Künstler, der gegen jeden hilfreicher und wohlgesinnter war, als irgend ein anderer. Und ist es nicht tragische Ironie, daß der Mann, aus dem die „wohlwollende" Legende mit viel mehr Phantasie als Liebe einen „Don Juan" gemacht hat, nicht zu erreichen vermochte, was Kunz und Peter so leicht gelingt, nämlich die Vereinigung mit der über alles Geliebten?



Was ihn bei alledem aufrecht erhielt, ja ihm die humorvolle Ruhe des Ueberlegenen gab, das war die Erkenntnis, daß die Wege, die er ging, nicht die abgetretenen Landstraßen, sondern mühselige Pfade zur steilen Höhe der Unsterblichkeit waren, und dann die Ueberzeugung, daß seine Zeit kommen werde, wo er als Künstler und als Mensch nach Verdienst bewertet werden würde. Und in der That, die Stimmen derer mehren sich, die nach eingehendem Studium uns das ideale Bild des Künstlers und Menschen Liszt darstellen. Und sie erhalten die feste Unterstützung durch Veröffentlichungen, die dokumentarischen Wert besitzen, die Herausgabe der Briefe Liszts nämlich, die in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat. Und gerade der letzte Band, den uns das freundliche Entgegenkommen der Fürstin Marie Hohenlohe im Verein mit dem Fleiß der unermüdlichen La Mara beschert hat, ist zumal für den Menschen Liszt von außerordentlichem Werte: „Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein". (Leipzig, Breitkopf und Härtel. Brosch. 8 Mk., geb. 9 Mk.) Nicht nur jedem Musiker bietet dieser Band eine reiche Ausbeute, er ist vielmehr für jeden, der für Kunst, ja für menschliches Fühlen überhaupt Teilnahme hegt, von wahrhaft spannendem Interesse. Diese Empfehlung an alle der französischen Sprache Mächtigen ist um so dringlicher, als die Briefe selber auch stilistisch wirkliche Kunstwerke des Briefstils sind.

Auf 500 Seiten erhalten wir 361 Briefe aus der Zeit vom Februar 1847 bis zum Dezember 1859, die wichtigste und für den Biographen schwierigste Zeit aus Liszts Leben. In ihrem Beginn 36 Jahre alt, stand er auf der höchsten Staffel der Ruhmesleiter, die je ein Virtuose erklommen. Und in diesem Augenblick entsagte er all seinen bisherigen Erfolgen, um aus dem kleinen Weimar das Hauptquartier für den Feldzug zu machen, der der „neudeutschen" Musik zum Siege verhelfen sollte. Es folgen nun jene bösen Jahre, in denen die Tonwelt fast verschwand hinter dem Lärm, der ihretwegen gemacht wurde. Liszt war gewissermaßen der Generalstabschef in diesem Kampfe, um ihn scharten sich alle die jüngeren Kämpfer, die als Komponisten, Virtuosen, Dirigenten und Schriftsteller jene rastlose, zuweilen allerdings auch überhastete Thätigkeit entfalteten, die wie ein reinigendes Gewitter für das gesamte Kunstleben Deutschlands wirkte. Liszt verließ in diesem Jahr die kleine Musenstadt an der Ilm meist nur, um bedeutsamen musikalischen Ereignissen beizuwohnen. Wohl war er bei solchen Gelegenheiten durch künstlerische und gesellschaftliche Verpflichtungen in fast unbegreiflichem Maße in Anspruch genommen, aber er fand doch beinahe täglich Zeit, an seine Lieben zu Hause zu schreiben. In dieser persönlichen Schilderung der Ereignisse, der zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen er da zusammentraf, liegt der musik- und kulturgeschichtliche Wert der Briefsammlung.

Aber so hoch dieser auch anzuschlagen ist, viel bedeutsamer ist der rein menschliche Gehalt dieser Briefe. Es erhebt sich vor unsern Augen eine Liebe von einer alles bezwingenden Innigkeit, einer selbst die Zeit überwindenden Glut der Leidenschaft, jener wunderbaren Reinheit, die auf dem Adel der beiden verbündeten Seelen beruht. Und dazu kommt das völlige Miteinander- und Ineinanderleben zweier hochbedeutender Geister, die bei aller Gemeinsamkeit der Veranlagung doch so viel Verschiedenheit aufwiesen, um sich immer von neuem anregen zu können. Für den Psychologen ist es besonders wertvoll, aus diesen

Briefen das Zeugnis zu gewinnen, daß die mächtigste Triebfeder in Liszts Charakter seine Religiosität war. Er ist durchaus nicht, wie so oft behauptet wird, erst durch die Fürstin in die religiöse Thätigkeit gedrängt worden, die die Hauptbeschäftigung der letzten Jahrzehnte seines Lebens ausmachte; wohl aber war es das heiligste Band, das ihn an die Geliebte knüpfte, daß auch in ihr das religiöse Gefühl das machtvollste war. Ging es doch bei ihr so weit, daß diese starkgeistige Frau sich auch von dem mehr äußerlichen Zwang ihres Kirchentums nicht frei machen konnte.

Ich entsage der Versuchung, die schönsten und geistvollsten Stellen aus diesen Briefen hier aufzuzählen, um so leichter, als der Hauptreiz, den sie auf jedermann ausüben müssen, gerade in ihrer Gesamtheit beruht, in der unerschöpflichen, stets neuen Variation des Ausdrucks der Liebe. Liszt hatte in den ersten Tagen seiner Liebe an seinen Freund Lichnowsky geschrieben: „In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören, aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?" Sie war in diesem Verhältnisse thatsächlich unzerstörbar, wenn sie auch äußerlich später zerrissen wurde.

Noch wollen wir in aller Kürze den äußeren Entwicklungsgang des Romans kennen lernen, dessen innere Gefühlswelt in diesen Briefen sich offenbart.

Als Liszt im Februar 1847 die Fürstin Sayn-Wittgenstein in Kiew kennen lernte, war er 36, sie 28 Jahre alt. So waren sie beide über die Jahre hinaus, die man als die Blütezeit stürmischer Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. Und doch ergriff die beiden eine unwiderstehliche Liebe auf den ersten Blick. Und dabei war Liszt ein Mann, der, wie wohl kein zweiter seiner Zeitgenossen, mit den schönsten und geistvollsten Frauen jener Tage zusammengetroffen war daß er aber nicht nur rein künstlerisch ein Herzensbezwinger war, hat die Legende ja überreichlich ausgeschmückt. Es mußte also wohl eine ganz eigenartige Frau sein, die ihn so sehr zu fesseln vermochte.

Das war die am 8. Februar 1819 in Monasterzyska, einem im Gouvernement Kiew gelegenen Gute ihres Großvaters, geborene Carolyne von Iwanowska in der That. Ein Kind der ungehemmt sich hindehnenden Steppe, das keinerlei Zwang duldete. Voll unbändigen Freiheitsdrangs, willensstark bis zum Eigensinn, ein glühendes Temperament voll weitschweifender Phantasie, von einem fast männlichen Macht- und Herrschaftsgefühl; dabei durch und durch Edelrasse, — hätte es, wie beim Steppenroß, einer scharf zügelnden Hand bedurft, sie an die allgemein giltige, ruhige und sichere Gangart zu gewöhnen. Statt dessen erhielt sie eine „Erziehung", die eine minder edle Natur, als sie es war, weniger in absonderliche als in verhängnisvolle Bahnen getrieben hätte. Die Eltern lebten getrennt, waren sich aber einig in der Liebe zu ihrem einzigen Kinde, dessen Jugend, da keiner der beiden es lange entbehren mochte, ein beständiges Hin und Her zwischen zwei verschiedenen Welten war. Der Vater, Peter v. J., eine philosophische Natur, lebte weltabgeschieden auf seinen Gütern nur seinen Studien und der Bewirtschaftung seiner ungeheuren Güter. In beidem wurde ihm die Tochter frühzeitig Gehilfe und Kamerad. Sie war dem Vater bei seinen Arbeiten so unentbehrlich, daß sie, um sich wach zu halten, zu allen möglichen Mitteln griff; das Rauchen schwerer Cigarren z. B. hat sie sich nie wieder abgewöhnen können. Ganz anders die Mutter, Pauline v. Podoska.

Eine Dame von Welt, der die Welt unentbehrlich war, reiste sie von Hof zu Hof, von Großstadt zu Großstadt, überall durch ihre Schönheit und ihre gesellschaftlichen Talente bewundernde Huldigung gewinnend. Und auch sie reiste am liebsten in der Gesellschaft ihres Kindes.

War Carolyne wohl zu ungebunden und schrankenlos aufgewachsen, so erfuhr sie in dem Augenblick Zwang, als man ihr hätte Freiheit lassen müssen. Auf des nicht nur verehrten, sondern auch gefürchteten Vaters Befehl, heiratete sie siebzehnjährig, nachdem sie ihn dreimal zurückgewiesen, den Fürsten Nikolaus von Sayn-Wittgenstein, den jüngsten Sohn des Feldmarschalls, der für seine zahlreichen Söhne um so mehr auf reiche Erbinnen bedacht war, als er selber ein armes Mädchen geheiratet hatte. Das einzige Glück, das Carolyne in der aufgezwungenen Ehe fand, war die Geburt einer Tochter, Marie, auf die sie die Fülle ihrer Liebe übertrug. So lange die beiden Väter noch lebten, blieb das Verhältnis wenigstens äußerlich ein erträgliches; nachher brachen die Mißhelligkeiten offen zu Tage. Die eigenartige Frau fand eben bei ihrem Gatten, der bislang Militär gewesen, auch nicht das geringste Verständnis für ihre leidenschaftliche Teilnahme an allen Fragen der Kunst und des öffentlichen Lebens. Die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses trug auch noch dazu bei, die Gegensätze der natürlichen Anlage zu verschärfen. Das Verhältnis war längst ein unhaltbares geworden, als Franz Liszt den Weg der Fürstin kreuzte.

Am 13. Februar 1847 veranstaltete Liszt, dessen Name damals die ganze Welt erfüllte, in Kiew ein Wohlthätigkeitskonzert. Wie die meisten südrussischen Großgrundbesitzer alljährlich um diese Zeit, war auch die Fürstin geschäftehalber in der Handelsstadt am Dnjepr anwesend. Liszt erhielt für sein Konzert von ihr eine Hundertrubelnote. Die reiche Gabe machte auf den wohlthätigsten aller Künstler einen solchen Eindruck, daß er die ihm noch unbekannte Spenderin zu besuchen beschloß, zumal er von ihrer Absonderlichkeit so viel gehört hatte. Schon diese erste Begegnung war entscheidend. Sie fand in ihm alles das verkörpert, wonach sie sich sehnte, er erkannte in ihr die ebenbürtige Frau, die, wie er selber, aus der Masse der Gleichgiltigen heraus sich nach ruhigem Zusammen- und Sichausleben mit einem Gleichartigen sehnte. Denn Liszt war, seitdem er sich immer mehr davon überzeugt hatte, daß auch das glänzendste und künstlerischste Virtuosentum bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar bleiben müsse, innerlich längst entschlossen, es aufzugeben. Ueberdies drängte der Komponist in ihm, der bisher eigentlich nur für den Virtuosen gearbeitet hatte, immer mehr zur Bethätigung. Wie mußte es nun auf ihn wirken, als diese Frau nach Anhören des einzigen „Paternoster“ so sehr von seinem Komponistenberufe, den sie ihm alle streitig machen wollen, überzeugt war, daß sie sich bereit erklärte, die 20000 Thaler, die er für Dioramen zu einer Danteſymphonie nötig erachtete, zu bezahlen.

Nun ging es rasch. Nachdem Liszt wiederholt zu Besuch gewesen war, entschloß sich die Fürstin, ihre Fesseln zu zerreißen und ihm fürs Leben anzugehören. Im April 1848 gelang es ihr noch unter dem Vorwand einer Badereise über die bereits gesperrte russische Grenze nach Oesterreich zu kommen, wo sie auf einem Schlosse des Fürsten Lichnowsky sich mit dem Geliebten vereinigte. Nach mehrmonatlicher Reise kamen sie im Juni nach Weimar, wo Liszt sein Amt als „Kapellmeister in außerordentlichen Diensten“ antrat. Die Fürstin stellte sich unter den Schutz der Großherzogin, denn inzwischen hatte der Gatte ihre

Scheidungsklage mit einer Klage wegen Entführung der Tochter und Beraubung aller Existenzmittel erwidert. Das letztere war unsinnig. Die Fürstin hatte von ihrem riesigen Vermögen nur eine Million, ihre Barmitgift, flüssig gemacht. Der Rest wurde, um das vorwegzunehmen, später auf den Namen ihrer Tochter überschrieben, der siebente Teil dem Gatten zugesprochen.

Da die Liebenden einsehen mußten, daß sich ihrer ehelichen Verbindung ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten, bezog Liszt nach einem Jahre einen Flügel der Altenburg, in der die Fürstin ihr Heim aufgeschlagen hatte. Und nun entwickelte sich hier jenes, in unserer Musikgeschichte einzigartige Treiben, das der kleinen Residenz einen Glanz verlieh, der an den ihrer klassischen Zeit erinnerte. Die Fürstin war aber nicht nur der Mittelpunkt dieser Stätte reinster Bildung, wo, nach Hebbels Worten, „das Gespräch von selbst zum Goldgewebe wurde, weil die Harmonie in der Luft war“, sie war auch die getreue Helferin des Geliebten, dem sie die Muße zu seinen künstlerischen Arbeiten durch kräftige und vielseitige Hilfe verschaffte. Sie war aber auch seine Muse, Mitberaterin und Anregerin. Der Dank für ihre Liebe, für das Glück, das sie ihm brachte, findet in diesen Briefen oft glühenden Ausdruck.

Ein Schatten nur verdunkelte ihr Glück, die Unüberwindlichkeit der Hindernisse, die ihrer Verehelichung sich entgegentürmten. Diese kamen nicht mehr von Rußland, sondern waren jetzt kirchlicher Natur. Ihr protestantischer Gatte war längst wieder verheiratet, die katholische Kirche aber erkennt bekanntlich keine Scheidung an. Würde bei ihr eine Ausnahme gemacht werden, wie sie für herrschende Familien wiederholt vorgekommen sind? Die Fürstin ließ sich die Hoffnung nicht rauben und arbeitete unablässig daran, indem sie sich auf den Standpunkt stellte, daß die Ehe ihr aufgezwungen war. Um ihre Angelegenheit kräftiger betreiben zu können, begab sie sich im Frühjahr 1860, nachdem sie ihre Tochter mit dem Prinzen Konstantin Hohenlohe-Schillingsfürst vermählt hatte, nach Rom. Und sie erreichte das scheinbar Unmögliche. Die günstige Entscheidung, die ihr Scheidungsprozeß in Rußland erfuhr, wurde von Pius IX. bestätigt. Aber sie wollte einen vollen Sieg, keine Duldung. In Rom selbst sollte die Trauung sein. Neue Mühen. Endlich war es so weit. Am 22. Oktober 1861 sollte die Trauung stattfinden. Schon war die Kirche geschmückt, Liszt und Carolyne hatten am Tage vorher gemeinsam kommuniziert, da kam in letzter Stunde die Weisung, die Hochzeit müsse verschoben werden. Es war den ihr feindlich gesinnten Verwandten der Fürstin noch in der letzten Stunde gelungen, durch einen hohen Kirchenfürsten den Papst von neuem schwankend zu machen.

Die Fürstin aber sah in dieser Entwicklung einen Fingerzeig Gottes: es sollte nicht sein. Und nun wollte sie es nicht mehr, wollte es auch nicht mehr, als 1864 ihr erster Gatte starb und sie völlig frei war. Aber sie war eben nicht mehr frei, sie gehörte jetzt der Kirche. Sie fühlte sich zu Hohem berufen und verpflichtet, ihre ganze Kraft der katholischen Kirche zu weihen. Und ihr rastloser Geist trieb theologische Studien, ihr leidenschaftliches Herz weihte sich und alles, was sie liebte, nur Gott. Und auch Liszt sollte sich und seine Kunst der Kirche opfern. Er that es gern. Er hatte schon als Knabe immer Priester werden wollen. So empfing er am 25. April 1865 die geistlichen Weihen. Die künstlerische Thätigkeit des Abbé Liszt gehörte von nun an der kirchlichen Komposition. Was er aber nicht opfern konnte, das war seine künstlerische

Ueberzeugung. Und dessen hätte es bedurft, um die Pläne der Gräfin zu erfüllen, die ihn als „Reformator der Kirchenmusik" sah. Liszt vermochte diese Enttäuschung ebensowenig zu verbittern wie alle früheren. Er schuf aus innerem Drange, das „heilige Feuer" erlosch niemals in seiner Seele. Und so war er heiter und friedlich bis an sein Ende, trotzdem er auch als Greis keine Ruhestätte hatte. Am 31. Juli 1886 hörte sein großes, liebereiches Herz zu schlagen auf.

Anders, als er, die Fürstin. Verbittert schloß sie sich von der Welt ab und lebte nur der ihr von Gott gesetzten Thätigkeit. Sie arbeitete unermüdlich, von früh bis spät, bis zur letzten Stunde ihres Lebens. Große Werke harren noch der Veröffentlichung, die nach ihrer testamentarischen Bestimmung erst 25 Jahre nach ihrem Tode stattfinden sollte. Dieser erfolgte am 2. März 1887.

Ist es nicht eine Tragödie, das Leben der beiden? Das Zusammenleben hatten sie sich unmöglich gemacht und doch konnten sie nicht voneinander lassen. So verstehen wir recht die Worte, die auf ihrem Grabstein stehen: „Jenseits ist meine Hoffnung."

Karl Storck.

Die inzwischen veröffentlichten neuesten Beiträge zu diesem interessanten Kapitel werden in einem zweiten Aufsatze Berücksichtigung finden.



Berliner Kunstsalons.

Vor noch nicht zwei Jahrzehnten — so erzählte mir neulich ein alter Berliner — gab es nur alle zwei Jahre eine „große" Kunstausstellung in der jungen Reichshauptstadt. Und sie war klein im Vergleich zu unserer jetzigen allsommerlichen „Großen" mit ihren 3—4000 Kunstwerken und solchen, die es sein sollen. In der Zwischenzeit aber befriedigten ein paar „Salons" mit mehr oder weniger permanenten Ausstellungen, in die meistens nur der Käufer eine Abwechslung hineinbrachte, das Kunstbedürfnis des Hauptstädters.

Und noch nicht gar lange ist's her, so etwa 5—6 Jahre, da ging man im Monat einmal zu „Gurlitt" in der Leipziger Straße und einmal zu „Schulte" Unter den Linden. Dazwischen besuchte man noch zwei-, dreimal im Winter „Amsler & Ruthart" und die „Photographische Gesellschaft", um das Neueste und Beste auf dem Gebiet der vervielfältigenden Künste kennen zu lernen, und damit — basta! Man hatte seinem Kunstbedürfnis Genüge gethan. Ganz im Ernst. Man wußte, was man gesehen hatte; man hatte auch was davon — Nutzen und Genuß. Man hatte was zugelernt und manch weihevolle Stunde erlebt. Kam dann der Sommer heran mit seiner „Großen Berliner", so war man noch immer empfänglich. „Man" ist natürlich das größere Publikum, denn der zünftige Ausstellungsbesucher, der für mich hier nicht in Betracht kommt, „muß" immer empfänglich sein. Man war also noch immer empfänglich; man freute sich auf die „Große" und man hatte abermals was davon: Genuß und Nutzen.

Das hat sich allmählich stark geändert. Seit einem halben Dutzend Jahre, in demselben Maße, als die Zahl unserer Kunstsalons immer rascher anwuchs, wurde es immer mehr Modesache, in „Kunstfreude" zu machen und „Kunst-

verständnis" vorzuspiegeln. Zu jenen vier erstgenannten Kunst- und Kunsthandelsalons sind im Laufe der letzten Jahre noch sechs hinzugekommen, wo es in kürzeren oder längeren Zwischenräumen, meist in kürzeren, Ausstellungen giebt. Dazu kommen dann noch die „Künstlerhaus"-Ausstellungen und die des „Kunstgewerbe-Museums", endlich noch die eine und andere Gelegenheits-Ausstellung in der K. Akademie und in der Nationalgalerie.

Man kann heute die Zahl der Kunstausstellungen, die dem Berliner im Herbst, Winter und Frühling geboten werden, auf dreist 60 schätzen. Und dann kommt der Sommer und bringt jetzt zwei große, nachdem sich 1899 die „Berliner Sezession" aufgethan hat.

* * *

Ist das nicht ein bißchen viel? Kommt diese Menge von Ausstellungen einem wirklichen Bedürfnis entgegen? Ist's nicht vielfach Mode- und Geschäftssache? Haben wir es hier nicht mit einem Ueberangebot zu thun, das, wenn auch nicht gerade schädlich, so doch auch nicht nützlich ist?

Wie einst die selteneren großen Sommerausstellungen immer Neues bieten konnten, d. h. nicht neue Bilder schlechtweg, sondern viele Bilder, die wirklich was Neues zu sagen hatten, so erfüllten die beiden ältesten vornehmen Salons seiner Zeit geradezu eine Mission. Unvergessen bleibt, was einst Gurlitt für die Einbürgerung moderner Kunstanschauungen und namentlich für die Einführung einiger deutscher erstklassiger Künstler gethan hat: Leibl, Thoma, Anselm Feuerbach, Böcklin sind dem Berliner durch diesen Salon näher gebracht worden. Und was das Ausland betraf, so spielte er ihm gegenüber die Rolle, die jetzt Keller & Reiner und die Gebrüder Cassirer übernommen haben, indem er uns das Neueste im Sinne des Modernsten brachte. Andererseits übermittelte Schulte das Beste des deutschen Angebots und einiger namhafter Ausländer, die nicht an der fieberhaften „Evolution" der 80er und 90er Jahre teilnahmen. Aber mitunter bereitete auch er Ueberraschungen. Ich erinnere daran, daß die Vorläufer der Berliner „Sezession", wenn man will, unsere eigentlichen Sezessionisten, bei Schulte eine Heimstätte fanden: der Verein der „XI", den Liebermann ins Leben rief, und der fortschrittliche „Westklub". Die später unter dem Namen Sezession zusammengetretenen Künstler haben ihren Verband ja zu einer Zeit begründet, als die große Kampfbewegung ihren Höhepunkt schon längst hinter sich hatte.

Heute hat nun jene Kampfesströmung längst aufgehört, wenn auch nicht eine Kunstbewegung. Eine Errungenschaft des heißen Streites war ja eben die Anerkennung des Individualismus in dem Kunstschaffen. Heute sind wir, wenigstens theoretisch, so weit, daß jeder malen und modellieren und meißeln kann, was und wie er will, ohne daß es darum großes Gezeter gäbe. Es hat das Neue und die Ueberzeugung, daß auch zukünftiges Neues seine Daseinsberechtigung hat, sich Bahn gebrochen, Verständnis, Anerkennung gefunden.

* * *

Die vielen Salons haben heute also eine derartige Asylmission kaum mehr zu erfüllen. Sie verfolgen denn auch fast durchweg in erster Linie Kunsthandelzwecke. Daraus ergiebt sich aber, daß sie, in gewissem Sinne, keinem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen, daß sie vielmehr oft erst eines zu wecken bemüht sind. Das ist nun gewiß sehr erfreulich und dankenswert; bedeutet es doch eine Hebung des gesamten Bildungsniveaus. Aber die Sache hat doch einen kleinen

Hafen. Das Massenangebot bedingt einen heftigen Wettstreit, und mir will's scheinen, als wären die Mittel, die angewandt werden, um das Bedürfnis zu wecken und großzuziehen, nicht immer sehr wählerisch. Nicht immer giebt die Kunst den Ausschlag — oft genug ist's das Geschäftsprinzip. Man überbietet sich gegenseitig, „Neues" und „Sensationelles" auf den Markt zu bringen, und man preist es wohl um so mehr an, je weniger es das verdient. Das macht den Laien und den Novizen verwirrt und hat es dahin gebracht, daß das Wort „Modern" auf große Kreise schon einen förmlichen Zauberbann ausübt. Namentlich auf dem Gebiete des Kunstgewerbes. Nirgends sonstwo wird so im Namen der „Moderne" gesündigt, wie dort. Mit gutem Grunde: nirgends sonstwo findet sich das große Publikum so schwer zurecht, denn der „Kunstgewerbeverstand" steht in der Masse noch ganz und gar im Anfangsstadium der Entwicklung. Von einem selbständigen Geschmack, von der Fähigkeit selbständigen Prüfens kann hier am wenigsten die Rede sein. Ausschlag giebt die Etikette „modern".

Namen tauchen auf und schwinden wieder, und wer heute gepriesen wird, hat morgen vielleicht schon einem anderen Platz zu machen, nicht im Wesen seiner Leistungen natürlich — sind die was wert, bedeuten sie was, so verlieren sie Wert und Bedeutung nicht — wohl aber in der Nachfrage.

Wer weiter herum kommt, wer Gelegenheit hat, sich umzuschauen an den Quellen, der überzeugt sich oft davon, kann sich wenigstens davon überzeugen, daß das bei uns oft so laut Gepriesene in Wahrheit gar nicht so preiswert ist. Der Name muß die Ware decken. Warum dieser und jener Name aber so gepriesen wird, das wird einem erst klar, wenn man in der Heimat seines Trägers Werke von diesem zu Gesicht bekommt, die gar nicht ins Ausland gelangen, weil sie einstweilen in festen Händen sich befinden, im Augenblick nicht auf den Markt gelangen können. Das habe ich u. a. namentlich auch mit vielen der bei uns so gerühmten französischen Impressionisten erlebt: was ihren Ruhm begründet hat, das ist zumeist drüben, in Frankreich nur zu sehen.

* * *

Ich meine, daß man die Bedeutung unserer Kunstsalon-Ausstellungen vielfach überschätzt. Das soll kein Vorwurf für ihre Veranstalter sein. Gewiß nicht. Sie sind und bleiben doch in erster Linie Geschäftsleute, und dabei in einer Branche, wo man mit viel Anlagekapital arbeiten muß und viel Risiko zu gewärtigen hat. Auch pflegen Kunstgelehrte und Galeriedirektoren nicht Mitglieder solcher Firmen zu sein. Wo sollen sie also tieferes Wissen und begründetes Urteil hernehmen? Wenn sie als Geschäftsleute handeln, so kann man es ihnen also nicht übel nehmen. Aber ebensowenig dürfen sie es einer ernsten Kunstkritik übel nehmen, wenn diese in dem Lobposaunenkonzert nicht mitwirken mag.

Und das Publikum? Ja, das kommt eben dem wahl- und planlosen Angebot im Zeichen der „Moderne" mit ebenso plan- und wahlloser Nachfrage entgegen. Ein verhängnisvoller Kreislauf. Besserung ist zu erwarten erst, wenn die Kunstgelehrten immer mehr und mehr auch für das Volk zu schreiben beginnen werden, wobei ich keineswegs nur an die unteren Gesellschaftsklassen denke. Ich meine die große gebildete Masse. Die Kunstschriftsteller, die sich an diese wenden, sind heute noch zu zählen. Da das Angebot in den allermeisten Fällen

naturgemäß nicht in erster Linie kunsterzieherisch wirken will und kann, so ist eben nur von der Nachfrage für das Angebot ein höheres Niveau zu erhoffen; von einer Nachfrage, die nun ihrerseits durchaus idealere Zwecke im Auge haben wird, sobald sie aus wirklichem Kunstverständnis und Kunstbedürfnis hervorgeht ...

Doch es darf die Bedeutung unserer zahlreichen Kunstsalons auch nicht unterschätzt werden. Wir danken ihnen ohne Zweifel viel Anregung und Belehrung. Das muß ebenfalls gesagt werden, hier, wo an dem Wendepunkt zwischen der winterlichen und sommerlichen Kunstsaison ein flüchtiger Rückblick auf die Darbietungen in den hinter uns liegenden Monaten geworfen wird.

Vornehmlich sind es drei „Salons", die mancherlei Anregendes und Belehrendes boten. Schulte, der neuerdings eine starke Schwenkung nach links gemacht hat, auch dem Auslande gegenüber, vermittelte uns u. a. die Bekanntschaft eines so eigenartigen und starken Talents, wie das des jungen Spaniers Ignacio Zuloaga. Ein Naturalist etwa im Geiste Bastien Lepages und Besnards und dabei doch ein direkter Nachkomme seiner großen Landsleute Velasquez und Goya, und ein Gegenstück zu der großen Gruppe der in Rom schaffenden Spanier, denn er ist unendlich schlichter und wahrer als diese. Das war ein Haupttreffer. Daneben gab's dort wiederholt sehr schöne Proben moderner englischer und schottischer Malkunst, wie von Albert Dabin Gihon, E. A. Walton, John Lavery, Hubert von Herkomer, Austen Brown, Whistler, James Gutrie, Harrington Mann u. a. In Thorolf Holmbor lernten wir einen jungen Norweger von großer Empfindungstiefe, feiner dekorativer Auffassung und leidenschaftlicher Phantasie kennen, was alles er in den Dienst der Darstellung der Landschaft des hohen Nordens stellt. Ein Kreis von Brachtschülern, der Jagdmalerverein, der „Verein Berliner Aquarellisten" und zahlreiche andere deutsche Gruppen- und Sonderausstellungen zogen ebenfalls die Aufmerksamkeit auf sich ... Die Gebrüder Bruno & Paul Cassirer, die Geschäftsführer der Berliner „Sezession", haben schon durch die Wahl ihrer Ausstellungsräume in der stillen Viktoriastraße im Tiergartenviertel bewiesen, daß sie auf das große Publikum verzichten. Und sie haben auch ein ganz feststehendes Programm: sie treiben kunstgeschichtlichen Anschauungsunterricht. Die Schulen von Barbizon oder Fontainebleau, die ganze moderne französische Landschaftsmalerei bildet eine ihrer Spezialitäten. Dank ihren Verbindungen mit Durand-Ruel in Paris sind sie immer wieder in stand gesetzt, auf diesem Gebiet Neues zu bieten. Recht sehenswert und lehrreich waren auch die Kollektivausstellungen des alten Weimaraner Führers der impressionistischen Naturalisten unter den deutschen Landschaftsmalern, des Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm, ferner Louis Corinths, Karl Strathmanns, vor allem auch Daumiers, des großen Karikaturisten, den man als nicht minder großen Maler jetzt in Paris gelegentlich der „Jahrhunderts-Ausstellung" sozusagen aufs neue ausgegraben hatte. Auch Degas, wohl der eigenartigste der französischen luministischen und impressionistischen Figurenmaler unserer Tage, hatte man Gelegenheit dort gründlicher kennen zu lernen, als je zuvor. Dazu sind die Mappen der Brüder Cassirer immer mit allerlei seltenen Sehenswürdigkeiten, Zeichnungen, Lithographien von Thoma, Liebermann, des früh verstorbenen Segantini 2c. gefüllt ... Keller & Reiner legen den Hauptnachdruck auf das Kunstgewerbe, wenn sie auch in ihrem schönen Oberlichtsaal

immer wieder bedeutsame Bilderausstellungen bringen. Man kann sie durchaus als Vorkämpfer des modernen kunstgewerblichen Stils in Berlin nennen. Aus ihren immer reichgefüllten Salons mit Importware aus deutschen Kunstcentren und dem Auslande, und aus ihren jüngst begründeten eigenen Werkstätten und Musterzimmern ist viel Anregung ausgegangen, und was der Belgier van de Velde ihnen zu danken hat, die seinem ganzen Stil in Berlin so recht eigentlich die Wege geebnet haben, das ist bekannt. Keinen Zweig des Kunstgewerbe giebt's, den sie nicht pflegen, wenn auch mitunter etwas systemlos. Also Anregung in Masse. Nur frage ich mich immer wieder: dringt diese Anregung auch wirklich in die Kreise, wo sie am notwendigsten ist, in die Kreise des für die große Masse arbeitenden Kunstgewerbes? Nein. Denn es ist teuerste Luxuskunst, für die reichen Luxuskreise bestimmt.

Einen „Salon" mit regelmäßigen Kunst- und kunstgewerblichen Ausstellungen für die große, graue Masse und für die schaffenden Handwerker besitzen wir heute noch nicht. Von den so sympathischen Bilderausstellungen im Rathaussaale, die ein kleiner Teil von Kunstverständigen und Volksbildungsfreunden im vorigen und vorvorigen Winter veranstaltete und die ungeheueren Anklang fanden, weil's dabei ein Sich-aussprechen-können mit Kunstverständigen gab, ist leider nur noch wenig zu hören. Das aber brauchen wir, wie auch jene ersterwähnten Kunstschriften fürs Volk ... **J. Norden.**



Aus dem Durchschnitt.

(Von den Berliner Bühnen.)

Geht der dramatische Winter schon zu Ende? Fast scheint es so. Die großen Schlachten sind geschlagen. Die beiden Matadore, Hauptmann und Sudermann, stiegen in die Arena und holten sich ihr Kränzchen, das nicht frei von Stachelblättern war. Große Spannungen und Ueberraschungen stehen kaum mehr bevor. Wie ein letztes Ausschütten der Repertoirvorräte, um zu räumen, wirkte der verflossene Theatermonat.

Seine äußere Signatur: Namen von Klang; seine innere: Durchschnitt, und das auch nur euphemistisch.

Ein neues Stück von Ludwig Fulda ward von Agnes Sorma mit Glück ans Licht gezogen, „Die Zwillingsschwester". Da es die dankbare Möglichkeit bietet, die Sorma nicht nur in einer, sondern gleich in zwei Rollen zu sehen, so hat es bei den Berlinern, die praktischer Erwägung nicht unzugänglich sind, entschiedenen Erfolg. Der kritische Betrachter, der einen strengeren Geschmacksmaßstab anlegen muß, vermag in diesem Spiel keine Bereicherung unserer Dichtung zu erkennen.

Merkwürdige Wandlungen hat Fuldas litterarische Konduitenliste im Lauf der letzten zehn Jahre erfahren. Als zu Beginn der Neubewegung die Wogen

hoch wallten, lärmende Proklamationen und tobende Begeisterung den Markt erfüllten, da nahm man die gute Gesinnung für die That. Und da Fulda für die „Freie Bühne“ war, für Ibsen, da er Frau Rosmers „Dämmerung“ zur Aufführung brachte, da er Molière übersetzte, so wurde, ohne genauer hinzusehen, auch sein Schaffen, das in dieser Zeit natürlich ein gesellschaftskritisches sein, der Frauenfrage und dem sozialen Problem mit „Geistes Mut und Kraft“ zu Leibe gehen mußte, für litterarisch tiefernst und bedeutsam genommen. Damals stand er in der Reihe der dramatischen Kronprätendenten hoch obenan, und wenn er auch nicht gerade Primus war, so saß er jedenfalls nicht weit davon. Inzwischen hat sich das Blatt aber sehr gewendet, und das enfant gâté der theatralischen Klasse ist von den oberen Bänken sanft aber entschieden heruntergerutscht. Man konnte sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Art, wie dieser vielseitig sich um die mannigfachsten Probleme gereimt oder ungereimt bemühende Erfolgsmann etwas kurz von Atem sei, daß seine gefällig-vermittelnde Art manchen Aufgaben gegenüber, die andern herzensschwer erschienen, wenig von künstlerischer Tiefe zeuge, daß sein Horizont klein und seine dichterische Anschauung mager und trocken. Als die dichterische Position wankend wurde, schuf man ihm ein neue. Er wurde nun für einen witzigen Geist ausgespielt, für einen sprühenden Causeur, der gar nicht den Ehrgeiz habe, tiefsinnig oder stimmungslyrisch zu sein, der mit französischer Leichtigkeit zwischen den Problemen tanze und voll Charme jongliere.

Wollte man auch das nicht zugeben, so kam als letzter Trumpf die Grazie und der geschliffene Glanz der Form, die geistreiche Pointierung der Verse. In Fuldas Cyranoübersetzung ist davon freilich manchmal ein heiterer Schimmer, doch in seinen eigenen Spielen kann man auch von diesem Trumpf nicht allzuviel entdecken.

Auf diesen Trumpf aber scheint er jetzt alles setzen zu wollen. Er hat das bürgerliche Kleid des Volksredners längst abgelegt, die undankbare Prosa mit dem Klingreim vertauscht und statt herber Wirklichkeitsspiegelung sich der Phantasie ergeben. Er hatte ja immer klug die Konstellation erkannt. Er war gesellschaftskritisch mit den Gesellschaftskritikern und romantisch mit den Romantischen. Fehlte ihm aber für das eine die tiefere Anschauung, so fehlt ihm für das andere die blühende Vorstellung, die spielende, klingende Musik und Lyrik.

Die Sehnsucht geht jetzt auf Sommernachtsträume und Waldweben und Elfenspiel, auf romantische Fernen und auf den holden Trug der Maskenzüge. Doch in der herben Schule der Wirklichkeitskunst haben wir schärfer zu erkennen gelernt und zu unterscheiden, und wir verlangen heut auch von dem romantischen Spiele mehr als bunte Lappen und gekreuzte Reime. Inneres Leben muß leuchten, zwingende umschmeichelnde Stimmung muß uns anwehn wie von alten Bildern, wir müssen uns und unseren Alltag vergessen und ganz dem lieblich-schwelgerischen Wahne hingegeben rufen: „Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter, gebt mir volles Maß.“

Der Fuldasche Karneval aber zieht uns nicht in seine Kreise. Er wirkt wie ein Maskenball, auf dem die Leute gerade für einen Abend ein Kostüm gewählt mit sparsamen Mitteln und nicht allzufreudig, gerade nur soweit es nötig, ihre Rolle schlecht und recht zu Ende bringen. „Nach neune ist alles vorbei.“

Fuldas Hauptmotiv ist ein Motiv der Weltlitteratur, das Thema der frappanten Aehnlichkeit zweier Zwillingsschwestern. Durch sie wird einer Frau,

die ihren Eheherrn in dem monotonen Einerlei der Häuslichkeit erkalten fühlt, die Möglichkeit gegeben, ihn zurückzuerobern. Sie spielt ihm die Komödie vor, sie wäre ihre Schwester, und der brave Ritter, der sich bei seiner Frau, der er sicher ist, langweilt, fällt prompt auf diese Frau hinein, weil sie ihm nicht gehört, weil sie trotz der ungemischten Aehnlichkeit für seine Vorstellung eine andere bedeutet. Die Zeit natürlich die Renaissance, der Schauplatz natürlich das Land, wo die Zitronen blühn, und Ende gut alles gut.

Eigentlich ist das ein nachdenkliches Thema:

Der Mann, den Gott geschaffen hat,
Das Auge von dem Teufel hat,
Sein Weib sei schön wie keins der Welt,
Ein andres Weib ihm doch gefällt

sagt ein altserbischer Spruch.

Voll Tragikomik ist diese Unfähigkeit, im dauernden Besitz glücklich zu sein, und voll Schicksalshohn, einer neuen Erscheinung nur deshalb zu unterliegen, weil sie neu ist.

In diesem Licht hätte das Thema gesehn werden können, als eine psychologische Komödie voll feinster Reize, voll Herzensironien, „die Komödie unserer Seele, unseres Fühlens heut und gestern“, triste amore mit schmerzlichem Lächeln um die wissenden Lippen. Solch subtiles Unterfangen hat Fulda klüglich unterlassen. Doch ganz ohne psychologischen Ehrgeiz ist er auch nicht. Er macht Motivierungsversuche. Nicht sehr glücklicher Art. Statt den allgemeinen Ueberdruß durch das Gleichmaß des Zusammenseins, durch die in nichts unterbrochene und gereizte sichere Ruhe des Besitzes als zureichenden Grund zu nehmen, greift er einen speziellen heraus. Frau Giuditta lebt nur ihrem Kinde und ist als Mutter stiller und uninteressierter für die Welt geworden. Das langweilt den Mann, der seinen Jungen erst als verwandt anerkennen kann, wenn er seinem Waffenwerk gewachsen ist.

Da Fulda die Abkühlung des Mannes durch die stille, eintönige Mütterlichkeit, durch das Unerotische, Hausfräuliche der Frau motivirt hat, mußte er sie in ihrer Metamorphose als verführerische Zwillingsschwester in das Gegenteil verwandeln, schalkhafte und zierliche Geister mußten sie umflattern, ein Kobold voll bezaubernder Launen mußte sie werden. Um diese Verwandlung durchzuführen, fehlt aber Fulda die spielende Leichtigkeit. Er bringt für die Pseudozwillingsschwester mühsam zwei Eigenschaften auf, daß sie morgens mit bloßen Füßen auf kostbaren Teppichen tanzt und daß sie sich aus Kindern nichts macht.

Im übrigen dirigiert der dramatische Regisseur seine Marionetten weniger nach psychologischer Notwendigkeit als nach der theatralischen Zweckmäßigkeit. Sie müssen sich so gebärden, wie es für das Stück vorteilhaft ist.

Noch eine andere Ausgestaltung, ganz frei von Pseudopsychologie, ließe sich für den Stoff denken, als einen heiteren Verwechslungsreigen, als ein Situationsballett voll geistreicher Figuren und eleganter Strategie im Geschmack des Moreto.

Das müßte ein Versteckspiel geben, ein Vorüberhuschen, ein Eskamotieren, immer auf Messers Schneiden, ein keckes Intriguenspiel, dem immer die Entdeckung droht und das durch eine geschickte Wendung immer wieder sich rettet, ein dramatisches Florettieren, ein Jeu d'esprit, bei dem der Autor sich selbst die Hindernisse türmt, um sie nachher desto eleganter zu nehmen. Für die Zuschauer.

wäre das reich an leichter Spannung und Geschicklichkeitsfreude, eine Belustigung des Verstandes und Witzes, die, im richtigen Stil geführt, konsequent, ohne aus der Rolle zu fallen und nach einer anderen Gattung zu schielen, durchaus Berechtigung hätte. Fulda, der statt einen Stil durchzuführen, sicherheitshalber aus jedem Topf etwas nehmen wollte, hat zu seiner mageren psychologischen Dosis auch etwas von jener Situationsakrobatik profitieren wollen. Aber das ist ihm noch weniger geglückt. Behend und geschmeidig ist er gar nicht, er tanzt nicht auf leichten Füßen. Die Scene, die im Beschauer die Gefahrspannung wecken soll, den Erwartungsreiz, daß das ganze Verwandlungsspiel entdeckt wird, verpufft dadurch, daß die Rolle des Gefährdenden einem Burschen aufgetragen wird, der schon im ersten Akt als stotternder, vergeßlicher, unklarer Dümmling, auf dessen Worte niemand achtet, exponiert wird. So kann man in dem Stück nichts heiter nehmen und ernst auch nicht. Wen es erlustiert, der hat's sich selber zuzuschreiben oder vielleicht der belebenden Kunst der Sorma.

Ein laues, flaues Stück aus dem Durchschnitt ist auch Max Dreyers Schauspiel „Der Sieger". Auch hier hat man nicht die überzeugende Illusion — und sie allein zwingt volle Teilnahme —, daß sich Ereignisse, Schicksale, Entwicklung aus den handelnden Personen ergeben, daß voll Notwendigkeit sich Ring an Ring schließt. Wir sehen vielmehr den Mann am Schreibtisch mit dem dramatischen Schachbrett und der Rechenmaschine als Geduldsspiel vor sich Situationen und Möglichkeiten ausprobieren, immer die Hand dazwischenschieben und zurechtrücken. Statt daß die Handlung aus den Menschen resultiert, müssen hier die Menschen wohl oder übel der vorhergefaßten „Generalidee" Meister Autors folgen.

Max Dreyer hält es seit dem Probekandidaten mit der dramatischen Erfolgskraft der unentwegten Ueberzeugung und der Kämpfe um die Treue gegen sich selbst. Diesmal aber geht er nicht in die Schulstube, sondern in das Künstleratelier, und er verlegt die Konflikte in die Seele eines Bildhauers.

Der aber wird — Abwechslung muß sein — nicht innerer Sieger über Versuchungen und Lockungen, sondern ein Abtrünniger, der um äußerer Vorteile willen sein Glaubensbekenntnis verleugnet und die Ehrgeizjagd mit Erfolg, als „Sieger" mitmacht.

So dachte sich Dreyer seine „Generalidee"; als es nun aber galt, sie zu verkörpern, sie in Menschen umzusetzen, da fand er nicht den reinen Ausdruck dafür, er vergriff sich, tastete unsicher, er korrigierte, er retouchierte, und schließlich kamen thatsächliche Entstellungen heraus. Der Kardinalmißgriff war, daß er seinen Abtrünnigen von anfang an viel zu bedeutungslos anlegte. Ein Mensch, der abfällt, muß doch vor allem etwas haben, wovon er abfällt. Dreyer aber hat außer der Mitgift des schönen Vornamens Heinz nichts weiter für seinen Bildhauer gethan, er hat ihn absolut nicht als einen hingestellt, der etwas zu bedeuten hat und von dem ein Preisgeben künstlerischer Ideale zu gunsten der Brotarbeit überhaupt ins Gewicht fällt. Von dramatisch-tragischem Interesse ist doch nur der Fall, daß ein Künstler etwas Besonderes, spröd Eigenartiges kann, dafür hungert, leidet, kämpft, und schließlich mürbe, nach einer Verzweiflungskrisis, seiner Aufgabe untreu wird und lohnende Aufträge, Arbeiten „nach Maß", annimmt.

Der gute Herr Brinker aber hat gar keine Eigenart, für die er kämpfen könnte. Im ersten Akt ist er Urlaubs- und Sommerfreiluftmensch auf Rügen

und freit sich eine blonde germanisch hohe Hertha, und im zweiten hat er ein ganz unpersönliches, bedeutungsloses Fröbeldenkmal gemacht, an dem nur etwas auffällt, die Kinderreliefs, und die sind von seiner Frau. Es ist durchaus konsequent und eigentlich sogar ehrlich, daß dieser Mensch, der im Lager der freien und persönlichen Künstler gar nichts zu suchen hat, den lohnenden Anträgen folgt, die ihm von dem Hof gemacht werden. Eigene Erfindung hat er nicht, aber schlecht und recht in gebundner Marschroute wandern, das wird er können, hier kann er seine Pflicht erfüllen, dort wäre er ein Betrüger. Das ist die logische Betrachtung des bedeutungslosen Falles. Dreyer aber, der aus theatralischen Gründen eine cause célèbre braucht, bauscht alles auf. Er läßt Heinz Brinkers Freunde, die nach ihrer Anlage innerlich gar nichts mit ihm gemein haben könnten, die, wenn es in diesem psychologischen Vexierkabinett konsequent zuginge, zufrieden sein müßten, von einem unsicheren Kantonisten ihr Haus gereinigt zu haben, ein Lamento anstimmen, ja einer muß ihm sogar einen Dolch schicken, daß er sich selbst den Gnadenstoß gebe. Wozu der Lärm?

Das ist Konstruktion. Schlimmere Konstruktion noch und bewußt grelle Uebertreibung herrscht auch an anderen Ecken des Stückes. Sehr baufällig ist die Motivierung dafür, daß der Hof darauf brennt, Heinz Brinker als Plastiker zu gewinnen. Ein merkwürdiger Onkel von Heinz spielt dabei die Hauptrolle. Er ist auch ein Abtrünniger, und seine Lebensaufgabe wird, seinen Neffen nun gleichfalls zu seiner Beruhigung und Genugthuung in die Hofluft zu schleppen. Sonderbar, höchst sonderbar. Ein würdiger Geheimrat geht zu diesem Zweck als Menschenfischer wechselnd auf und unter.

Ein Apparat ist das, als gelte es, eine glänzende, gefährliche, radikale Feder für die Regierung zu gewinnen, aber nicht einen mäßigen Bildhauer zur Uebernahme einer fürstlichen Vorfahrenstatue.

Auch die ganze Auffassung dieses Auftrages, wie sie Dreyer hier im Interesse einer Tendenz und einer brusttönenden Wirkung vertritt, hat wieder etwas Schiefes. Daß Brinker dieses Denkmal eines Unverdienten übernimmt, das wird als Abfall und Verrat stipuliert. Eine sehr unkünstlerische Auslegung. Könnte der Bildhauer etwas, so würde er auch aus dieser Aufgabe etwas machen. Von den Siegesalleedenkmälern ist gerade das Standbild, das als menschliches Material einen sehr mäßigen Stoff hatte, das Bildnis Ottos des Faulen, künstlerisch hervorragend in Arbeit, Charakteristik, Auffassung. Und man kann sich gar nicht vorstellen, daß jemand so kleinlich und abgeschmackt sein könnte, dem Schöpfer daraus einen Vorwurf zu machen, daß er diese Statue übernommen. Wie er sie gemacht, darin liegt seine künstlerische Ehre.

Also Schiefheiten aller Orten in diesem Ueberzeugungsdrama und eigentlich eine Begriffsspielerei, der man scharf auf die Finger passen muß.

Das Stück wird nicht besser dadurch, daß mit dem Hauptmotiv sekundär ein zweites verkuppelt wurde, die künstlerische Eifersucht zwischen Mann und Frau.

Damit dies Motiv sich auswachsen kann, werden wieder Hilfskonstruktionen gebaut. Hertha macht im ersten Akt für die Bootsbaumeisterei ihres Vaters ganz hübsche Holzschnitzereien. Als der Vorhang über dem zweiten Akt aufgeht, ist sie, was weniger verwundert, Mutter; was aber höchlich frappiert, sie hat nicht nur ein lebendiges Kind, sie hat auch thönerne, sie ist plötzlich eine ganz reife Bildhauerin. Nicht zu ihrem und der Menschen Wohlgefallen ward ihr diese

Begnadigung. Wir sehen vielmehr Dreyer als grinsenden Dämon seinem unglücklichen, stillehaltenden Opfer die Danaergabe zuerteilen. Bekommt er doch dadurch eine große Szene, in der Hertha ihr gelungenes Werk freiwillig zerstörend der mißgünstigen Kritik ihres Mannes zum Opfer bringt, und so die Seelenhoheit des Weibes und die niedrige Boshaftigkeit des schlimmen Mannes im schönsten Theaterlicht dem teilnahmsvollen Publikum offenbart. Wer aber nicht zu den Leichtgläubigen gehört, der sieht in allem Absicht und wird dementsprechend verstimmt.

* * *

Künstlertum und Ueberzeugung sind noch in einem anderen Drama die Angeln, dem -- das Referat wird diesmal ganz zur üblen Nachrede — leider leider auch nicht viel Gutes in sein langgegrabenes Grab nachgerufen werden kann.

Es handelt sich um Georg Hirschfeld und sein Schauspiel „Der junge Goldner". Georg Hirschfeld ist der Benjamin unserer dramatischen Litteratur. Als vor sechs Jahren seine schmächtige Knabengestalt sich nach der Aufführung der „Mütter" verbeugte, hatte er einen unbestrittenen Sieg erfochten. Dies Bühnenwerk verband in seltener Weise tiefes, echtes Gefühl mit virtuoser Beherrschung der äußeren theatralischen Mittel. Georg Hirschfeld zählte sofort zu den Prätendenten. Doch der dramatische Kranz ist ein Wanderpreis, der immer wieder im aufreibenden Kampf verteidigt werden muß. Das letzte Stück hat ihn nicht befestigt. Die Feinheiten, die diesem jungen Dichter eigen, sind auch hier verstreut zu finden, ein schwingender Takt für alle Situationen, ein sicheres Gefühl für Abtönen und Stimmen, die Fähigkeit, durch Alltagssprache Gehobenheitsstimmung klingen zu lassen, brennendes Kunstgefühl, seelische Verschämtheit allen großen Worten gegenüber. Man merkt deutlich: dieser Mensch weiß, auf was es im Fühlen und im Schaffen ankommt. Doch seine Organe haben keine Ausdehnungskraft, sie bleiben im engsten Kreis gebannt und sie probieren ihre Feinfühligkeit an Kleinlichkeiten.

Vom Künstlertum und von der Ueberzeugungstreue wollte er handeln. Sein Goldner ist ein Kritiker, der konsequent jede Konzessionsmacherei, jegliche Interessenpolitik verwirft. Das ist sehr schön, es wäre dramatisch und menschlich interessant, zu sehen, wie sich dieser Heißsporn von echtem Feuer und leidenschaftlichem Fanatismus im Wirbel des Lebens herumschlägt, wie er, ein Don Quixote edler Art, unterliegend siegt, oder wie ihn auf dorniger Wanderung allmählich Abendschatten und resignierende Erkenntnis der Unzulänglichkeit menschlicher Pläne und Entwürfe umfängt.

Das hat Hirschfeld nicht gemacht. Sein junger Goldner ist donquixotesk und eigensinnig, aber sich zu bewähren, sich zu erproben, dazu wird ihm keine Gelegenheit gegeben. Er ist kein Don Quixote des eigenen Thuns, er ist ein Don Quixote des Forderns. Um ein Theaterstück, das er gemacht, dreht sich der Handel. Es ist anonym eingereicht, von dem Direktor eines großen litterarischen, demnächst zu eröffnenden Theaters angenommen und zur Einweihungsvorstellung bestimmt worden. Die Sache wird aber kritisch, als der Verfasser sich decouvriert. Hauptaktionär und Komiteevorstand ist nämlich ein einflußreicher, schöngeistiger Stadtrat, dessen Verse und Romane Goldner zur Zielscheibe bitterböser Glossen gemacht hat. Der Direktor läßt sich — gäbe er nicht nach, so würde das ganze Unternehmen gefährdet — dazu bestimmen, von der Aufführung am ersten Abend

abzusehen, die Annahme des Werkes aber hält er aufrecht und sie wird ihm auch nicht streitig gemacht.

Der junge Goldner aber sieht darin nur eine Charakterlosigkeit, einen Treubruch, er zerreißt das Band zwischen sich und dem Direktor, seinem Freund, und verursacht auf dem Bankett eine Provokation durch eine höhnische Rede.

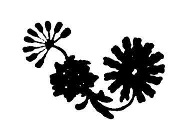
Rein als objektive Figur hätte dieser Unreife, der uns eigentlich nur in Eigensinn und Mangel an menschlichem Verstehen vorgeführt wird, kaum interessieren können, nun aber hat Hirschfeld sogar noch für ihn in dem Stück Partei genommen. Statt in frei überlegenem, humorvollem Spiel die Gegensätze auf einander treffen zu lassen, nachdenklich lächelnd menschliche Kleinlichkeit und freiheitliches Ringen zu betrachten, tritt er für den unreifen Gläubiger, der an alle andere ideale Forderungen stellt, ohne selbst gemahnt zu sein, neigungsvoll ein, und die Personen, die nicht für ihn sind, werden nicht aus ihrer Lebens- und Wesensbedingung heraus erklärt und verstanden, wie z. B. der Stadtrat, sondern sie werden mit unverhohlener Abneigung behandelt und dementsprechend in der Charakterequipierung bedacht.

Ein weiser dramatischer Geschickelenker muß aber über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig seine Sonne leuchten lassen. Vollmenschliche Beziehungen kommen dann erst zum Ausdruck, wenn jeder Typus mit gleichem Interesse an seiner Art erfaßt und hingestellt wird. Verliebt sich ein Dichter in eine Gestalt, bekommt er Antipathie gegen eine andere, dann verliert er sicher die Distanz der Charakteristik. Es kommen Schiefheiten und Verwirrungen, statt eines treu erfaßten Weltausschnitts heraus.

Für solche Auffassung ist viel von Hebbel zu lernen, der nicht nur im Drama wollte, daß jede Person von ihrem Standpunkte aus Recht habe, und ihr dies Recht ungeschmälert erhalten bliebe, sondern diese Anschauung auch ins Leben übertrug: „Ich betrachte und behandele den Menschen ungefähr so, wie die Charaktere, die in einem Drama auftreten, und es fällt mir, mögen sie mir vortragen, was sie wollen, so wenig ein, sie auf andere Meinung zu bringen, als mir der Gedanke kommt, dem Hamlet, dem Lear oder dem Othello durch den Sinn zu fahren.“ Und als er einmal einen Prediger eine seiner Meinung ganz entgegengesetzte vortragen hörte, hat er ganz starke ästhetische Freude daran, „weil es mit Leben, Geist und Konsequenz geschah; der dramatische Dichter, dem es immer nur um das Wie und nie um das Was zu thun sein soll, zeigte sich in seiner vollen Toleranz“.

Diesem Toleranzedikt wären in Leben und Dichten viel gläubige Jünger zu wünschen.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Die Kunst der Tiere.

Daß die Kunstgeschichte der Gegenwart es sich nicht versagen darf, den Anfängen der Kunst bei den schlichten Naturvölkern und den vorgeschichtlichen Urvölkern nachzuspüren, weil gerade die Kunst der Ur- und Naturvölker oft ungeahnte Streiflichter auf das innerste und ursprünglichste Wesen der Kunst wirft, hat schon Ernst Große vor einigen Jahren in einem besonderen Buche der Kunstwissenschaft ans Herz gelegt. Daß wir aber, um zu den wirklichen Anfängen der Kunst zu gelangen, noch einen Schritt weiter thun und uns, wie bei der Urgeschichte und der Völkerkunde, so auch möglicherweise bei der Naturgeschichte Rat holen müssen, ist ein neuer Gesichtspunkt, den der Verfasser der eben im Bibliographischen Institut, Leipzig, erscheinenden „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker", Karl Woermann, in der Einleitung zu seinem auf drei Bände berechneten Werke erörtert.

„Brennend tritt die Frage auf unsere Lippen," so führt Woermann aus, „ob nicht noch andere Lebewesen als der Mensch einen wirklichen Kunsttrieb besitzen und bethätigen, ob insbesondere die Tiere, die vielfach schärfere Sinne haben als wir und im Wachen und im Träumen Lust- und Leidempfindungen ausgesetzt sind wie wir, denn wirklich ein für allemal ausgeschlossen sind von dem Erdenparadies des künstlerischen Schaffens und Genießens?" Schon ältere Forscher, wie Rennie und Harting, haben Bücher über die „Baukunst der Tiere" geschrieben, und noch neuerdings Gelehrte wie Wood, Büchner und Romanes sich eingehend mit dem Kunsttriebe der Tiere beschäftigt; und so müssen wir uns darüber klar werden, „wie weit sich im wirklichen oder angeblichen Kunstleben der Tiere nicht wenigstens beachtenswerte Vorstufen der künstlerischen Thätigkeit des Menschen nachweisen lassen.

„Daß die Tiere den Spieltrieb, den manche als den Urantrieb zu jeder Kunstübung ansehen, mit den Menschen teilen, ist allgemein bekannt; aber der Spieltrieb und der Kunsttrieb haben doch nur das miteinander gemein, daß beide einen gewissen Ueberschuß an Kräften nach der Befriedigung der auf die Erhaltung des Einzelwesens und der Art gerichteten Triebe voraussetzen. In beiden sehen wir ein in freie Thätigkeit umgesetztes Erholungsbedürfnis. Erkennt man aber, daß die Kunst in unserem Sinne erst mit jener schöpferischen Thätigkeit beginnt, die greifbare und sichtbare Erzeugnisse hervorbringt, so ist zwischen jenem Spieltrieb und dem wirklichen Kunsttrieb noch ein weiter Abstand.

„Richtig gestellt, lautet die Frage auch hier, ob es Tiere giebt, die, um sich oder ihresgleichen zu gefallen, eine eigene, bewußte oder unbewußte Thätigkeit entfalten. Daß der Gesang vieler Vögel in der That mehr oder weniger hierher gehört, läßt sich nicht in Abrede stellen. Rhythmus und Wohllaut, die sich in dem Liede der Nachtigall erkennen lassen, sind die Grundlagen jeder Tonkunst; und daß diese Grundlagen für das Vogelohr keine anderen sind als für das Menschenohr, zeigen z. B. die Dompfaffen, die, richtig geleitet, von Menschen komponierte Weisen im gleichen Rhythmus und Tonfall nachpfeifen lernen.

„Auf dem Gebiete der bildenden Künste aber liegt die Sache doch etwas anders. Von einer Bildnerei oder Malerei der Tiere, kurz von einer Kunstübung,

die auf die Nachbildung von sichtbaren Gegenständen gerichtet wäre, finden sich, um es gleich zu sagen, nirgends Spuren. Diese in mancher Beziehung wichtigsten und eigentlichsten Gebiete der Kunst im engeren Sinne sind den Tieren also in der That verschlossen. Was einige Tiere dagegen auf dem Gebiete der Baukunst leisten, ist so wunderbar, daß es uns an allen hergebrachten Anschauungen über den Unterschied zwischen den Fähigkeiten der Tiere und der Menschen irre machen könnte."

Erstaunliches leisten bekanntlich einige Insekten im Wohnungsbau, wie Wespen und Bienen, besonders die Stockbienen, mit dem wunderbar künstlichen Gefüge der Waben oder Scheiben von regelmäßigen Sechseckzellen. Oder wie die Ameisen, deren Wohnungsbau sich von außen freilich nur als unregelmäßiger Erdhaufen darstellt, im Innern aber, das sich manchmal metertief unter die Erdoberfläche erstreckt, als ein kunstreiches Gebäude von 30—40 Stockwerken; die einzelnen Stockwerke sind durch Pfeiler und Tragbalken bis zur Länge von zehn und mehr Centimeter gestützt, die Decke des die Mitte des Labyrinthes bildenden großen Saales wird durch ein Gerüst kreuzweise gelegter Balken getragen. Vollends die Termiten Afrikas, die durch gemeinsame Arbeit 3–6 m hohe, kegelförmig gekuppelte Wohnungsbauten errichten. Schon von manchen Reisenden wurden diese Bauten aus der Ferne mit den runden Hütten der benachbarten Negerstämme verwechselt, die sie oft an Größe, stets an innerer Gliederung und Ausgestaltung übertreffen. Sie sind aus Erde, Lehm, Steinchen und Pflanzenteilchen zusammengetragen, die durch den gummiartigen Speichel der Tierchen zu einer dauerhaften Masse verbunden werden. So entstehen feste Wände, die sich zu zahlreichen, gegen jede von außen kommende Verletzung geschützten Gängen, Kammern, Gemächern und Sälen aller Art fügen, wie sie das wunderbar geordnete Staatswesen dieser merkwürdigen Insekten erheischt.

Aber fast noch erstaunlicher ist das Bauwesen einiger Nagetiere, z. B. der Zwergmaus, die ihre fast kreisrunden Halmennester ins Schilf hängt, vor allen Dingen aber der Biber, wenigstens der nordamerikanischen, die ihre Wohnungen aus Stöcken, Reisig und Schlamm am Wasserrande erbauen. Die annähernd runde oder ovale Hütte erhebt sich flachgekuppelt über dem Erdboden. Von den beiden unregelmäßig gewölbten Zutrittsgängen führt der eine so tief ins Wasser hinein, daß er auch im strengsten Winter nicht einfriert. Diese Erdbaukunst der Biber wird aber durch ihre eigentliche Wasserbaukunst noch völlig in den Schatten gestellt. Um sich einen gleichmäßigen Wasserstand neben ihren Bauten zu sichern, legen sie künstliche Teiche an, die sie durch wirkliche Abdämmung höher gelegener Gewässer, schleusenartige Durchlässe und lange Kanäle speisen. In Nordamerika hat man Dämme von nahezu 200 m Länge beobachtet, die als das gemeinsame Werk unzähliger Bibergeschlechter erscheinen. Keine anderen Werke der Tiere gleichen so sehr wie diese den Werken von Menschenhand.

Das Allererstaunlichste leisten indes einige Vögel im Wohnungsbau. So die indischen Webervögel mit ihren Hängewohnungen, die aus harten Halmen richtig gewebt sind und, wie Darwin sagt, „beinahe der Kunst des Webers spotten". Ferner die geselligen Webervögel Südafrikas, deren gewaltige Nestpaläste ganzen Sippen zum Wohnen dienen. Die Schneidervögel wiederum nähen ihre Nester nach allen Regeln der Kunst aus großen Blättern zusammen, wobei sie sich natürlicher Pflanzenfasern oder zufällig gefundener, von Menschenhand gesponnener Fäden bedienen und die Enden sogar durch einen Knoten befestigen

sollen. Der ostindische Schneidervogel gar spinnt sich auch noch seine Fäden selbst, indem er mittelst Schnabel und Klaue Baumwolle zusammendreht. Der italienische Schneidervogel benutzt dazu Spinngewebe. Am bemerkenswertesten in dieser Hinsicht sind die australischen Laubenvögel mit ihren „Lusthütten" oder „Spielhäusern", die nicht einmal Wohnungsnester im eigentlichen Sinne zu sein scheinen: auf einem Fußboden von fest durcheinandergewebten Zweigen werden nach oben leicht zugewölbte Laubengänge errichtet, deren Langseiten geschlossen, deren Schmalseiten geöffnet sind. Mit Bedacht wird darauf gesehen, daß die glatten Enden der Zweige nach innen gerichtet sind, um inwendig alle Unebenheiten zu vermeiden. Nach außen aber werden die Häuser aufs reichste geschmückt, bunte Federn anderer Vögel, farbige Lappen menschlicher Herkunft, glänzende Steine und Schneckenhäuser werden ins Astwerk verteilt, vor allem aber vor dem Eingang auf dem Boden verstreut. „Haben diese Lusthäuschen, die in der Regel von den Männchen gebaut werden, nach der Ansicht der meisten Naturforscher, die sie beobachtet haben, auch keinen andern Zweck als die Anlockung der Weibchen, so läßt sich doch auch hier sagen, daß sie ihren Zweck verfehlen würden, wenn die Tierchen keine Freude an diesen bunten Schöpfungen der Einbildungskraft hätten." So scheint hier, wenigstens bei den Laubenvögeln, der „Erhaltungs- und der Spieltrieb in einen wirklichen Kunsttrieb überzugehen". Und die Vertreter der Darwinschen Entwicklungslehre haben denn auch auf diese australischen Vögel sich ganz besonders berufen, um zu beweisen, daß, wie alle Eigenschaften des Menschen, so auch sein Kunsttrieb in tief unter ihm stehenden Wesen bereits vorgebildet ist. Woermann freilich will das nur als Ausnahme gelten lassen, die gerade die Regel bestätigt, um so mehr, „als die menschenähnlichsten Tiere, die Affen, trotz ihres Nachahmungstriebes nicht die geringsten künstlerischen Anlagen verraten". Vielmehr sind alle jene scheinbar von einem Kunsttriebe eingegebenen Wohnungsschöpfungen „reine Bedürfnisbauten", die in der Regel sogar jener Anfangsgründe künstlerischer Raumgestaltung entbehren, ohne die auch die Bauthätigkeit der Menschen nicht als Kunst anerkannt werden kann. Die Gesetze der Regelmäßigkeit, der Symmetrie, der Verhältnisse sind, wenn überhaupt, nur annähernd und zufällig gewahrt. Eine wirkliche Ausnahme machen die kreisrunden Spielplätze und Nester einiger Vögel, wenngleich gerade hier die Kreisform durch die Bewegung der Tiere um sich selbst auf ganz natürliche Weise und unabsichtlich vorgebildet wird; und eine scheinbare Ausnahme nur sind auch die sechsseitigen Zellen der Bienen. Von den tüchtigsten Naturforschern, die deren Regelmäßigkeit hervorheben, wird anerkannt, daß von einer bewußten oder unbewußten Absicht der Bienen, die mathematische Form aus Wohlgefallen an ihr herzustellen, nicht die Rede sein könne. Der Trieb der Bienen scheint vielmehr nur dahin zu gehen, wie Büchner sagt, möglichst viele Zellen bei möglichst viel Wachs-, Raum- und Arbeitsersparnis aneinanderzufügen; und dies wird eben am besten durch die sechsseitige Form mit pyramidalischem Boden erreicht. Vitus Graber nimmt sogar an, daß die Zellen ursprünglich eine mehr cylindrische Form gezeigt und nur durch ihre Auseinanderdrängung von selbst jene regelmäßige prismatische Gestalt erhalten haben.

Endlich führt Woermann an, daß nie die Arbeitsleistung eines Einzeltiers „ein selbständiges, von dem Kunstsinn seiner gleichartigen Mitgeschöpfe unterscheidbares Gepräge zeigt, sondern, einem blinden Naturtrieb folgend, unter denselben äußeren Verhältnissen immer nur wiederholt, was Millionen von gleichen

Tieren seit Jahrtausenden ebenso gearbeitet haben; daß daher auch von einer Entwicklung der ‚Kunst der Tiere‘, wenngleich eine solche in urzeitlicher Ferne stattgefunden haben muß, im Sinne künstlerischer Freiheit nicht gesprochen werden kann.

So kommt er zu dem Schluß, daß „die künstlerische Kraft der Tierwelt, gelegentlich regelmäßige Formen zu erzeugen, jedenfalls nur ein Teil jener künstlerischen Kraft der Natur ist, die ein gutes Stück der von der Kunst der Menschheit übernommenen regelmäßigen Linienspiele der geometrischen Ornamentik in noch weit wunderbarerer Weise im Mineralreich und im Pflanzenreich als im Tierreich vorgebildet hat. Man denke nur an die Formen der Kristalle, der Schneeflocken, der versteinerten Ammoniten, Echiniten und Belemniten, an die regelmäßige Bildung vieler Blätter, Blütenkelche und Stengeldurchschnitte, an die wunderbaren, oft mit mathematischer Genauigkeit ausgeführten Zeichnungen, mit denen die schöpferische Natur besonders manche Arten der niederen Tierwelt geschmückt hat.“ Die Ornamentik ist das ABC der Kunstgeschichte, und darin ist die Natur die größte Künstlerin. „Insofern wir die Kunst aber der Natur als besonderen Begriff gegenüberstellen, setzt sie nach wie vor eine freie menschliche Thätigkeit, deren Entwicklungsgeschichte wir verfolgen können, voraus. Gerade von der Kunst im Sinne der Kunstgeschichte also können wir nach wie vor mit dem Dichter sagen: ‚Die Kunst, o Mensch, hast du allein‘.“



Zukunftsträume.

Die „Humanité nouvelle“ brachte in ihrer letzten Oktobernummer einen Aufsatz aus der Feder des Soziologen Novicow, der in sehr anregender Weise eine Reihe Charaktermerkmale unseres Zeitalters unter dem Titel: „Die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises“ zusammenstellt. Diese Betrachtungen werden unabsichtlich zu einem Zukunftstraum; eine jede derartige Abrechnung führt zu der Frage, wohinaus die Menschheit strebt. Wir sind es heutzutage gewöhnt, an die Wissenschaft diese Frage zu richten, und sie selber hört sie nicht unwillig und betrachtet eine Antwort als ihre Pflicht: hat doch Helmholtz, der Vertreter des exaktesten Wissenszweiges, von einer „Prophetie der Wissenschaft“ gesprochen, die ihr innerstes Wesen ausmache. Sie sei unfruchtbar, wenn sie nur zu sagen vermöge, was gewesen, und nicht, was in alle Zukunft sein müsse. Novicow macht in seiner Arbeit, die übrigens nur ein Abschnitt aus einem größeren Buche: „Die Verbündung Europas“ ist, darauf aufmerksam, daß die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen des 19. Jahrhunderts danach streben, die Menschen einem Zustande zuzuführen, den er geistige Allgegenwart (ubiquité mentale) nennt. Während 1793 die Nachricht von der Hinrichtung Marie Antoinettes neun Tage brauchte, um nach Wien zu gelangen, die größtmögliche, wenn wohl auch kaum oft erreichte Geschwindigkeit, etwa 528 Kilometer innerhalb 24 Stunden betrug, so kann heute auf der längsten bestehenden Telephonlinie eine Entfernung von 3057 Kilometer für zwei Menschen völlig aufgehoben werden, und fast jeder Punkt der Erde kann mit den großen Centren der Zivilisation in höchstens 24 Stunden Meinung und Nachricht austauschen. Die Zeitungen, die heute bis 70000 Exemplare in einer Stunde herstellen, ermöglichen jedem ihrer Leser gleich-

sam einen Spaziergang über die ganze Welt. Die Photographie trägt ihr Teil dazu bei, seine Allgegenwart zu ergänzen, u. s. f. Wie nun aber Heinrich von Treitschke einmal bemerkte, kommt es nicht darauf an, auf wie weite Entfernungen Menschen miteinander Gedanken austauschen können, sondern was für Menschen und was für Gedanken derartig Raum und Zeit in irdischen Grenzen überwinden. So erscheint es nun auch Novicow wesentlich, auf die bereits bemerkbaren sozialen Folgen dieser steigenden Allgegenwart hinzuweisen. Sie lassen sich kurz in dem Satze zusammenfassen: die gesamte Menschheit ist auf dem Wege, sich zu einem gewaltigen Gesamtorganismus auszugestalten. Man sieht: hier setzt der Zukunftstraum ein; denn dieses aufs äußerste zu wünschende Ziel soll erst erreicht werden. Erst wenn die Menschen, die Völker einander ganz kennen und verstehen, können sie eine organische Einheit bilden, und wenn wir von diesem Zustande auch noch entfernt genug sind, so läßt sich das allerdings nicht leugnen, daß die Menschheit sich ihrer Einheit mehr und mehr bewußt wird, und die berührten Erfindungen, sowie die wachsende Kenntnis des Erdballes dazu beitragen und in ihrer Weiterentwicklung beitragen werden. Daß dies Hinstreben auf Bildung eines Gesamtorganismus vorhanden ist, beweisen zahlreiche Thatsachen aus dem Gebiete des wissenschaftlichen, künstlerischen, litterarischen, ja sogar politischen Lebens, deren Anführung wir uns hier ersparen können. Eins sei erwähnt. Novicow weist mit freudiger Verwunderung darauf hin, wie selbst der Krieg von 1870, der anscheinend alle Sympathien Frankreichs für Deutschland auf lange hätte zerstören müssen, diese Entwicklung nicht aufgehalten hat. Beweis dafür die zahlreichen, von Frankreichs litterarischer Welt ausgehenden Versuche der geistigen Annäherung, deren auch wir an eben dieser Stelle mehrfach Erwähnung gethan haben; Beweis dafür Novicows eigener Zukunftstraum und die ganze Richtung der Monatsschrift, die ihn veröffentlicht.

Novicow nennt an einer Stelle Bellamys allgemein bekannten „Rückblick aus dem Jahre 2000“. Mir fiel das seltsame Buch ein, das der phantasievolle und scharf beobachtende Dichter und Sittenschilderer Mercier im Jahre 1768 begann und 1771 unter dem Titel „Das Jahr 2440“ veröffentlichte. Dieser Vorgänger Bellamys ist außerhalb der Fachkreise wohl kaum bekannt, und doch ist es sehr lehrreich zu sehen, wie sich ein kluger Kopf die Weiterentwicklung der Welt vor 130 Jahren gedacht hat. Ja, Auseinandersetzungen wie die Novicows finden an einer solchen Schrift gemessen einen ganz besonderen Wert. Es ist zunächst hervorzuheben, daß auch Mercier bereits annahm, die Menschheit strebe einer organischen Zusammenfassung zu; diese Annahme ist einem christlich erzogenen Denker natürlich. Nur mußte Mercier 1771 mit Kummer eingestehen, daß gerade das Christentum sich verschiedene Male fähiger gezeigt habe, die Welt zu spalten, als zu einigen. Das einzige, worauf er hoffte, war, daß die steigende sittliche Läuterung der Menschheit endlich dennoch zum Ziele führen und alle Menschen sich als Brüder fühlen würden. Um diesen schönen Glauben sah er sich dann in der Revolution betrogen und schaute vergebens nach einem neuen Bundesgenossen für das Christentum aus. Diesen Bundesgenossen erblickt nun Novicow in dem, was die Naturwissenschaften leisten, sowohl durch ihre Raum und Zeit überwindenden Erfindungen, als auch dadurch, daß sie die Grenzen des Irrtums und Dunkels überhaupt mehr und mehr zurückschieben. Davon hat man vor 130 Jahren allerdings keine Ahnung gehabt. Mercier ist durchaus nicht

blind gegen die Bedeutung naturwissenschaftlichen Erkennens für den Fortschritt der Menschheit. Aber in dem Paris vom Jahre 2440, in dem ihn sein Traum wandeln läßt, spürt man thatsächlich nichts von dem, was unserem Zeitalter den äußeren Stempel aufprägt. Er berichtet im Gegenteil, daß man im Jahre 2440 auf die Wagen als Beförderungsmittel für Gesunde ganz verzichtet habe; denn die zufriedene Menschheit habe Zeit und brauche nicht mehr nach materiellem Gewinn zu streben. Wie er sich ohne gesteigerte Verkehrsmittel die allgemeine Verbrüderung der Menschheit denkt, darauf bleibt sein überhaupt an manchen uns heute in die Augen fallenden Widersprüchen leidendes Buch die Antwort schuldig.

Novicow ferner glaubt fest, daß wir dereinst jenen Zustand gänzlich überwunden haben werden, wo Kriege als Lösungsmittel brennender Fragen erscheinen. Alle unsere Kriege würden unseren Nachkommen wie „einfache Kindereien" vorkommen gegenüber der großen einzigen Frage, an der man dann mit vereinten Kräften arbeiten werde, der Beseitigung des sozialen Elends. Diese Sehnsucht nach dem ewigen Frieden, die heute so weit verbreitet ist, daß man sich bereits offiziell mit dem Gedanken ihrer Verwirklichung beschäftigt hat, ist vor 130 Jahren noch eine absonderliche Seltenheit. Fürsten und Völker betrachten den Krieg als notwendig, bald als ein notwendiges Uebel, bald als ein unentbehrliches Gut. Es gehörte Merciers damals noch durch die Kriege Napoleons nicht erschütterter Glaube an die Menschheit dazu, um, wie er es thut, gegen diese falsche Auffassung zu predigen und geradezu die Haager Friedenskonferenz, freilich in noch erfolgreicherer Wirksamkeit, zu prophezeien. Einen Schritt scheinen wir also thatsächlich vorwärts gekommen zu sein.

Auch einige andere Wünsche, die Mercier in das große Desideratenbuch der Menschheit eingetragen hat, haben sich gleichfalls erfüllt. Wie würde er jubeln, wenn er die großartigen Einrichtungen sehen könnte, die getroffen sind, um den allgemeinen Gesundheitszustand zu heben. Was er an solchen in dem Paris des Jahres 2440 wahrnimmt, ist bereits geschaffen, ja schon übertroffen. In dem Kampfe des „unendlichen menschlichen Mitleids mit dem unendlichen menschlichen Elend" hat das erste glänzende Siege davongetragen. Nur sein Wunsch, Kaffee, Tabak, Thee und Alkohol verbannt zu sehen, hat sich nicht verwirklicht, wenn wir auch bereits die von ihm verlangte Staatsaufsicht über die Nahrungsmittel haben.

Zum Schluß kann ich mir nicht versagen, auf das 12. Kapitel Merciers hinzuweisen, wo er den Pariser des Jahres 2440, der ihn herumführt, fragt: „Lehrt ihr noch Griechisch und Lateinisch, an dem die Kinder meiner Zeit (1771) vor Langeweile umkamen? Widmet ihr noch zehn der schönsten und kostbarsten Jahre ihres Lebens dem Bemühen, ihnen eine oberflächliche Kenntnis von Sprachen zu geben, die sie nie sprechen werden?" Und lachend berichtet ihm der Pariser, daß man das längst aufgegeben habe und statt dessen Italienisch, Englisch, Deutsch und Spanisch lehre. Vor allem sei Lateinisch als Gelehrtensprache und Verkehrssprache auf der ganzen Welt bis nach dem überhaupt allen modernen Elementen zugänglichen Japan (!) durch — Französisch ersetzt. Nun, so weit haben wir's ja allerdings noch nicht gebracht. Aber wenn Mercier sich gewiß darüber freuen würde, daß man im Unterricht trotz Latein und Griechisch das nationale Element allerorten in einer Weise betont, die er damals nicht ahnen konnte, so würde er es auch hinnehmen müssen, daß Französisch denn doch nicht eine so allgemeine Weltherrschaft erlangt hat. **E. M.**



Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Bemerkungen zu dem Artikel von Emil Schlegel „Ueber Krebsleiden“.

Die von E. Schlegel im Februarheft des Türmers geäußerten Ansichten über Krebsleiden halte ich in allen wesentlichen Punkten für durchaus unrichtig und fühle als Arzt mich verpflichtet, ihnen im Interesse der Krebskranken entgegenzutreten. Soweit rein medizinische Fragen in Betracht kommen, halte ich eine Erörterung in einer nichtmedizinischen Zeitschrift für unangebracht, stehe aber Herrn Schlegel zu diesem Zwecke persönlich zur Verfügung. Erwähnt sei nur, daß die Gründe, die Herrn Schlegel zur Anwendung des homöopathischen Grundgesetzes bei der Heilung von Krebsleiden geführt haben, mit den wissenschaftlichen Thatsachen sämtlich in direktem Gegensatze stehen. Schlegel findet zunächst eine Stütze für seine Ansichten in der „allgemeinen Vernunft“ und dem „Allgemeingefühl der Laien“. Was diese Dinge bei einer rein wissenschaftlichen Frage wie der der Krebsheilung, zu deren Lösung es ausgedehnter und genauester klinischer und anatomischer Forschung auf Grund einer umfassenden medizinischen Bildung bedarf, ausrichten sollen, ist mir unfaßbar. Ebensogut könnte beispielsweise der Sanskritforscher, wenn er sich über die Deutung einer schwierigen Stelle nicht im klaren ist, anstatt an seine Fachgenossen sich an die allgemeine Vernunft und das Allgemeingefühl der Laien wenden. Schlegel spricht sodann „von zahlreichen Vorkommnissen in der Praxis, wo ein bekanntes, seit Jahren oder Monaten bestehendes Krebsleiden durch ein Geheimmittel, ein Hausmittel oder auch durch eine ärztliche Arzneiverschreibung wunderbar, aber unleugbar geheilt worden ist“. Er verschweigt, daß fast alle diese Fälle einer genaueren Kritik nicht stand halten, daß es sich fast immer entweder gar nicht um Krebs gehandelt hat, oder die Besserung nur eine scheinbare, vorübergehende war. Eine Heilung echten Krebses nach inneren Mitteln oder ohne jede Behandlung kommt allerdings vor, ist aber so selten, daß man praktisch nicht mit ihr rechnen darf.

Was nun diese Zeilen eigentlich veranlaßt, ist die Behauptung Schlegels, daß sich viele herrliche Krebsheilungen, manchmal selbst in schon vorgeschrittenen Fällen, durch innere, homöopathische Mittel erzielen lassen. Belege für diese allen bisherigen Anschauungen in der medizinischen Wissenschaft direkt wider-

sprechende Behauptung bringt er in seinem Aufsatze nicht vor, wohl aber finden sich solche in seinem hauptsächlich für Aerzte geschriebenen früheren Werke „Innere Heilkunst bei sogenannten chirurgischen Krankheiten". Hier teilt Schlegel eine ganze Reihe von Krankengeschichten mit, welche eine Krebsheilung durch innere Mittel bezeugen sollen. Jeder, der auch nur einigermaßen mit der Materie genauer vertraut ist, wird nach der Lektüre dieses Werks alles andere glauben, nur das nicht, daß es Herrn Schlegel wirklich gelungen ist, Krebs durch seine Mittel zu heilen. Zunächst sollte man erwarten, daß, wenn jemand die Frage der Krebsheilung zu lösen versucht, er mit der größten Skepsis und unter Benutzung aller Hilfsmittel alle Fälle auszuschließen sucht, die nicht sicher Krebs sind. Bei Durchsicht der Schlegelschen Krankengeschichten drängen sich einem nun bei der großen Mehrzahl die schwersten Zweifel auf, ob überhaupt Krebs vorlag. In keinem einzigen Falle wurde der Versuch gemacht, die Diagnose durch das ganz ungefährliche Entfernen eines Stückchens der Geschwulst mikroikopisch sicher zu stellen, in vielen Fällen lagen offenbar vollkommen andere Erkrankungen vor; Schlegel muß das für einige Kranke selbst zugeben, hilft sich aber mit der ganz unbewiesenen Behauptung, daß diese Dinge allerdings nicht ohne weiteres krebsig waren, aber es vielleicht hätten werden können, wenn sie chirurgisch angegriffen worden wären. Bezeichnend ist auch, daß Schlegel in einigen Fällen, nachdem er lange seine Mittel ohne jeden Erfolg gegeben hatte, es selbst für richtig hielt, seinen Kranken die Operation anzuraten. Fernerhin hält Schlegel Erscheinungen, wie sie häufig im Verlaufe eines Krebses beobachtet werden, z. B. die Erweichung der Geschwulst durch Zerfall der Krebszellen oder Vereiterung, ohne weiteres für Besserungen durch seine Mittel, obgleich in Wirklichkeit das Gegenteil richtig ist. Mit derselben Kritiklosigkeit werden Kranke als geheilt oder gebessert hingestellt, die überhaupt nur wenige Wochen oder Monate in der Beobachtung Schlegels standen, während man erst nach jahrelangem Stillstand oder Beseitigung einer Geschwulst mit einiger Sicherheit von Besserung, resp. Heilung reden darf. Bezeichnend ist ferner, daß das hauptsächlich angewendete Mittel, das Marssche Krebsmittel, ein ganz unkontrollierbares Geheimmittel ist, dessen Zusammensetzung der Erfinder, ein Pastor in Südafrika, sorgfältig vor seinen leidenden Mitmenschen geheim hält. Als Unterstützung seiner Kur empfiehlt Schlegel die Kur jenes erst kürzlich gelegentlich seines Prozesses gebrandmarkten, gemeingefährlichen Kurpfuschers Louis Kuhne in Leipzig! Weitere Proben aus den Krankengeschichten, die noch vieles Wunderliche enthalten, mitzuteilen, muß ich mir versagen. Schließlich bleiben nur einige wenige Fälle übrig, welche einer Kritik besser standhalten, aber auch noch zu manchen Zweifeln Anlaß geben. Alles in allem wird man, selbst wenn man zugeben will, daß bösartige Geschwülste überhaupt durch homöopathische Mittel zu beeinflussen sind (was ich persönlich für ganz unerwiesen halte), und selbst bei weitgehendem Entgegenkommen aus Schlegels Versuchen nur das schließen dürfen, daß es ihm in einigen wenigen Fällen vielleicht gelungen ist, vorübergehenden Stillstand und Besserung des Leidens zu erreichen. Man kann anerkennen, daß Schlegel im besten Glauben gehandelt hat, als er die besprochenen Fälle als Krebsheilungen durch homöopathische Mittel veröffentlichte, aber andererseits geht aus dem Gesagten für mich hervor, daß er weder die nötigen Kenntnisse noch die nötige Schärfe der Kritik besitzt, welche dazu gehören, eine neue Behandlungsmethode zu prüfen. Solange Schlegel keine

besseren Beweise für seine Behauptungen beibringt, fühle ich mich als Arzt verpflichtet, die Krebskranken auf das nachdrücklichste vor einer Methode zu warnen, welche nicht die geringste Sicherheit auf Erfolg bietet, wohl aber die unglücklichen Leidenden verleiten kann, ihre Krankheit zu verschleppen. Denn so fern es mir liegt, Herrn Schlegel, dessen wissenschaftliches und menschenfreundliches Streben ich vollauf anerkenne, mit jener Sorte von Kurpfuschern zu identifizieren, die in betrügerischen Annoncen den Krebskranken sichere Heilung versprechen, so macht er sich doch derselben Todsünde wie jene schuldig, indem er die Kranken abhält, sich rechtzeitig, das heißt möglichst frühzeitig zur Operation zu stellen. Denn die trotz aller Belehrung nicht auszurottende Meinung im Publikum, daß Krebs überhaupt unheilbar sei, ist grundfalsch. Man darf es bei dem heutigen Stande der chirurgischen Technik ruhig aussprechen, daß, abgesehen von einigen bestimmten Formen des Krebses (z. B. Sitz in der Leber oder der Speiseröhre), ein Kranker, dessen Leiden frühzeitig erkannt und operativ behandelt wird, in sehr vielen Fällen Aussicht hat, dauernd wieder gesund zu werden. Hier mögen nur einige der in den letzten Jahren veröffentlichten Statistiken über dauernde Heilungen durch eine Operation folgen. Im allgemeinen kann man von einer Dauerheilung sprechen, wenn mindestens drei Jahre seit der Operation verflossen sind, ohne daß die Geschwulst von neuem erschienen ist. Nach Statistiken, welche die verschiedensten Krebsformen umfassen, und zwar leichte und sehr schwere, fortgeschrittene Erkrankungen, werden 20—30 Proz. aller Operierten dauernd gesund. Für Krebse des Gesichts und des Oberkiefers beträgt die gleiche Ziffer 26—38 Proz.; von Kehlkopfkrebsen werden bei frühzeitiger Operation 44 Proz., bei vorgeschrittenen Fällen 20—30 Proz. geheilt. Von Brustkrebsen werden 28—33 Proz., von Lippenkrebsen im Anfangsstadium 66 Proz., in späteren Stadien 20 Proz. wieder dauernd gesund. Für Mastdarmkrebse, welche meist sehr spät zur Operation sich einstellen, beträgt die gleiche Ziffer 30 Proz. Bei diesen Zahlen ist zu berücksichtigen, daß sie Erkrankungen in allen Stadien, darunter auch sehr schwere, hart an der Grenze der Operabilität stehende, umfassen. Würde man nur die rechtzeitig operierten Kranken zusammenstellen, so würde der Prozentsatz der Heilungen für die meisten Formen ein beinahe doppelt so hoher sein.

Leider kommen nun thatsächlich fast 75 Proz. aller Krebskranken, welche sich operieren lassen, erst in einer Zeit zum Chirurgen, wo der Erfolg der Operation schon kein ganz sicherer mehr sein kann. Für diese traurige Thatsache ist in erster Linie die vorgefaßte Meinung von der Unheilbarkeit des Krebses und die oft unglaubliche Indolenz mancher Menschen verantwortlich zu machen. Hiezu kommt, daß eine gewisse Charakterstärke erforderlich ist, um die natürliche Messerscheu, die im Menschen liegt, zu überwinden. Dann aber wird ein großer Teil der Krebserkrankungen durch Kurpfuscher, und leider auch in einzelnen Fällen durch unwissende Aerzte so lange verschleppt, bis es zu spät ist.

Angesichts dieser Thatsachen würde es jeder Arzt, und besonders der Chirurg, auf das freudigste begrüßen, wenn wir eine sichere Methode innerer Krebsbehandlung kennten, durch welche wir unseren Kranken die Gefahren und Schrecken einer Operation, und uns die wenig befriedigende Behandlung eines unheilbaren Krebskranken ersparen könnten. Aber leider sind wir von diesem Ziel noch weit entfernt, und Herr Schlegel hat uns dabei nicht weiter gebracht. Allerdings sind nun von der bei Herrn Schlegel übel angeschriebenen „Schul-

medizin", d. h. der offiziellen medizinischen Wissenschaft, vielfache Versuche bereits lange vor Schlegel angestellt, um dem Krebse durch innere Behandlung beizukommen, und man hat in der That einige Erfolge erzielt. Lassar hat z. B. durch innere Verabfolgung von Arsen bei bestimmten Formen von Hautkrebs Besserungen, und selbst Heilungen erreicht; ebenso hat man durch Injektion eines bestimmten Serums (Streptokokkensterilisate) mikroskopisch sicher gestellte und der Operation unzugängliche Sarkome, d. h. krebsähnliche bösartige Geschwülste, zur Heilung gebracht. Seitdem die neuesten Forschungen es immer wahrscheinlicher gemacht haben, daß wenigstens für einen Teil der Krebse als Ursache ein Parasit (Blastomyces) anzuschuldigen ist, hat man Versuche mit einem spezifischen, auf ähnlichen Prinzipien wie das Diphtherie-Heilserum beruhenden Serum angestellt, und französische Chirurgen haben mit diesem Mittel, das sich als ganz unschädlich erwies, in einigen Fällen Besserung des Allgemeinzustandes und Rückgang der Geschwulst erreicht. Aber leider waren alle diese Erfolge nur vorübergehende.

Alle diese Methoden sind zur Zeit noch viel zu unsicher und zu wenig erprobt, als daß man sie ohne weiteres empfehlen dürfte. Sie können vorläufig ebenso wie die übrigen inneren Mittel nur als Unterstützungsmittel neben und nach der Operation, nicht als Heilmittel gelten. Sie verdienen außerdem Anwendung bei nicht mehr, oder überhaupt nicht operierbaren Krebsen.

Man wird in Zukunft bestrebt sein müssen, durch Vervollkommnung dieser Methoden eine sicherere Allgemeinbehandlung der an Häufigkeit immer mehr zunehmenden Krebsseuche zu gewinnen. Wie Professor Czerny auf dem letzten Chirurgenkongreß näher ausführte, kann uns nur eine systematisch centralisierte Arbeit in dem Kampfe gegen die bösartigen Geschwülste vorwärts bringen, und es ist daher sehr erfreulich, daß sich jüngst in Berlin eine Gesellschaft für Krebsforschung unter der Aegide des Kultusministeriums konstituiert hat. Dem Beispiele Englands und Amerikas folgend, müssen wir mit Hilfe aller ärztlichen Kreise, der Verwaltungsbehörden und mit Zuziehung wohlwollender Privathilfe in allen Provinzen und großen Städten eigene Krebshospitäler, Heil- und Pflegeanstalten für hilfsbedürftige Kranke errichten, geleitet von jungen, auf der Höhe moderner Schulung und mit den großen medizinischen Unterrichtsanstalten in dauerndem Konnex stehenden Aerzten. Dann wird es im edlen Wettstreit der Nationen vielleicht gelingen, der tausendjährigen Sphinx der Krebskrankheit ihre grinsende Maske zu entreißen und die Leiden, welche sie der gequälten Menschheit bereitet, zu vermeiden oder doch erfolgreicher zu bekämpfen, als es bisher möglich gewesen ist.

Dr. med. **Heinrich Mohr** in Bielefeld.



Pessimismus.

Im Anschluß an den Artikel „Zur Psychologie des Pessimismus“ (Dez.-Heft S. 293) sei es mir gestattet, die nachstehenden Bemerkungen, sowie eine „Selbstanzeige“ zu machen.

Wenn ich auch mit manchen Einzelheiten des in Rede stehenden Artikels einverstanden bin, so möchte ich doch bezweifeln, ob die pessimistische Weltanschauung durch subjektive Anlagen und besondere äußere Verhältnisse in so hohem Grade bedingt ist, wie es nach jenen Ausführungen den Anschein hat. Daß die Summe der Unlust und des Schmerzes auf Erden die Menge der Lust und der Freude überwiegt, dürfte ein objektiv Denkender ohne weiteres zugeben, beziehungsweise die namentlich von Schopenhauer und E. v. Hartmann dafür erbrachten Beweise — die freilich keine mathematischen sein können — als richtig anerkennen. Es ist ferner eine auffallende oder, wenn man will, ganz natürliche Thatsache, daß die großen Geister aller Zeiten mit verschwindenden Ausnahmen sich pessimistisch geäußert haben. Daß aber alle Geistesheroen an der Leber oder sonstwo leidend waren, oder auch von besonderen äußeren Schicksalen verfolgt wurden, wird man kaum aufrecht erhalten können. Dem widersprechen z. B. zwei in jeder Hinsicht so bevorzugte Menschen, wie es Goethe und A. v. Humboldt waren. Goethe aber sagte: „Wir leiden alle am Leben“. Und zu Eckermann hat er an seinem Lebensabend geäußert, daß er in seinem ganzen Leben keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt; es sei das ewige Wälzen eines Steines gewesen, der immer von neuem gehoben sein wollte. Ferner hat Goethe in Gegenwart des Kanzlers Fr. v. Müller das harte Wort fallen lassen: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.“ Und Humboldt wiederum schrieb in seinen Memoiren: „Ich sehe es voraus, daß unsere Nachkommen noch weit unglücklicher sein werden, als wir —; sollte ich nicht ein Sünder sein, wenn ich trotz dieser Ansicht für Nachkommen, d. h. für Unglückliche sorgte?“ Und ferner: „Das ganze Leben ist der größte Unsinn. Und wenn man achtzig Jahre strebt und forscht, so muß man sich doch endlich gestehen, daß man nichts erstrebt und nichts erforscht hat. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind! Aber alles ist und bleibt dem Denker rätselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein.“

Aus dem übereinstimmenden Urteil der großen Geister geht zweifelsohne hervor, daß die pessimistische Weltanschauung mit einer hohen Erkenntnisstufe Hand in Hand geht. Hier hätten wir nun freilich eine subjektive Veranlagung, bezüglich welcher nur noch zu entscheiden wäre, ob sie bei der Beurteilung unseres Problems nicht schwerer ins Gewicht fällt, als die Veranlagung geringerer Köpfe. Will man aber bei der Entscheidung der Frage: Optimismus oder Pessimismus? jedermann dasselbe Recht zugestehen, dann läßt sich die Frage von diesem Standpunkte aus allerdings nicht definitiv beantworten, sondern es gilt dann eben — sonst gleiche Verhältnisse vorausgesetzt — im allgemeinen Schopenhauers Satz, daß der Mensch um so mehr leidet, je intelligenter er ist.

Daß sich nun aber die großen Geister nach den verschiedensten Richtungen hin pessimistisch geäußert haben, dafür glaube ich mit meinen beiden Anthologien

„Perlen der pessimistischen Weltanschauung“ (München 1886, Th. Ackermann, Mk. 1,50) und „Pessimistische Weisheitskörner“ (München 1901, Fr. C. Mickl, Mk. 1,50) den Beweis erbracht zu haben. Jede der beiden Sammlungen enthält rund 700, meist kurze und prägnante Citate aus Werken der hervorragendsten Denker und Dichter aller Zeiten und Völker. Dabei ist, was manche modernen Christen überraschen dürfte, auch die Bibel gut vertreten; ferner ist, was wiederum für viele unerwartet kommen möchte, nächst Schopenhauer — Goethe am meisten, nämlich mit 109 Beiträgen beteiligt.

Die Idee, nur auf pessimistische Gedanken Jagd zu machen, mag sonderbar und für die Veranlagung des Jägers recht bezeichnend erscheinen. Inzwischen war es mir ursprünglich keineswegs bloß um pessimistische Citate zu thun, sondern ich hatte mir, um bei Mangel an längerer Muße konzentrierte Weisheit bequem zur Hand zu haben, eine Sammlung von überhaupt bedeutungsvollen „Gedankensplittern“ angelegt. Daß die allermeisten derselben pessimistisch gefärbt waren, dafür kann ich nicht allein verantwortlich gemacht werden, wie ich denn auch überzeugt bin, daß ein ebenso umfangreiches, von gleich großen Namen getragenes, optimistisches Pendant zu meiner Doppelsammlung ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Bei der Herausgabe meiner „Perlen“ und „Körner“ habe ich mich auf die pessimistischen beschränkt, teils der Einheitlichkeit halber, teils um meine Verehrung für Schopenhauer durch den Hinweis zum Ausdruck zu bringen, daß er sich mit seinen vielfach verketzerten Ansichten von der Schlechtigkeit der Welt in der besten Gesellschaft befindet.

Daß der Pessimismus auch seine Vorzüge hat, ist bereits von Herrn Dr. Eisler anerkannt worden. In der That ist sehr vieles Große von Pessimisten ausgegangen, während das „laissez faire, laissez aller“ durch die Ansicht von der Vortrefflichkeit der Welt naturgemäß befördert wird. Aber freilich, als heilsam kann der Pessimismus sich nur erweisen, wenn er nicht als absoluter, sondern nur als irdisch-relativer erfaßt wird, der in einen jenseitigen Optimismus einmündet. Hat es aber mit dem jenseitigen Leben seine Richtigkeit und handelt es sich im irdischen Dasein um einen Entwicklungs- und Läuterungsprozeß, dann ist die Vorherrschaft des Uebels in der Welt geradezu eine Notwendigkeit und jedenfalls etwas mehr als der „Ausdruck subjektiv-individueller Tendenzen“. Auch hätte ja, wenn dem Uebel nicht eine sehr allgemeine Verbreitung und objektive Giltigkeit zukäme, die Erlösung von ihm, wie sie von Christentum und Buddhismus angestrebt wird, gar keinen Sinn.

Noch Eines. Wenn Herr Dr. Eisler nicht irrt, dann hätte Goethe in Schopenhauers Stammbuch sich zweimal verewigt; denn nach Gwinner („Schopenhauers Leben“) lautete der von Goethe gewidmete Stammbuchvers:

„Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.“

München-Pasing. **Max Seiling.**





Das „Attentat" und die Gelegenheitspresse. — Liebedienerei. — Fürst und Volk. — Von moderner „Sittlichkeit".

Das angebliche „Attentat" auf den Kaiser in Bremen hat sich nach den neuesten Ermittelungen als ein zwar bedauerlicher, aber doch nur als ein Unfall herausgestellt, der jeglichen politischen Charakters entbehrt. Die Teilnahme an der schmerzlichen Verletzung der Person des Monarchen wird darum in ihrer Herzlichkeit nicht gemindert, wohl aber können wir erleichtert aufatmen, da es sich nun auch in diesem zweiten Falle nicht um Symptome im Finstern schleichender politischer Verirrungen handelt, sondern um die That eines einzelnen mehr oder weniger unzurechnungsfähigen Individuums. Man sollte meinen, eine derartige Feststellung müßte auf allen Seiten und gerade von denjenigen Vertretern der öffentlichen Meinung mit Freuden begrüßt werden, die sich als die einzig berufenen Hüter des Thrones gebärden. Wir haben aber das sonderbare Schauspiel erlebt, daß man auf dieser Seite geflissentlich bestrebt war, das traurige Ereignis zu einem hochpolitischen aufzubauschen und sich nur widerwillig dazu herbeiließ, die immer klarer sich herausschälende Thatsache des Gegenteils anzuerkennen. Auf die Echtheit und Tiefe der monarchischen Gesinnung jener Kreise wirft das doch ein eigentümliches Licht. Man wollte also lieber eine ständige latente Gefahr für die Person des Monarchen konstruieren, als sich der Gelegenheit berauben, unbequeme politische Gegner und Mahner als intellektuelle Urheber versuchten Königsmordes zu brandmarken. Eine gewisse Art von Blättern ist nicht davor zurückgeschreckt, die Freunde der gerechten Burensache für die anscheinend bewußtlose That eines Epileptikers verantwortlich zu machen. Die Thatsache muß aber für künftige Fälle wohl im Gedächtnis aufbewahrt werden. Sie bestätigt wieder einmal die alte Erfahrung, daß Servilismus und Byzantinismus allemal mit einer ihnen sonst entsprechenden Gesinnung Hand in Hand gehen, und daß sie nicht Eigenschaften, sondern Gegensätze echter Königstreue und Vaterlandsliebe sind. Wer nach dieser Glanznummer sich noch weiter von

den pseudopatriotischen und pseudomonarchischen Tiraden einer skrupellosen Gelegenheitspresse benebeln läßt, dem ist nun einmal nicht zu helfen.

* * *

Ich lese im „Reichsboten“:

„Was liebedienerische Federn im offiziösen Lager alles für Unheil anrichten, das zeigt wieder folgende Leistung von ihnen. Der Kaiser hatte seinerzeit ins goldene Buch der Stadt München den Spruch eingeschrieben: Regis voluntas — suprema lex, des Königs Wille ist das höchste Gesetz. In einem gewissen Gegensatz dazu stand die neuerliche Widmung des bayerischen Prinzregenten: Salus publica summa lex est, das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz. Beide völlig unabhängig voneinander stehende Aeußerungen suchte nun eine bekannte Stimme in der ‚M. Allg. Ztg.‘ damit zu verknüpfen, daß der Kaiser mit jener Einzeichnung gar nicht auf sich selber, sondern auf den — — bayerischen König habe hindeuten wollen; das gehe schon daraus hervor, daß er nicht von dem Willen des Kaisers, sondern von dem Willen des Königs geschrieben habe; es bestände daher gar kein Widerspruch u. s. w. Auch uns fiel diese Sophistik, die noch über die der alten Athener ging, schon auf die Nerven; für den ‚Vorwärts‘ ist sie aber eine gefundene Sache, denn er weist nun hohnlächelnd darauf hin, daß der Kaiser demgemäß die gestörten Einfälle und Wahnideen des geisteskranken Königs Otto von Bayern zum obersten Gesetz habe erheben wollen. Das kommt von diesen offiziösen Bärendiensten.“

Den Teufel merkt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte!

* * *

Das rechte Verhältnis zu ihren Fürsten zu finden, scheint vielen Deutschen doch immer noch recht schwer zu fallen. Knechtschaffene Unterwürfigkeit auf der einen, protzenhaft geschraubter und deshalb unechter, krampfhafter „Männerstolz“ auf der anderen Seite. Dazu scheint noch eine neue Gattung, eine Art ängstlicher Vermittler zu kommen, die das Königtum gern schützen, aber dabei auch die „Gefühle“ seiner Gegner „nicht verletzen“ wollen. Daß solche Halbheit nichts Gutes bewirken kann, hat kürzlich das große hessische „Ereignis“, die Unterredung des Großherzogs mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten Ulrich auf dem parlamentarischen Abend in Darmstadt gelehrt. Herr Ulrich versichert jetzt in seinem Blatte, daß er erst dann zugesagt habe, an jenem parlamentarischen Abend teil zu nehmen, nachdem ihm die bündige Garantie gegeben worden sei, daß keine monarchische Ovation gebracht, daß keine höfische Pracht entwickelt werde. Erfreut versichert dann der Artikel, daß diese Versprechungen „ganz und voll gehalten“ worden seien. Allerdings soll es den Teilnehmern an jenem Abende sehr auffallend gewesen sein, daß kein Trinkspruch, kein Hoch auf den Landesherrn ausgebracht wurde, daß die Hoflakaien und Diener, welche servierten, entgegen allen sonstigen Gewohnheiten keine Livree trugen, sondern wie Kellner erschienen. Da hat doch das „Frankf. Volksblatt“ recht, wenn es die Frage

aufwirft, ob es im Interesse der monarchischen Gesinnung liegt, daß den beliebten Landesherrn tiefes Schweigen empfängt, nur um die Herren Sozialdemokraten nicht zu kränken! Es ist noch nicht lange her, da trug man den Onkel des regierenden Großherzogs zu Grabe. Er war Mitglied der Ersten Kammer. Man hatte nie etwas davon gehört, daß er jemals ein Feind des Volkes gewesen, ganz im Gegenteil, man rühmte sein allezeit gutes Herz. Es war deshalb nicht mehr als billig, daß der Präsident der Zweiten Kammer dem hohen Herrn, dem „Kollegen" aus der Ersten Kammer einige Worte widmete. Die Herren Sozialdemokraten aber verließen den Sitzungssaal.

Die Sache wird aber immer interessanter. Wie sich jetzt herausstellt, ist das vom hessischen Kammerpräsidenten den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten gemachte Zugeständnis, im Falle ihrer Beteiligung an dem parlamentarischen Abend keine höfischen Ovationen zuzulassen, nicht ohne Verständigung des Plenums der Zweiten Kammer erfolgt. Der Präsident hat vor einiger Zeit während einer Sitzung die Tribünen mit der Begründung räumen lassen, daß er den Abgeordneten etwas mitzuteilen habe, was nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sei, und ihnen dann eröffnet, das Bureau des Landtages habe den Sozialdemokraten die obige Zusicherung gegeben. Weiter wird berichtet, daß der Präsident der Kammer, Geh. Regier.-Rat Haas, auch neulich des Attentats auf den Kaiser erst am Schlusse der Sitzung gedacht habe. Auch diese Maßregel soll aus Rücksicht auf die Sozialdemokraten geschehen sein, die sich erst nach Schluß der Debatte entfernten.

Diese „Rücksichten" gehen denn doch etwas sehr weit, weiter jedenfalls, als mit dem monarchischen Gefühl verträglich ist. Es ist doch wirklich nicht einzusehen, warum die Anhänger der Monarchie freiwillig und geduldig ihre aufrichtigen Gefühle, ihre ehrliche Ueberzeugung verletzen lassen sollen, nur damit die ihrer Gegner geschont werden! Und es handelt sich hier für die Sozialdemokraten vielfach nicht einmal um Gewissensfragen, sondern um bloße Protzenhaftigkeit, die großmächtig dort mit Prinzipien rasselt, wo nur Fragen des Takts, der Gesittung und der Menschlichkeit vorliegen. Oder wäre den Sozialdemokraten etwa eine Perle aus ihrer Krone gefallen, wenn sie durch Erheben von den Sitzen ihre Teilnahme an dem doch schon rein menschlich betrübenden Unfalle des Kaisers oder an dem Hinscheiden des Onkels des regierenden Großherzogs ausgedrückt hätten? Im bürgerlichen Leben nennt man Leute, die gegen solche rein menschlichen Rücksichten, solche schlichten Gebote des Takts und der guten Sitte verstoßen, einfach — Böotier, und es wird keinem einfallen, selber schlechte Sitten anzunehmen, selber roh und unmanierlich sich zu betragen, nur um die „Gefühle" des Böotiers nicht zu „verletzen".

Wenn einige Blätter ihr Unbehagen darüber nicht verhehlen können, daß der Großherzog überhaupt mit dem Sozialdemokraten und noch gar freundlich mit ihm gesprochen hat, so ist diese Engherzigkeit ebenso wenig am Platze, wie jene übertriebene, den eigenen Standpunkt verleugnende „Weitherzigkeit". Was

will man denn mit der Sozialdemokratie beginnen, nachdem der Gedanke, sie unter ein Ausnahmegesetz zu stellen oder sämtliche Anhänger der Partei einzusperren oder zu deportieren, nicht mehr ernstlich diskutiert werden kann? Da muß man doch irgend einen modus vivendi mit ihr finden und das weitere von der Entwicklung erwarten. Diese wird aber nur günstig beeinflußt, wenn die Herren Genossen durch eigene Erfahrung gezwungen werden, öffentlich — wie es Herr Ulrich that — Zeugnis davon abzulegen, daß auch Fürsten sehr aufgeklärte und wohlwollende Leute sein können, mit denen man sich also bei einigem guten Willen auch verständigen könnte und müßte. Die Zeichen für die Rechtsentwicklung der Sozialdemokratie namentlich in Süddeutschland haben sich in letzter Zeit derart gehäuft, daß nur noch böser Wille oder Mangel an Einsicht diesen „Mauserungsprozeß“ leugnen kann. Die Partei wächst immer mehr in das bürgerliche Gewand einer rein demokratischen Opposition hinein, daran ändert auch der rote Aufputz nichts, den sie ja noch einige Zeit aus naheliegenden Gründen zur Schau tragen wird. Oppositionsparteien aber hat es zu allen Zeiten gegeben und wird und muß es auch in Zukunft geben, ohne daß Staat und Gesellschaft deshalb gleich aus den Fugen gehen müßten. Nur ruhig Blut.

* * *

Daran fehlt's aber gar oft. Eine besondere Eigentümlichkeit unseres nervösen Zeitalters scheinen jene „Aufgeregten“ zu sein, die überall den Untergang der Welt wittern und sich an permanenter „sittlicher Entrüstung“ nicht genug thun können. Diese Leute scheinen die „sittliche Entrüstung“ geradezu sportmäßig zu betreiben. Ein Fall statt vieler möge den sonderbaren „Betrieb“ beleuchten. Er hat zwar schon in der Presse die gebührende Würdigung gefunden, darf aber hier als eines der mit Recht so beliebten „Zeichen der Zeit“ nicht übergangen werden.

In einer Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses hat der Vizepräsident Freiherr v. Heeremann in seiner Eigenschaft als Vertreter des Zentrums gegen die Leitung der Königlichen Porzellanmanufaktur die Anklage erhoben, daß dieses Institut zu sehr der „modernen“ Richtung huldige und das „Nackte“, welches das Schamgefühl gröblich verletze, ebenfalls kultiviere. Wenige Tage vor der betreffenden Sitzung war in der Manufaktur in der Leipzigerstraße ein Schutzmann erschienen, der die Entfernung einer im Schaufenster stehenden Vase verlangte, an der ein älterer, vornehm gekleideter Herr Anstoß genommen habe. Den Namen des „Gekränkten“ wußte der Gesetzeshüter leider nicht. Am Fußende dieser, von dem preisgekrönten Bildhauer Wegener modellierten Vase war eine klassisch schöne weibliche Figur dargestellt, die von einem Amor auf den Mund geküßt wurde. Damen der besten Gesellschaft hatten ihre Anerkennung dem schönen Kunstwerk gezollt, selbst die Kaiserin, eine regelmäßige Besucherin der Verkaufslokale in der Leipzigerstraße, hatte sie mit Worten des Lobes und großem Interesse besichtigt, aber keinen Anstoß daran genommen. Das gleiche Schicksal der Beanstandung ereilte eine von dem Bildhauer Klimsch-Dresden modellierte weibliche Gestalt von wunderbarer Grazie.

Der Vorfall bedarf keines Kommentars, es sei denn des — von Sr. Majestät dem Kaiser gelieferten. Man hat ihm nämlich über die Ausführungen des Herrn von Heeremann Bericht erstattet, worauf der Monarch die Grundsätze des Instituts als vornehme bezeichnete, nach denen auch weiterhin geschaffen werden solle.

Auf der Höhe der sittlich-ästhetischen Anschauungen jenes „vornehm gekleideten älteren Herrn", dessen Schamgefühl gröblich durch Darstellungen verletzt wird, für welche eine Dame, wie Ihre Majestät die Kaiserin, nur Worte der Bewunderung findet, steht der grobe Unfug, den sich gewisse besorgte „Erzieher" mit den beliebtesten Schöpfungen unserer Dichter erlauben. Es ist seiner Zeit genugsam gerügt worden, daß ein allzu vorsichtiger Schulmann in einer Liedersammlung in dem schönen Eichendorffschen Lied „Das zerbrochene Ringlein" aus dem dritten Verse „Mein Liebste ist verschwunden" „Der Onkel ist verschwunden" gemacht hat, damit die Mädchen und Knaben ja nichts von einer Liebsten erfahren. Nunmehr wird eine andere Verballhornung eines Gedichtes bekannt, das zu den Perlen und zum eisernen Bestande unserer Litteratur gehört. Sie findet sich in „Lieder und Gedichte für höhere Mädchenschulen (Oberstufe!) nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894 ausgewählt von Dr. K. Rehorn (Frankfurt a. M. 1895)" S. 209 und betrifft Nepomuk Vogls Gedicht „Das Erkennen". Nicht nur, daß hier zahlreiche Einzelheiten willkürlich geändert sind („bestaubt" statt „bestäubt", „lehnet" statt „lehnt just", „der Zöllner" statt „Freund Zollmann", „von der Kirche" statt „von dem Kirchsteig", „Mutterherz" statt „Mutteraug"), es sind auch die schönsten Verse durch die platteste Prosa ersetzt; so heißt es „Oft saßen die beiden früher vereint", während das Original so charakteristisch hat „Oft hatte der Becher die beiden vereint", ferner liest man „Benetzt von Thränen die bleiche Wang'" statt des so poetischen „Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'". Die Strophe:

„Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß"

ist ganz weggelassen worden. Das Tollste aber ist, daß statt des Liebchens die Schwester eingesetzt wurde. Das Original hat:

„Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
‚Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!'
Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht."

Dafür giebt der Versifex, der dem Gedicht diesen Tort angethan:

„Da thut seine Schwester ihr Fenster auf,
Und er winkt mit dem herzlichsten Gruße hinauf.
Doch sieh, — auch die Schwester erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht!"

Nachträglich erzählt der Herausgeber, daß sich diese Verballhornung nur in der ersten Auflage seiner Sammlung befinde, wo er das Gedicht, statt aus dem Original „aus einer anderen nicht hinreichend kontrollierten Quelle in dieser verderbten Fassung abgedruckt" habe. In der zweiten Auflage sei es in seinem ursprünglichen Wortlaute eingestellt. Das entlastet zwar Herrn Dr. Rehorn bis zu einem gewissen Grade, nicht aber den Urheber der thatsächlich verübten „Versittlichung". Und der Fall ist ja auch leider nicht vereinzelt. Ist doch auch die Kaiserhymne durch Ausmerzung des „freien Mannes" &c. „gereinigt" worden.

Statt aufrechter Königstreue — Byzantinismus, statt Sittlichkeit — Prüderie: das scheint „modern" im Zeitalter der Surrogate.

Warum aber wohl gebraucht man Surrogate?

Weil sie — billiger sind!



„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!"

Oelgemälde von Fritz von Uhde.

Eine arme Arbeiterfamilie hat sich zum Mittagsmahle versammelt; Vater, Mutter und Kinder umstehen den Tisch, auf dem ein einfaches Gericht in irdener Schüssel dampft. Mit Dankbarkeit ist das tägliche Brot begrüßt und voll aufrichtiger Frömmigkeit das Tischgebet gesprochen worden: so vereinigt sich diese Familie auf den Namen Jesu zu einer kleinen Gemeinde, und siehe: auf einmal tritt Jesus, mit leisen Schritten, mitten unter sie. Er ist geladen worden, er ist da. Seine Gegenwart entsetzt niemanden, denn der Gläubige fühlt sich als ein liebes Kind zum lieben Vater, vertraut mit der Nähe Gottes; aber freudig und demütig wird er empfangen von alt und jung, und ein Stuhl wird ihm angeboten, damit er als willkommener Gast durch seinen Segen die Gabe heilige, die er beschert hat.

Wohl selten ist dieser Gegenstand, das Tischgebet, in seinem Sinn als Verknüpfung des irdischen Lebens mit der überirdischen Fürsorge und Hilfe, so schlicht und so ergreifend gemalt worden, wie hier von Uhde. Mag man das Bild, wie in unserem Heft, auch nur in einer kleinen und farblosen Wiedergabe sehen, die nicht alle seine Vorzüge erkennen läßt, ja mag man sich mit des Künstlers Grundsatz, die heiligen Geschichten in modernen Gestalten und auf deutschen Boden versetzt zu erzählen, durchaus nicht einverstanden erklären: in dieser Darstellung überwindet das tiefe, mächtige Gefühl, die weihevolle Stimmung jeden Widerspruch, und der kühle Verstand, der sich gegen die Verbindung einer gewissermaßen historischen Christuserscheinung mit den Leuten unserer Tage sträubt, wird zum Schweigen gebracht durch die Stimme des Herzens, die ihm zuruft: Hier ist gebetet worden, wie man beten soll, und das Gebet ist erhört worden.

Oe.



T. Freiin v. P.-G., P. — W. N. L., B. — A. R., L. — G. B., B. — H. M., S. i. M. — A. O., T. i. H. — A. J., T.-S. i. B. — H. v. L., D. — H. B. 22. — A. v. W., G. b. G., Kr. N. — L. Sch., E. — E. G., J. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

H. v. R., G.-R. b. B. Der T. glaubt allerdings, daß sich hier der „Vater über seine Kinder getäuscht" hat. Bewahren Sie diese „vergilbten Blätter" immerhin als alte liebe Jugenderinnerungen. Warum auch gleich den Flammen übergeben wollen, was sich für die weitere Oeffentlichkeit nicht eignet? Den Erinnerungswert behalten diese Gedichte für Sie ja auch, wenn sie ungedruckt bleiben. Wo das Flämmlein der Erkenntnis glimmt, daß nicht alles gedruckt werden muß, was geschrieben und gedichtet wird, da bedarfs der „läuternden Flamme" des Vernichtens nicht mehr. — Für Ihre warme Zustimmung herzlichen Dank und Gruß!

G.-D. Dr. B., N.-R. Verbindlichen Dank für die zutreffende Berichtigung. Der Verfasser, Herr Dr. Erich Meyer, schreibt uns: „In meinem Aufsatz über die neueste Schulreform in Heft 4 d. Jg. ist mir, wie man mich aufmerksam macht, ein Mißverständnis begegnet. Die Bestimmung, ‚überall neben dem Griechischen englischen Ersatzunterricht zu gestatten,' soll nicht eine neue Einrichtung schaffen, sondern nur eine seit 1892 bestehende in Erinnerung bringen. In Städten, die kein Realgymnasium besitzen, können Schüler des Gymnasiums, die von vornherein entschlossen sind, nach II^b abzugehen, statt des Griechischen drei Jahre lang Englisch treiben."

St., Soest. Rankes Geschichte der Päpste ist ausgezeichnet, setzt aber gute allgemeine historische Kenntnisse voraus. Geringere Vorkenntnisse verlangt: W. Wattenbach, Geschichte des römischen Papsttums. (Berlin 1876. Es sind später wohl noch weitere Ausgaben erschienen.) — Dr. Anton Ohorn ist Professor an der Kgl. Gewerbe-Akademie zu Chemnitz. Er ist am 22. Juli 1846 zu Theresienstadt in Böhmen geboren, hat die katholischen Priesterweihen empfangen, trat aber nach der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes zum Protestantismus über. Sein Buch „Das neue Dogma" ist dem T. nicht bekannt. Es scheint aber nach Ihren Andeutungen stark tendenziös zu sein.

J. B., Z. Daß Sie so wenig mit der Kirchbachschen Erzählung einverstanden sind, ist ja bedauerlich. Aber bisher sind Sie in der That der einzige, der von ihr „geradezu peinlich berührt" wurde. Und wir sind egoistisch genug, zu wünschen, daß Sie es in diesem Falle bleiben. Freundl. Gruß.

A. C. v. L., B. Der T. drückt Ihrem wackeren Briefträger und Feuerwachtmann die Hand. Vom Abdruck des Gesprächs wie auch des Gedichts muß er leider, trotz des guten Zweckes, absehn. Es könnte, wenn es sich überhaupt machen ließe, nur in der Offenen Halle geschehn, und das entspräche dem Zwecke der Dienstbarmachung des kleinen Manuskripts für Ihre Buren-Waisen-Sparkasse ja doch nicht.

F. W. v. O., Schloß W., Post T. Findet Ihr Epos vor dem kritischen Auge unseres Referenten Berücksichtigung, so erhalten Sie, resp. Ihr Herr Verleger auch s. Z. ein Belegexemplar des Heftes, in dem die Kritik zum Abdruck gelangte.

Ein neuer Türmerfreund, B. Erich Schlaikjers Bücher „Hinrich Lornsen" und „Schönheitswanderer" sind im Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W., Lützowstr. 84 b, erschienen.

C. S., S. i. S. Das geht denn doch nicht an, daß wir den Autoren, die ihre Bücher im T. besprochen wünschen, diese Besprechung vor Abdruck zur Begutachtung, gar zur Genehmigung vorlegen. Wir können unsere Referenten nicht einmal dahin beeinflussen, daß sie die ihnen überwiesenen Bücher nun auch wirklich der Besprechung wert erachten.

Alles, was wir in Ihrem Falle thun konnten, war, daß wir unsern Mitarbeiter besonders auf das Werk aufmerksam machten. Kommt er zu demselben Urteil wie Sie, so wird uns das im Interesse des Dichters aufrichtig freuen. Glauben Sie, unserm Referenten auf alle Fälle nähere Mitteilungen über die Persönlichkeit des Autors machen zu müssen, so sind wir gern bereit, solche weiter zu geben.

A. F., D—ch. Herzlichen Dank für das sympathische Schreiben, dessen Empfang ich der Einfachheit und Eile wegen an dieser Stelle bestätige. Dem freundlichst in Aussicht gestellten Beitrage sehe ich mit Spannung entgegen, wünsche Ihnen aber zunächst aufrichtig Erholung und gute Besserung. Ihre Ausführungen betr. „Nikodemus" sind überzeugend. Wer Nikodemus aus solchen Gründen ist, gegen den läßt sich wenig sagen. Frdl. Gruß!

G. M., Aurora, Ill., U. S. A. Ihre Zustimmung „aus dem fernen Westen Amerikas" hat den T. herzlich erfreut. Seien Sie überzeugt, daß er nach wie vor sein Bestes thun wird. — Gewiß, Joh. v. Müller hat recht: „Es giebt unempfängliche Zeiten, aber was ewig ist, erlebt immer seine Zeit." Schön und wahr sind auch die andern von Ihnen angeführten Kernsätze. L. C. v. St. Martin, le Philosophe inconnu, sagt in der Vorrede zum „Dienst des Geist-Menschen": „Du kannst die Gewalt eines lauteren, von Zuversicht genährten Eifers nicht berechnen. Und welcher Fischer mit der Angelrute in der Hand erwartet wohl, alles, was im Strome schwimmt, zu fischen? Wenn er einige Fische, sein Mahl zu halten, gefangen hat, geht er vergnügt heim." Und Chamisso giebt seinem Schlemihl mit auf den Weg: „Es giebt für die gedruckten Bücher einen Genius, der sie in die rechten Hände bringt und, wenn nicht immer, doch sehr oft, die unrechten davon abhält. Auf allen Fall hat er ein unsichtbares Vorhängeschloß vor jedwedem echten Geistes- und Gemütswerke und weiß mit einer ganz untrüglichen Geschicklichkeit auf- und zuzuschließen." Es ist für alle Teile gut, sich solcher Wahrheiten von Zeit zu Zeit zu erinnern. — Ihren Wunsch bezüglich des II. und III. Jahrgangs haben wir an den Verlag weiter gegeben, der das Weitere veranlassen wird. Herzlichen Gruß aus der deutschen Heimat.

R., K. Ueber solche haarspaltende Abstraktionen, wie z. B. als habe der Kaiser „nicht den Burenbesieger, sondern den englischen Höchstkommandierenden ausgezeichnet", und was dergleichen formalistische Zwirnsfäden mehr sind, strauchelt ein so robustes Volksgewissen, wie das deutsche, Gott sei Dank noch nicht. Es wäre sehr traurig, wenn es sein gesundes, einfaches Gefühl durch solch Jonglieren mit Begriffen verwirren ließe. Es sieht die Dinge nicht mit den Augen des Zeremonienmeisters, sondern fragt einfach nach dem Kern, nach dem Wesen, und der lag hier in der Thatsache beschlossen, daß der selbe Roberts soeben von einem fluchbeladenen Raubkriege gegen die Buren heimgekehrt und als „Sieger" gefeiert worden war. Daß Se. Majestät beabsichtigt hätte, in der Person des Roberts gerade den Burenbesieger auszuzeichnen, hat niemand, auch der T. nicht, behauptet. Daß aber die Auszeichnung im deutschen Volke unter den obwaltenden Umständen so gewirkt hat, wie es der Fall war, ist — erfreulich. Denn es ist viel notwendiger, daß der aufrechte, gesunde Sinn des Volkes erhalten bleibt und sich kräftig regt, auch wenn er einmal objektiv irren sollte, — als daß alle Handlungen und Worte des Monarchen um jeden Preis mit stereotypem Hurra begrüßt werden. Man kann sehr wohl den eigenen abweichenden Standpunkt in einzelnen Fragen vertreten und dabei doch volles „Vertrauen" zu seinem Fürsten haben. — Nehmen Sie dem T. seine Offenheit nicht übel, nachdem Sie sich selbst unumwunden ihm ausgesprochen haben, wofür er Ihnen nur dankbar ist. — Einige weitere, von Ihnen aufgeworfene Fragen bezw. Einwände zu beleuchten, wird sich wohl später einmal Gelegenheit finden, an dieser Stelle würde das zu weit führen. Nur für die Segnungen unserer Chinapolitik wollen Sie bei mir keine Gegenliebe erwarten. Rinnt darüber doch selbst unseren „Verantwortlichen" der Angstschweiß von der Stirn. Selten sind wohl die Ausführungen eines armen Artikelschreibers so schnell und wuchtig durch die Thatsachen bestätigt worden, wie — leider! — die damaligen im Tagebuch. Jetzt hat ja Bülow selbst schon fast das Gleiche geäußert. Freundlichen Gruß und „darum keine Feindschaft"!

v. H., H. — H. T., S. b. St. — J. T., N. (Ostfr.). — H., Dr. — C. K., W. — F. W. S., L.-N. Verbindlichen Dank für die freundlichen Zuschriften! Die Beantwortung kann wegen Raummangels leider erst im nächsten Heft erfolgen.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

H. Hendrich pinx.

Photogravure Bruckmann

WALPURGISLANDSCHAFT



Die menschliche Seele in den Upanishads.

Von

Dr. Max Dressler.

Es war einmal — da wir von uralten Geschichten zu melden unternehmen, dürfen wir wohl im Ton des Märchens beginnen — es war einmal ein allmächtiger König, der beherrschte die ganze Welt, und es war nichts, was nicht sein war; „die Feuer waren seine Rede, die Sonne sein Auge, der Mond sein Ohr und der Blitz war sein Wille; Licht war seine Gestalt, sein Ratschluß Wahrheit, sein Selbst die Unendlichkeit. Allwirkend war er, allwünschend, allsehend, das All umfassend, schweigend, unbekümmert." Da geschah es, daß ein Zauber ihn verwandelte in einen armen Knecht unter Knechten; sein Geist ward gebannt in einen ohnmächtigen Leib, den Hunger und Durst quälten, Schmerz und Krankheit bedrohten, die glühende Sonne sengte; seine Hütte stand den Blitzen zum Raub, und seinen Wünschen traten die anderen Knechte rauh in den Weg; und keiner glaubte ihm und ließ es ihm zu, daß er sei, als was er im tiefsten Herzen sich fühlte und wußte: als Herr, als König aller Dinge; denn die Erinnerung an seine wahre Größe hatte ihn nicht verlassen.

Wir alle, alles was lebt, — und alles lebt auf seine Weise, — sind dieser König. Es ist dieses angestammte Königtum, und nichts anderes, in uns, was uns zum Leben ruft, zum Leben wappnet und im Leben trägt; was uns beseelt und befeuert; was unseren Willen zur Macht und Herrschaft treibt; was die Quellen der Hoffnung nie versiegen läßt, und was in unsere Brust die ewige Sehnsucht gepflanzt hat. Wenn der Epheu seine zarten Würzelchen schmiegend in die Wand preßt, bis die Mauer bröckelt und die Steine weichen; wenn das Kind mit kleinen Händchen fassend, zupfend und zerreißend, neu fügend und formend, alle Dinge in sein Spielzeug verwandelt; wenn der Cäsar die gepanzerte Faust über den Erdkreis gebietend ausstreckt; — sie folgen alle dem Willen zur Macht, der ihres wahren königlichen Wesens Grundtrieb ist. Und ob das märchensinnende Gemüt Wald und Höhle, Wind und Bach mit seinem Geist beseelt, sein Fühlen, seine Sprache den fremdartigen Mächten einhaucht; ob der Maler die ganze Welt der farbigen Gestalten in seine Stimmung zwingt; der Dichter, zum Schicksal angewachsen, Menschenglück und -leid ausgießt aus seines Geistes Fülle und Schöpferkraft; ob forschend und spähend der Denker mit klarem Auge das Dunkel verworrener Verhältnisse erhellend durchdringt, und aus fremdem, unabhängigem Stoff Geschöpfe seines Wissens knetet; ob endlich das liebende Herz all den Reichtum seiner Güte und sorgenden Teilnahme hinausströmt auf seine Mitgeschöpfe und die Fremden die Seinen werden läßt; — zu tausend Blüten, liebend, träumend, dichtend, erkennend, entfaltet sich der eine innerste Kern der Menschenseele, ihre königliche Art, voll brennender Sehnsucht, den Zauber zu lösen, der sie bannt in Not und Fesseln, und zu werden, was sie war und in Wahrheit ist, frei, alles und einzig.

Den Zauber, der uns aus Königen zu Knechten, aus freien Herren zu Kindern der Not macht, bricht nur eine Beschwörung, die wahre Erkenntnis, die Erkenntnis der Wahrheit. Können wir, im Zauber Geborene, die Wahrheit immer nur ahnen, dichtend erträumen, liebend erstreben, ersehnend fühlen, und nimmer, den Zauberkreis kühn überschreitend, Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauen? Die heiligste Frage des Menschengeschlechts! Verzweifelnd, das Rätsel der großen, unerschütterlichen Sphinx jemals zu lösen, haben sich die einen für immer abgewandt; Sehnsucht und Hoffnung treibt die andern immer wieder zu ihr hin. Die ehrwürdigen Verfasser der Upanishads*) haben es gewagt, vor sie zu treten, und haben Antwort auf ihre rätselvollen Fragen gefunden. Die Frage, in der sich das Lebensrätsel für jene Weisen aussprach, lautet:

Wie entsteht und worin besteht jener Zauber, jenes Blendwerk, das uns aus Herrschaft zu Knechtschaft, aus Freiheit zu Not, aus Wonne zu Leid brachte?

*) Die Upanishads sind die philosophischen Kommentare zu der alten indischen, brahmanischen Religionslehre. Ihre Entstehung fällt — im wesentlichen — in die ersten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends v. Chr. „60 ausgewählte Upanishads" hat Paul Deußen aus dem Sanskrit ins Deutsche übertragen; die im vorliegenden Aufsatz in Anführungszeichen stehenden Stellen sind wörtliche Citate aus dem genannten Werke.

Ihre Antwort lautet: In der trügerischen Erkenntnis des gemeinen Bewußtseins, als dem Grund aller „Zweiheit“ und des Verlustes der Einheit. „Wahrlich, diese Welt war am Anfang Brahman (All=Seele); dieses wußte allein sich selbst. Und es erkannte: Ich bin Brahman. Dadurch ward es zu diesem Weltall.“ — „Indem es seine Gedanken auf sich selbst richtete, schuf es die vielen Geschöpfe.“ — „Zu schmecken Wahrheit und Täuschung ward zweiheitlich das große Selbst.“ In unsere Sprache übersetzt, heißt das: Dadurch, daß der All=Geist sich selbst zu erkennen trachtete, machte er sich sich selbst gegenständlich, spaltete sich in das Subjekt des Erkennens und das Objekt des zu Erkennenden. Damit stellte er sich sich selbst gegenüber, entfremdete sich sich selbst, schuf die Zweiheit, das andre, die gegenständliche Welt, die Natur, die Materie, die vielen Dinge, die irdischen Geschöpfe.

Dies die Antwort auf die Frage der Weltentstehung, eine Antwort, die uns um so mehr interessiert, als Jahrtausende später Fichte sie mit fast denselben Worten erneuert hat. Es ist eine That jenseits des menschlichen Bewußtseins, die hier erörtert ist. Dagegen die Frage nach dem Wesen der bestehenden Welt aus der menschlichen Erkenntnis selbst zu lösen ist.

Es ist charakteristisch für das menschliche Bewußtsein, daß seine Erkenntnis immer auf etwas Seiendes geht, auf den Gegenstand oder Inhalt des Bewußtseins, nicht auf das lebendige Subjekt des Bewußtseins selbst; ja, dieses zieht sich, je mehr wir es selbst zu erkennen trachten, von Stufe zu Stufe zurück, uns äffend wie eine Fata morgana; es läßt sich nicht haschen. Was unsere Erkenntnis vom eignen innerst-thätigen Selbst ergreift, wird ihr unter den Händen zum äußern ruhenden Sein; wie der Märchenfigur alles zu Gold wird, was sie mit ihren Händen berührt, so dem erkennenden Subjekt alles zum erkannten Objekt; sie ist das Licht, das Gegenstände sichtbar macht, aber sich selbst nicht sehen kann. Die durch Sinne und Verstand, als ihre Organe, vermittelte Erkenntnis ist eine unentrinnbar objektive, die von einem Subjekt ausstrahlt, aber nur Objekte trifft. „Nicht sehen kannst du den Seher des Sehens, nicht hören den Hörer des Hörens, nicht verstehen den Versteher des Verstehens, nicht erkennen den Erkenner des Erkennens. Es ist deine Seele, die allem innerlich ist.“ Dieses innerste, thätige Prinzip ist aber das allein Wirkliche, während die äußeren Dinge, die gegenständlich erscheinenden, lediglich Wirkung einer besonderen Form der Thätigkeit der Seele sind, nämlich der sinnlich-verständigen Erkenntnis.

„Ein Wagenfahrer ist, wisse,
Die Seele, Wagen ist der Leib,
Wagenlenker die Lebensgeister,
Der Zügel, wisse, ist der Verstand.
Die Sinne, heißt es, sind Rosse,
Die Sinnendinge ihre Bahn.“

„Woraus bestehend wandern diese Sinnesorgane in die Ferne? Wer ist es, der in ihnen auszieht und sie zügelt?: Aus der Seele bestehen sie; denn die Seele ist es, die in ihnen auszieht und die sie zügelt. Nämlich da sind die verführerischen Objekte, und da sind die von der Seelen-Sonne ausgehenden Lichtwellen; und mit fünf Strahlen derselben (fünf Sinnen) zehrt sie an den Objekten.“ Die sinnliche, vom Verstand geordnete Erkenntnis geht also auf ein unwirkliches Sein, nicht auf das wahrhaft Wirkende, auf eine geschaffene Welt, nicht auf den weltschaffenden Geist. Dieses Wahre, in ihr selbst Thätige, das Prinzip der Erkenntnis ergreift sie gar nicht, und was sie ergreift, formt sie, nach ihrer Eigenart, in äußere, gegenständliche Erscheinungen.

Der Materialismus aller Zeiten, der das den Sinnen und dem Verstand zugängliche objektive Sein als wahrhaft seiend, als Prinzip der Welt nimmt, beweist durch seine Ohnmacht, allen Seiten des Lebens gerecht zu werden, eben die tiefe Wahrheit des Idealismus, dem die Upanishads seit Menschengedenken die erste, zugleich kühnste Feste errichtet haben. Der abgeklärteste Materialismus kommt nicht über den toten Begriff der Bewegung körperlicher Massen hinaus; und macht ihm schon die Erklärung des Lebens größte Schwierigkeiten, so bleibt er vor dem Rätsel der höheren seelischen Erscheinungen ratlos und schweigend stehen. Das macht: er geht vom Bedingten aus, statt von der Bedingung, vom Toten statt vom Lebendigen, vom Gegenstand statt von der ihn erzeugenden Kraft, vom Sein des Bildlichen statt von der That des bildenden Geistes. Die sinnlich-verständige Erkenntnis liefert nicht nur kein vollständiges Wissen vom wahrhaften Sein; das Bild, das sie liefert, ist sogar ein trügendes, die Wahrheit verhüllendes; zur wahren Selbsterkenntnis ungeeignet, unfähig zum unmittelbaren Erfassen des in uns lebenden wahren Wesens, zaubert sie eine Welt äußerer fremder Objekte, die gar kein wahrhaftes, selbständiges Sein außerhalb der Seele hat; denn sie hängt ab und ist bewirkt durch die Thätigkeit der Seele, und zwar durch eine Form der Thätigkeit der Seele, die Irrtum, Blendwerk an Stelle der reinen Wahrheit schafft. „Zwar besteht des Menschen unsterbliche Seele unvermischt fort, wie der Wassertropfen auf der Lotosblüte, aber doch wird diese Seele überwältigt vom Leiblichen. Nun durch diese Ueberwältigung gerät sie in eine Verwirrung, und vermöge dieser Verwirrung (der sinnlich-objektiven Erkenntnis) erkennt sie den in ihr selbst stehenden, hehren, heiligen Schöpfer nicht, sondern vom Strom des Leiblichen fortgerissen und befleckt, wird sie haltlos, schwankend, gebrochen, begehrlich, und in den Wahn des Ichbewußtseins verfallend, wähnt sie: Ich bin dieser, Mein ist dieses, und bindet sich selbst durch sich selbst wie ein Vogel durch das Netz.“

Um zur Wahrheit zu gelangen, müssen wir uns freimachen von den Irrtümern der sinnlich-verständigen Erkenntnisform und dem Glauben an die Wirklichkeit der durch sie gezauberten Objekte. Unser Wissen muß aus einem äußeren, auf Gegenstände gerichteten, mittelbaren, ein inneres, auf unseren Wesenskern gerichtetes, unmittelbares werden.

„Die fünf Objekte der Sinne,
Und der Verstand, der regsame,
Sind nur der Seele Ausstrahlung;
Dies wissen, heißt Zurückziehung.

Schau' an die Formen wie Blinde,
Wie Taube höre an den Schall! —
Das Denken, sagt man, ist zweifach,
Entweder unrein oder rein,
Unrein, wenn Wünsche vorstellend,
Rein, wenn es frei von Wünschen ist.
Das Denken also ist Ursach'
Der Bindung und Erlösung uns:
Der Bindung, am Objekt hangend,
Der Erlösung, wenn frei davon.
Weil denn durch das objektlose
Denken bedingt Erlösung ist,
Darum soll, wer nach ihr trachtet,
Sein Denken vom Objekt befrei'n.
Wer frei von Sinnenwelthaftung
Sein Denken schließt im Herzen ab,
Und so zur Gegenstandlosigkeit
Gelangt, der geht zum Höchsten ein." —

„Schaut schon hienieden das reine Sein, und daß alles andre nicht seiend ist; denn es ist die Wahrheit! Also ist das von jeher, als Ursprungloses, in sich selbst Ruhendes, ganz aus Wonne und Denken Bestehendes, bewiesen durch Innewerdung, da es doch unbeweisbar ist" (durch den Verstand). Unter jener Innewerdung, Zurückziehung ist zu verstehen ein Zustand tief-innerlichster Versenkung, in dem die Sinne und der auf äußere Erkenntnis gehende Verstand ruhen, ein Tiefschlaf-ähnlicher Zustand, in dem die Seele unmittelbar sich in ihrem wahren Wesen begreift als Eines Wesens mit der allmächtigen, allschöpfenden Weltseele; der Zauber, den beengend die sinnlich-verständige Erkenntnis um sie wand, sie zwingend in eine fremde kalte Welt der Not und des Leidens, der Begierden und unerfüllter Wünsche, die Königliche knechtend, fällt wie ein Schleier von ihrem lichtwerdenden Auge, und sie erblickt sich selbst als der allwaltende Geist: „Dieser ist meine Seele im innersten Herzen, kleiner als ein Reiskorn oder Gerstenkorn, oder Senfkorn oder Hirsekorn, oder eines Hirsekorns Kern, — dieser ist meine Seele im innersten Herzen, größer als die Erde, größer als der Luftraum, größer als der Himmel, größer als diese Welten."

„Wenn seine Seele blind ist durch die Mâyâ (das Blendwerk der sinnlichen Welt),
Bewohnt den Leib er und betreibt die Werke,
Durch Weiber, Speise, Trank und viel Genüsse
Erlangt er Sättigung im Stand des Wachens;

Und auch im Traume Lust und Schmerz genießend,
Schafft eine Welt durch Selbstbetrug die Seele;
Zur Zeit des Tiefschlafs schwindet alle Täuschung,
Umhüllt von Dunkel geht in Lust die Seele."

Dieser Zustand, in dem die Menschenseele, die irdische, objektive, Erkenntnis verschmähend, den Kreis des gemeinen Bewußtseins überschreitend, sich unmittelbar Eins fühlt mit der Weltseele; in dem sie begeistert ausrufen kann: „Wahrlich, wer jenes höchste Brahman kennt, der wird zu Brahman", — dieser Zustand absoluten Wissens wird von skeptischen Gemütern belächelt und mit dem Begründen abgelehnt, daß, da einmal die Welt der Sinne und des Verstandes, die anschauliche gegenständliche Natur der Dinge das einzig Positive im menschlichen Geiste sei, die Aufhebung dieser ganzen Sinnenwelt den Geist in jene „Nacht" versetze, „in welcher alle Kühe schwarz sind". Aber dieser Vorwurf ist nichtig; was in jenem „dunklen" Zustand erreicht wird, ist eben nicht Verneinung aller Dinge schlechthin, sondern Verneinung ihrer Wirklichkeit in dem Sinn, wie sie dem gemeinen Verstande imponiert; die Welt der Sinnendinge wird nicht vernichtet, aber sie wird in eine ideale Sphäre erhoben, sie wird neu gedeutet, neu verstanden; es wird nicht Nichts gesehen, sondern es wird anders gesehen; es wird vom Gesichtspunkte der Freiheit, nicht mehr vom Standpunkte der Notwendigkeit, es wird vom Gesichtspunkte des schaffenden Geistes, nicht mehr vom Standpunkte der toten Materie gesehen. Nein, der Weg der „Zurückziehung" führt nicht ins Dunkel einer Sackgasse; er führt den Geist ins Dunkel, aber nicht um ihn in Todesschlaf zu versenken, sondern um ihn, gestärkt durch die Berührung mit seinem ewigen wahren Elemente, befreit von Trübung, hindurchzuführen zu wahrem Licht. „Der Leib ist der Bogen, die Silbe Om (ein mystisches Erlösungswort) der Pfeil, das Denken seine Spitze, die Finsternis des Nichtwissens das Ziel; indem man die Finsternis durchbohrt, gelangt man zu dem nicht mit Finsternis Behafteten; und wer so das mit ihr Behaftete durchbohrt hat, der hat geschaut, einem schimmernden Funkenkreis vergleichbar, das sonnenfarbige, krafterfüllte, finsternis-jenseitige Brahman, welches in jener Sonne, sowie im Monde, im Feuer und im Blitze erglänzt; und indem er dies geschaut hat, geht er zur Unsterblichkeit ein." — „Sein (des Brahmanen) Kleid ist der Weltraum. Für ihn giebt es kein Sichtbares und kein Unsichtbares, kein Gesondertes und kein Ungesondertes, kein Ich, kein Du und keine Welt. Allerwärts weder am Schönen noch Unschönen hängend, ist er ohne Haß und ohne Begierde. Aller Sinne Regung ist zur Ruhe gekommen, nur in der Erkenntnis verharrt er, festgegründet in der Weltseele. Sein Bewußtsein ist erfüllt mit dem, dessen einziger Geschmack vollkommene Wonne ist. Dieses Brahman bin ich, so weiß er, und hat das Ziel erreicht." —

„Zu seinen Füßen hinrollend,
In Jahr und Tagen geht die Zeit. —

In dem der Wesen fünffach Heer
Mitsamt dem Raum gegründet stehn,
Den weiß als seine Seele er,
Unsterblich den Unsterblichen."

Was der deutsche Idealismus des 19. Jahrhunderts mit den Waffen des wissenschaftlichen Geistes, die Kants Erkenntniskritik geschärft hatte, verteidigt und bewiesen hat, haben jene alten indischen Philosophen durch Intuition unmittelbar geschaut und gefühlt: daß die Welt ihrem wahren Wesen nach Ein Geist ist, Zeit, Raum, Materie, alle Vielheit, kurz die sinnlich-verständliche Welt Anschauungsform eben dieses Einen Geistes, der sich selbst als Natur erscheint, wenn er sich anschaut.

Wie die Kunst überhaupt für den Menschen das Surrogat ersehnten absoluten Wissens ist, so haben jene Alten poetisch ausgedrückt, was die heutige Philosophie in mathematisch klaren Sätzen darlegt.

„Wie der Duft ist in der Blume,
Wie die Butter ist in der Milch,
Wie das Oel ist im Oelsamen,
Wie das Gold in den Erzen ist,
So sind, wie an der Schnur Perlen,
Alle Wesen am Brahman fest." —

„Eine ist die Geschöpfseele,
Sie weilt in jeglichem Geschöpf,
Einheitlich und doch vielheitlich
Erscheint sie wie der Mond im Teich." —

„Der da im Feuer weilt,
Und der im Herzen weilt,
Der in der Sonne weilt,
Die sind nur er, der Eine allein." —

„Was hier ist, das ist auch dorten,
Was dorten ist, das ist auch hier;
Von Tod in neuen Tod stürzt sich,
Wer hier Verschied'nes meint zu sehn.
Im Geist soll man das merken:
Nicht ist hier Vielheit irgendwie." —

„Das Licht, als eines, eindringt in den Weltraum,
Und schmiegt sich dennoch jeglicher Gestalt an;
So wohnt das eine innre Selbst der Wesen
Geschmiegt in jede Form und bleibt doch draußen.

Die Sonne, die des ganzen Weltalls Auge,
Bleibt rein von Fehlern außer ihr der Augen;

So bleibt das eine innre Selbst der Wesen
Rein von dem Leiden außer ihm der Welten." —

„Dort leuchtet nicht die Sonne,
Nicht Mond noch Sternenglanz,
Noch Blitze, geschweige irdisch Feuer.
Ihm, der allein glänzt, nachglänzt alles andre,
Die ganze Welt erglänzt von seinem Glanze." —

„Die Weltseele (die auch die unsre ist), wird sie nun wohl gesehen von sich selbst als dem zweitlosen? Gewiß nicht! Denn sie wäre ein zweites, wäre nicht ihr selbst! Würde sie von euch geschaut, so würdet ihr nicht die Seele erkennen. Denn die Seele ist ohne Weltanhaftung. Darum seid ihr selbst sie, und das Licht, mit dem ihr leuchtet, ist euer eignes. Ja, diese Welt, da sie ganz aus Sein und Bewußtsein besteht, ist nur ihr selbst. Aber nicht einmal aus Sein und Bewußtsein bestehend seid ihr. Denn diese zwei sind nur das Brahman, wie es vor Zeiten herrlich aufleuchtete, in Wahrheit aber ist es unfaßbar, zweitlos; — fürwahr, dieses Zweitlose, von dem Großsein Brahman genannte ist ewig, rein, weise, erlöst, wahrhaft, fein, vollständig, zweitlos; nur aus Sein, Wonne und Denken bestehend, ist die Seele selbst und unfaßbar für jeden; ist das herrlich strahlende, mit eins erglänzende, vor dieser ganzen Welt herrlich aufleuchtende, zweitlose — seht, ich bin es und es ist ich!" Muten uns diese Worte nicht an, als ob sie aus der Mitte unsrer eigenen Zeit, nicht aus grauer Vorzeit stammten, versetzen sie uns nicht mit einem Schlag in den jugendlich lebensvollen Geist der Schellingschen Identitätsphilosophie!?

Doch darf uns die große theoretische Uebereinstimmung nicht verführen, einen gar wesentlichen Unterschied zwischen dem Idealismus der Upanishads und demjenigen der Neuzeit zu verkennen. Was jenem völlig fehlt, ist der notwendige Begriff einer Entwicklung innerhalb der Erscheinungswelt, und damit, auf praktischem Gebiet, die Forderung sittlichen Strebens. Nicht, daß die Philosophie der Upanishads den Menschen nicht zur Tugend und zur Güte erzöge, den Menschen, der „wesensvereint dem Einsamen Gier, Verblendung, Furcht, Hochmut, Zorn, Wunsch und Sünde abgethan", der überzeugt ist: „das allen Wesen Wohnstätte, dem Wohnstätte die Wesen sind, das alle liebevoll einschließt, das bin ich", und der in heiliger Entzückung ausruft: „Fürwahr, ich bin Brahman; ich habe entsagt, ich habe entsagt, ich habe entsagt; vor mir haben Frieden alle Wesen, denn von mir ist alles erschaffen worden." Man wird einer Philosophie nicht absprechen, daß sie den Menschen erhebe und veredle, die solche Sätze ausspricht: „Wer, die Elemente (aus denen sein Leib besteht), die Sinnesorgane und die Sinnendinge dahinten lassend, den Bogen ergreift, dessen Sehne Pilgerschaft und dessen Bügel Charakterstärke heißt, und, indem er mit dem Pfeil Eigendünkellosigkeit jenen ursprünglichen Ver-

sperrer der Pforte zu Brahman niederschlägt, der auf dem Haupt die Krone der Verblendung trägt, in den Ohren die Ringe der Begierde und des Neides, in der Hand den Stab der Schlaffheit, Trunkenheit, Arglistigkeit, der des Eigendünkels Oberherr ist, und, indem er den Bogen ergreift, dessen Sehne Zorn und dessen Zügel Habgier heißt, mit dem Pfeil des Verlangens seine Mitgeschöpfe mordet, — wer diesen niederschlägt und — — (zur wahren Einsicht gelangt) frei auf seine eigene Größe sich gegründet sieht, blickt gleichwie auf ein dahinrollendes Rad auf das Rad des Samsârâ (des Erdentreibens) hin." Das wesentliche ethische Moment der Lehre, die eine Entwicklung innerhalb der erscheinenden Welt nicht kennt, und der deshalb auch kraftvolle Bethätigung innerhalb derselben ohne Sinn sein muß, bleibt aber schließlich doch die mehr negative Tugend des Verzichts, der Entsagung. Da „diese Welt überhaupt niemals ist, sondern nur die in ihrer eignen Majestät ruhende, unbedingte, einzige, Zuschauer seiende, selbstleuchtende Seele", so hat der Mensch keinen Grund, irgend etwas in der Welt zu leisten:

„Das ist des Brahmanfreundes ew'ge Größe,
Die nicht durch Werke zunimmt oder abnimmt,
Man folge ihrer Spur; wer sie gefunden,
Wird durch das Werk nicht mehr befleckt, das böse."

Der Brahmane steht in ruhiger, unerschütterlicher Gelassenheit der wesenlosen Welt gegenüber, ihm „ist der Vater nicht Vater, und die Mutter nicht Mutter, die Welten nicht Welten; er steht unberührt vom Guten und unberührt vom Bösen; ihn quälen nicht mehr die Fragen: Welches Gute habe ich unterlassen? Welches Böse habe ich begangen?"

Jenseits von Gut und Böse ist der Standpunkt des Brahmanen; das ist nicht mehr ein Standpunkt der *ethischen*, sondern recht eigentlich die Voraussetzung einer *ästhetischen Weltbetrachtung*. Der Geist schaut sich selber an durch das Medium der Sinne; da erscheint er sich selbst als die vielgestaltige Welt, die zauberhaft aufleuchtet vor seinen Blicken. „Wenn das Auge sich richtet auf den Weltraum, so ist es die Seele, die da sieht, das Auge dient nur zum Sehen; und wer da reden will, das ist die Seele, die Stimme dient nur zum Reden; und wer da hören will, das ist die Seele, das Ohr dient nur zum Hören; und wer verstehen will, das ist die Seele, der Verstand ist ihr göttliches Auge; mit diesem göttlichen Auge erschaut sie jene Genüsse und freut sich ihrer." Weder die Sinne noch die Sinnendinge haben irgend welche Realität an sich; es giebt kein Ich und kein Du; daher schweigen alle Leidenschaften beim Betrachten der Welt, die den Blick des für sich fürchtenden, für sich begehrenden Ich sonst trübten. Die Seele, eins geworden mit dem Einsamen, der Weltseele, ist im beschaulichen Betrachten ihrer selbst versunken; ihre „Wonne" ist es, „Zuschauer des Alls" zu sein, das nichts andres, als ihre eigne prächtige Entfaltung darstellt.

Das ist die ästhetische Besitzergreifung der Welt durch die Seele; das ist ihre Erlösung im Geist, das heißt, in der Wahrheit; so erobert sich der Knecht sein geraubtes Königreich zurück, den Zauber bannend durch wahre Erkenntnis; so erhebt sich die Seele aus Leid und Not zu Freiheit und Lust. „Die Lust besteht in der Unbeschränktheit; in dem Beschränkten ist keine Lust; nur die Unbeschränktheit ist Lust. — Wenn einer außer sich kein andres sieht, kein andres hört, kein andres erkennt, das ist die Unbeschränktheit; wenn einer ein andres sieht, hört, erkennt, das ist das Beschränkte. Die Unbeschränktheit ist das Unsterbliche, das Beschränkte ist sterblich. Sie gründet sich auf ihre eigne Größe, oder, wenn man will, nicht auf die Größe. Denn unter Größe versteht man in dieser Welt viel Kühe und Rosse, Elefanten und Gold, Sklaven und Weiber, Feld und Land. Aber das meine ich nicht, denn da gründet sich eines immer auf das andre. Sie aber, die Unbeschränktheit, ist unten und ist oben, im Westen und im Osten, im Süden und im Norden; sie ist diese ganze Welt. — Daraus folgt für die Seele: ich bin unten und oben, im Westen und im Osten; im Süden und im Norden; ich bin diese ganze Welt. Wer also sieht und denkt und erkennt, an der Seele sich freuend, mit ihr spielend — derselbige ist autonom und ihm ist in aller Welt Freiheit; die es aber anders als so ansehen, die sind heteronom (unter fremdem Gesetz stehend), vergänglicher Seligkeit, und ihnen ist in aller Welt Unfreiheit."

So die alten Upanishads.

„Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt" — so unser Schiller.



Mein Glück.

Von

Otto Thörner.

Es kam so zag und war nicht hell
Und war nicht laut, wie viele sind,
War wie ein stiller Segensquell
Und wie ein reifer Sommerwind.

Und nicht am Tag und nicht zur Nacht,
Es kam so außer Gang und Zeit —
Und als ich drüber nachgedacht,
War's wieder fort, weiß Gott wie weit.





Feuer.

Erzählung von A. Rantzau.

(Fortsetzung.)

VI.

Es war Spätsommer. Frau Rabenhorst war soeben von einer längeren Gastspielreise nach L. zurückgekehrt. Zwischen ihr und Gitta bestand eine innige, immer fester sich gründende Freundschaft. Gitta hing mit leidenschaftlicher Liebe und Dankbarkeit an ihrer Lehrmeisterin, und diese blickte mit Stolz auf das Werk ihrer Hände. Seit Gitta nach L. übergesiedelt war, verging kaum ein Tag, an welchem sie nicht zur Villa Rabenhorst eilte, um mit der mütterlichen Freundin die Freuden und Nöte ihres Lebens zu bereden.

Isabella bewohnte ein eigenes Haus außerhalb der Stadt. In dem Blumenerker ihres Salons stand ein großer, tiefer Sessel. Dort ruhte sie jetzt behaglich hingestreckt, ihr zu Füßen Gitta. Ihre Hände ruhten lässig im Schoß. Sie blickte in die bunten Blumen. Liebkosend glitt Isabellas Hand über das Gesicht ihres Lieblings. Wie schön Gitta war! Die dunklen, scharfen Brauen stachen so seltsam ab gegen das schimmernde blonde Haar, die gerade Nase, der ausdrucksvolle, etwas große Mund und dann die klaren, siegesfrohen Augen.

„Nun, geht's gut vorwärts?" war Isabellas erste Frage. „Was war deine letzte Rolle?"

„Elisabeth, Glück im Winkel."

„Du hast deine Sache brav gemacht?"

„Ja, Madonna." — Wie weich, wie süß klang Isabella dies „Madonna" in den Ohren. Sie zog Gitta zu sich heran.

„Ich war recht einsam ohne dich, Mignonne, und ich habe beschlossen, daß du ganz zu mir ziehen wirst. Wir gehören doch zusammen."

„O, gleich morgen kündige ich meine Wohnung!“ rief Gitta stürmisch.

„Gut, ich habe auf dieser Reise auch meine Erfahrungen gemacht, und mir wurde plötzlich so bange um dich, Kind; das wirst du mir doch nie anthun, daß du deinem Beruf untreu würdest!“

„Nie, Madonna! Wie kannst du so etwas denken, ich verstehe nicht —“

Isabella war aufgestanden. „Ich würde es dir niemals verzeihen,“ sagte sie langsam. „Gieb mir deine letzten Kritiken.“

„Hier sind sie.“ Gitta zog einen Haufen Zeitungen aus der Tasche. „Dies ist die einzige verständige,“ sagte sie, „Doktor Hirsch.“

„Ja, der schreibt wahr und ist unbestechlich. Und Niemann? Schwärmt er seinen Götterliebling wieder an? Möchtest du ihn heiraten?“

„Ich danke bestens, Madonna!“

„Schau, schau, so hochmütig? Denkst du an deinen alten Freund, den Grafen, wie er im Buch steht?“

Gitta machte eine abweisende Handbewegung.

„Ich verachte ihn, was gebe ich um solche Freundschaft! Und dabei heuchelte er solch warmes Kunstinteresse, und nun?“

„Es ist eben eine andere Welt, mein Kind.“

„Das soll aber nicht sein, die Kluft muß überbrückt werden, Graf Siweden soll auch noch bekehrt werden.“

„Ich würde diesen Namen aus meiner Erinnerung streichen. Hast du nichts von deiner Familie gehört?“

„Doch,“ sagte Gitta nachdenklich, „Rudolf schreibt mir manchmal, er allein hat mich nicht vergessen, die anderen — alle. Aber, was thut's!“ Sie warf den Kopf zurück. „Ich habe neue Brüder und Schwestern gefunden, Tom Voigt und Ina Raisdorf, und ich habe dich, Madonna.“

„Ja, mein Herz, und nun laß mich allein, morgen kommst du doch wieder? Gut, und dann ziehst du ganz zu mir.“

Als Gitta fort war, sank Isabella ermattet auf ihren Sessel zurück. Diese letzte Gastspielreise hatte sie sehr angegriffen, ein dunkles Gefühl sagte ihr: nicht mehr lange, nicht mehr lange! Doch still davon, jetzt konzentrierte sich ihr ganzes Interesse mit einer wahren Leidenschaft auf Gitta, ihre Schülerin, in der sie gewissermaßen die Erbin und Vertreterin ihrer ganzen Kunstrichtung und somit ihrer höchsten Ideale sah.

Gittas Name begann bereits wie ein Zauber zu wirken. Wo er genannt wurde, da horchte man auf, da war das Interesse sofort wach. Gitta Worleben! Habt ihr die noch nicht gesehen? Gehört? Es ist ein Wunder, etwas Außerordentliches, sie ist eine Schülerin der Rabenhorst, sie soll aus den besten Kreisen stammen, und sie spielt, sie spricht unvergleichlich. Sie elektrisiert alle. Sie ist der neue Stern am Firmament der Kunst.

* * *

„Madonna!" sagte Gitta einige Wochen später, von einer Probe heimkehrend und bei ihrer Freundin rasch eintretend. Sie wohnte seit acht Tagen ganz bei Isabella.

„Ja, mein Kind?"

Gitta sank auf einen Stuhl. „Ich kann nicht spielen, ich habe Angst! Es wird verunglücken! Ich muß Baron Amberg bitten, Don Carlos aufzuschieben, er muß mir einen andern Partner geben als Herrn Kluth, ich glaube, es liegt an dem."

„Gitta, was hast du? Du bist so sonderbar! Was ist dir zugestoßen? Du kannst nicht spielen?"

„Madonna!" Gitta nahm die Hand der neben ihr stehenden Isabella und lehnte ihren Kopf daran.

„Nun, es ist nicht Kluth allein, der dich intimidiert, etwas anderes bedrückt dich, was ist es?"

„Ach, eigentlich gar nichts — wie doch diese Menschen sind, es ist empörend! Also, ich ging mit Ina Raisdorf und Tom Voigt einen Augenblick ins ‚Café royal', Ina wollte absolut etwas trinken. Da saß eine ganze Gesellschaft, denke dir, lauter Bekannte von früher — die Dallbergs und Sophie Worleben waren auch darunter — alle glotzten sie uns an, als ob wir wilde Tiere wären, aber niemand wollte mich kennen, es ist mir auch gleich — nur —"

„Doch nicht einerlei, wie es scheint."

„Doch, von denen allen, aber — ich glaube — Graf Siweden war auch drunter — ich sah nur seinen Rücken freilich —"

„Und der Rücken eines Herrn genügt, um dieses Närrchen aus der Fassung zu bringen?" lachte Isabella.

„Ja, es kränkt mich, weil ich ihn nicht begreife. Er war mein Freund, er spielte selbst meisterhaft — warum beleidigt es ihn dann, daß ich —"

„Mein Schatz, er wollte dich wohl heiraten, eine brave Hausfrau aus dir machen, und das mißlang ihm."

„Heiraten, den? Das ist ausgeschlossen.“ Gitta sprang auf und ging hin und her. „Da möchte ich lieber sterben, Madonna, denn er — er ist ein solcher Mensch — er duldet nichts neben sich.“

„So lassen wir ihn allein stehen mit seinem breiten, Aergernis erregenden Rücken. Daß du wegen einer solchen Bagatelle dich gleich an den Intendanten wenden willst, ist einfach lächerlich. Ich merke, daß er dich grenzenlos verwöhnt! Du hast ja schöne Erfolge in der letzten Zeit gehabt, aber nun verdirb dir deine Stellung nicht!“

Es gelang ihr, Gitta allmählich zu beruhigen. Sie gab nach, und die Proben nahmen ungestört ihren Fortgang. Aber als dann der Tag der Aufführung kam, lag es wieder wie ein Stein auf Gittas Herzen — es war ihr ein ganz neues Gefühl — sie konnte es sich nicht erklären. Ob es wirklich Siweden war? Ebenso gut konnte es eine Täuschung sein. Was ging er sie an? Nichts.

„Schon so spät?“ dachte sie. „Es ist gleich halb sieben, um sieben muß ich im Theater sein.“

Wußte sie ihre Rolle?

O ja.

„Und ich schätze keinen Mann mehr,“ sagte sie unwillkürlich, während sie ihre Toilette ordnete. Da war er schon wieder. Sie konnte noch die Eiseskälte seiner Hand fühlen, als er damals so hastig von ihr Abschied nahm — den Abend, als sie geflohen war.

„Es ist unerträglich,“ rief sie plötzlich laut, „wo ist mein Genius heute abend!“

Um sieben Uhr fuhr sie mit Frau Rabenhorst ins Theater.

Isabella hatte ihren festen Platz im Stadttheater, an dem sie seit einigen Monaten zum Ehrenmitglied ernannt war, da sie kein festes Engagement mehr annehmen wollte.

Sie ließ jetzt ihr Auge wohlgefällig durch das vollbesetzte Haus schweifen. Die Tragödie nahm ihren Anfang. Als Gitta erschien, wurde sie von den Zuschauern jubelnd begrüßt. Alles schien gut zu gehen. Frau Rabenhorst war sehr befriedigt. Aber, was war das?

Wurde Gitta unsicher?

Nicht möglich.

Doch.

Ihre Stimme, sonst so hell und klar wie eine Glocke, verschleierte sich, ihre Bewegungen stockten — sie spielte nicht mehr — sie sprach nur noch mechanisch, trocken — und nun verstummte sie?

Nicht möglich.

Doch, auch das.

Was hatte sie nur, was geschah? Frau Rabenhorst, ganz außer sich, beugte sich vor, versuchte Gitta mit ihrem Blick zu magnetisieren, zu fassen. Umsonst. Gittas Augen waren in den Zuschauerraum gerichtet, und da, im Parkett, hart an der Bühne, da stand er, mit verschränkten Armen. Diesmal zeigte er nicht seinen Rücken, sondern sein auffallendes, hochmütiges Gesicht. Isabella erkannte ihn sofort; sie vergaß nie ein Gesicht, das sie einmal gesehen hatte, auch dieses erkannte sie — die hohe, weiße Stirn, den brünetten Teint und den langen, dunklen Schnurrbart. Neben Gitta hatte sie es gesehen im Theater, als sie selbst in Dillburg die „Sappho" gab.

Und Gitta?

Schon etwas zerstreut durch das übertriebene Pathos des Herrn Kluth als Don Carlos, fühlte sie mitten im Spiel seine Augen auf sich gerichtet, vorwurfsvoll, traurig. Sie stand hart an der Rampe, und plötzlich sah sie ihn.

Und da geschah das Unerhörte.

Gitta, das heißt Königin Elisabeth von Spanien, die sprechen sollte — verstummte.

Fräulein von Worleben blieb stecken. Eine unheimliche Stille lagerte über der versammelten Menschenmenge. Die Stimme aus dem Souffleurkasten wurde vernehmlich; man erwartete jeden Augenblick, daß der Vorhang fallen würde. Man bemerkte, wie Frau Rabenhorst, ganz weiß im Gesicht vor Aufregung, sich in ihre Loge zurücklehnte. Man war auf alles gefaßt. Da — wie eine Erlösung war es — sie sprach wieder, leise, schlecht; sie versprach sich sogar, aber das Stück nahm doch seinen Fortgang.

Endlich, endlich war es zu Ende. Dicht verhüllt bestieg Gitta ihren Wagen. Stumm blickte sie in Isabellas blasses Gesicht, und stumm legten sie die Fahrt nach Hause, nebeneinander sitzend, zurück.

„Gitta," sagte Frau Rabenhorst gepreßt, als sie sich dann im Wohnzimmer gegenüber standen, „wir wollen morgen darüber sprechen — dann magst du dich entscheiden."

Das war alles.

Gitta sah sie wortlos an, dann hörte sie den festen, wohlbekannten Schritt auf der Treppe — und dann suchte auch sie ihr Zimmer auf. Aber sie ging nicht zur Ruhe; sie saß auf der Kante ihres Bettes und versuchte sich klar zu machen, was ihr eigentlich passiert war. Sie hatte sich blamiert.



Morgen würde man ihr mitteilen, daß sie sich am Stadttheater zu L. unmöglich gemacht habe. Mit ihr war's vorbei. All ihr Ruhm, ihre bisherigen Erfolge, ihre Kunst — Strohfeuer.

„Das ist nicht wahr, nicht möglich," stöhnte sie und schlug die Hände vor das Gesicht.

Wie war das gekommen? Wie kam er dazu, solche Macht über sie zu haben?

„Er ist mein Unglück!" sagte sie sich.

Warum? Das begriff sie noch nicht. Alles andere ging gut und glatt, alle ihre Wünsche waren in Erfüllung gegangen, und da kam er ganz plötzlich und hinderte sie, widerstand ihr mit einem einzigen Blick.

Durfte das so sein?

Nein, und tausendmal nein.

Was hatte Isabella gemeint mit dem Entscheiden?

Ja, sie verstand es wohl. Die Kunst will nichts Halbes, sie beansprucht den ganzen Menschen oder sie schreitet unbarmherzig über seine Leiche hinweg.

Ihre Kunst — ihr Leben oder ihr Tod.

Sie kauerte auf ihrem Bett und starrte auf das flackernde Licht.

„Ich muß es ausproben, ausfechten," dachte sie dann weiter. „Isabella hat recht — ‚entscheiden‘. Ist die Kunst zu groß für mich, dann will ich sie lassen, dann soll sie durch keinen solchen Stümper, wie mich, mehr entweiht, gehöhnt werden. Aber habe ich die Kraft, so —"

Sie erhob sich, neuer Mut beseelte sie plötzlich. „Meine Kunst," schrie es in ihr, „meine Kunst!" Nein, sie konnte sie nicht lassen. Und dann wurde sie ganz still und ruhig. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht kleidete sie sich aus und löschte das Licht. Was war er ihr gewesen? Nichts. Und daß sie ihn heute so plötzlich wiedergesehen hatte, das durfte auch für sie nichts bedeuten. Fast froh war sie, daß sie durch die heutige unerwartete Niederlage so recht zum Bewußtsein gekommen war, wie hoch, wie heilig in ihren Augen die Kunst war; da lohnte es sich schon, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und — da war auch schon gar kein Hindernis mehr.

Damit schlief sie ein.

Sehr früh den andern Morgen war sie beim Theaterintendanten Baron Amberg.

„Ich muß die Scharte wieder auswetzen," flehte sie. „Ich war gestern krank, unfähig, jetzt habe ich Mut wie nie — biegen oder brechen. Geben Sie mir bald, bald eine große Rolle!"

„Es ist gewagt," meinte er zweifelnd, „Sie riskieren dabei alles. Aber eigentlich haben Sie recht. Wir müssen der Strömung, die jetzt gegen Sie sein wird, energisch entgegentreten. Was meinen Sie, Montag Iphigenie -- ohne Herrn Kluth?"

„O, danke! Ja, Iphigenie, auch mit Herrn Kluth, wäre es nur erst so weit."

„Das ist tapfer gesprochen. Gut, lassen Sie uns das Nähere besprechen; ich begleite Sie nach Hause."

Er bot ihr den Arm und geleitete sie durch das dichte Straßengewühl nach Hause. Bei einer scharfen Ecke stießen sie mit einem Herrn zusammen.

Graf Siweden.

Ganz gefaßt und fragend blickte Gitta ihn an. Konnte er an ihr vorbeigehen?

Er stutzte, dann stieg das Blut ihm zu Kopf. Er warf einen Blick auf Amberg, dann auf sie, griff halb nach seinem Hut und wollte weiter gehen.

„Warten Sie einen Augenblick," sagte Gitta zu dem Intendanten, „ein alter Freund —"

Dann stand sie neben ihm.

„Guten Tag," sagte sie.

Er blieb stehen und nahm den Hut ab.

„Sie haben mich wohl nicht erkannt," sagte sie weiter, „oder habe ich Sie überhaupt nie gekannt?"

Ihre Stimme wieder zu hören!

Es that ihm weh.

Und wie stolz sie da vor ihm stand und so einfach ihn fragte, ob er sie vergessen hätte? Alles an ihr war einfach und wahr —

„Fräulein von Worleben," sagte er stockend, „was wollen Sie von mir?"

„Daß Sie nächsten Montag ins Theater gehen!" erwiderte sie rasch und bestimmt.

Einen Augenblick zögerte er.

„Ja," antwortete er dann fest, „ich komme, ich nehme den Kampf auf!"

„Kampf?" wiederholte sie, dann lachte sie. „Gut, kämpfen wir."

Sie trennten sich.

Erhobenen Hauptes trat Gitta bei Isabella ein, die sie noch gar nicht gesehen hatte.

„Es entscheidet sich, ich war schon bei Amberg. Montag gebe ich die Iphigenie. Nun, alte Madonna, sei nicht mehr böse!"

„Wie ein Kind kannst du sein, Gitta. Ob ich böse bin oder nicht, ist ganz gleich."

„Gar nicht, komm, so'n trauriges Gesicht sollst du nicht machen." Sie schmiegte sich an sie und streichelte leise Isabellas Wange mit ihrer schmalen Hand.

„Kind, ich habe die Nacht nicht geschlafen vor Sorge um deine Zukunft. Sieh mal, dieser Graf Siweden, wenn du ihn liebtest, hättest du nie zur Bühne gehen sollen."

„Und wenn ich ihn liebte, ich hätte doch spielen müssen, Madonna, doch, doch — das ist in meinem Blut, das kann kein Mensch, das kann ich selbst am allerwenigsten ändern. Es ist die fremde, geheimnisvolle Macht, die mich treibt — es ist fast etwas Dämonisches dabei. Findest du nicht auch? Ich fürchte mich oft vor mir selbst, wenn ich fühle, wie das in mir kocht und wogt und sich Luft machen muß — im Traum sogar. Ich wache oft zitternd auf und komme mir vor wie eine Maschine, die sich selbst nicht in der Gewalt hat, und es rollt und rollt — es ist ein Zauber dabei, dämonisch, sage ich —"

„Oder göttlich. Ich habe ja nichts dagegen, daß du später heiratest, Kind, aber einer deinesgleichen muß es sein — nicht dieser starre Mensch Siweden, sondern ein Künstler. Nur was sich gleicht, begreift sich, und gerade bei der Kunst bedeutet das Tod oder Leben."

„Gerade so dachte ich diese Nacht. O, wenn sie das Feuer ahnten, die anderen Menschen, doch sie wollen es nur leuchten sehen. Aber wer fühlt es, wer begreift es?"

VII.

Es war nicht Siweden, sondern sein jüngster Bruder, den Gitta im „Café Royal" gesehen hatte. Er selbst traf erst den Tag darauf in L. ein, um eben diesen Bruder zu besuchen.

Von einer langen Orientreise zurückkehrend, wollte er in L. Station machen, um nach dem Kleinen zu sehen. Er ahnte nicht einmal, daß Gitta an dem dortigen Theater engagiert war, und ebensowenig ahnte sein Bruder von den Beziehungen zwischen Max und Gitta, und so nahm er den „Alten" sofort am selben Abend mit ins Theater.

Erst auf dem Theaterzettel traf sein Auge auf den Namen: „Brigitta von Worleben." Er fuhr auf von seinem Platz, er wollte fortstürzen, doch es lag wie Blei in seinen Gliedern und hielt ihn gebannt

fest. Er konnte seine Augen nicht von dem Vorhang wenden, der sich in der Zugluft hin und her bewegte, und hinter dem sich Gitta befand.

Guter Gott, sollte er sie so wiedersehen? Auf den Brettern?

Die kalten Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

„Max, was hast du, bist du krank?" fragte sein Bruder.

Er winkte ihm mit der Hand, zu schweigen, dann preßte er die Arme gegen die Brust, um das unsinnige Herzklopfen zu bezwingen; er mußte sie sehen. Und dann sah er sie, mit einem Herzweh und unsäglichen inneren Qualen. Ja, das war sie, jetzt in der vollen Reife ihrer Schönheit. Das war ihr süßes, schmales Gesicht, das ihre Hände, ihre Stimme — wie konnte sie sich so preisgeben! Mußte er nicht auf die Bühne springen und sie in seinen Armen wegtragen, weit weg, an das Ende der Welt, und an sein Herz sie reißen, das sie immer noch liebte trotz allem! Er lehnte sich gegen die Wand. Wozu war er gekommen, er wußte ja, daß sie gut spielte, daß sie dieses verteufelte Talent hatte, dieses Talent, das zwischen ihm und ihr stand. Wenn er es vernichten könnte!

Immer schwerer ging sein Atem, hochaufgerichtet stand er da und verschlang sie mit seinen Blicken. Und so sah sie ihn, so trafen sich ihre Augen, und, als hätte er wirklich die Macht über ihre Kunst, die er sich wünschte — so geschah es, sie verstummte.

„Du bist mein!" durchfuhr es ihn.

Dann sprach sie von neuem. Aber jetzt teilte ihre Unsicherheit, ihre Bewegung sich ihm mit; er fühlte sich schwach werden, er konnte es nicht mehr tragen.

„Du bleibst sitzen!" raunte er seinem Bruder zu, und dann eilte er in sein Hotel.

Die ganze Nacht tobte der Sturm in seiner Seele. Die Liebe war also nicht erloschen.

Was sollte daraus werden?

„Abreisen?" dachte er, als er endlich seine Ruhe wieder gewonnen hatte, „das ist das einzige."

Er fühlte sich ganz elend am anderen Morgen, als er, durch die Straßen schlendernd, die Wohnung seines Bruders aufsuchen wollte. Natürlich, alle Augenblick sieht er ihr Bild im Schaufenster, und dann das Unerhörte, bei einer Straßenecke — sie selbst.

Nie würde er es vergessen.

Wie sie da vor ihm stand!

Und noch mehr. Sie hatte ihn angeredet und sie hatten zusammen gesprochen. Er hatte sich ihr gegenüber beschämt, schuldig gefühlt. All das konnte er nicht begreifen, als er jetzt am Freitag morgen in der Wohnung seines Bruders saß und auf dessen Erscheinen wartete.

Wie konnte ich ihr versprechen, ins Theater zu kommen!

Wie kam ich nur dazu!

Wer war der Mensch gewesen, mit dem sie gegangen war — Arm in Arm, wenn er recht gesehen hatte — einer von der Bande natürlich — ihr Mann vielleicht?

Siedend heiß schoß ihm das Blut zum Herzen. Er griff in die Rocktasche — da steckte noch der Theaterzettel von gestern, ganz zerknüllt. Mit zitternden Händen glättete er das dünne Papier, da — ihr Name: Brigitta von Worleben. Ja, das konnte ihr Künstlername sein — aber es war doch kein Doppelname da — Brigitta Worleben-Voigt, oder so. Mein Gott, es war ja alles möglich!

Und dieser Dame, dieser Schauspielerin hatte er versprochen, bis zum Montag zu bleiben, um sie spielen zu sehen —

„Ich muß ja einfach verrückt sein," beschloß er seinen Gedankengang. Da kam der Junge. Er hörte lärmende Schritte auf der Treppe — rasch verschwand der Theaterzettel wieder in der Tasche. Er warf sich in einen Armsessel und schlug die Beine übereinander. Der junge Student Hans Siweden stürmte ins Zimmer.

„Was, du hier? Was war los mit dir gestern abend, Alter?"

„Ermüdung, Reisestrapaze — sprechen wir nicht davon. Was treibst du denn hier in L.?"

„Ich? Erst mein Korps und dann die Worleben. Ich bin wütend, daß du sie gestern zuerst sahst, ich hatte dir ja noch gar nicht von meiner Flamme erzählt. Findest du sie nicht schön zum Tollwerden?"

„Recht schön — aber die Sache klappte wohl nicht ganz gestern. Gilt sie für eine — Künstlerin?"

„Na und ob — sie ist ein Stern erster Klasse. Gestern soll sie fast umgefallen sein vor Migräne, das arme Wurm, und die verwünschten Leute wollten deshalb nicht klatschen, Lolewsky und ich allein trampelten den ganzen Fußboden entzwei. Du mußt hier bleiben, Max, und sie noch einmal sehen. Wir wollen heute hin, Petition, daß sie wieder spielt, solange du noch hier bist."

„Hans — kennst du sie persönlich?"

„Ich bin ja erst 14 Tage hier. Die anderen haben alle Karten bei der alten Rabenhorst abgegeben. Bei der verkehrt alles, sie ist hier riesig angesehen, du.“

„So, und das Fräulein von Worleben lebt bei ihr?“

„Ja, dicke Freundschaft, glaube ich. Die Worleben hat man übrigens noch nicht zu sehen bekommen bei der Rabenhorst. Sie will wohl erst festen Fuß fassen auf der Bühne; das finde ich famos. Ich will gleich heute nachmittag zum Billeteur gehen und hören, was nächstens gegeben wird. Unser Korps hat beschlossen, ihr eine Ovation zu bringen.“

Siweden blies den Dampf seiner Zigarette stoßweise in die Luft und lauschte den Reden seines Bruders.

„Ich glaube nicht,“ sagte er, „daß die Eltern sehr erfreut sein werden, wenn sie erfahren, daß du hier den Schönen vom Theater den Hof machst.“

„Ums Himmels willen, alter Philister, warte nur, bis du selbst in die schöne Worleben verliebt bist, und dann sprechen wir uns wieder.“

Max stand auf und nahm seinen Hut.

„Ich verbitte mir solche Thorheiten.“

Der jüngere Bruder blickte ihn erstaunt an.

Eine gewisse Ehrfurcht vor Max, der als Aeltester und als angesehener Diplomat eine sehr große Stellung in der Siwedenschen Familie einnahm, verschloß ihm den Mund.

„Ich erwarte dich morgen zum Diner in meinem Hotel, Hans. Bringe von deinen Kameraden mit, wen du willst — auf Wiedersehn!“

In der Thür wandte er sich um.

„Apropos — wenn ihr alle Billette für Montag abend nehmt, besorge eins für mich — ich will eure allgemeine Flamme doch noch einmal sehen.“ Damit ging er fort.

Graf Siweden sah Gitta die nächsten Tage nicht wieder, trotzdem er sich viel in den Straßen herumtrieb, nachdem er durch seinen Bruder erfahren, wo sie wohnte.

Er befand sich in großer innerer Aufregung. Er haßte sich, daß er so schwach war, zu bleiben, daß er sie überhaupt noch einmal auf der Bühne sehen wollte. Es war ja auch nur, weil er ihr sein Wort gegeben hatte.

Was würde sie am Montag geben? Das sagte ihm sein Bruder, der am folgenden Tage mit dem Billet zu ihm kam.

Iphigenie.

Das mußte es also sein!

Gerade das!

Was für Jahre lagen dazwischen, seit er als „Orest“ vor ihr stand!

Er dachte an den Augenblick zurück, als ihre weißen Finger die Kette von seinen Händen lösten —

„Unglücklicher, ich löse deine Bande,“ hörte er ihre Stimme sagen — es war ihm ein so wunderbarer Augenblick gewesen, unvergeßlich und entscheidend, denn da fielen mit den Ketten zugleich auch die Schuppen von seinen Augen.

Da liebte er sie zuerst.

Jetzt vergegenwärtigte er sich das alles noch einmal.

„Unglücklicher, ich löse deine Bande zum Zeichen eines schmerzlichen Geschicks. Die Freiheit, die das Heiligtum gewährt, ist wie der letzte lichte Lebensblick, der schwer Erkrankten Todesbote.“

Bei dem Wort blieb er stehen.

Für ihn war der glückbringende Gott Amor ein Todesbote gewesen, denn diese Liebe war ja das Unglück seines Lebens. —

Der Tag der Aufführung war da.

„Gitta! es ist Zeit. Du mußt fahren.“

„O, Madonna, warum kommst du nicht mit?“

Frau Rabenhorst blickte ihre Schülerin an, die vor ihr stand, strahlend, mutig.

„Gott geht mit dir,“ sagte sie sehr ernst, Gittas Kopf zwischen ihre Hände nehmend.

„Küsse mich, Madonna, und sage mir, daß du an mich glaubst, das wird mir Kraft geben.“

„Wenn du heute abend als Siegerin zu mir zurückkommst, dann will ich nicht wieder an dir zweifeln, wie ich es doch seit neulich muß. Ich werde dich hier erwarten.“ —

Der Wagen mit Gitta rollte fort.

Isabella war allein.

Sie fühlte sich bedrückt und mutlos.

Keine Bitten Gittas hatten sie zu bewegen vermocht, heute abend mit ins Theater zu fahren.

Würde Gitta siegen?

Liebte sie diesen Grafen Siweden und würde er sie abermals hindern?

Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie ging langsam im Zimmer hin und her.

Gedankenlos blieb sie vor diesem oder jenem Bilde stehen, dann ging sie wieder hin und her, hin und her.

Das Mädchen brachte die Lampe. Sie schickte sie wieder fort, sie wünschte kein Licht. Es war schon so heiß und beklommen genug in der Stube. Sie rückte sich einen Stuhl ganz dicht ans Fenster und da saß sie. Eine Stunde verging und noch eine, Isabella saß noch immer auf demselben Platz, regungslos. Ein schwacher Lichtschein fiel von einer nahen Straßenlaterne herein und beleuchtete ihr weißes, unbewegliches Gesicht.

Bilder aus ihrer Jugend zogen an ihrer Seele vorüber.

Wie lange her, wie lange!

Eine heitere Kindheit, dann mit dem Erwachen des Geistes derselbe Thatendurst, derselbe Kampf wie Gitta — ausgestoßen von der Familie, allein sich durchmühend in rastloser Arbeit. Dann die große Zeit, wo jeder sich glücklich fühlte, der sie nur sehen und hören durfte, wo ein großer, schöner Tag an den anderen sich reihte und sie auf der Höhe des Lebens stand, von Lorbeeren überschüttet; heute nun rauschten die welken Blätter zu ihren Füßen.

Ihre geistige Kraft hatte nicht abgenommen, aber ihre Stimme. Diese Zaubermusik, mit der sie einst die Welt erobert hatte, war im Verklingen, ihre physische Arbeitsfähigkeit versagte mehr und mehr, bald würde man sie nicht mehr brauchen, und das einsame Alter einer abgesetzten Größe stand ihr bevor.

Einsam, aber nicht arm.

Ihren Geist würde man nicht zur Ruhe bringen können, der würde sich immer bethätigen und nur in reicher Arbeit seine Befriedigung finden — darin war sie bevorzugt vor anderen ihresgleichen, denn in ihren Händen lag eine Aufgabe, die interessanteste vielleicht, die es gab — Gittas Entwicklung zu leiten und zu überwachen. Sie verjüngte sich in ihr, denn ihre Kunst lebte weiter in Gitta.

Wie lieb sie dies Kind gewonnen hatte mit der Zeit, fast wie ihr eigenes. Sie hatte nie Kinder gehabt, den Gatten nach kurzer, glücklicher Ehe verloren, und nur Arbeit und wieder Arbeit war ihr Leben gewesen.

Nun hatte sie Gitta.

Sie konnte sie gar nicht mehr entbehren. Ob es schon spät war?

Eine Kirchenuhr schlug zehn. Noch konnte sie nicht kommen. Sie wußte genau, wie weit sie jetzt waren — sie mußte noch weiter warten.

Dunkelheit und Stille um sie herum. Eine große Unruhe bemächtigte sich ihrer. Sie stand auf und ließ die Lampen kommen. Dann trat sie ans Fenster, sie stieß es auf. Es war ein milder Herbstabend. Sie trat auf den Balkon hinaus und konnte nun die Straße übersehen, die Gitta kommen mußte.

Ein Wagen jagte heran.

Er fuhr vorbei.

Noch einer, immer mehr. Die Vorstellung war also zu Ende. Nun würde sie bald kommen. Wie konnte es so lange dauern!

Sie ging wieder ins Zimmer und ließ sich schwer atmend an ihrem Fensterplatz nieder.

Da, was war das! In weiter Ferne vernahm sie ein wunderbares Tosen, das sich näherte. Es war, als ob ein Regiment einzöge, und dazwischen Singen und jauchzende Zurufe. Was war es? Es kam immer näher. Sie wollte sich wieder erheben, aber jetzt zitterten ihre Kniee so stark, daß sie nicht konnte. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper saß sie da und lauschte. Ja, jetzt verstand sie schon, ganz deutlich unterschied sie das Rollen eines einzelnen Wagens, der nur langsam sich fortbewegte und von zahllosen Menschentritten und jauchzenden Menschenstimmen geleitet wurde. Deutlich hörte sie den Ruf: Hurra für Gitta Worleben, und immer wieder hurra, hurra — es nahm gar kein Ende. Jetzt hielt der Wagen, den die Studenten ausgespannt hatten, um ihre Künstlerin nach Hause zu fahren, und unabläſſig tönte das Geschrei: „Hoch Gitta Worleben!“ zu ihren Fenstern hinauf.

Und dann ging die Thür ihres Zimmers auf und Gitta stand auf der Schwelle.

Hinter ihr standen andere Gestalten mit aufgeregten Gesichtern, mit Blumenkörben und Sträußen. Aber sie alle sah Isabella nicht, sie sah nur Gitta, die einen Augenblick stehen geblieben war. Sie sah den leuchtenden Glanz auf Gittas Angesicht, den schweren Lorbeerkranz, den sie in der Hand hielt, und sie wußte es — Gitta hatte gesiegt.

Und jetzt kam diese langsam, lächelnd auf sie zu. Sie ließ sich anmutig auf ein Knie nieder und legte den Siegerkranz Isabella vor die Füße.

„Da sind deine Lorbeeren, Madonna.“

Hoch auf richtete sich Frau Rabenhorst. In ihren Augen glänzten Thränen. Wortlos, in großer Bewegung, schloß sie Gitta in die Arme.

Währenddessen hatte Isabellas großer Salon sich im Nu mit Menschen gefüllt. Da war Baron Amberg und ließ Gittas Hand gar nicht los, da war der Direktor, viele Schauspieler, Künstler, Gelehrte, Studenten — alle hatten sie Gitta das Ehrengeleit gegeben und wollten nun noch einen Händedruck, einen Blick von ihr erhaschen. Worte wie: großartig, glänzend, noch nie dagewesen, größtes Genie schwirrten durcheinander. Und draußen tobte die Menge: „Hurra, Gitta Worleben heraus, heraus —"

Da war sie ja schon, einen langen, weißen Mantel leicht über die Schultern geworfen, stand sie auf dem Balkon. Sie hatte einen riesigen Strauß weißer Rosen in der Hand und warf die einzelnen Blüten unter die lustig ihr zujubelnden Studenten herunter.

Sie war ganz außer sich vor Glück.

Wie eine Erscheinung stand sie da in der dunklen, rauschenden Herbstnacht, umstrahlt von dem Glorienschein ihres Genies.

Manch einer der Anwesenden wird dieses Bild bis an sein Lebensende im Gedächtnis bewahren und noch im Alter daran zurückdenken, wie er in seiner Jugend mit unter denen war, welche die berühmte Worleben am Abend ihrer unvergleichlichen Darstellung der Iphigenie auf dem Balkon stehen sahen, Rosen unter das Volk werfend.

Einen Augenblick verschwand Gitta, kehrte aber sofort mit Frau Rabenhorst an der Hand zurück.

Nun ging der Tumult erst recht los. Da hörte man Gittas Stimme; sofort entstand Totenstille.

„Meine Lehrmeisterin," sagte sie, „unsere geliebte, größte Künstlerin, der ich alles danke, was ich bin."

Brausender Jubel folgte diesen Worten. Dann zogen die beiden Schauspielerinnen sich zurück und die Menge verlief sich allmählich. — Aber drinnen kam man noch lange nicht zur Ruhe. Champagnerpfropfen knallten, Herr von Amberg hielt eine kurze, zündende Rede auf die Kunst, und die Wogen der Begeisterung wollten sich gar nicht legen.

Frau Rabenhorst verlangte schließlich energisch Ruhe für Gitta. Es war nach Mitternacht — und endlich verließ der letzte Gast das Haus.

„Gesiegt!" dachte Gitta und strich sich die Haare aus der heißen Stirn.

Sie mußte noch einmal Luft schöpfen, ihr war so wunderbar zu Mut. Sie trat noch einmal auf den Balkon hinaus. Die Sterne glitzerten am Himmel.

„Wie schön und groß ist alles!" dachte sie.

Plötzlich sagte jemand leise unter ihr:

„Orest bittet auch um eine Rose!"

Wie ein elektrischer Schlag traf es sie. Sie beugte sich vor und nun starrten sich in die Augen: Orest und Iphigenie.

„Nun," antwortete sie ebenso leise, „sind Sie überzeugt, Graf Siweden?"

Warum antwortete er nicht gleich?

Wie es rauschte in den Bäumen, in der Luft, wie funkelten die Sterne!

„Ja," sagte er mit erstickter Stimme, „ich bin von Ihrer Kunst überzeugt, und doch, es ist so schade —"

„Was ist schade?"

Sie beugte sich tiefer zu ihm nieder.

„Daß es nun aus ist."

„Aus? Warum das?"

„Ich meine — das Spiel heute abend. Wollen Sie mir keine Rose schenken, wie den anderen Menschen allen?"

Sie hatte keine Rosen mehr. Aber in ihrem Haar hing noch ein kleiner Lorbeerzweig vom Kranz der Priesterin.

„Hier," sagte sie mit einem Versuch, zu scherzen, „ein klein bißchen von meinem Ruhm will ich Ihnen schenken."

Schwer legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

„Gitta, du wirst dich erkälten. Dieser ganze Abend ist überhaupt unverantwortlich für deine Gesundheit. Nach einer solchen Arbeit heißt es: marsch, ins Bett. Mit wem sprachst du noch?"

„Mit Graf Siweden, Madonna. Ich habe ihn heute abend bekehrt, der arme Mann wollte auch eine Rose haben."

„Gabst du ihm eine?"

„Nein, ich hatte nur noch einige Blätter, die gab ich ihm."

Sie lachte auf.

Und doch kostete es sie Anstrengung, nicht zu weinen.

„Gute Nacht, Madonna. Bist du mit mir zufrieden?"

„Ja, mein Liebling."

„Hast du mich auch recht lieb?"

„Das weißt du doch, Mignonne. Nun schlafe dich aus bis morgen. Zu vier Uhr habe ich all die lieben Menschen von heute eingeladen. Gute Nacht." Sie küßte sie. „Wie müde das süße Kind aussieht —"

„Ja, Madonna — ich möchte mich zu Tode schlafen — auf der Höhe sterben, das denke ich mir so schön."

„Träume von dem großen Leben, das vor dir liegt, nicht vom Sterben, du Künstlerin von Gottes Gnaden!"

* * *

Ein Kuß auf die Augen weckte sie am nächsten Tag.

Isabella saß neben ihr.

„Ich muß dich wohl wecken, mein Kind, es ist heller Mittag."

Gitta richtete sich schlaftrunken auf.

„Nicht möglich!" sagte sie. „Wie konnte ich so lange schlafen? Ach so — weißt du, Madonna, erst träumte ich so merkwürdig und dann schlief ich erst gegen Morgen wieder ein. War es erst gestern alles? Iphigenie und das alles?"

„Gestern bist du ein großes Stück vorwärts gekommen auf deinem Wege, aber nun gilt es tapfer weiter streben."

„Ich bin so müde, Madonna, ich möchte ein paar Tage schlafen, so ganz still liegen, und du müßtest immer neben mir sitzen."

„Kind, morgen früh um zehn ist Probe für Donna Diana, und in acht Tagen Maria Stuart. Weißt du, wer Königin Elisabeth geben wird? Amberg hat es mir heute früh erzählt!"

„So? Ina Raisdorf?"

„Nicht ganz — Isabella Rabenhorst."

Mit einem Satz war Gitta aus dem Bett.

„Das ist großartig!" rief sie und umschlang Isabellas Hals.

„Ja, Kind, wir wollen unsere Sache gut machen. Hier, dies wollte ich dir geben zur Erinnerung an gestern."

Sie streifte ein schweres goldenes Kettenarmband von ihrer Hand und ließ es über Gittas Arm gleiten.

„O, Madonna, dein Armband vom Kaiser von Rußland!" sagte Gitta gerührt.

Ja, nun bist du angekettet, kleiner Vogel, und nun mache dich schnell fertig!"

Um vier Uhr fand eine größere Gesellschaft bei Frau Rabenhorst statt.

Gitta war die Königin des Festes. Mit vornehmer Grazie und strahlendem Lächeln nahm sie die Huldigungen der Welt entgegen.

Man fand sie auch als Persönlichkeit bezaubernd. Liebenswürdig, interessant, zurückhaltend, ohne je hochmütig zu sein, eroberte sie im Sturm die Herzen.

Niemals wagte sich ein freies Wort an sie heran, das Noli me tangere stand ihr auf der Stirn geschrieben, und das Feuer, mit dem

sie sprach und handelte, galt immer der Kunst und drängte alle persönlichen Gefühle von vorne herein in den Hintergrund. Ohne daß sie es ahnte, übte sie, so jung sie war, durch ihre Herzensreinheit und völlige Hingabe an die große Sache einen völlig veredelnden Einfluß auf ihre Kollegen und Kolleginnen vom Stadttheater aus.

Sie stand gerade in ein Gespräch mit mehreren Herren vertieft, da wurde ihr eine Karte überreicht.

„Max Graf von Siweden," las sie.

„Der Herr wünscht das gnädige Fraulein allein zu sprechen."

„Nach oben — in mein Arbeitszimmer!" sagte sie kurz.

„Herr Voigt," wandte sie sich dann lachend an den neben ihr stehenden Schauspieler, „bitte, sprechen Sie etwas anderes, bis ich wiederkomme — ich muß den Disput über ‚Gudrun' zu Ende hören."

Alle Herren verbeugten sich, ebenfalls lachend, und Gitta verließ das Zimmer.

Oben, in Gittas Schreibzimmer, stand Graf Siweden.

Was er hier wollte? Nur adieu sagen, ehe er weiter reiste.

Er sah leidend aus.

Was hatte er auch alles durchgemacht in den letzten Tagen!

Ganz unterlegen war er in dem heißen Kampf. Seit er sie als Iphigenie sah, wußte er es: Welten lagen zwischen ihm und ihr. Er hatte sie nun auf der vollen Höhe ihres Könnens gesehen, und er mußte sich sagen: da ist ihr Platz. Aber in seinem Herzen schrie eine Stimme: nein, da ist er nicht.

Er hatte gesehen, wie sie herausgerufen war nach jedem Akt mit Johlen und Schreien, und wenn sie dann kam und dankend den Kopf neigte — dann hatte er die Hand vor die Augen gehalten, weil er es nicht aushalten konnte. „Es ist eine Entwürdigung, sie dürfte da nicht stehen," rief die Stimme in seinem Innern wieder. Dann sah er sie, wie sie in der großen Pause in die königliche Loge gerufen wurde, in der fürstliche Herrschaften sich befanden. Er sah, wie man herablassend und gütig mit ihr sprach und wie ein Beifallsgemurmel durch das Publikum ging über die außerordentliche fürstliche Huld.

Warum empfand er allein all diese Ehrungen als Schmach, als Kränkung? Dann sah er sie im Wagen sitzen und die Studenten toll und wüst um sie herum, sein eigener Bruder mit dabei — und durch die Straßen ging der wilde Zug. Wie konnte sie Freude haben an all dieser Wirtschaft? Das war doch alles so äußerlich, so fade und klein, so hohl das laute Bravogeschrei; da war doch niemand, der ihre

Seele begriff, außer ihm, und er allein stand draußen, außerhalb ihrer Sphäre.

In diesem Augenblick kam sie zu ihm herein. Sie trug ein enganliegendes Sammetkleid, hatte Maiblumen im Gürtel und soeben erhaltene Rosen in der Hand.

Sie reichte ihm die Hand und bat ihn freundlich, Platz zu nehmen. Und dann waren sie beide stumm.

„Ich kam nur," sagte er plötzlich rasch, „um Sie zu fragen — ich reise nämlich nach Dillburg — soll ich Grüße mitnehmen?"

„O, in die Heimat!" erwiderte sie. Ihre Augen blickten traurig, ernst. Sie legte die Rosen gedankenlos auf den Tisch, ihre Finger spielten mit einer dicken goldenen Kette, die sie am linken Arm trug.

Er sah alles. Jede ihrer Bewegungen.

„Sie sind noch nicht wieder zu Hause gewesen?" begann er mit Anstrengung aufs neue.

„Nein, aber ich möchte wohl, ich habe eigentlich Sehnsucht, vielleicht Weihnachten —"

„Weihnacht werde ich dieses Jahr auch in Dillburg sein. Ich bin so viel gereist, daß ich unmöglich dann schon wieder fort kann."

„So? Sie sind viel gereist?"

„Ja, lange und weit. Zuletzt war ich in Bergeshöhe bei den Eltern."

„Geht es Ihren Eltern gut?"

„Danke, recht gut."

Wieder eine Pause.

Sie wußten nichts zu sprechen.

Das Zimmer lag über dem großen Salon. Von unten herauf drang Stimmengebrause und fröhlicher Lärm.

Sie stand plötzlich rasch auf.

„Kommen Sie mit hinunter, Graf Siweden, Sie können viele interessante Menschen kennen lernen."

Er erhob sich auch.

Wie berauschend dufteten die Maiblumen an ihrer Brust. Aber zwischen ihnen lag die Kluft größer denn je.

„Ich passe da nicht hinein," sagte er ernst. „Jetzt muß ich gehen. Sehen wir uns vielleicht Weihnacht in Dillburg wieder?"

„Vielleicht, wenn mein Beruf mich nicht in Anspruch nimmt."

„Macht Ihr Beruf Sie — glücklich?"

„Was verstehen Sie unter Glück?" sagte sie nachdenklich und fuhr dann rasch fort, immer mit der blitzenden Kette spielend: „Sehen Sie,

ich lebe das Leben, das ich leben muß. Fragen Sie den Vogel, warum er fliegen muß und singen? Ob er dabei glücklich ist? Das weiß ich nicht. Ich würde ohne meine Thätigkeit verlöschen wie eine Flamme ohne Nahrung, aber Glück —"

Ein rasches Klopfen an der Thür unterbrach sie, und herein trat ein breitschultriger, schöner Mann mit dem unverkennbaren Schauspielertypus, glattrasiertes Gesicht, selbstbewußtes Auftreten.

„Frau Rabenhorst schickt mich," begann er im tiefsten Baß. Dann machte er Siweden eine elegante Verbeugung.

„Voigt," sagte er würdevoll.

„Siweden," antwortete Max kühl, und der Schauspieler wandte sich wieder direkt an Gitta.

„Weber ist eben gekommen. Er will die ersten Scenen seiner ‚Gudrun' vorlesen. Das giebt eine vorzügliche Rolle für Sie, alles wartet sehnsuchtsvoll auf Ihr Erscheinen."

Gitta stand zwischen den beiden Männern.

Würde sie eine Rolle in dem neuen, viel besprochenen Drama „Gudrun" bekommen? Die Hauptrolle?

Ja, das wäre Glück.

Wie hochmütig Siweden ihrem Kollegen, ihrem Kameraden gegenüberstand. Sie kniff plötzlich die Augen zusammen, wie sie in Momenten großer Erregtheit that.

„Adieu, Graf Siweden! Wie freundlich, daß Sie kamen — auf Wiedersehn!"

Herr Voigt hatte schon die Thür aufgerissen. Sie grüßte Max leicht und schritt rasch den beiden Herrn voran die Treppe hinunter. Max sah sie noch in der Thür verschwinden. Tom Voigt wollte ihm noch behilflich sein beim Ueberziehen des Paletots.

„O, bitte sehr!" sagte er höflich abweisend, und dann stand er auf der Straße. Allein.

Gitta lauschte währenddessen der interessanten Vorlesung des dramatischen Dichters, aber sie war zerstreut. Was ist Glück? dachte sie immer. Dann wurde sie genötigt, das Parzenlied zu sprechen. Und da erst fand sie sich selbst wieder, und als dann schließlich Frau Rabenhorst aus der Jungfrau von Orleans recitierte, vergaß sie Graf Siweden vollständig. Nur einmal noch am Schluß des Abends kam eine schwermütige Stimmung über sie. Sich über Frau Rabenhorsts Stuhl lehnend, flüsterte sie dieser zu: „Madonna, es ist wohl ausgeschlossen, daß ich jetzt auf ein paar Tage nach Hause könnte?"

„Ganz ausgeschlossen!" gab Isabella erstaunt zurück. „Was fehlt dir, Gitta?"

„Ein bißchen Heimweh — weiter nichts."

VIII.

Der Klang der Weihnachtsglocken in der Luft.

Weihnachtsstimmung überall.

Im Bentheimschen Hause waren die Lichter am Christbaum fast heruntergebrannt, die drei kleinen Kinder waren zur Ruhe gebracht, der Hauptmann und seine Frau saßen in einer Sofaecke.

Sie sprachen von Gitta.

„Schade, daß sie keine Zeit hatte zu kommen."

„Ja schade, das heißt, Rudolf, etwas ängstigte ich mich vor diesem Wiedersehen, denn wenn ich ihr auch verzeihen möchte, sie ist und bleibt doch eine Schauspielerin."

„Das ist sie, und zwar eine ganz berühmte, einzig in ihrer Art; die letzte Kritik, die sie mir schickte, war ganz vorzüglich!"

„Ich sehe es ein," seufzte Andrea, „daß ich nichts mehr bei der ganzen Sache machen kann, — meine große Angst ist, daß sie plötzlich eines Tags einen Schauspieler heiratet. Das wäre zu furchtbar."

„Wenn er ein anständiger Kerl wäre, lange nicht das Schlimmste. Ich möchte die Kritik über Maria Stuart noch einmal lesen, hast du sie? Auf deinem Schreibtisch? Schön, ich werde sie noch einmal vorlesen."

„Gestern", schrieb das L.er Tageblatt, „hatten wir zum zweitenmal Gelegenheit in dieser Saison, den neuen Stern an unserer Bühne, Fräulein Brigitte von Worleben, als Maria Stuart zu bewundern.

„Die junge Dame entsprach allen Anforderungen der Titelrolle; die Rolle der Königin Elisabeth lag in den Händen der unübertrefflichen Frau Rabenhorst, Herrn Voigts Leistung als Leicester war ausgezeichnet, ebenso sei Fräulein Raisdorf als Kennedy rühmlich erwähnt. Alles in allem war die Aufführung eine mustergiltige, und es ist keine Frage: das besondere Interesse richtet sich momentan auf Fräulein von Worleben.

„Sie ist eine Schülerin der Frau Rabenhorst, und ebenso, wie bei dieser, scheint ihre Größe in der klassisch-tragischen Darstellung zu liegen; gerade für die Rolle der unglücklichen schottischen Königin scheint sie wie geschaffen.

„Ihr Auftreten ist edel, frei von jeder Manier, ihr Organ ist hell und klingend, wie Metall, ihr Hauptreiz liegt in der großen Natür-

lichkeit, mit der sie spielt, und die sie niemals, selbst nicht in den Momenten des höchsten Pathos, verläßt; Fräulein von Worleben stellt die Wirklichkeit dar, und darum ist sie so ergreifend. — Man sagt, daß sie alle äußeren Hilfsmittel einer Schauspielerin verschmäht. Sie braucht weder Schminke noch Puder, sie wird rot, sie wird blaß, sie weint natürliche Thränen, und niemand vermag sich der großen Wirkung ihres Spiels zu entziehen.

„Ich erinnere nur noch an ihr wahrhaft verklärtes, totenblasses Gesicht, als sie den letzten Monolog der Königin sprach: ‚Was klagt ihr, warum weint ihr?‘ — und ich glaube, es war niemand in dem vollbesetzten Hause, der nicht seine Augen naß werden fühlte. Fräulein von Worleben —“

Es klopfte jemand an die Thür.

„Herein!“ rief Bentheim, ungeduldig, daß er bei der interessanten Lektüre gestört wurde.

Die Thür öffnete sich und —

„Gitta!“ riefen Rudolf und Andrea aus einem Munde.

Da stand sie, im schlichten, dunklen Reisekleid, zaghaft, bittend —!

Ihr Schwager stand schon neben ihr.

„Das ist aber eine Freude, hier, Andrea!“

„Darf ich auch hereinkommen?“ fragte Gitta leise. „Andrea, ich weiß, du hast mir viel zu verzeihen —“

„Du hättest ja vorher mit mir darüber sprechen können,“ antwortete Andrea, sehr rot werdend. Das war nämlich der Punkt, der sie am tiefsten gekränkt hatte, daß Gitta nur so fortgelaufen war, ohne mit ihr, der älteren Schwester, zu beratschlagen.

„Na, Kinder, das Aussprechen nützt nun nichts mehr,“ mischte Rudolf sich herein, „kommt, umarmt euch — so, und damit basta! Jetzt mache ich Gitta noch eine Bowle; Andrea, sieh nach Gittas Stube, und nun fangen wir von vorne an zu feiern.“ Sie verschwanden beide für einen Augenblick und Gitta stand unter dem Tannenbaum.

Weihnachtsabend! Sie war wieder ganz Kind, und die letzten Jahre ihres Lebens lagen plötzlich wie ein langer, stürmischer Traum hinter ihr.

Sie blickte zu den kleinen Weihnachtsflammen auf.

„Das ew'ge Licht scheint da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns zu Lichtes Kindern macht“

dachte sie. — Ein kleines Licht am Weihnachtsbaum flackerte ängstlich auf und nieder, bald ganz erlöschend und dann doch wieder hell in die Höhe flammend. —

„Wie tapfer," dachte sie, „es glüht bis zum letzten Atemzuge."

Und da war sie wieder in der Gegenwart.

„Ein Feuer muß scheinen," dachte sie weiter, „jedes Feuer, und wenn meine Kunst auch nur ein armseliges Erdenfeuer wäre, es brennt in mir, so lange wie ich selbst bin."

„Komm, Gitta, nun erzähle uns, wir lasen gerade deine letzte Kritik."

Sie saßen noch die halbe Nacht miteinander auf, und es war ein Fragen und Erzählen ohne Ende.

Anfangs sprachen nur Rudolf und Gitta zusammen; Andrea fühlte, daß ihre Schwester ihr eine Fremde bleiben würde, und betrachtete sie voller Scheu. Allmählich jedoch besiegte Gittas Harmlosigkeit ihre stille Entrüstung, — später sagte sie zu ihrem Mann allein:

„Du, wenn man sie so sieht und hört, könnte man ganz vergessen, daß sie eine Schauspielerin ist."

Er lachte nur.

Gitta hatte vierzehn Tage Urlaub. Ihre Absicht, den Onkel ebenfalls zu versöhnen, scheiterte daran, daß der alte Herr verreist war.

Trotzdem fuhr sie am ersten Weihnachtstag nachmittags nach Dillburg. Es trieb sie hin.

Sie wollte ihre Stube wiedersehen; dann die alte Trine und Frau von Packwitz.

Ihr war ganz eigen zu Mut, als sie auf den wohlbekannten Wegen fuhr. Wie kannte sie jeden Laden, jede Straße, so manche Gesichter, die nun fremd in das ihrige blickten.

Jetzt ging's durch die Windallee und dann — da lag die kleine, halbversteckte Villa Worleben.

Sie hatte den Onkel nie geliebt, er war der Tyrann ihrer Kindheit, und seine lieblose, nie auf ihre Persönlichkeit eingehende Erziehung hatte in ihr kein wärmeres Gefühl für ihn aufkommen lassen.

Und doch, wenn er da gewesen wäre, — sie hätte sich heute gern mit ihm versöhnt.

Still war das Haus.

Auch die alte Haushälterin war ausgegangen, Gitta schlich um das Haus herum, es war keine Möglichkeit hineinzukommen. Sie stand draußen.

Es blickte sie an wie das Grab ihrer Jugend; die hatte sie allerdings weit zurückgelassen, ein einziger Sprung hatte sie mitten ins Leben gesetzt damals, — was für Erfahrungen hatte sie gemacht in den kurzen Jahren, die seitdem verflossen waren! Nein, jung war sie nicht mehr und mit keinem Schritt konnte sie in ihre frühere Existenz wieder zurücktreten. Da waren Kindheit, Jugend, Familienbande, überhaupt alle alten Beziehungen, scharf abgeschnitten. Sie gehörte einer anderen Welt an, noch nie war ihr der Kontrast so scharf entgegengetreten, wie jetzt, da sie zum erstenmal den Fuß wieder in die alte Heimat setzte.

Neugierig hatte man sie betrachtet am Morgen, als sie mit ihren Geschwistern aus der Kirche gekommen war, unsicher, ungewandt waren die Begrüßungen gewesen mit einigen früheren Bekannten. Sie gehörte jetzt nicht mehr zu ihnen, — es war etwas Besonderes, wenn die vornehme Welt sie höflich behandelte. Zugeschlossen waren die Herzen und Häuser, wie jetzt ihr eigenes früheres Heim, vor dem sie stand.

Das war vorbei.

Sie zog sich einen Schleier vor das Gesicht und ging fort, langsamen Schrittes.

Sie dachte daran, Gisela Packwitz aufzusuchen, aber sie hatte den Mut nicht mehr.

Plötzlich fuhr sie zusammen, jemand klopfte sie auf die Schulter und mit dem wohlbekannten: „Donnerwetter, altes Kind, bist du es, oder dein leibhaftiger Geist?“ stand Frau von Packwitz vor ihr.

Die frische, freundliche Stimme nahm Gitta einen Alb von der Seele.

„Gisela,“ rief sie, „wie schön, daß ich dich treffe!“

„Ja, die Brotfrau schwor, sie hätte dich durch die Windallee fahren sehen, da machte ich mich sofort auf meine mageren Stelzen, wo wolltest du hin?“

„Eigentlich zu dir, aber —“

„Das trifft sich gut, mein Mann ist in einer Sitzung, — er hat einen heillosen Respekt vor Künstlern, weißt du, aber komm jetzt nur ruhig zu mir.“

„Laß uns in den Seegarten gehen,“ sagte Gitta.

„Ach was, dummes Zeug, ich führe am liebsten mit dir im Trara durch die ganze Stadt, — na, wie sieht eine so berühmte Persönlichkeit denn eigentlich aus? Riesig würdevoll und gesetzt geworden, sonst aber ganz das alte Rackergesicht, scheint mir.“

Gitta ließ sich von ihr fortführen. „Du bist ganz die Alte geblieben, Gisela."

„Himmel, ist mir das Kind weise geworden, — ich komme morgen nach Pölle, das verspreche ich dir, und du sollst mir ordentlich erzählen, denn du mußt ja jetzt höllisch interessant sein, was macht die alte Rabenhorst?"

„Es geht ihr gut, danke, du würdest große Auffassung für sie haben."

„Danke, kann ich mir denken; wo steckt er, der alte Rabenhorst eigentlich? Ist er hochselig? Was war er für ein Kerl?"

Gitta mußte lachen.

„Er war Schauspieler und ist lange tot."

„Na, und du bist noch nicht verheiratet?"

„Ich, nein! Wozu?"

„Ach, zur Abwechselung, wenn du willst. Hör mal, ich besuche dich auch nächstens in L., — und da kannst du mich fix hinter die Coulissen gucken lassen, das denke ich mir amüsant! Eine rasende Wirtschaft natürlich: Intriguen, Courmachereien und dergleichen. Giebst du nur schickliche Rollen, oder auch manchmal tüchtig unanständige?"

„Ich gebe, was die Direktion mir zuerteilt," antwortete Gitta einfach. „Erzähle mir etwas von dir, Gisela."

„Na, ich lebe, wie du siehst, mein Mann und Philippine ebenfalls. Kindchen, war das ein Lärm hier, als du mit der dicken Isabella abgedampft warst, -- seit du ‚berühmt' bist, bläst man übrigens schon ein bischen in ein anderes Horn."

„Nur die Hoffnung und die Zuversicht, etwas Ordentliches zu leisten, gab mir auch die Berechtigung zu dem tollen Streich."

„Na überhaupt, witzig war er, aber du kannst den Menschen hier auch nicht verdenken, wenn sie keine Auffassung für solche Späße haben. Weißt du, so Schauspielerinnen, die jeden geschlagenen Abend ihres Lebens sich mit Herrn Pieper oder Stieger oder wer denn nun gerade der Liebhaber ist, in den Armen liegen müssen, und das öffentlich, zu jedermanns Bestem — mein altes Kind, darunter leidet dann die sogenannte Weiblichkeit, der Anstand, ganz kolossal."

Gitta war stehen geblieben. Sie blickte jetzt Frau von Packwitz so klar und durchdringend an, daß es dieser ungemütlich wurde.

„Ich will dich nicht beleidigen," sagte sie; „ich bin nun einmal so offen."

Gitta zuckte die Achseln.

„Auf so etwas kann ich überhaupt nicht antworten," sagte sie dann ruhig; „wenn ihr nur auf solche Aeußerlichkeiten seht, so müßt ihr beim Aeußeren bleiben. Mein Zug geht um 5; es ist zu spät in dein Haus zu gehen, also adieu, Gisela."

„Adieu Trotzkopf, morgen nachmittag auf Wiedersehn. — Beiden war es innerlich recht, sich zu trennen. Gitta nahm sich einen Wagen und fuhr zur Bahn, sie wollte so bald nicht wieder nach Dillburg kommen. Und wie hatte sie sich darauf gefreut; sie hatte auch halb und halb gedacht, Graf Siweden irgendwo zu begegnen, — er hatte sie doch besucht in L. und gab sich doch wenigstens die Mühe, über sie nachzudenken, ehe er ganz über sie aburteilte wie die anderen Leute, aber auch von ihm war keine Spur zu sehen.

„Hoffentlich kommt Gisela nicht wirklich nach Pölle," dachte sie.

Aber die kam natürlich.

Und zwar nicht allein.

„Ich bringe noch einen Gast mit," sagte sie, als sie am nächsten Tage bei Bentheims in die Thür trat. Ihr auf dem Fuße folgte Graf Siweden.

„Ich habe ihn überredet, mitzukommen," fuhr Gisela fort; „es macht dir doch sicher Spaß, alte Bekannte wieder zu sehen."

„O," sagte Graf Siweden, „ich wäre auch ohne Ueberredung gekommen, um Sie zu begrüßen, Fräulein von Worleben."

„Das ist hübsch von Ihnen," gab Gitta gefaßt zurück.

Sie hatte sich vorgenommen, alles ganz einfach und ruhig zu nehmen, sich über gute Freunde zu freuen und die Unfreundlichkeiten der übrigen Menschen auf die leichte Schulter zu nehmen.

Max half ihr dabei, er war diesen Abend auch so einfach und liebenswürdig, als wären sie die alten, guten Kameraden von früher und als läge nichts zwischen ihnen. Er half ihr mit kleinen Scherzen, die ihm gar nicht ähnlich sahen, über Giselas Taktlosigkeit weg, er sprach harmlos, obenhin über Kunst und daran streifende Interessen, und so gestaltete sich der Abend zu einem heiteren und erfreulichen.

Er versprach, am nächsten Tage wiederzukommen — und dann kam er jeden Nachmittag herübergefahren, er war so allein in Dillburg, mit Bentheim war er befreundet, warum sollte er nicht die Weihnachtsferien bei guten Freunden genießen?

Dann saßen sie und sprachen, oder sie gingen und liefen Schlittschuh: sie waren wie zwei Kinder, die glücklich am Abgrund spielen und Blumen pflücken.

Ueber Zukunft und Vergangenheit sprachen sie nie, alles war Gegenwart, die gehörte ihnen, und nach allen Stürmen der verflossenen Jahre waren diese kurzen Feiertage so schön und friedlich und flossen ihnen dahin wie ein goldener Traum.

Wann würden sie erwachen und wie?

(Fortsetzung folgt.)

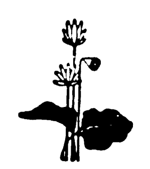


Alter Krug.

Von

Maurice von Stern.

Aus Erz ein Krug,
D'rauf in Relief ein Nereidenzug.
Auf ehernen Wogen
Kommen sie gezogen.
Im Zuge vorn
Bläst der Triton sein Muschelhorn.
Ein Klang
Wie Meergesang
Zittert und schwebt.
Der Krug erbebt.
Wenn dir jetzt, lebend in Erz geritzt,
Eine Welle nur nicht auf den Schreibtisch spritzt! —
Drei rote Rosen duften im Krug,
Grad über dem Nereidenzug.
Das Meervolk reckt sich und schnuppert im Wind:
Ob das wohl griechische Rosen sind?





Mirabeau als französischer Geheimagent in Berlin.

Von

Dr. Hermann Rösemeier.

Es giebt Bücher, welche interessant sind wegen der Personen, die sie behandeln, sowie andere, die uns wegen der Thatsachen interessieren, die sie enthalten. Das vorliegende Buch*) gehört zu beiden Kategorien. Den Geschichtsfreund wie den Psychologen zieht immer wieder die gewaltige Gestalt jenes Grafen an, der an der Schwelle der französischen Revolution steht; den Deutschen müssen die Vorgänge, wenn nicht anziehen, so doch interessieren, die zur Zeit jener welthistorischen Wende zu Berlin sich ereigneten. Gewiß, es ist nicht eben eine ruhmvolle Episode deutscher Geschichte, die uns in dem Buche geschildert wird. Aber gerade darum dürfte eine Betrachtung derselben um so lehrreicher sein. — Uns fällt bei dieser Gelegenheit ein Geschichtchen ein. Auf dem herrlichen Schloßberg bei dem schönen Freiburg im Breisgau ist eine Tafel angebracht, welche der Erinnerung an eine einstmals dort von dem berühmten Ingenieur Vauban errichtete Schanze gewidmet ist und folgende Inschrift aufweist: „Im Besitz der Krone Frankreich, wurde Freiburg von Vauban neu befestigt." Allzu eifrige Patrioten tadelten es, daß das Angedenken an eine der trübsten Zeiten Deutschlands wachgerufen wurde; andere aber fanden — und unseres Erachtens mit vollem Recht — es durchaus angebracht, daß der deutsche Bürger auch an die schlimmen Ereignisse vergangener Tage erinnert werde. Und so mag denn auch das vorliegende Buch darum nicht minderen Beifall finden, weil, was es schildert, nicht eben erfreulich ist. Anastasius Grün läßt in einem halb launigen, halb ernsten Gedichte die Zeit sich durch ihren Anwalt gegen die Anklagen verteidigen, die gegen sie erhoben werden; unter anderen vergleicht der geschickte Verteidiger seine Klientin mit einem weißen Blatt Papier und ruft den Anklägern zu:

*) Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786 bis 1787. Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris. Herausgegeben von Henry Welschinger. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Karl Günther, 1900.



„Die Schrift darauf seid ihr,
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?" — —

Bevor wir auf die Berichte näher eingehen, welche Mirabeau in seiner etwas delikaten halb amtlichen Eigenschaft nach Paris richtete und die er nachher, wie wir gleich hier bemerken wollen, auf nicht allzu schöne Weise veröffentlichte, sei es uns gestattet, einen Blick auf die Person und die Lebensgeschichte dieses phänomenalen Mannes zu werfen.

Mirabeau hatte bereits die Mitte des vierten Jahrzehnts seines bewegten Lebens überschritten, als er die Hauptstadt Preußens betrat. Er war in Frankreich schon ein recht bekannter Mann; auch in das Ausland begann der Ruf seines Namens zu dringen. Freilich ein recht eigenartiger Ruf. Man mochte damals Mirabeau mit jenen Männern vergleichen, die in England in der schimpflichen Zeit nach der Wiederherstellung der Stuarts eine halb skandalöse, halb glänzende Rolle gespielt hatten, mit jenen geistvollen aristokratischen Wüstlingen nach Art der Buckingham und Shaftesbury, vielleicht auch der Bolingbroke. Andere mochten ihn dem ehrgeizigen Kardinal von Retz, dem verschlagenen Führer der „Fronde", an die Seite stellen. Und sie mochten sich, um die Parallele zwischen diesen beiden Männern zu vervollständigen, darauf berufen, daß, wie das Haus der Gondi, dem jener ränkevolle Kardinal entstammte, so auch die Familie Riquetti, der die Grafen von Mirabeau angehörten, aus Florenz ihren Ursprung herleitete. Allerdings hat die neuere Forschung den Zusammenhang der Riquetti mit dem alten Ghibellinenhause der Arighetti mehr als zweifelhaft gemacht.

Gabriel Honoré Viktor Riquetti, Graf von Mirabeau, wurde als der Sproß eines provençalischen Grafengeschlechtes im Jahre 1749 geboren. Sein Vater, der ältere Graf Mirabeau, war ein merkwürdiges Gemisch von Aufklärer, Sonderling und Haustyrannen, der die Menschheit beglücken wollte und nebenbei seine Frau und seine Kinder einsperren ließ. Mit seinem älteren Sohne, eben unserem Helden, stand der alte Graf von Anfang an so schlecht als möglich. Gabriel Honoré wuchs unter völlig zerrütteten Familienverhältnissen auf. Ein Erbe des hochfliegenden Geistes, aber auch der unbezähmbaren Heftigkeit und der nicht minder unbezähmbaren Sinnenlust seines Geschlechtes, verwickelte er sich schon in frühester Jugend in galante Liebesabenteuer und machte durch Entführungsgeschichten von sich reden, die er mit langwieriger Haft abzubüßen hatte. Dabei stürzte ihn der Geiz des Vaters in Schulden, von denen er bis an sein Lebensende nicht befreit worden ist: hatte er doch bei seinem Tode den Rock noch nicht bezahlt, in dem er 20 Jahre zuvor Hochzeit gemacht hatte.

Aber Mirabeau ging nicht unter in dem wüsten und tollen Treiben seiner Jugend. Zwar nicht sein Charakter, aber doch sein Geist blieb unversehrt von den Ausschweifungen seines Körpers. Eine große Seele wohnte in dem mächtigen, aber unschönen Körper; der Ausdruck der Genialität spiegelte sich in den Gesichtszügen wieder und ließ, zumal in Momenten der Erregung, des Grafen abschreckend häßliches Angesicht bisweilen beinahe schön erscheinen.

Durch Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, die er während seiner Haft auf der Felsenburg If verfaßte, machte er sich in der litterarischen Welt einen Namen; in den Kreisen der Politiker wurde er durch seine geistsprühenden Flugschriften und Pamphlete bekannt, die ein ebenso tiefes Wissen der politischen und der wirtschaftlichen Verhältnisse bekundeten, wie sie eine schonungslose und einschneidende Kritik an ihnen übten.

Es ist traurig, einen solchen Mann mit den kleinlichsten Sorgen des täglichen Lebens ringen zu sehen. In dem verzopften Frankreich des ancien régime war kein Raum für eine große Individualität nach Art Mirabeaus. Während Thoren und Nullen in der Verwaltung, im Kriegsdienst, in der Diplomatie die höchsten Stellen erhielten, fand man für Mirabeau keine andere Verwendung, als die Handlangerstelle eines diplomatischen Geheimagenten am Berliner Hofe, an dem der weltmännisch-gebildete, sonst aber herzlich unbedeutende Graf d'Esterno offizieller Vertreter Frankreichs war.

Es war während der letzten Monate der Regierung des großen Friedrich und während der ersten Monate der Regierungszeit seines um ein beträchtliches weniger großen Nachfolgers, als Mirabeau in Berlin verweilte. Die Früchte seines Berliner Aufenthaltes waren einerseits das dickleibige Werk über „Die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen", andererseits die Berichte, die er durch die Vermittelung des nachmals als Talleyrand berühmt gewordenen Abbé de Périgord an die französische Regierung richtete und die er unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution als „Geheime Berliner Korrespondenz" veröffentlichte.

Es mag hier eine kurze Bemerkung über Talleyrand ihren Platz finden. In mehr als einer Beziehung glichen sich diese beiden hernach auf die Seite der Revolutionspartei gedrängten Sprößlinge hocharistokratischer Häuser nur allzusehr: beide körperlich mißgestaltet, beide wenig wählerisch in ihren Mitteln, beide erfüllt von cynischer Verachtung gegen ihre Mitmenschen, beide beseelt von dem gleichen glühenden Wunsche, um jeden Preis in die Höhe zu kommen.

Und doch wäre nichts falscher, als beide Männer auf eine Stufe stellen zu wollen. Wieviel Flecken auch den Charakter Mirabeaus entstellen mochten: der provençalische Graf war hoher Gedankenflüge ebenso fähig, wie feuriger Hingabe an eine große Sache, dieweil Talleyrands kalte Seele, ob sie gleich in ein gewinnendes Wesen gehüllt war, niemals im stande war, sich von etwas anderem leiten zu lassen, als den nacktesten Erwägungen gemeinsten Eigennutzes. Bekannt ist jenes derbe, cynische, aber den Nagel auf den Kopf treffende Witzwort Mirabeaus: „Talleyrand würde für Geld seine Seele verkaufen und er würde gut damit thun, denn er würde Gold für Mist eintauschen."

Mirabeaus Hauptwerk über Preußen, „Die preußische Monarchie", fand wenig Leser: die fieberhafte Erregung, die dem Ausbruch der französischen Revolution voraufging, ließ das Publikum zwar aktuelle Flugschriften mit Heißhunger verschlingen, verstattete aber nur wenigen die Muße und die Ruhe

für das Studium umfangreicher Bücher. So machte der Verleger Mirabeaus, der Buchhändler Le Jay, schlechte Geschäfte mit dem Werke. Es heißt, daß deshalb und nebenbei, weil er mit der Frau des genannten Verlegers ein kleines Liebesverhältnis hatte, Mirabeau die Korrespondenz bei Le Jay erscheinen ließ. Die Veröffentlichung selbst hatte aber andere Gründe. Mirabeau brauchte dringend Geld, um seine Wahl in die Generalstände zu bewerkstelligen. Auf alle Fälle war die Veröffentlichung der natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Aktenstücke ein grober Vertrauensbruch. Das Werk erschien daher auch anonym, und Mirabeau hatte sogar die Stirne, die Autorschaft zu leugnen. Doch half ihm dies Verhalten gar nichts; der Verfasser wurde sofort erraten: der Kunstgriff, das Buch als das nachgelassene Werk eines verstorbenen Reisenden zu bezeichnen, täuschte niemand. Das Aufsehen im Publikum war ebenso groß wie die Entrüstung in den „maßgebenden Kreisen" Frankreichs. Der oberste Gerichtshof des Reiches, das Parlament von Paris, ließ die „Geheime Berliner Korrespondenz" wie zuvor den „Emile" Rousseaus von Henkers Hand verbrennen. Dies Verfahren vermehrte selbstredend nur das Verlangen nach dem pikanten Buch.

Es erlebte verschiedene Auflagen und wurde auch frühzeitig in mehrere fremde Sprachen, darunter auch ins Deutsche, übersetzt. Aber bis zu der neusten Publikation gab es keine wirklich authentische Ausgabe des berühmten Werkes. Zu um so größerem Danke sind wir Henry Welschinger für diese seine neue, auf umfassenden archivalischen Studien basierte Ausgabe verpflichtet, und nicht minder sind wir dem Freiherrn Marschall von Bieberstein dafür verbunden, daß er durch seine Uebersetzung dieses Werk weiteren deutschen Kreisen zugänglich gemacht hat. —

Ueber Mirabeaus fernere Lebensschicksale näheres zu berichten, ist hier nicht der Platz. Sie gehören der großen Geschichte an. Führer des dritten Standes in den États-généraux, alsdann das Haupt der konstituierenden Nationalversammlung und der Urheber der einschneidendsten Reformen, darauf aber, weil die Revolution ihm eine allzu radikale Wendung nahm, und leider auch, weil die königlichen Bestechungsgelder eine noch deutlichere Sprache führten, geheimer Verbündeter des Hofes, stand er beinahe zwei Jahre hindurch im Mittelpunkte der inneren Politik Frankreichs, bis am 2. April 1791 ein frühzeitiger Tod diesem so unendlich reichen Leben ein Ziel setzte. Die sterblichen Ueberreste des großen Mannes fanden eine Ruhestätte in der Kirche St. Genoveva, die damit zugleich zum National-Pantheon erhoben wurde. Nicht lange freilich sollten sie dort ruhen. Die radikale Demokratie siegte über die konstitutionelle Partei; das verfassungsmäßige Königtum, das Mirabeau hatte aufrecht erhalten wollen, fand seinen Untergang. Gleichzeitig kamen die geheimen Verbindungen zwischen dem Hofe und Mirabeau ans Tageslicht. Die Gebeine des „Vaters der Revolution" wurden aus ihrer Ruhestatt gerissen, um dem Leichnam Marats Platz zu machen.

So blieb die Ruhelosigkeit das Schicksal selbst noch des toten Mirabeau, wie sie das Erbteil des lebenden gewesen. —

Es gewährt einen peinlich-schmerzlichen Anblick, diesen außerordentlichen Mann stets mit den allergemeinsten Nöten des Lebens ringen zu sehen. In den Jahren, da er der eigentliche Regent Frankreichs war, vermochte er sich doch kaum seiner Gläubiger zu erwehren: „sie sollen wiederkommen, wenn ich Minister geworden bin", pflegte er wohl, halb im Ernst, halb im Scherz zu sagen, um sich der verhaßten Dränger zu erwehren.

So nehmen denn auch Klagen über pekuniäre Bedrängnisse einen nur allzu breiten Raum in den Briefen ein, die Mirabeau von Deutschland aus an Talleyrand richtete. Der Mann, der der französischen Regierung die allerwichtigsten Dienste leistete, der sie mit Nachrichten versorgte, wie sie kein anderer ihr zu verschaffen verstand, der ihr Pläne soufflierte, die auch nur zu ahnen die liebe Routine-Mittelmäßigkeit der zünftigen Diplomatie unfähig war: derselbe Mann erhielt eine Besoldung von einer derartigen Kärglichkeit, daß er von Geldverlegenheit zu Geldverlegenheit taumelte, daß er oft nicht wußte, wovon er seine Agenten, seine Angestellten bezahlen, ja, wie er selbst auch nur das Leben fristen sollte. — Ob Mirabeau sich vielleicht mit der Erinnerung an einen anderen großen Diplomaten getröstet hat, mit Macchiavelli, der ebenfalls mit den bescheidensten Handlangerstellungen und mit der kärglichsten Lohnschreiberbesoldung sich begnügen mußte, dessen unsterbliche diplomatische Berichte ebenfalls durch die steten Notschreie nach Geld entstellt werden?

Man ist nur zu geneigt, eine weitere Entstellung der Mirabeauschen Berichte in der breiten Ausführlichkeit zu sehen, mit der er bei der Skandalchronik der Höfe und der Gesellschaft Deutschlands verweilt. Gewiß redet hier gar oft aus dem Grafen der mit allen Wassern gewaschene Roué, dem ein pikantes Zötchen nur allzusehr gefiel. Und doch versöhnt uns wieder die echtfranzösische Eleganz, mit der Mirabeau auch die schlüpfrigsten Dinge in die gefälligste Form zu kleiden weiß. Und das nicht allein: bei Mirabeau haben auch die Skandalosa, die er erzählt, ihre Bedeutung: sie gehören eben zu dem Gemälde, das er zeichnen will; würden sie fehlen, würden sie vielleicht das Bild schöner machen, dafür ihm aber um so mehr an Naturwahrheit rauben.

Mirabeau, der wilde Genußmensch, ist doch nicht blasiert. Derselbe Mann, der manchmal ganz im Wohlbehagen am moralischen Schmutze unterzugehen scheint, ist aufs höchste empfänglich für historische Größe. Bekannt ist sein Wort, er wolle, indem er Friedrichs II. Charakter zeichne, „Cäsars Bild den Schmierern entreißen". Doch auch Persönlichkeiten von weit geringerer Bedeutung, mit Schwächen ausgestattet, die gerade Mirabeaus Spottlust zu reizen geeignet waren, finden eine durchaus wohlwollende und gerechte Würdigung. So schreibt er über den Kurfürsten, nachherigen König Friedrich August I. von Sachsen: „Sein Verlangen, Gutes zu thun, sein Hang zur größten Sparsamkeit, seine unermüdliche Arbeitskraft haben ihn nie verlassen;

Entbehrungen aller Art und Ausdauer setzten ihn in den Stand, alle alten Schulden des kurfürstlichen Hauses zu bezahlen. Langsam, aber keineswegs unentschlossen; peinlich in seinen Obliegenheiten, aber einsichtsvoll; nicht gerade von schneller Auffassung, ist er um so mehr zum Nachdenken geneigt. Seine Schwäche ist eine gewisse Frömmelei, die ihn jedoch in der Erfüllung seiner Pflichten nicht beeinträchtigt; nur einen Schritt weiter und man müßte ihn bigott nennen." Die Geschichte hat im wesentlichen dieses Urteil Mirabeaus bestätigt.

Nicht bestätigt hat sie dagegen sein Urteil über Karl August von Weimar, der als Freund Goethes, als Beschirmer unserer klassischen Litteratur, als verhältnismäßig freigesinnter Fürst, als wackerer Patriot noch heute allen Deutschen teuer ist. Aber vergessen wir nicht, daß sich Mirabeaus wegwerfendes Urteil in erster Linie gegen des Herzogs staatsmännische Fähigkeiten richtet, die in der That nicht sehr bedeutend waren. Die Verdienste Karl Augusts um die deutsche Litteratur konnte Mirabeau ebensowenig abschätzen, wie er diese selbst kannte, ob ihm gleich wenigstens eine leise Ahnung von ihr aufstieg: der Graf war zu sehr Franzose, allzu eingenommen von den geistigen Vorzügen seiner Nation, als daß er eine fremde Litteratur nach Gebühr hätte würdigen mögen. Bezeichnend ist die ganz beiläufige Wendung, die ihm einmal in die Feder kommt: Frankreich ist das einzige Land, wo der Kultus des Genius blüht. — Nicht minder bezeichnend ist, daß Büsching der einzige deutsche Gelehrte ist, der in der Geheimen Korrespondenz wenigstens Erwähnung findet: aber diese trockne Erwähnung, wie sticht sie ab z. B. gegen den feurigen Hymnus, der dem französischen Astronomen Lagrange gewidmet wird!

Auch darin ist Mirabeau ganz Franzose, daß er nur zu geneigt ist, die deutschen Fürsten und Staatsmänner nach der Stellung zu beurteilen, die sie gegenüber Frankreich und französischem Wesen einnahmen. Kein Wunder, daß er auf diese Art und Weise bisweilen zu falschen und schiefen Urteilen verführt wird. Zwar seine günstige Beurteilung des französisch gesinnten und französisch gebildeten Herzogs Ferdinand von Braunschweig dürfte im allgemeinen das Richtige treffen. Das Kriegsunglück, das der mehr denn siebzigjährige Greis 1806 und 1807 erlitt, darf nicht über seine bedeutenden militärischen Fähigkeiten täuschen, die mindestens nicht unbeträchtlich waren. Noch weniger darf das berüchtigte Manifest von 1792 zur Beurteilung des Herzogs herangezogen werden. Reaktionäre Hof- und Emigranteneinflüsse zwangen dem Widerstrebenden diese thörichte Stilübung ab, zu der er eben nur den Namen hergab. Der Herzog selbst war so wenig rückständig in seinen Ansichten, daß die französischen Konstitutionellen allen Ernstes daran dachten, ihn an die Spitze des Heeres zu stellen, ja, daß der Plan, ihn zum Könige von Frankreich zu machen, Anhänger finden konnte.

Anders steht es mit der Beurteilung, die Mirabeau dem Minister v. Hertzberg zu teil werden läßt. Hier dürfte der Haß des Franzosen gegen den Hauptbefürworter des englisch-preußischen Bündnisses Mirabeau einen bösen

Streich gespielt haben. Hertzberg, wenn auch kein großer Staatsmann, war sicherlich nicht der unbedeutende Mensch, als den ihn Mirabeau hinstellt.

Aehnlich oder vielmehr noch schlimmer verhält es sich mit der wechselnden Beurteilung, die Mirabeau dem Prinzen Heinrich von Preußen, Friedrichs II. Bruder, zu teil werden läßt. Der Graf hält den Prinzen zunächst für einen unbedingten Anhänger Frankreichs; er versteigt sich zu den Worten: „Prinz Heinrich ist ganz Franzose, wird es sein und wird als Franzose sterben." Solange Mirabeau dieser Ansicht ist, lobt er den Prinzen über alle Maßen; als er aber einsieht, daß einmal Prinz Heinrich keinen Einfluß auf seinen Neffen zu üben vermag, und daß zum anderen des Prinzen Franzosenfreundlichkeit doch nicht so über allem Zweifel erhaben ist, da wird er kühler und immer kühler in seinen Lobsprüchen, bis endlich die ursprünglich so überschwenglich günstige Beurteilung in ihr bares Gegenteil verkehrt ist.

Der, man möchte beinahe sagen, borniert französische Standpunkt ließ Mirabeau auch eine der wenigen Regierungshandlungen des Königs Friedrich Wilhelms II., die uneingeschränktes Lob verdienen, mit höhnischem Tadel begleiten. Friedrich Wilhelm entfernte die französischen Steuerpächter, die Friedrich II. ins Land gerufen. Das Volk begrüßte mit Jubel, daß es dieser Quälgeister ledig war: Mirabeau aber prophezeite eine völlige Zerrüttung des preußischen Finanzwesens, weil, wie er unverblümt zu verstehen giebt, die Deutschen für Steuersachen völlig unbrauchbar seien.

Dieses Urteil nimmt um so mehr wunder, als Mirabeau sich sonst durchaus auf der Höhe der ökonomischen Bildung seiner Zeit bewegt. Er ist Anhänger Adam Smiths, dem er in einem Briefe enthusiastisches Lob zollt; befürwortet den Freihandel oder doch einen englisch-französischen Handelsvertrag; erkennt mit scharfem Blicke, daß Kursachsen das wirtschaftlich fortgeschrittenste Gebiet des damaligen Deutschlands war, und daß auch die sächsische Regierung eine tiefere Einsicht in die ökonomischen Zusammenhänge bekundete, als gemeinhin der Fall war.

Von großem Scharfsinn zeugt auch, was Mirabeau von dem steten Wachstum Rußlands und der Gefahr zu melden weiß, mit der dieser Koloß das westliche Europa bedrohte. Der Graf schlägt hier eine Saite an, die durch die ganze politische, speziell die demokratische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts wiederklingt. —

Den breitesten Raum in der „Geheimen Korrespondenz" nehmen naturgemäß Berichte über den preußischen Hof und die preußische Politik ein: die gelegentlichen Nachrichten über die Höfe von Dresden und Braunschweig, die Betrachtungen über das Umsichgreifen Rußlands, über die Bedrohung Polens und Kurlands durch die Moskowiter u. s. w. sind schließlich nur Episoden, die zudem mit dem Hauptthema im engsten Zusammenhange stehen.

Die französische Politik richtete damals ihr Hauptaugenmerk darauf, einmal, wenn irgend möglich, ein englisch-preußisches Bündnis zu verhindern

bezw. es durch den Beitritt Frankreichs zugleich zu erweitern und zu neutralisieren, und zum anderen die republikanische „Patriotenpartei" in den Niederlanden, speziell die von dieser Richtung beherrschte Hauptprovinz Holland, vor der oranischen, mit England verbündeten und von Preußen beschirmten Statthalterpartei zu schützen. Beide Ziele wurden nicht erreicht: aus verschiedenen Gründen, unter denen die Unfähigkeit d'Esternos und die schwankende, schwache Haltung der französischen Regierung die wichtigsten waren; die letztere Haltung wiederum wurde durch die finanzielle Beklemmung und die sich meldenden Vorboten der Revolution verursacht.

Mirabeau that, was er konnte: er nahm sich insbesondere der holländischen Patriotenpartei an, zu deren Gunsten er seinen berühmten „Aufruf an die Batavier" verfaßte. Aber was vermochte ein Privatmann ohne offizielle Stellung, der auf Schritt und Tritt durch den unleidlichsten Geldmangel gehemmt wurde, der von der nackten Unfähigkeit sich umgeben sah?

Der Feldzug der Preußen nach Holland, der leichte und mühelose Sieg, den die Armee davontrug und der ihr verhängnisvolles Selbstgefühl in unheilvoller Weise steigerte, fällt in die Zeit nach Mirabeaus kurzem Aufenthalt in Berlin. Er schien in seinem Ausgange des Grafen düstere Prophezeiungen über den bevorstehenden Sturz Preußens zu widerlegen. Aber wie richtig diese Vorhersagungen waren, sollte sich später zeigen: das Unglück, das 1806 über Preußen hereinbrach, bestätigte vollauf, was Mirabeau voraus verkündet. —

Der knappe Raum, der uns zur Verfügung steht, verhindert uns, näher auf die Schilderungen einzugehen, die der Geheimagent von dem damaligen Zustand des preußischen Hofes und des preußischen Staates entwirft. Wir würden sonst viel zu berichten haben von den koketten Frauen, die den sinnlichen König in ihre Netze zogen und den so erlangten Einfluß benutzten, um die Staatsgeschäfte in Verwirrung zu bringen; von dem grassierenden Unfug der Majestätsbeleidigungsklagen; von dem „Obskuranten" Wöllner, dessen Aufstieg zur höchsten Macht Mirabeau, der den Finsterling völlig durchschaute, noch aus nächster Nähe erlebte; von den unsauberen Hofgeschichten, über die man in Berlin klatschte; von dem unaufhaltsamen Niedergange des fridericianischen Staates. Wir würden auch einige erfreulichere Aufgaben zu erfüllen haben: den Minister Hertzberg gegen die, wie schon gesagt, unberechtigten Angriffe Mirabeaus in Schutz zu nehmen, auf den klugen Finanzmann Struensee, Bruder jenes unglücklichen Reformators Dänemarks und nachmaligen Minister Preußens, hinzuweisen u. s. w. Doch wir müssen uns begnügen, alle jene, die die interessante Zeit einmal in der Beleuchtung sehen wollen, die ihr ein so überaus bedeutender Mann gegeben, auf das Buch selbst zu verweisen und uns hier darauf beschränken, ein Kabinetsstück Mirabeauscher Schilderungskunst, sein Porträt Friedrich Wilhelms II., zu geben.

„Es ist sehr wahrscheinlich," schreibt der Graf in dem zweiunddreißigsten Briefe der vorliegenden Sammlung, „daß Friedrich Wilhelm gerade so enden

wird, wie sein scharfsinniger Onkel es vorausgesehen hatte; unmöglich ist es, die Verwerflichkeit seines Privatlebens zu übertreiben: diese Unordnung, diese Zeitvertrödelung! Die Dienerschaft hat Furcht vor den Ausbrüchen seiner Heftigkeit und verspottet ihn zugleich. Kein Dokument ist in Ordnung, keine Denkschrift wird vermerkt, kein Brief wird persönlich geöffnet; keine Macht der Welt könnte ihn dahin bringen, vierzig Zeilen im Zusammenhange zu lesen; Ausbrüche von Zorn mischen sich mit häufiger Trägheit."

Mirabeau mag in Einzelzügen übertrieben haben: das Porträt als Ganzes hat die Geschichte, trotz Trenck und anderer früherer und späterer Retter des „dicken Wilhelm" (wie die Berliner höchst respektwidrig den König nannten), nur allzu treffend befunden und als wertvolles Kunstwerk ihrer Gemäldegalerie einverleibt.



Der kleine Seiltänzer.

Von

Karl von Fircks.

„Du sollst mir nicht dreinsehn so traurig und blaß,
Du verwünschter Bube! und höre,
Wenn du noch einmal vom Seile fällst,
So setzt es Hiebe zur Lehre!

Du treibst mir die Leute vom Platze weg
Mit deinem Jammergesichte,
Und die kreischenden Weiber sehn mich an,
Als säßen sie mir zu Gerichte."

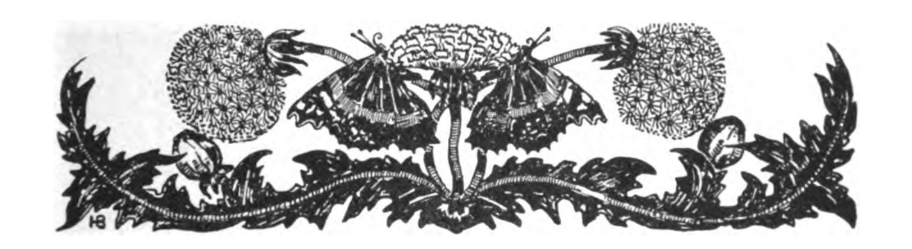
„Ach Meister, ach Meister, ich bin so bang'
Allein in der schwindelnden Höhe,
Mir schlägt das Herz so sehr und mir thun
Die Füße vom Springen so wehe.

Und wenn dann von unten herauf zu mir
Die zürnenden Worte dringen:
Pfui über das feile Mutterherz,
Sein Kind dem Tod zu verdingen;

Dann werden die Augen mir dunkel und trüb',
Und ich muß an mein Mütterlein denken,
Das sich um sein entlaufenes Kind
Daheim thut härmen und kränken,

Und habe nicht acht, ob das Seil mir fehlt,
Und möchte mich fallen lassen;
Mir ist, als müßte sie unten stehn,
In die Arme mich aufzufassen."





Neue Guckkastenbildchen.

Von

Karl Bechstein.

Ein Frühlingsstrahl.

Die Frühlingssonne war erwacht mit ihrer die Herzen erfüllenden Kraft und sandte auch einige ihrer Strahlen durch die Fenster einer engen Gefängniszelle.

Allen Menschen wollte sie leuchten, alle Gottesgeschöpfe begrüßen, darum drang sie auch hier ein.

Doch während sie draußen von den Menschenkindern auf ihr fröhliches „Wacht auf!" freudige, hoffnungsvolle Gesichter erntete, schien ihr Gruß bei dem stillen Mann in der Zelle wirkungslos vorüberzugehen. Ein schmerzliches Lächeln nur spielte um seine Lippen.

„Was bringt mir der Frühling? Allen etwas — mir nichts."

Es riefen ihm die Strahlen nur zurück ins Gedächtnis, wie es einst gewesen.

Ja, wie erwachte da sonst der ganze Mensch, wie weckte der neue Frühling neues Leben und Hoffen, Lieben und Seligsein, wie trieb es ihn hinaus in die Welt, wie schön war so ein Frühling!

Es hatte ihm im Leben nichts gefehlt, er hat wie wenige die Freuden des Daseins durchkostet.

Und jetzt — es durchschauerte ihn — ein Betrüger, ein Sträfling war er jetzt, ein Ausgestoßener der Menschheit, ein Lump. Von seinem Reichtum, von seiner Fülle, von all den Genüssen — was war ihm geblieben?

Selbst die Erinnerung daran ließ ihn die Gegenwart nur schrecklicher erscheinen.

Kann mir jemals wieder ein Frühling blühen, auch nur eine Ahnung von Freude bringen? Ist es möglich, wenn er nicht einziehen kann in das Herz? — —

„Nimmer, nimmermehr!“ dachte der Mann; „vorbei, alles vorbei!“ — Aber etwas brachte der Lenz ihm doch.

Ein wenig Freude gießt er auch in das ärmste Herz, selbst die Thore des Kerkers vermögen sein Eindringen nicht zu hindern.

Ein Schatten huschte an der Wand vorüber, ein silberhelles Zwitschern drang an das Ohr des Gefangenen; vor seinem Fenster saß in den grünenden Zweigen eines Baumes ein Fink und schmetterte ein Frühlingslied in den lustigen Sonnenschein.

Der Mann in der Zelle hatte wohl nie nach einem Finken gesehen; was war ihm ein solches Geschöpfchen gewesen?

Jetzt wandte er kein Auge von dem Vogel.

„O, wie schön ist das Tierchen!“ rief er, und in seinem Herzen regte sich gewaltig ein Gefühl, das Gefühl des Bangens: der kleine Sänger möchte zu schnell wieder fortfliegen.

Aber er blieb, ja es kam ein zweiter, der trug einen Halm im Schnabel.

Es war ein Finkenpärchen, und sie flogen ab und zu und brachten herbei Gras und Hälmchen und bauten ihr Nest vor das Fenster des Mannes, dem sie damit eine Freude bereiteten — die erste seit langer Zeit — vielleicht die reinste und schönste seines Lebens.



Kinderscene.

Auf der Straße unter meinem Fenster sah ich kürzlich eine reizende Kinderscene. Zwei kleine Mädchen von sechs bis sieben Jahren fuhren einen neuen Puppenwagen und schauten abwechselnd durch die Vorhänge zu ihren Kindern hinein, und zwar mit der Seligkeit einer Mutter, die nach den strahlenden Augen ihres Lieblings blickt.

Sie schlugen das Verdeck auf und nieder, richteten das Kopfkissen zurecht, strichen die Zudecke gerade, küßten die Puppen, zupften und ordneten und waren fortwährend geschäftig.

Eben bog wieder das eine der Kinder sein Lockenköpfchen zum Wagen nieder, da kamen wie eine Windsbraut zwei Jungen herbeigesprungen. Sie haschten sich um den Wagen und die beiden Mädels herum, aber dabei verfuhren sie so unvorsichtig, daß der eine nicht allein den Wagen mit den Puppen, sondern auch das kleine Mütterchen mit über den Haufen rannte.

Es erhob sich ein Zetergeschrei, und nicht nur die am Boden liegende schrie, auch die andere nahm gleichen Anteil an dem Geschick und der Klage.

Auch mir thaten die beiden leid. Hatten es die Jungen ja nicht böse gemeint, das Unglück nicht absichtlich herbeigeführt, so konnten sie doch vorsichtiger sein und sich einen andern Ort für ihr tolles Spiel suchen.

Doch der Uebelthäter versöhnte mich sofort wieder.

Er war wohl selbst erschrocken über die Folgen seines Ungestüms; denn er kam zu dem kleinen Opfer heran und versuchte es zu beruhigen.

Ja, er that noch mehr. Als all sein Bitten und Reden nichts half, das Schluchzen zu unterbrechen, nahm er die kleine Hand der Verunglückten und zeigte ihr, wie sie ihn schlagen sollte.

Das hatte den gewünschten Erfolg, und so gut sie konnte, schlug die erst so zärtliche Mutter den die Strafe geduldig hinnehmenden Knaben in das Gesicht, bis ihr selbst unter Thränen wieder ein Lächeln um den Mund zog und sie einhielt im Akte der Vergeltung.

Zumeist kam es ja wohl dem Knaben darauf an, die Kleine zu beruhigen, damit ihn nicht vielleicht ein anderer strafender Arm ereile, aber die Erkenntnis seines Vergehens und die bereitwilligst sich selbst auferlegte Sühne gaben doch beredtes Zeugnis eines herzensguten, gerechten Sinnes.

* * *

Und wir, die wir die Kinder erziehen wollen, wir, deren Thun und Lassen den Kleinen ein Spiegel sein soll, hineinzuschauen und nachzuahmen, — was thuen wir?

Es werden im Hasten und Treiben des Lebens gar viele Puppenwagen umgeworfen. — Da ist es einfach das Recht des Stärkeren.



Leid.

Von

Anna Dix.

Schnell verblaßt des Stolzes Purpurkleid.
Wisse: stärker, als der Trotz, ist Leid.

Leid, ob groß und kühn, wie Wogenschwall,
Oder stet und still, wie Tropfenfall.

Leid, das Fürsten Dornenkronen reicht,
Das die Mächtigen im Traum beschleicht.

Leid, das der Tyrannen Throne fällt,
Ihren Nacken beugt, ihr Schwert zerspellt .....

Schnell verblaßt des Stolzes Purpurkleid.
Wisse: stärker, als der Trotz, ist Leid.





Neue Bücher für unsere Kinder.

Wer Lust und Geld hatte, konnte seinen Kindern am letzten Weihnachtabend eine Anzahl von Büchern schenken, die mit vollem Rechte, sowohl was Inhalt als Ausstattung angeht, das heutzutage so viel gebrauchte und oft mißbrauchte Beiwort „modern" verdienen. Diese Bücher wollen aber auch neu und originell wirken, und einige davon betonen das fast allzu aufdringlich. Freilich merkt man dann auch die Absicht und wird herzlich verstimmt, wenn man näher auf Ton und Inhalt eingeht. Sehen wir uns zunächst einmal das in Wort und Bildschmuck jedenfalls „modernste" aller Bilderbücher an: „Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Im Insel-Verlag bei Schuster & Löffler Weihnachten 1900 erschienen."

Man sieht, ein sehr „moderner" Verlag und ein höchst „moderner" Autor! Richard Dehmel und Verse für unsere Kinder! In seiner ganzen Art liegt so viel Unfrohes, Unkindliches, Ueberreiztes, daß man sich gar nicht verwundern kann, wenn die Verse so unpassend ausgefallen sind. Das Buch soll humoristisch wirken, aber der echte Humor hat etwas Unmittelbares, Naives, Taufrisches. Dehmel wird in seinen Kinderliedern oft satirisch, manchmal kindisch.

Nun giebt es ja eine ganze Menge von thörichten, unkindlichen Bilderbüchern, gegen die man auch nicht gleich Front macht, die man ruhig ihrem Schicksal des Zerrissen- und Vergessenwerdens überläßt. Aber für dies Dehmel-Kreidolfsche Kinderbuch wurde von gewisser Seite eine großartige Reklame gemacht. Die „Pädagogische Reform", Organ der Hamb. Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung, veröffentlichte einen Aufsatz des Lehrers W. Lottig in Hamburg. Darin wird der „Fitzebutze" als Kunstwerk himmelhoch gepriesen, „ein Schatz für klein und groß" genannt und kühn behauptet: „Das sind nicht die üblichen Gedichte für Kinder — dies sind Schöpfungen aus der Kindeswelt, aus der Kindesseele heraus, geschaut mit Kindesaugen!" Herr Lottig weiß in seiner Epistel, die dem Bilderbuch im Sonderabdruck gleich mit auf den Weg gegeben wird, auch viel zu erzählen von dem „gediegenen" und künstlerischen Eindruck, den das Buch auf seine siebenjährigen Klassenschüler gemacht hat. Dagegen kennt der Recensent der „Frankf. Ztg." einen Jungen, „der noch lange kein dummer Bub' ist" und doch das Fitzebutzebuch mit den Worten wegschob: „'s ist wüscht, das mag i net!"

Vom Debüt des „Fitzebutze“ in unserer Kinderstube kann ich berichten, daß unser bücher- und bilderhungriger Sextaner mit der vernichtenden Kritik: „Mutter, das ist mir zu albern,“ ruhig zu seinen alten Büchern zurückkehrte. Seine jüngeren Geschwister hörten dagegen mit sichtlichem Erstaunen und Interesse zu. Ich schiebe das ganz besonders auf den Klang der Dehmelschen Verse, die in Rhythmus und Tonfall das Talent ihres Dichters nicht verleugnen. Später zeigte es sich jedoch, daß mein kleines Publikum von der ganzen Herrlichkeit wenig verstanden und gar nichts behalten hatte. Zwar einzelne Verse, wie: „Ich bau', ich bau' ein Haus, vorne kuckt ein Esel raus, hinten eine Kuh, Muh!“ gingen nicht über ihr Begriffsvermögen hinaus, sind aber auch nicht dazu angethan, es zu erweitern. Aber Gedichte wie „Staatsereignis“ — wenn der Peter zum erstenmal alleine läuft: „Kuck, ganz alleinechen setzt er die Beinechen, ganz wie zur Reichstagswahl wie Onkel Wackelphal — —“ oder das wirklich poetisch empfundene „Lazarus“ sind doch den Kleinen in Stimmung und Ausdruck unverständlich und unverdaulich.

Nun bin ich durchaus nicht der Meinung, daß ein Kind gleich alles begreifen muß, was man ihm vorsagt oder vorliest. Viele unserer lieben, alten Kinder- und Ammenreime wirken zunächst auch nur durch Klang und Rhythmus auf das Kinderohr und Kinderherz. Aber der Inhalt eines für die Kinderstube brauchbaren Verses soll doch wenigstens so beschaffen sein, daß unser Kind ihn verstehen **darf**, daß er nicht verwirrend und gefährlich wirkt, wenn die kleinen Leute die Worte begreifen lernen. Das Dehmelsche Buch bietet aber in seinen Anfangs- und Schlußversen Anschauungen und Begriffe, die wir Mütter nicht ohne weiteres dulden und als gesunde Kost für unsere Kinder anpreisen lassen dürfen.

Die kleine Detta, der diese Worte in den Mund gelegt sind, muß ein sonderbar veranlagtes und recht verdreht erzogenes Mädel sein, dem man vom Götzen Vitzliputzli etwas vorgeredet hat, das verschiedene „liebe Gotts“ kennt und mit seinem scheußlichen Hampelmann „Fitzebutze“ oder „lieber Gott“ spielt.

Lieber ßöner Hampelmann,
Fing die kleine Detta an,
Ich bin dhoß und du bist tlein,
Willst du Fitzebutze sein?
Tomm! — —

Pst, sagt Hatter, Fitzebott
War einmal ein lieber Dott,
Der auf einem Tuhle saß
Und sebratne Menßen aß;
Huh!

— — Plumß, sprach Detta: willste woll!
Sei doch nich so ßrecklich doll!
Mutter sagt, der liebe Dott
Donnert nicht in einem fo't;
Nein!

Nein, sagt Mutta, Dott ist dut,
Wenn man a'tig beten thut;
Fitzebutze, hör mal an,
Was tlein Detta alles tann,
Ei!

Von der kindischen und unpädagogischen Art, die Kleinen in ihrer eigenen unfertigen Sprache anzureden, will ich ganz schweigen — aber ein lieber Gott, der gebratne Menschen aß, und ein anderer, der nicht in einem fort donnert! Was sind das für traurige, unkindliche, unserm deutschen Hause und seinen kleinen Kindern Gott sei Dank noch wildfremde Begriffe!

Dann, nachdem Detta ihrem Hampelmann ihre, d. h. Dehmels Verse vorgeredet hat, im Schlußwort wieder das Spielen mit Gottes heiligem Namen:

Du! mein kleiner lieber Tott,
Mucke doch nicht immerso't!
Zeufst du mir denn keinen Duß,
Wenn man so viel beten muß?

Dehmel wird diese Auffassung gewiß kindlich und humorvoll finden, meines Erachtens muß sie auf unsere Kinder schreckhaft und verwirrend wirken. Wir begehen eine Sünde an unserer Kinder Gemüt und ihrem lebendigen Bewußtsein des einen heiligen Gottes, wenn wir solche Verse in unserer Kinderstube heimisch werden lassen. So etwas gehört unter die Rubrik grober Unfug und heißt nichts anderes, als unsere Kinder Gottes Namen mißbrauchen lehren! —

Die Bilder, welche Ernst Kreidolf zu diesen Versen gezeichnet hat, sind gewiß originell und tüchtig in ihrer Technik, in ihren einfachen, kräftigen Farben und Linien. Ein paar Seiten, z. B. „das Aurikelchen", sind auch hübsch in Auffassung und Ausführung. Aber die meisten dieser Bilder wirken doch verletzend auf den kindlichen Schönheitssinn durch ihren Mangel an Anmut und Poesie. Man hat so viel auf den „Struwelpeter" gescholten, aber hinter seinen primitiven Illustrationen ahnt das Kind sofort die Karikatur und läßt sie nur komisch auf sich wirken. Wenn aber Kreidolf zu den hübschen Versen: „Maikönig kommt gefahren in seinem grüngoldnen Wagen" so widerlich häßliche Frühlingsgenien zeichnet, so hilft dem Kinde kein Humor und keine Komik über den unschönen Eindruck fort.

Man braucht gar nicht „engherzig" und „altmodisch" zu sein, um so über den „Fitzebutze" zu urteilen. Ich selbst fühle und glaube, daß all dies Ringen und Wollen, dies Suchen und Sehnen nach neuen Wegen, neuen Bahnen, das auch in unseren neuesten Kinderbüchern spukt, im tiefsten Grunde einen berechtigten Kern hat; und ich glaube froh und gern, daß wir und unsere Kinder einer Zeit entgegengehen, die für ihren eigenen Inhalt die eigene, wahre Form gefunden hat. Aber der Weg dahin ist noch weit und dunkel, viel menschliches Irren und Verfehlen liegt noch vor dem goldenen Ziel. Und wenn wir großen Leute dies Ringen und Kämpfen auch reich und kräftig mitfühlen, miterleben wollen — warum unseren kleinen Kindern schon dies Unreife, Ungeklärte, Gärende, Werdende entgegenbringen? Wenn nur das Beste für unsere Kinder gerade gut genug ist, so thun wir doch weiser, zunächst für sie noch bei den erprobten und überlieferten, ich möchte sagen den klassischen Bilderbüchern und Kinderversen zu bleiben, anstatt jedes gerade als modern und alleinseligmachend ausgeschrieene Buch gleich kritiklos in die kleinen Hände gelangen zu lassen. Wir warten lieber, bis diese neue Kunst einen andern Höhepunkt gefunden hat und unseren kleinen Kindern ihr Bestes bringen kann! —

Ein ehrliches Streben nicht nur nach dem Neuen, sondern nach allem Guten, Wahren, Schönen zeigt ein anderes Kinderbuch: „Knecht Ruprecht. Illu-

strierles Jahrbuch für Knaben und Mädchen. II. Band. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Verlag von Schaffstein & Comp. Köln a. Rh." Auch hier ist nicht immer der rechte Ton getroffen, aber in dem reichen Inhalt an Wort und Bild findet sich doch allerlei Anregendes und Erfreuliches für unsere Jugend. Bei ehrlichem Weiterstreben und Vermeiden eines allzugroßen Haschens nach Effekt und Originalität wird es dem „Knecht Ruprecht" sicher gelingen, ein willkommener Weihnachtsgast in unseren kinderreichen Häusern zu werden.

Daß sich moderne Buchausstattung übrigens auch mit solidem alten Geschmack und der Tradition unserer Jugendlitteratur verbinden läßt, zeigen z. B. ein paar Bücher, die die Union Deutsche Verlagsgesellschaft herausgegeben hat. Da ist Marie v. Ebner-Eschenbachs „Hirzepinzchen" mit Buchschmuck von Robert Weise, von Grund aus vornehm und schön in Inhalt und Ausstattung, wie es bei dem Namen der Verfasserin auch selbstverständlich scheint. Nur bei den Versen hapert's manchmal, sie lesen sich nicht leicht vor und greifen oft über das kindliche Verständnis hinaus. Da wird „engagieren" auf „placieren", „hungern" auf „ungern" und „Portier" auf „mir" gereimt! Der Verfasserin hätte gewiß in schlichter Prosa besser der richtige, schöne Ausdruck zu Gebote gestanden, und unseren Kleinen wäre der vorzügliche Inhalt ihres „Hirzepinzchens" klarer und anmutiger übermittelt worden.

Das andere Buch desselben Verlages, die eben so hübsch ausgestatteten, mit vielen Holzschnittillustrationen von verschiedener Künstler Hand geschmückten „Hesperiden" Viktor Blüthgens, „Märchen für jung und alt", wendet sich zum Teil schon an Größere. Man kann das Buch getrost jedem Schulkinde in die Hand geben, aber es enthält auch ein paar drollige Geschichten für die ganz Kleinen und ebenso allerlei Sinniges und Nachdenkliches für die ganz großen Leute.

Auch eine kleine Kunstblättersammlung ist zu einem Kinderbuche zurecht gemacht worden: Zu Otto Speckters Zeichnungen aus dem Katzenleben, die sich in seinem Nachlaß vorgefunden haben, hat Gustav Falke hübsche, nicht immer kindliche, aber stets weich und gut klingende Verse geschrieben, und das Ganze ist dann in einem billigen Bändchen von der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde veröffentlicht worden und bei Alfred Janssen, Hamburg, erschienen.

Sogar das Ausland hat zur Bereicherung des Kinderbüchermarkts beisteuern müssen: Der Verlag von Adolf Geerig, Basel, bringt das bekannte Buch Edmondo de Amicis, „Herz", in einer Uebersetzung aus dem Italienischen von Raimund Wülser. Es handelt sich darin um die Geschichte eines Schuljahres, geschrieben von einem Schüler der dritten Klasse einer italienischen Stadtschule. Das Buch ist vortrefflich in seiner Tendenz und Lebensanschauung und hat es in Italien auf 150 Auflagen gebracht. Ich zweifle aber doch daran, daß unsere deutschen Jungen ebenso viel Geschmack an dieser italienischen Schulgeschichte finden, und glaube, daß ihnen manches darin fremd und überschwenglich vorkommen wird.

Ganz gewiß wird aber ein anderes Buch bei unseren Kindern wenig Verständnis finden, obgleich es sicher herzlich gut gemeint ist. Es nennt sich „Blumen der Liebe. Ein Schatzkästlein zur Entfaltung der kindlichen Seele", ist herausgegeben von Gottlieb Friedolin und der Vegetar. Obstbau-Kolonie „Eden" bei Oranienburg gewidmet. Darin findet sich ein merkwürdiges Gemisch

von buddhistischen und christlichen Weisheits- und Sittenlehren und Ratschläge wie der folgende: „Lernet zu leben im Paradiese! Laßt euch genügen an einem Obstgärtchen und einer Lufthütte zur Wohnung! — Lernet zu wandern mit einem Rucksack und einem Stecken!“ An einer anderen Stelle heißt's: „Liebe ist der Ursprung ‚aller‘ Dinge. Gott-Liebe war ‚die Ursache‘ ‚vor‘ der Schöpfung, — das Gottliebe-Wort war die Wirkung von dieser Ursache. Die vielerlei Dinge sind also: die Wirkung des Gott-Liebe-Wortes.“ Ich glaube nicht, daß sich irgend ein Kind entschließen wird, das Buch durchzulesen und dann mit dem guten „Onkel Friedolin“, wie dieser im Schlußworte anrät, über den Inhalt zu korrespondieren. Wir Mütter finden auch wohl einen andern, weniger schwülstigen und komplizierten Weg, zur „Entfaltung der kindlichen Seele“ das Unsere beizutragen.

Wie wenig Grund wir haben, durchaus Neues für unsere Kinderstube schaffen zu wollen, hat mir, wie im negativen Sinne das Dehmelsche, so im positiven ein Buch aus dem Verlage von B. Schotts Söhne, Mainz, bewiesen. Es betitelt sich „Unser Liederbuch“ und bietet eine gute Auswahl unserer alten Kinder- und Volkslieder, denen leichter Notensatz und wunderhübscher Bildschmuck mitgegeben ist. Die Bilder und Randleisten sind von Ludwig von Zumbusch entworfen. Sie sind anmutig und kräftig in ihren Farben und Linien und frisch und poetisch in ihrer Auffassung. Diese Verbindung von Wort, Notenschrift und Illustration wirkt sehr harmonisch. Es entzückte unsere Kinder geradezu, die alten Lieder in so schönem, neuem Kleide wiederzufinden, und es ist zu hoffen, daß dies Liederbuch manchem Hause zu einer Freude, zu einem Freunde wird.

Solche Hausfreunde brauchen wir heutzutage sehr. Gerade in unserer Zeit, in der jeder Krämer das Kind mit bunten Reklamebildern beschenkt, jede Tante Ansichtspostkarten schreibt und in allen Häusern illustrierte Kataloge, die „Woche“ und ähnliches Papier den Kleinen zum flüchtigen Besehen und Zerreißen ausgeliefert wird, thut es not, unseren Kindern die Achtung, die Pietät vor dem guten Buche, dem schönen Bilde beizubringen und bewahren zu helfen. Auch hier gilt's zunächst, „am guten Alten in Treuen halten“. Unsere alten Bilder-, Lieder- und Märchenschätze für die Kinderstube sind längst noch nicht erschöpft. Richter, Schwind, Grimm, Andersen, Reineke wirken ewig jung und immer neu auf ein rechtes Kinderherz. Es heißt nun, dem deutschen Hause und seinen großen und kleinen Kindern diese Bücherschätze in schöner, solider Ausstattung lieb und wert machen. Wir wollen uns aber auch auf diesem Gebiet „am guten Neuen kräftig freuen“ und es gerne in Herz und Haus hereinlassen, wenn es nicht nur neu, sondern vor allen Dingen gut und wahr und schön auf unsere Kinder wirkt. **Regine Busch.**



Lebensbilder und Studien.

Selten dürfte ein Stück Weltgeschichte sich so klar und unaufdringlich wahr in einer Selbstbiographie wiederspiegeln, wie die österreichische Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre in Carl Baron Torresanis Lebensbilde „Von der Wasser- bis zur Feuertaufe“,*) Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Offiziers.

Ohne die mindeste Prätension, österreichischer Geschichtsschreiber zu sein, ist dieser schneidige Reiteroffizier, der so erfolgreich den Degen mit der Feder vertauscht hat, wie wenige berufen gewesen, ein Bild jener Umwälzungen zu geben, die sich in den fünfziger und sechziger Jahren in der österreichisch-italienischen Machtsphäre abgespielt haben. Denn erstens hat er einen Teil dieser Umwälzungen persönlich mitgemacht, zweitens hat er die Augen offen gehalten und von der scharfen Beobachtungsgabe, die ihn als Schriftsteller kennzeichnet, guten Gebrauch gemacht, und drittens spielen seine Familienbeziehungen mannigfach nach Italien hinüber. Die Torresanis stammen aus dem alten Machtgebiet der Fürsterzbischöfe von Trient, und wenn sie auch in der historischen Epoche gut kaiserlich gewesen sind, so ist doch ihre ursprünglich italienische Abstammung unverkennbar. Der Großvater Carl Justus war General-Polizeidirektor der Lombardei, die Großmutter eine geborene Gräfin Marzani aus Roveredo, die Mutter eine geborene Gräfin Giovio, dem lombardischen Hochadel entstammend.

Aus diesen psychologisch-genealogischen Elementen erklärt sich die seltene Befähigung Torresanis zu einer sozusagen unbewußten österreichisch-italienischen Geschichtsschreibung. Gewährt uns die Familiengeschichte einen höchst interessanten Einblick in die Sphäre der nationalen Uebergänge, so giebt uns die höchst lebendige und humorvolle Schilderung der Lehrjahre in Klosterneuburg, Feldkirch und Wien ein anschauliches Bild von den österreichischen Zivil- und Militär-Erziehungsverhältnissen in den fünfziger Jahren.

Im Juli 1866 kam Torresani bei Roncone ins Feuer. Das Technische über sein damaliges Bravourstücklein kann man in General Kuhns Werk „Der Gebirgskrieg“ nachlesen. Seine eigene Darstellung der famosen Attaque sprüht ordentlich von Humor und soldatischer Laune.

Was in Autobiographien so gern vermißt und so selten vermieden wird, die eitle Selbstbespiegelung, spielt bei Torresani keine Rolle. Die vollendete künstlerische Form, die mit Humor verbundene Bescheidenheit und die eröffneten großen historischen Perspektiven gestalten die Lektüre dieses Buchs zu einem erlesenen ästhetischen Genuß, den man sich um so lieber gefallen läßt, als er zwanglos belehrend ist.

Sehr viel intimer und persönlicher, wenn auch der zeitgeschichtlichen Ausblicke nicht entbehrend, ist das „Lebensbild in Briefen“ von Marie Helene von Kügelgen, geb. Zöge von Manteuffel.**) Wer allerdings, wie

*) 8⁰. Zwei Bände, zusammen 654 Seiten. Mit 18 Illustrationen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1900.

**) Gr. 8⁰. 453 Seiten. Leipzig, Verlag von Richard Wöpke, 1900. Preis broschiert Mk. 6. —.

der Schreibende, Neues über Wilhelm von Kügelgen, den Sohn, in diesem Buche zu erfahren hoffte, wird sich in seinen Erwartungen vielleicht enttäuscht sehen. Der verehrte Verfasser der „Jugenderinnerungen" wird uns hier nur insofern näher gebracht, als wir manche seiner Wesenszüge im Bilde der Mutter wiedererkennen. Daß dieses Bild ein überaus interessantes und an und für sich fesselndes ist, muß anerkannt werden. Litterarhistorischer Wert ist dem Werk nicht zuzuerkennen.

Um so mehr läßt sich dies vom Lebensbilde einer anderen seltenen Frau Jane Welsh Carlyle („Erinnerungsblätter von Thomas Carlyle"*) sagen. Denn während wir hier eine rührend schöne, von Liebe und Leiden verklärte Frauengestalt kennen lernen, die auch ihrer selbst wegen Teilnahme verdient, werden wir gleichzeitig tiefer in das innerste Wesen eines großen Mannes, Thomas Carlyles, geführt.

Nachdem Jane Welsh Carlyle an der Seite ihres Gatten zuerst ein Leben der Sorgen und Entbehrungen gelebt hatte, wollte es das unfaßbare Schicksal, daß sie in dem Augenblick durch einen Unfall zu namen- und hoffnungslosen körperlichen Leiden und zum Sterben verurteilt wurde, wo der Stern des Genius Thomas Carlyles heller und dauernd zu strahlen begann.

Rührt uns auf der einen Seite die Geduld der Leidenden und die liebende Sorgfalt des im Innersten erschütterten Mannes, so erhebt uns auf der anderen das Gottvertrauen und die kindliche Demut beider, mit denen sie die Sorgen und Leiden überwinden und zu dauerndem Gewinn verklären. In diesem Lichte betrachtet ist das Lebensbild Jane Welsh Carlyles, von der schmerzzuckenden Künstlerhand Thomas Carlyles entworfen, ein Erbauungsbuch im besten und tiefsten Sinne des Wortes.

Wer diese ergreifenden „Erinnerungsblätter" gelesen hat, der wird die Tiefe der Lebensphilosophie Thomas Carlyles, wie sie in seinen sozialpolitischen Schriften, namentlich in „Einst und Jetzt" (Past and Present)**) niedergelegt ist, voll zu würdigen wissen.

Im Stil und in der Darstellungsweise Carlyles ist bei aller Großartigkeit etwas Rauhes, Knorriges, beinahe Brutales, das überwunden werden muß, bevor man zum vollen ethischen und ästhetischen Genuß seiner Werke gelangt. Dieses Wilde, scheinbar sprunghaft sich den Problemen und ihrer Lösung Annähernde, das einerseits ein Erbteil der caledonischen Rasse, andererseits ein Niederschlag der unerhörten Lebensbitternisse sein mag, tritt allerdings in den Originalen weniger fühlbar in den Vordergrund, wie in der Uebersetzung, die im Bestreben, die sprachliche Eigenart im Deutschen wiederzugeben, bei aller Sorgfalt und seltenen Befähigung für die Aufgabe, doch vielleicht nicht immer die richtige geistige Accentuierung trifft.

Kein Brite hat seinem Volk jemals so erbarmungslos und so kühn die Wahrheit ins Gesicht geschleudert, wie Thomas Carlyle in „Past and Present".

*) Nebst einem Anhange: „Erinnerungen an Lord Jeffrey." Uebersetzt von Paul Jaeger. Mit Bildnis Jane Welsh Carlyles. 8⁰. 280 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1901. Preis Mk. 4.—.

**) Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, a.o. Professor in Heidelberg. 8⁰. 406 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1899.



Man fühlt sich versucht, zu wünschen, die Stimme dieses großen Engländers in der Gegenwart hören zu können. In der That: Was würde Carlyle zum Krieg gegen Transvaal mit allen seinen Begleiterscheinungen nationaler Verirrung sagen?!

Lese man „Einst und Jetzt", und man wird sich diese Frage leicht beantworten können. Bei aller Hochschätzung der nationalen Ueberlieferung, die er so wunderbar im Buch II („Der alte Mönch") poetisch zu verklären weiß, bleibt Carlyle erbarmungslos und unbestechlich, wo es sich um die großen sittlichen Imponderabilien, um Recht und Unrecht, handelt. Durchdrungen von einem zugleich rührenden und imponierenden kindlichen Glauben an den Sieg allein des Guten, hat er nichts vor Augen, als den geraden, ehrlichen Weg zu diesem. Was sich dem Guten in den Weg stellt, das muß wie durch die Wagenräder Dschagannaths zermalmt werden. Triumphiert es mechanisch, so ist ihm der spätere geistige Tod um so gewisser.

Dieser Glaube ist der unerschütterliche Grundstein der Weltanschauung Carlyles. Mit ihm mißt er, ohne Rücksicht nach links und rechts, die Zeiterscheinungen, den Dilettantismus, den Mammonismus, den Snobbismus, das Strebertum, die soziale Feigheit, und sitzt unbarmherzig über sie zu Gericht. O daß er dieses Richteramt, zu dem er wie kein zweiter Brite durch seine moralische Größe befähigt ist, heute ausüben könnte!

Die ätzende Substanz der Carlyleschen sozialen Kritik wird aber gemildert durch die unverkennbar hervorleuchtende soziale Liebe und durch das ästhetische Gewissen, das sie nie in Roheit und Formlosigkeit verfallen läßt.

Jetzt ist die Zeit, wo die Engländer Carlyle lesen sollten. Die Engländer, und auch die Deutschen!

Manche Berührungspunkte mit dem großen Briten hat der Holländer Eduard Douwes Dekker, den unsere Leser als Multatuli kennen gelernt haben, und dessen „Millionen-Studien",*) übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr, uns hier beschäftigen. Derselbe glühende Rechtssinn, derselbe phänomenale ethische Enthusiasmus, aber leider nicht dieselbe, durch nichts zu verbitternde Liebe.

Von allem Bittern, was Multatuli geschrieben hat, sind allerdings die „Millionen-Studien" vielleicht das Bitterste. Es dürfte nicht viel Bücher geben, aus denen die Verachtung menschlicher Erbärmlichkeit einem heißer entgegenweht, als aus diesen Studien, die in den Spielsälen Homburgs und Wiesbadens gesammelt worden sind. Die Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe, die Multatuli hier entwickelt, haben geradezu etwas Grauenhaftes. Die Kritik ist genial, aber hoffnungslos negativ. Und hier ist der Punkt, wo sich Multatuli von Carlyle unterscheidet. Jener erkennt das Schlechte mit derselben Klarheit, leidet ebenso oder noch mehr unter ihm und ist vom gleichen lodernden Zorn gegen dasselbe erfüllt, aber es fehlt ihm der alles überwindende Glaube an die Kraft und den Sieg des Guten, der diesen auszeichnet, und vielleicht auch seine alles verklärende Liebe.

Es ist bei aller ethischen Größe ein zersetzendes Element in Multatuli, dasselbe Element, das den schrankenlosen Idealisten und phantastischen Träumer

*) Gr. 8⁰. 378 Seiten. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. 1900.

dazu befähigt, die dem Glücksspiel zu Grunde liegende Wahrscheinlichkeitsrechnung einer streng wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen. Dieses Gemisch heterogener Befähigungen und Anlagen verleiht der Gestalt Multatulis jenen dämonischen Charakter, der den Eindruck des Einheitlichen und Harmonischen, den er sonst hinterlassen würde, beeinträchtigt und verwischt. Es darf allerdings nicht verkannt werden, daß der organische Zwiespalt seiner geistigen Anlage durch ein unerhört trauriges Schicksal eminent gefördert worden ist. —

Weniger weite und umfassende Kreise beschreibt die in Band III der „Zeitgenössischen Selbstbiographien" niedergelegte Lebensschilderung **Carl Emil Doeplers des Aelteren: „75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Eines Malersmannes letzte Skizze."** *) Es ist ein Bild deutscher Tüchtigkeit und deutscher Ausdauer, das uns hier in leider etwas zu breiten Zügen entworfen wird. —n.

*) Gr. 8°. 501 Seiten. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler, 1901.





Ein bisher unbekanntes Gedicht E. M. Arndts.

Mitgeteilt von **Max Henze.**

Das Original des folgenden Gedichts aus dem Jünglingsalter E. M. Arndts fand ich auf im Besitze der Frau Meyer, geb. Laurin, Gattin des Predigers Max Meyer zu Gottberg i. Pm. bei Bernstein N.-M., und erhielt die Erlaubnis, aus dem vergilbten Album, welches das Original enthielt, das Gedicht behufs Veröffentlichung abschreiben zu dürfen. Der in der Unterschrift des Gedichts angeredete Landsmann und Reisebegleiter Ernst Moritz Arndts ist der Vater der Besitzerin des Originals, der längst verstorbene Prediger Friedrich August Laurin. Geboren zu Sallenthin i. Pm., war er ein Studiengenosse Arndts und wirkte später als Prediger in Fürstensee. Näheres über die Umstände der Entstehung des Gedichts, über das Verhältnis der beiden Männer zu einander und über Einzelzüge aus dem Lebenslauf Laurins von dessen Tochter zu ermitteln ist mir nicht möglich gewesen, da sie frühe ihren Vater verlor, und da Geschwister, beziehungsweise Verwandte väterlicherseits der Frau P. Meyer, welche Auskunft geben könnten, nicht mehr vorhanden sind. Es folge die Abschrift des Gedichts:

„Was ist Liebe? Eine zarte Blume,
Die zerflattert, wenn die Hand sie pflückt,
Eine Göttin, die im Heiligtume
Nur durch Anschaun Sterbliche beglückt,
Eine Biene, die mit leichtem Wallen
Wenig Stunden um die Kelche summt,
Eine Melodie der Nachtigallen,
Die nach kurzem Lenz verstummt.
Was ist Freundschaft, was ist Seelengüte,
Was der Herzen süße Sympathie?
Ach! aus bessern Welten eine Blüte,
In der Erde Lüften reift sie nie.
Was ist Tugend? in dem Lumpenkittel
Predigt sie: ein Nichts ist Ruhm und Gold!

Was ist Wahrheit: in dem Narrenspittel
Reicht man ihr den Gnadensold.

Templin in der Mark, den 19. Oktober 1799.

Leben Sie glücklich und denken Sie unserer frohen Reise
und Ihres Landsmannes
Ernst Moritz Arndt aus Rügen."



Die moderne Hygiene vor und nach Pettenkofer.

Max von Pettenkofers freiwilliger Tod am Ende eines ruhmgekrönten Lebenswerkes im Februar dieses Jahres hat in der ganzen Kulturwelt tiefe Teilnahme erweckt. Nach vielen Irrfahrten erst, nachdem ihn die Liebe einer reizenden Cousine den weltbedeutenden Brettern entfremdet hatte, war er zum Begründer der wissenschaftlichen Hygiene geworden, Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, Excellenz, das wissenschaftliche Haupt Bayerns, mit Ehren und Anerkennungen überhäuft, dabei allen Fernerstehenden ein Bild voller Rüstigkeit noch nach dem 80. Jahre. Den Teilnehmern an der Münchener Naturforscherversammlung 1899 wird die rege Teilnahme und die packende Rede des 81jährigen Forschers für die Sache der Alkoholgegner (in der Heimat des Münchener Bieres!) unvergeßlich bleiben. Sein Lebensgang ist in der Tagespresse zur Genüge erzählt worden; hier sei nur seiner geschichtlichen Bedeutung für die Entwicklung der modernen Hygiene gedacht.

Die Volksgesundheitspflege an sich ist uralt. Aegypter, Perser, Inder haben in ihren religiösen Geboten und Staatsgesetzen eine große Reihe diätetischer Vorschriften; die mosaische Gesetzgebung umfaßt beinahe den ganzen Umfang unserer modernen Hygiene und zeigt ein entwickeltes Bewußtsein vom innigen Zusammenhang zwischen Gesundheit, Gesittung, Wohlstand und Wehrkraft. Auch Altgriechenland leistete viel für Gymnastik (im antiken Sinn) und persönliche Gesundheitspflege; von Hippokrates besitzen wir ein förmliches Handbuch der Hygiene, das über Luft und Wasser, Nahrung und Wohnung handelt und vortreffliche Lebensregeln enthält. Die großartigen Wasserleitungen, Bäder und Kloaken der Römer sind bekannt und erregen noch in ihren Ruinen Bewunderung. Aber all das kam der großen Sklavenbevölkerung kaum zu gute, von einer „Volksgesundheitspflege" war somit keine Rede.

Im Mittelalter trat die Körperpflege zurück, nur in Lazaretten und Hospitälern, in manchen Pestordnungen und in der geistlichen Krankenpflege fand sie ein Feld. Die großen Kriege und verheerende Seuchen verwüsteten das Volksleben und drückten den Wert des einzelnen Menschenlebens tief herab. Vor allem aber fehlte bis in unser Jahrhundert hinein die Fülle naturwissenschaftlicher Erfahrungen und Hypothesen, welche heutzutage die Forderungen der Hygiene begründen und jedem Gebildeten verständlich machen, ferner die ruhige Entwicklung

und der wachsende Wohlstand, ohne die eine Volksgesundheitspflege nicht improvisiert werden kann.

Anläufe zur modernen Hygiene gab es allerdings im vorigen Jahrhundert in Frankreich, wo Marquis Mirabeau 1756 die öffentliche Gesundheitspflege als Aufgabe der öffentlichen Fürsorge bezeichnete und staatliche Sanitätspflege forderte, aber mit wenig Erfolg. Zum Neubau des abgebrannten Pariser Krankenhauses Hôtel Dieu legte ferner Le Roy der Pariser Akademie 1783 seine Pläne vor, die von ihr angenommen wurden. In ihnen sind alle Aufgaben, die den zweckmäßigen Hospitalbau betreffen, in einer Präzision klargelegt, die wir heutzutage, ohne ein Wort zu streichen, unterschreiben können; die Maßverhältnisse der Gebäude, der Zimmer, des Raums für Kranke, alles ist mustergiltig geordnet.

Dieses Projekt von 1786 wurde von einer Kommission beraten, welcher der berühmte Chemiker Lavoisier, Coulomb, der Elektriker, Laplace, der Physiker, und der Kliniker Tenon angehörten. Dieser sogen. Tenonsche Entwurf war wohl der erste, an dem sich die aufstrebende Naturwissenschaft in praktischen Zielen versucht hat. Das Projekt wurde durch allerlei Machenschaften zu Fall gebracht. Die französische Revolution, die nachfolgenden napoleonischen Kriege störten die Entwicklung der Krankenhausfrage, und so sehen wir bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zwar nicht ganz die alten Zustände, aber doch das alte System des Massen- und Kasernenbaus beibehalten.

Erst zwei Menschenalter ist es her, daß wir von den Anfängen der modernen Hygiene reden können, und nicht Frankreich, sondern England war es, das den gewaltigen Anstoß zu dem Aufschwunge und der Entwicklung unserer öffentlichen Gesundheitspflege, allen Kulturstaaten das Vorbild gab und den Weg zu weiteren Forschungen bahnte. Das rasche Anwachsen der industriellen, eng bevölkerten Städte, die Ausdehnung und der Aufschwung der Industrie hatten eine starke Zunahme der Sterblichkeit, namentlich in der arbeitenden Bevölkerung, zur Folge. Noch mehr aber rüttelte die Cholera die Abwehr wach, die neue unheimliche Seuche aus Asien, die 1831 auch England mit furchtbarer Heftigkeit heimsuchte und die Nation zu einer genauen Erforschung ihres hygienischen Gewissens zwang. Keine andere Seuche hat in dieser Hinsicht so viel Gutes gestiftet als die Cholera, die „Polizei der Natur", die Weltseuche unseres Jahrhunderts.

Man sah, wie die asiatische Geißel besonders solche Orte überfiel, die übervölkert, mangelhaft ventiliert und drainiert waren, oder die an den Ufern stark verunreinigter Wasserläufe lagen, während hoch und offen gelegene, trockene Stadtteile davon verschont blieben. Damit war der Anstoß gegeben zu weitergehenden Nachforschungen über die sonstigen Folgen der Luft-, Wasser- und Bodenverunreinigung, über die sozialen Ursachen der übergroßen Sterblichkeit in den Arbeiterklassen u. s. w. — Fragen, die in den Parlamentsverhandlungen der ersten Cholerajahre reichlich erörtert wurden, und unter deren Einfluß die wichtige und vorbildliche Schöpfung einer Zentralbehörde für Lebensstatistik zu stande kam.

Die von der Untersuchungskommission während der folgenden Jahre erstatteten Berichte regten die öffentliche Meinung zu einem Eifer an, der das Parlament zwang, bald zu gesetzlichen Maßregeln überzugehen, anfangs nur vereinzelten über Bauordnung, Wasserversorgung, Begräbniswesen, Anstellung von Aufsichtsbeamten, endlich aber auch zum Erlaß eines umfassenden Organisations-

gesetzes, das seitdem bis heute noch die Grundlage der englischen Sanitätsverfassung bildet, des Gesetzes zur Beförderung der öffentlichen Gesundheit („Public Health Act") vom Jahre 1848.

Eine große Organisation von Behörden und ärztlichen Aufsichtsbeamten mit weitgehenden Exekutiv- und Besteuerungsrechten wacht seitdem über die öffentliche Gesundheitspflege, und eine Reihe weiterer gesetzlicher Maßregeln hat die Sanitätsorganisation Englands seither noch ausgebaut und verstärkt. In kaum 40 Jahren verausgabten die Engländer nicht weniger als 550 Millionen Mark für Trinkwasserversorgung, Kanalisation und eine Reihe anderer Einrichtungen des öffentlichen Gesundheitsdienstes. Mit dieser gewaltigen Summe errangen sie aber auch einen Sieg, der immer noch weniger Geld kostet und viel mehr wert war, als ein ruhmvoller Feldzug (von dem Burenkrieg ganz zu geschweigen)! Die Cholera wurde in England besiegt. Sehr oft eingeschleppt, hat sie sich seit 1866 nie wieder zu einer größeren Epidemie entwickelt. Wer wird es den Engländern verdenken, daß sie auf diesen Erfolg stolz sind und mit einigem Mitleid auf die planlosen, verzettelten Anstrengungen vieler anderer Länder herabschauen.

Sehr treffend sagt Pettenkofer von den Verhältnissen in London: „Was die Engländer Komfort nennen, hat alles eine hygienische Bedeutung und verdient nachgeahmt zu werden. Im 17. Jahrhundert, als London noch nicht eine Million Einwohner zählte, betrug die mittlere Sterblichkeit 42 auf 1000, während sie gegenwärtig, wo mehr als vier Millionen in der Stadt wohnen, nur 21 auf 1000 beträgt, also auf die Hälfte gesunken ist. Die in jeder Beziehung praktisch angelegte englische Nation verwendet mit Recht einen namhaften Teil ihres Reichtums auf den Komfort des Lebens und drückt ihre ganze Gesinnung sehr bezeichnend in dem Sprichworte aus: ‚cleanliness is next godliness', Reinlichkeit kommt gleich nach Frömmigkeit, und die Sterbeziffern von London beweisen, wie reichlich der liebe Gott in der That die hygienische Frömmigkeit belohnt."

Welchen materiellen Wert die Hygiene besitzt, beweist die Berechnung, daß London bei der jetzigen Einwohnerzahl und der früheren Sterblichkeit mehr als 190 Mill. Mark jährlich durch Krankheit mehr verlieren würde, als bei der jetzigen Sterblichkeit. James Paget berechnete, daß allein die Klasse der Arbeiter in England durch Krankheit einen Verlust von jährlich 220 Millionen Mark erleidet.

Die großen Reformen im Inselreich und ihre Erfolge machten auch in Deutschland die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege populär. In der ersten Begeisterung übersah man, daß diese Maßregeln mehr einem glücklichen Instinkt und den Geboten des gesunden Menschenverstandes entsprungen waren, als daß sie einen wissenschafttich gesicherten Untergrund hatten und damit die Sicherheit des Vorgehens verbürgten. Gerade deutsche Gelehrte erwiesen bald, daß jene hygienischen Reformen nicht auf feststehende, wissenschaftlich erwiesene Lehren gegründet waren. Die Annahme, daß die Verunreinigung des Bodens, der Luft und des Wassers durch Schmutz allein die Ausbreitung der ansteckenden Krankheiten, der sogen. „vermeidlichen" (Ruhr, Typhus, Cholera u. s. w.), bedinge, erwies sich als unhaltbar. Manche Rückschläge nach den günstigen Erfolgen der „sanitary works" machten weiter bedenklich, kurzum, eine wissenschaftliche Grundlage zu weiterem Vorgehen war nicht geschaffen. Es galt, die Ursachen der Krankheiten und der Sterblichkeit möglichst exakt und mit Hilfe einwandfreier Methoden zu erkennen.

Diese Aufgabe der Begründung einer Wissenschaft der Hygiene auf naturwissenschaftlicher Grundlage hat nun Pettenkofer glänzend gelöst. Es war die Zeit des großartigen Aufschwunges der Naturwissenschaften, mit deren exakten Methoden der Münchener Forscher sich wohl vertraut gemacht hatte. Von 1847 ab lehrte Pettenkofer in München „Diätetik" und „medizinische Chemie" und zog dabei allmählich die gesamte öffentliche Gesundheitspflege in den Bereich dieser Vorlesungen, die erst seit 1865 formell sich auf Hygiene erstreckten.

Pettenkofer wurde der Begründer der experimentellen Hygiene, und er begründete zugleich die wissenschaftliche Hygiene als Lehrfach an den Universitäten, wo sie bisher nicht vertreten war. Er suchte an der Hand experimentell festgestellter Thatsachen die Wirkungen der Luft, des Wassers, der Kleidung, Wohnung und Nahrung auf die menschliche Gesundheit darzulegen. Er faßte somit die Hygiene auf als einen Teil der Naturwissenschaften, in dem induktive Arbeitsmethode und experimentelle Forschung vorzugsweise Anwendung finden müssen. Das Arbeitsfeld der Hygiene war nach seiner Auffassung die ganze natürliche oder künstlich veränderte Umgebung des Menschen, soweit sie auf die menschliche Gesundheit von Einfluß ist. Die äußere Umgebung und die in ihr ablaufenden Vorgänge und Erscheinungen müssen zunächst in exakter Weise erkannt werden, dann erst ist eine sichere Grundlage gegeben für die praktische Hygiene und öffentliche Gesundheitspflege.

Diese neue Auffassung der Hygiene belegte Pettenkofer durch eine Reihe von eigenen Arbeiten, die noch jetzt als Muster hygienischer Forschung dienen können. Sie betrafen z. B. die Bestimmung der Kohlensäure in der Luft, den natürlichen Luftwechsel und die künstliche Ventilation in den Wohnungen, hauptsächlich gegründet auf Bestimmungen des Kohlensäuregehaltes der Luft, die Beziehungen der Luft zur Kleidung, die Porosität und Durchlässigkeit des Bodens für Luft und Wasser, das Verhalten des Grundwassers.

Niemand konnte früher angeben, bei welchem Grad der Verunreinigung, z. B. in Schulzimmern, die Luft als verdorben zu erachten sei, und noch weniger war man im stande, das Ventilationsbedürfnis im Einzelfall nach Kubikmetern genau zu berechnen und dem Ingenieur bestimmte Aufgaben zu stellen. Pettenkofers Methode leistete all das, indem er von dem Gedanken ausging, daß die Verunreinigung der Luft in von Menschen bewohnten Räumen genau in gleichem Maße sich anhäufen muß, wie die durch die Lungen ausgeatmete Kohlensäure. Man braucht also nur in einem Schulzimmer die Kohlensäuremenge der Luft auf dem von Pettenkofer angegebenen chemischen Wege zu ermitteln, dann kennt man auch sogleich die Beschaffenheit der Luft und weiß, ob die Ventilation ausreicht oder wie weit sie verstärkt werden muß.

Ferner konstruierte Pettenkofer zur genauen Feststellung der Ernährungsgesetze den großen Respirationsapparat, mit dem er in Gemeinschaft mit Veit grundlegende Versuche ausführte. Sein Hauptwirken galt jedoch der Verhütung der Seuchen, insbesondere der Cholera und des Typhus. Gestützt auf umfangreiche epidemiologische Erhebungen, wie solche noch niemals vorher mit gleicher Sorgfalt angestellt waren, und andererseits bauend auf die Ergebnisse seiner Untersuchungen über Boden und Grundwasser, zog er den Schluß: Epidemien von Cholera und Typhus werden begünstigt durch porösen Boden von einem gewissen Wassergehalt, wenn derselbe zugleich verschmutzt ist. Grundwasser und

Boden sind nicht zu beseitigen, folglich muß der dritte Punkt, der Schmutz, beseitigt werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus nahm er die Verbesserung der Münchener Gesundheitsverhältnisse in Angriff. Durch Schwemmkanalisation, Schlachthöfe, Quellwasserleitung und andere Maßregeln zur Reinigung des Bodens im Stadtgebiete konnte er trotz allen Widerstandes kurzsichtiger Gegner Großes erreichen und vorbildlich wirken. München war verrufen als „Typhusnest"; man warnte Fremde, namentlich junge Leute, Studenten, mit Recht vor dem Aufenthalt dort. Wer z. B. Gottfried Kellers Briefe aus seiner Münchener Studien- und Notzeit kennt, wird Belege genug hierfür finden. Seit der Durchführung von Pettenkofers Vorschlägen ist die Stadt nahezu typhusfrei geworden. Noch 1866 starben in München von 146 000 Einwohnern 444 an Typhus; in den letzten Jahren erlagen ihm nur etwa 15 im Jahre bei einer Einwohnerzahl von einer halben Million. München ist damit eine der typhusfreiesten Städte der Welt geworden. Auf 100 000 Einwohner starben in München in den Jahren 1860—66: 178 Einwohner, 1876-87 dagegen, nach den großen Gesundungsarbeiten, nur noch 42.

Welche Geldverluste München dadurch spart, hat Pettenkofer anschaulich dargelegt. Er rechnete, daß die Stadt München 1877 auf einen Sterbefall mindestens 34 Erkrankungen mit rund 20 Krankheitstagen hatte. Wenn sich nun die Sterblichkeit 1877—92 hier so vermindert hat, daß von je 1000 Einwohnern nicht 33, sondern 26,1, also rund 7 weniger starben, so hat München 1892 bei einer Einwohnerzahl von 373 000 Personen 2611 Todesfälle weniger gehabt, als dem früheren Sterblichkeitsverhältnis entsprochen haben würde; demnach sind den Einwohnern 2611 × 34 × 20, also rund $1^3/_4$ Millionen Krankheitstage erspart worden. Nimmt man nun an, daß jeder Krankheitstag für Verpflegung, Arznei 2c. eine Ausgabe von $1^1/_2$ Mark bedingt, so hat München durch die Ersparnis an Krankheitstagen eine Minderausgabe von $2^1/_2$ Millionen Mark gehabt, wovon bei der Durchschnittsberechnung auf jeden Einwohner 7,8 Mark, auf jede Familie von fünf Köpfen 39 Mark entfallen. Kein Wunder daher, daß ihn die Stadt München zum Ehrenbürger machte, ihm eine goldene Medaille verlieh, einen Brunnen ihm zu Ehren errichtete und daß er vielleicht der populärste Mann Münchens geworden war.

Ein eigenes hygienisches Institut, das erste in Deutschland, erhielt Pettenkofer erst 1878; aber schon vorher hatte er zahlreiche Schüler in den Methoden der neuen Wissenschaft ausgebildet. Einer von ihnen, Hofmann, wurde 1878 nach Leipzig berufen. Bei diesen Anfängen blieb es, bis Robert Kochs bakteriologische Arbeiten der wissenschaftlichen Hygiene einen neuen Anstoß und die Ergänzung zu Pettenkofers Forschungen gaben. Ein neues mächtiges Arbeitsfeld wurde durch sie der Forschung eröffnet. Beide Schulen ergänzen sich gegenseitig und haben die Hygiene erst zu der hohen Blüte unserer Tage emporgeführt. Koch hatte 1878, als Kreisphysikus in Wollstein in Posen, seine ersten Arbeiten über seine neuen mikroskopischen Untersuchungsmethoden veröffentlicht, deren Bedeutung ihm eine Berufung an das Kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin, das 1876 begründet war, eintrug. Dort wurden ihm ein gut ausgerüstetes Laboratorium, Mittel und Hilfskräfte zur Verfügung gestellt, und dort machte er seine ferneren epochemachenden Entdeckungen.

Robert Kochs Erfolge konnten erst gewonnen werden, nachdem Abbé in Jena die Mikroskope durch Oelimmersion und Kondensor vervollkommnet hatte. Koch selbst, der in dem Franzosen Pasteur auf dem Gebiete der Bakteriologie einen bahnbrechenden Vorgänger hatte, gestaltete die Methoden dieser Wissenschaft vollständig neu. Die Einführung der festen Nährböden, der Reinkulturen rc. ist Kochs Werk, das nun die Rolle der pflanzlichen Kleinlebewesen (Bakterien, Bazillen, Mikrokokken) als Krankheitserreger nachzuweisen und zu durchkreuzen ermöglichte. Die neuen Methoden zur Isolierung und Reinzüchtung der Bakterien wurden bald Gemeingut der Aerztewelt, in sämtlichen Kulturländern wurden unzählige Laboratorien nach deutschem Muster errichtet; in Deutschland erhielt jetzt jede Hochschule hygienische Lehrstühle und Laboratorien, ebenso alle größeren Krankenhäuser bakteriologische Arbeitsstätten.

1882 trat Koch mit der Entdeckung des Tuberkelbazillus an die Oeffentlichkeit; durch neue eigenartige Methoden war sie ihm gelungen. 1883 folgte die Entdeckung des Erregers der asiatischen Cholera. Bald wurden durch Schüler Kochs die Erreger des Unterleibstyphus, der Diphtherie, des Rotzes, der Lungenentzündung, der Aktinomykose, des Starrkrampfes, der Pest, der Influenza, der Gonorrhöe, der Lepra u. s. w. gefunden. Unsere Kenntnis vom Verhalten der Bakterien in den uns umgebenden äußeren Medien erhielt durch exakte Untersuchungen bestimmte wissenschaftliche Grundlagen; jetzt konnten Luft, Wasser und Boden durch neue Methoden untersucht, die Desinfektion und die Wundbehandlung auf sicheren Grundlagen neu gestaltet werden. Für Ursachen und Wesen der epidemischen Krankheiten lagen nun sichere Thatsachen vor und ermöglichten ein klares Erkennen der Verbreitungsart und eine richtige Auswahl der Mittel zur Abwehr der Seuchen. Ueberall, wo die ersten Fälle, z. B. von Cholera, rechtzeitig gemeldet werden, kann die Krankheit unzweifelhaft festgestellt, der Herd durch geeignete Maßnahmen und Isolierung unschädlich gemacht und so die weitere Verbreitung verhindert werden.

Das Serum-Heilverfahren gegen die Diphtherie, welches diesen Würgengel der Kindheit bereits erheblich eingeschränkt hat, ist eine segensreiche Frucht der neuen Richtung, die wir Kochs Schüler Behring verdanken. Auch gegen die Tropenkrankheiten, insbesondere der Malaria, scheinen Kochs neue Forschungen erfolgreiches Ankämpfen in sichere Aussicht zu stellen. Die Schüler Pettenkofers und Kochs, die anfangs ziemlich schroff sich sonderten, haben sich im Lauf der Jahre erheblich genähert, nachdem die Bedeutung der Krankheitserreger als solcher sich gegenüber der Wichtigkeit der Widerstandskraft des Körpers und der örtlichen und zeitlichen Dispositionen nach den Erfahrungen der letzten Zeit eben nur als einer von mehreren maßgebenden Faktoren herausgestellt hat.

Diese Erfahrung hat der großen Bewegung für Heilstätten der Tuberkulösen zum Durchbruch geholfen, die seit einigen Jahren diese Volkskrankheit bekämpfen, bereits 20000 Kranke aufnehmen und einesteils Heilerfolge aufweisen, andernteils aber gefährliche Ansteckungsherde beseitigen. Die große soziale Gesetzgebung in Deutschland, deren Institute diese Heilstättenbewegung fördern, sind hygienisch von noch größerer praktischer Bedeutung als die wissenschaftliche Hygiene. Die Kranken- und Altersversorgung, die Verkürzung der Arbeitszeit, Sonntagsruhe, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die Abstellung gesundheitlicher Mißstände in Gewerbebetrieben, Fabrik- und Wohnräumen — alle

diese Gegenstände der sozialen Gesetzgebung wirken segensreich für die Gesundheit des Volkes. Eine Reihe von weiteren Maßnahmen des Reichs und der Einzelstaaten, wie das Reichs-Seuchengesetz, Bestimmungen zur Wohnungsfrage, zur Einschränkung des Alkoholismus, zum Schutz der Kinder u. s. w., zahlreiche wissenschaftliche und volkstümliche Vereine, Anstalten und Organisationen, sind im Dienste der Hygiene thätig. Ueberall herrscht heute frisches Leben, nachdem die Grundgedanken der wissenschaftlichen Hygiene seit Pettenkofer und Koch zum Gemeingut der Gebildeten geworden sind und die Erfolge im Rückgange der allgemeinen Sterblichkeit und besonders der Todesfälle an ansteckenden Krankheiten klar zu Tage liegen.

Aber die Fortschritte der Hygiene sind dringend nötig, denn immer neue Gefahren für Leben und Gesundheit werden durch die ganze Entwicklung der modernen Verhältnisse geschaffen. Der riesenhaft gesteigerte Weltverkehr erleichtert die Verschleppung fremder Seuchen (man denke an Pest und gelbes Fieber!). Die Anhäufung der Volksmassen in großen Städten, die starke Zunahme der Industrie, die Schädigungen der Schuljugend, die Wohnungsverhältnisse sind hygienisch sehr bedenklich. Während viele ansteckende Krankheiten und Seuchen erfolgreich zurückgedrängt sind, haben sich andere Leiden, wie der Krebs, bedenklich vermehrt; man rechnet (nach Professor Czerny) 50000 Krebskranke in Deutschland. Auch die Verheerungen der Influenza haben in den letzten 10 Jahren allein 77000 Todesfälle in Preußen zur Folge gehabt, ganz abgesehen von den zahlreichen bösen Folgekrankheiten. Man muß sie daher als eine der allerbösartigsten Seuchen betrachten; leider ist ihre Bekämpfung noch keineswegs sehr erfolgreich. Das sind nur einige Probleme. So bieten sich Aufgaben genug, um der wissenschaftlichen Hygiene vollauf Arbeit zu geben, und die Befürchtung eifriger Darwinianer, daß sie jetzt schon die menschliche Auslese durch die Natur verpfusche, ist leider noch sehr wenig berechtigt. Im übrigen aber schafft die Hygiene, indem sie vermeidbare Krankheiten vermeiden lehrt, gerade den Tüchtigsten Bedingungen, unter denen sie ihre Kräfte unbehindert entfalten können. Gewiß ist das Leben der Güter höchstes nicht, aber ein wertvolles Gut bleibt es doch. Wohl darf gefordert werden, Hab und Gut, Gesamtheit und Leben für noch höhere Dinge hinzugeben, aber gerade im Interesse der Gesamtheit liegt es, eine gesunde und kraftvolle Generation zu schaffen. Die Erhöhung und Verlängerung der Leistungsfähigkeit und damit des Lebensgenusses, wie sie die wissenschaftliche Hygiene seit ihrem Altmeister Pettenkofer anstrebt, kommt dem Staate und der Gesellschaft nicht minder zu gute als dem einzelnen.

Dr. med. **Georg Korn.**



Aus dem Kreise derer um Liszt.*)

Dem ersten großen Bande von Lisztbriefen ist bald ein zweiter kleinerer gefolgt (ebenfalls von La Mara herausgegeben und bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienen). Er enthält weitere 91 Briefe an die Fürstin Sayn-Wittgenstein aus der Zeit vom 17. Januar 1860 bis 14. Oktober 1861, also jenen anderthalb Jahren, in denen die Fürstin in Rom selbst den Kampf für ihre Sache aufnahm. Wichtiger noch, als sie, für das Verhältnis der beiden außerordentlichen Menschen zu einander, sind zwei weitere Dokumente, die inzwischen veröffentlicht worden sind, zunächst eine intime, aus dem Hause Wahnfried stammende Abhandlung der „Bayreuther Blätter" (1900, S. 69 ff.), in der die Frage Wagner-Liszt für die Periode Carolyne Sayn-Wittgenstein genauer beleuchtet wird. Sodann aber giebt uns ein köstliches Memoirenwerk: „Zwei Menschenalter", das Adelheid v. Schorn in S. Fischers Verlag zu Berlin herausgegeben hat, das Urteil einer Zeitgenossin über das Leben auf der Altenburg, sowie das spätere Verhältnis Liszts zur Fürstin in zahlreichen Briefen und Erinnerungsblättern. In diesem letzteren Buch erhalten wir auch in ausgiebigem Maße, was wir bei der ersten Veröffentlichung so schwer vermißten, nämlich Briefe der Fürstin selbst, aus denen wir ein viel lebendigeres Bild von der in jeder Hinsicht merkwürdigen Frau bekommen. Auch im übrigen ist vielleicht gerade das Geplauder einer klugen Frau, die mit offenen, frohen Augen ins Leben sieht, aber nicht überall den Gründen der Erscheinungen nachgrübelt und auf tiefsinnige Betrachtungen von vorneherein verzichtet, ein ganz besonders wertvolles Zeugnis für den späteren Forscher. Adelheid v. Schorn, die Tochter des bekannten Kunstforschers Ludwig Schorn und der Weimarischen Hofdame Henriette v. Stein, ist heute 60 Jahre alt. Sie hat in ihrem Leben eine beneidenswerte Fülle bedeutender oder doch bekannter Menschen kennen gelernt. Ihre Mutter muß eine durch Lebensklugheit, Edelsinn und echte Frauengüte hervorragende Frau gewesen sein. Das beweisen ihre prächtigen Briefe, ihre schönen Erzählungsbücher, das beweist vor allem ihr Leben. Wurde doch ihr, nach dem frühen Tod des geliebten Mannes doppelt bescheidenes, Heim in Weimar eine Lieblingsstätte aller bedeutenden Geister, die die kleine Ilmresidenz immer in so unverhältnismäßig großer Zahl beherbergt hat; kam doch kaum ein Gebildeter nach Weimar, ohne ihre Bekanntschaft zu suchen. Aber es ist nicht die große Zahl derer, von denen wir hören, was uns das Buch so anziehend macht, sondern die Innigkeit des Verkehrs mit einigen Auserwählten. Unter diese gehören vor allen Franz Liszt und seine geliebte fürstliche Freundin. Die Freiin Stein, die so wacker für ihre Liebe zum bürgerlichen Professor Schorn gekämpft hatte, ließ sich in ihrem Menschenurteil nie durch die Gesetze des Herkommens beeinflussen. So blieb sie auch der Fürstin Wittgenstein eine treue Freundin, als die „Geliebte des Musikanten" gesellschaftlich boykottiert war. Das haben ihr die Fürstin und Liszt nie vergessen, und beide haben ihre Liebe später nach der Mutter Tode (17. Mai 1869) auf die Tochter übertragen. Adelheid v. Schorn scheint eine jener Frauen zu sein, die nie thatenlos zusehen

*) Vgl. „Franz Liszt und die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein", Heft 7, S. 77 ff.

können, die immer helfen, immer für jemand sorgen müssen. So ist sie auch für Liszt, der ja in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens wirklich „halb Franziskaner, halb Zigeuner“ war, die „chère providence“ geworden, die liebevolle Fürsorglichkeit, die dem in allen leiblichen Bedürfnissen Gleichgiltigen hilfreich beistand, wo sie konnte.

Für diese Zeit nach 1864, nach der endgiltigen Aufgabe des Gedankens an eine eheliche Verbindung zwischen Liszt und Carolyne, bieten diese Erinnerungen eine ausreichende Schilderung des Freundschaftsverhältnisses der beiden hervorragenden Menschen.

Es hat etwas Ergreifendes und Rührendes, wie die alte Frau, die in Rom zwischen Bücherhaufen vergraben ist und sich kaum die Zeit gönnt, Luft zu schöpfen, „ihren“ Liszt auf allen seinen Wegen in Gedanken verfolgt, wie sie nimmer müde wird, für sein leibliches und geistiges Wohlergehen zu sorgen, wie sie überall Mittel und Wege findet, auf Liszt unmerkliche Weise ihm kleine Erleichterungen und Bequemlichkeiten zu verschaffen; wie sie aber andererseits auch nicht aufhört, an Liszts erhabene Mission zu glauben und deshalb mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit in der Verfolgung eines erkannten Zieles ihn immer wieder an die Arbeit zu mahnen.

So ist die Fürstin in der That bis ans Ende ihres Lebens in ihrer Liebe unwandelbar geblieben. Und sie empfand — das geht aus diesen „Erinnerungen“ im Gegensatz zu den früheren Veröffentlichungen überzeugend hervor — es täglich als ein Opfer, das sie dem Himmel und der Kirche brachte, daß sie auf die Vereinigung mit dem Geliebten Verzicht leistete. Zuweilen wohl empfand sie es auch als ein Opfer, das sie dem Geliebten brachte. — So hat sie denn nicht ganz mit freiem Willen verzichtet? Gewiß, aber —

An dieses Aber knüpft sich der mehr psychologische Teil dieses Romans, der sich aus den Bayreuther Veröffentlichungen und den Schornschen „Erinnerungen“ mit voller Deutlichkeit ergiebt, so daß nun auch uns das Recht zusteht, offen auszusprechen, was wir nach den ersten Briefen nur ahnen lassen konnten. Das eine sei allerdings, um allen Mißverständnissen von vorneherein vorzubeugen, gleich vorausgeschickt: Liszt wäre zu jeder Stunde bereit gewesen, mit der Fürstin vor den Altar zu treten. Viele Jahre später hat er einmal zu Adelheid v. Schorn gesagt: „Die einzige Person, die ein Anrecht an mich hat, ist die Fürstin Wittgenstein. Allen andern kann ich jede Minute den Stuhl vor die Thüre setzen.“ Und dann fügte er mit sehr ernstem Gesicht hinzu: „et je me ferais haché pour elle“.

Aber das Verhältnis der beiden ist doch nie so ganz das gewesen, was wir ein Liebesverhältnis nennen; dazu fehlte ihm die Jugend und die Sinnlichkeit. Wenn je, so ist hier das Wort Seelenbund am Platze. Die Gleichartigkeit der Seelen und das Sichergänzen ihrer im Grunde so durchaus verschiedenen Geister trieb und hielt diese beiden Menschen zusammen. Und aus diesem Bewußtsein heraus kämpften sie die langen Jahre für ihre Zusammengehörigkeit vor der Welt, während eine stürmische Liebesleidenschaft sich kühn und rücksichtslos über alle Schranken hinweggesetzt hätte. Daß aber die Leidenschaft zweier Menschen für einander einen sinnlichen — das Wort ohne jeden üblen Beigeschmack verwendet — Untergrund habe, ist doch sicher nicht nur das Häufigere, sondern auch das Natürlichere. Daß Liszt sein Verhältnis zur Fürstin

auch als etwas ganz für sich Stehendes betrachtete, geht daraus hervor, daß er ihr seine mannigfachen Abenteuer, die für ihn „geringfügige Episoden" waren, in aller Ruhe erzählte. „Daß ihr diese Bekenntnisse oft bittere Schmerzen bereiteten, wird jedermann verstehen, der das Frauenherz kennt," fügt Fräulein Schorn hinzu. Gewiß, um so mehr, als die Fürstin ihm eine anders geartete Liebe entgegentrug und nur aus Klugheit „ihm jede Regung von Eifersucht verbarg, um sein Vertrauen nicht zu verlieren".

Aber noch ein anderes liegt in diesem Verhältnis, was ihm in der großen Reihe der Liebesbünde, von denen unsere Kunstgeschichte zu erzählen weiß, eine besondere Stellung anweist. Man tritt Liszt nicht zu nahe, wenn man sagt, daß er der feminine Teil im Bunde war. Der Künstler Liszt ist ja auch, mag man sein eigenes Schaffen noch so hoch bewerten, als Apostel bedeutender denn als Messias. — Wagner nennt die Fürstin in einem Briefe an Hans v. Bülow (29. November 1856) „ein monstrum per excessum an Geist und Herz". Sie war auch von derselben Ungewöhnlichkeit in Willens- und Thatkraft, überdies von hervorragender Klugheit. Diese letztere hatte allerdings sehr oft einen recht theoretischen Beigeschmack, da sie sich ja fast gar nicht in der Welt umgesehen hatte und sich nun selber ein Bild zurecht machte, das immer sehr schön komponiert, dagegen oft nur wenig ähnlich war. Auch ihre ganze Auffassung von der katholischen Kirche war solch künstlich aufgebautes Idealgebäude, und sie hat auch später noch, als so wenige ihrer Blütenträume zur Reife gekommen waren, die Schuld nicht im andersgearteten Boden, sondern nur in der Art der Pflanzen gesucht. Denn sie war nicht nur willensstark, sondern auch eigenwillig und betrachtete alles nur von ihrem Gesichtswinkel aus. Auch fehlte ihr bei ihrer ausgesprochenen Sonderart die Fähigkeit, sich in die Eigenart anderer einzuleben. Also etwas Tyrannisches hat ihre Liebe für die damit Beglückten sicher immer gehabt, was trotz des überquellenden Reichtums, den ihr Herz zu geben vermochte, sehr fühlbar blieb. Wagner schreibt in dem schon angeführten Briefe weiter: „Man kann ihr aber nicht lange böse sein; nur gehört Liszts unvergleichliches Temperament dazu, diese Lebhaftigkeit auszuhalten; mir armem Teufel ging's oft übel dabei."

In diesem „unvergleichlichen Temperament" Liszts steht die Dankbarkeit obenan. Er hatte in seinem Leben unendlich viel Undank geerntet und wenig selbstlose Liebe erfahren. Die Gräfin d'Agoult, die ihm drei Kinder geschenkt hatte, lehnte die Vermählung mit ihm ab mit der Begründung, daß eine Gräfin d'Agoult nie eine Madame Liszt werden könne!! Die Fürstin Wittgenstein dagegen hatte alles: Reichtum, Rang, Gesellschaft, ja für die Vielen sogar ihren guten Namen geopfert, um dem geliebten Mann zu folgen. Und was hatte sie in den Weimarer Jahren an Demütigungen und Kränkungen erdulden müssen? Und in all der Zeit war ihr einziges Streben gewesen, Liszt glücklich zu machen, ihn dem hohen Ziele — als Tonschöpfer dasselbe zu erreichen, wie als Virtuose — entgegenzuführen. Darf man sich darüber wundern, daß sich Liszt dieser Frau bis zur Selbstverleugnung unterordnete? Wenn man weiß, wie gleichgiltig Liszt gegen alle Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Lebens war, wie schwer es ihm fiel, über so Alltägliches zu schreiben, so kann man erst recht bewerten, was ihn allein das Schreiben dieser zwei dicken Briefbände für Opfer gekostet hat. Und von wie vielen Opfern sprechen sie selber. Wie manchen Plan giebt er auf,

weil er der Fürstin nicht gefällt. Wie oft benimmt er sich andern gegenüber anders, als sein Herz ihm gebietet, weil die Fürstin es so will. Ist es doch sogar mit Wagner bis zur zeitweiligen Entfremdung gekommen. Wie oft kehren die Sätze wieder, daß er sich ganz ihrer klügeren Einsicht füge. Oft, fast allzu oft finden sich allerdings auch die Beteuerungen der Unwandelbarkeit seiner Gefühle, seiner Empfindungen für sie. Wir können daraus schließen, daß auch der Fürstin oftmals Zweifel aufgestiegen sind, ob sie wirklich die Richtige für den Geliebten sei.

Bei Liszt war dieses Unterordnen nun aber durchaus nicht nur Schwäche. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß die Fürstin sein Schutzengel sei, den ihm Gott gesandt habe. Deshalb waren auch alle Versuche anderer, z. B. Wagners, dem Verhältnis einen anderen Charakter zu geben, vergeblich. Das waren für ihn alles Versuche, „diejenigen zu trennen, die Gott geeinigt hatte“. Eine gewisse Unfreudigkeit aber, die über den Briefen liegt, zeugt dafür, daß diese ständige Hochspannung aller Gefühle und Nerven doch im Grunde etwas Unnatürliches oder, wenn man will, Uebernatürliches war.

Es ist nur natürlich, daß, als nun nach elf Jahren ständigen Beisammenseins eine Trennung auf anderthalb Jahre eintrat, diese Spannung sich löste. Liszt wurde gewissermaßen wieder er selbst. Solange dann noch der ständige Kampf um das Ziel der Vermählung dauerte, trat im tiefsten Innern doch wohl keine Aenderung ein. Als aber am 21. Oktober 1861, am Vorabend der Vermählung, nochmals ein Schlag aus heiterem Himmel die Hoffnungen vernichtete, da mußte ein Rückschlag eintreten. Wir kennen ja die folgenden Ereignisse, wie die Fürstin sich kirchlichen — so darf man ihre geschichtlich-philosophisch-theologischen Arbeiten nennen — Studien hingab, Liszt auf ihren Wunsch hin die niederen Weihen empfing. Lag auch der Schritt seiner menschlichen Gesinnung durchaus nicht fern, so bedeutete er doch ein Opfer für den Künstler, der sehr wohl wußte, daß der Traum der Fürstin, in dem sie ihn als neuen Palestrina sah, nie würde in Erfüllung gehen. Und noch ein anderes Opfer brachte er ihr, das nämlich, daß er alljährlich einige Wintermonate in Rom verbrachte, das ihm im Grunde durchaus unsympathisch war.

Der Vermählung hätte ja nach dem Tode des ersten Gatten der Fürstin (1864) nichts mehr im Wege gestanden. Aber sie schwieg und wartete auf ihn. Und er sprach nicht. Ihm war die Verbindung kein Bedürfnis mehr und ein Antrieb lag nicht vor, denn das Leben der Fürstin hatte auch so einen Inhalt, die Arbeit für die Kirche. Im Grunde allerdings war sie doch so sehr Frau, daß der geliebte Mann ihr über alles ging. Da hatte sie dann den Trost des Bewußtseins, daß auch sie ihm im höheren Sinne unentbehrlich blieb bis an sein Ende. **Dr. Karl Storck.**



Meister- und Lehrlingsstückwerk.

Gebt ihr ein Stück, so geht es gleich in Stücken.
Vorspiel auf dem Theater.

So gab es in der Theaterwelt, die sonst der Unterhaltung nur, und nicht immer der kurzweiligen allein dient, doch noch ein künstlerisches Erleben. Lindau führte in der letzten der nachmittäglichen Sondervorstellungen dieses Jahres Torsi aus Meisterwerkstätten vor. Und diese Vorstellung der Fragmente lehrte mitten im Kleinkram unserer dramatischen Tagesproduktion uns wieder einmal Größe ahnen.

Von einem gilt das vor allem, vom Robert Guiscard Kleists, dem vollendetsten Fragment der Weltlitteratur. Der heldische Geist dieser kraftvoll zusammengeballten und von Feueratem durchlohten heroischen Scenen ist vordem nie über die Bühne gegangen. Diese Aufführung wagte und gewann das Spiel und unbezweifelt war der Eindruck: das ist ja gar nicht eine Exposition nur zu einem bevorstehenden Konfliktsdrama, das ist in sich völlig rund und abgeschlossen eine einaktige Tragödie stärksten Geschehens und schicksalvollsten Moments.

Ein Drama kündigt es freilich und zwar in meisterhafter Exposition an, und da das Drama nicht folgt und der erste Satz der Symphonie allein bleibt, ist es vom dramaturgisch-technischen Standpunkt aus Fragment. Die Aufgabe dieses ungeschriebenen Dramas übrigens wäre jedenfalls im wesentlichen der Rivalitätsstreit nach des Kriegerfürsten Guiscard Tode zwischen seinem Sohn und seinem Neffen geworden. Diese Aufgabe scheint aber bei weitem nicht so großzügig, eigen und wuchtig, als es das selbständige Motiv dieser ausgeführten Scenen ist, das weit und dunkelleuchtend den Expositionszweck überragt und fast vergessen macht — das Motiv aus der Eroica: der Untergang eines Helden.

Einen Augenblick hat der Dichter mit packender Hand ergriffen, da das Schicksal zu einem ungeheuren Finale einsetzt und einem Erobererleben, dem bis dahin die Sonne nicht unterging, den Schlußstein fügt.

Und wie des Helden Existenz groß und grauumwittert war, so auch sein Untergang,

„Doch es ist kein Weibgeborner,
Der ihm schlug die Todeswunde."

Gleich dem Lenauschen Johannes Ziska, so hat den Guiscard ein Feind gefällt, der als vernichtender Sturmwind daherweht, dessen Odem Verwesung ist: die Pest.

Kleist enthält sich in herber Sparsamkeit fast ganz alles Mystischen, Personifikatorischen, und doch sehen wir den Würgeengel leibhaftig durch das Lager schreiten.

Eine Situation tragischer Größe ist's. Vor den Thoren von Byzanz liegt das unüberwundene Heer. Doch vor diesen Thoren sprengte es der furchtbare apokalyptische Reiter an und er wirft die giftige Lanze auch auf den Feldherrn, den Gefeiten, den Unverwundbaren.

Der Kampf des Normannenführers, des alten Löwen mit dem unsichtbaren Feind ist der Stoff dieses komprimierten Dramas. Wie der Feind unsichtbar, so ist es auch der Kampf. Nur indirekt, in der Wiederspiegelung ahnen wir ihn.

Aber gerade dies Andeutungsvolle, Ahnungsschwüle, Ungewißheitsbange erzeugt die fieberhafte Spannung und ein Lauschen, das den Atem anhält.

Es ist Kleist gelungen, mit knappen Strichen und gedrängter Rede, in der nicht ein Wort zu viel ist, die Stimmungsatmosphäre zu erzeugen, in der ein jeder voll Beklommenheit etwas Fürchterliches vor sich gehen fühlt; er spürt den gespenstischen „Intruse" auf Schritt und Tritt, unabwendbar, und er weiß gewiß, bald geht ein Großes in Trümmer.

Verzweifelte Menschenmassen, die das Aergste fürchten und es nicht auszusprechen wagen, sehen wir angesammelt vor einem Zelt, in dem ihre Hoffnung und ihr Stolz weilt, und dessen Vorhang sich nicht öffnen will. Bange Gerüchte gehen raunend um. Unter den Heerscharen wandelt der schwarze Tod und fordert ungezählte Opfer. Zum Feldherrn stürmen sie in jäher Not, an diese feste Säule wollen sie sich halten, und da wankt plötzlich ihre Zuversicht. Auch er vielleicht ist schon gezeichnet. Die verlegene Scheu der Frauen, die verräterische, andeutungsvolle Auskunft des Neffen Abälard, der um die bald erledigte Krone jetzt schon buhlt, bringt den Verdacht zur schreckensvollen Gewißheit. Das Zelt birgt einen Sterbenden

> ... doch das hindert nicht,
> Daß er nicht stets nach jener Kaiserzinne,
> Die dort erglänzt, wie ein gekrümmter Tiger
> Aus seinem offnen Zelt hinüberschaut.
> Man sieht ihn still, die Karte in der Hand,
> Entschlüss' im Busen wälzen, ungeheure.

Und in diesem Moment eine kolossale Steigerung. Den sie im letzten Kampfe wähnten, der erscheint vor ihnen in alter Hochgestalt. Es folgt die Scene eines königlichen Willens, der im letzten Konzentrieren aller Kräfte des schwindenden Lebens ein Wunder über unsere Kraft thut. Noch einmal fühlt er die Zügel dieses prachtvoll mutigen Heeres in seiner Hand und noch einmal entzündet er es mit dem Erobererrausche seiner Macht und Herrlichkeit. Seine Stimme dröhnt, wie er im gigantischen Spaß mit seinen Soldaten spricht:

> Mein Leib ward jeder Krankheit mächtig noch.
> Und wär's die Pest auch, so versichr' ich euch,
> An diesen Knochen nagt sie selbst sich krank.

Das ist der Löwe, dem die Seinen wie durch einen Liebestrank auf Tod und Leben verfallen sind, von dem es heißt:

> er mag es gern,
> Wenn ihm der Krieger in den Mähnen spielt.

Mit zwingender Illusion und vergessendem Hoffnungsrausch umspinnt der Schlachtenzauberer noch einmal sich und sein Heer.

Aber ebenso jäh zerreißt der Bann. Wunderbar eindringlich ergreifend und ohne Worte fast giebt Kleist den Moment, da das innere Feuer verlischt. Wortlos, stockend sieht sich Guiscard um; Kraft und Geist scheinen von ihm gewichen. Ein angstvoll abgerissenes, leises Unisono seiner Nächsten:

> Willst du —
> Begehrst du —
> Fehlt dir —
> Gott im Himmel —
> Was ist?
> Was hast du — ?



Helena, die Tochter, schiebt ihm eine Heerpauke als Sitz hin. Guiscard muß sich niederlassen. Und unendlich rührend, wie der Held, der eben noch mit wildem Kriegshumor gespaßt, jetzt halblaut, milde zu der Tochter sagt: „Mein liebes Kind."

Nun aber sprengt der Schrecken alle Dämme durch. Das bis jetzt Verhaltene bricht sich gewaltsam Bahn. Der Greis, der Sprecher, reißt den Schleier von den Qualen und ruft dem Führer mit Worten furchtbarster Gewalt ins Ohr, wie's um das Heer bestellt ist:

dein Volk ist, deiner Lenden Mark,
Vergiftet, keiner Thaten fähig mehr.

Und wie ein greuelvolles, verzerrtes Spiegelbild des eben Erlebten ist's, als er sagt:

Der Hingestreckt' ist auferstehungslos,
Und wo er hinsank, sank er in sein Grab.
Er sträubt, und wieder, mit unsäglicher
Anstrengung sich empor: es ist umsonst!
Die giftgeätzten Knochen brechen ihm,
Und wieder niedersinkt er in sein Grab.

Diesem schauerlichen Bilde folgend, gewann Lindau für seine Aufführung den konsequenten Abschluß, der auch äußerlich das Bühnenbild ausfüllend rundete.

Nach den letzten Steigerungsworten des Sprechers: „Führ uns zurück, zurück ins Vaterland", läßt er Guiscard noch einmal aufspringen und dann in den Armen der Seinen zusammenbrechen.... Finis Normanniae.

Kleist hat mit diesem Stoff so übermenschlich gerungen, wie sein Held mit seinem Schicksal. „Ich will ihm den Kranz von der Stirn reißen," hatte er im Eifersuchtszorn, aus schmerzlicher Bewunderung und leidenschaftlichem Ehrgeiz gemischt, von Goethe gesagt. Und gerade mit dem Guiscard wollte er die edle Beute erjagen. Doch dieses Werk so groß begonnen, warf er verzagend, verzweifelnd fort: „Es ist umsonst" ... „Und wieder niedersinkt er in sein Grab."

Es war beziehungsvoll, daß in dieser Fragmentaufführung der pein- und qualgebornen Schöpfung schwerster, drangvollster Stunden ein lächelndes Spiel voll heiteren Tiefsinns auf götterleichten Füßen von dem folgte, dem der Unselige vermessen den Kranz von der Stirne reißen wollte: Goethes Satyros.

„Das Denkmal der göttlichen Frechheit unserer Jugendtage" nannte es Goethe selbst. Die Goetheerklärer sahen es immer nur auf seinen Inhalt an, auf die Invasion des Waldgottes mit den Bocksfüßen in ein Gemeinwesen; die Propaganda reiner Naturlehre „retournons à la nature"; die Schwarmgeisterei und die Verführungskünste des falschen Propheten, der im Trüben fischen will; die Wankelmütigkeit der Menge, die blindlings dem Neuerer folgt und ihn zum Gott erhöht, bis sein unsaubres Wesen sich verrät.

Als Satire auf die Abarten des Rousseautums ward das gedeutet und aus der Zeit die Modelle für diese Gestalt voll sinnlicher Naturmystik und brünstig bestrickender Redefülle gesucht.

Die kulturelle und historische Bedeutung des Spiels zu betrachten, ist dem Buch gegenüber interessant, vor der Bühne aber reizt uns die lebendige Bedeutung mehr und wir fragen uns: Was giebt uns Gegenwärtigen dieser Satyros?

Und da ist es nicht zu viel, zu sagen, daß die Geniemischung seiner Stimmungen vollendet das erreicht, wonach gerade das moderne Kunstgefühl begierig

strebt. Der Satyros ist dramatisierter Böcklin hundert Jahre vor dem Meister. Das Ineinanderklingen grotesker Elemente, derber Sinnenlust und lyrisch wehender Musik genießen wir hier in vollendeter symphonischer Dichtung.

Hier ist die tiefsinnige Irdischkeit und Göttlichkeit in eins aus dem alten Panmythus; die Allheit des Natürlichen in einer Gestalt, die in ihrer Tiermenschlichkeit burlesk erscheint, die lüstern den Nymphen nachstellt, boshafte Streiche übt und am wilden Most sich toll und voll trinkt, die aber doch auch göttlichen Stammes ist, in der die Musik der Wälder und Haine schlummert, die all und eins mit der großen Natur den gleichen Herzschlag und den gleichen Odem teilt.

So fühlte Böcklin den Mythus und er stellte voll reifen Humors seine Schalkheiten dar, die begehrliche Beschleichung der Nymphen und den panischen Schreck der Hirten; Böcklin hörte aber auch die verborgene Melodie und zeigte uns dies Elementarwesen, in dem alle Triebe üppig spielen wie Frühlingssprießen in den höheren Momenten seiner Existenz: Pan im Busch in der klingenden heißen Stille des Sommermittags auf seiner Syrinx blasend, antikes Waldweben. In herrlich starken Einklang hat diese Elemente Knut Hamsun in seinem Roman „Pan" gebracht, doch reflektorisch aus Kunstintelligenz heraus scheint sein Ursprung gegen die flüchtigen, naiv unbewußten Panimprovisationen des jungen Goethe. Er formt dies wilde Waldwunder, strotzend in Ueberfülle des Lebensgefühls:

Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faß mit dem Maul ihre vollen Zitzen
Thu mir mit Macht die Gurgel bespritzen.

Er ist ein schlimmer Gast, unfromm und unhold, aber in allem zuckt auflodernd elementare Dämonie, und wie den wirklichen antiken Satyr macht ihn der Bocksfuß und die Ziegenfellbehaarung nicht komisch, sondern seltsam befremdlich als eine phantastische Urgottheit, in der die Uebergänge und Schöpfungsträume der Natur sichtbar Gestalt gewonnen haben.

Goethe wollte eine Karikatur machen, und es fehlt auch nicht an karikaturistischen Zügen, aber weit über die Farce hinweg riß ihn fort die ihm aufgehende innere Poesie des Pandienstes. So läßt er ihn wie in Eleusinischen Mysterien „ernst und wild" auf dem Altar sitzen, sich fühlend Gott und Mann. Und sein Gesang dringt wirklich „ins Blut, wie Weines Geist und Sonnenglut". Und der Zauber der träumenden Stunde wandelt auch ihn; Pan im Busch ist er jetzt:

Der Brunn, der ist so schattenkühl,
Und die Lüftlein laden mich all'
Wie lose Buhlen ohne Zahl,
Natur ist rings so liebebang,
Ich will dich letzen mit Flöt' und Sang.

Und nun des Satyros Lied, tief, dunkel und glühend:

Dein Leben, Herz, für wen erglüht's,
Dein Adlerauge, was ersieht's?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's ist alles dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt,
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein.
Und bist allein,
Bist elend nur.

Und dann die Liebesscene, der scheinbar Unvereinbares unerhört und unnachahmlich zu vereinen gelingt: das Begehrliche des Tieres, das Faunische und dabei doch dämonisch unwiderstehlicher Bestrickungszauber voll verwirrender selig-sinnlicher Töne, ein umschmeichelndes Werben und jauchzendes Locken von einer Musik, wie sie Goethe später in den Liebesdialogen des Faust nicht berauschender variieren konnte.

Jene ausströmenden Worte vor allem sind's:

Hab' alles Glück der Welt im Arm,
So Liebe-Himmels-Wonne-warm.

Und die Verse vom lustwehen Herzen:

Es war so ahnungsvoll und schwer,
Dann wieder ängstlich, arm und leer;
Es trieb dich oft in Wald hinaus,
Dort Bangigkeit zu atmen aus;
Und wollustvolle Thränen flossen,
Und heil'ge Schmerzen sich ergossen,
Und um dich Himmel und Erd' verging . . .

Doch das verklingt, und in der letzten Scene besinnt sich Goethe wieder auf den ursprünglichen satirischen Zweck. Die Syrinx verstummt und die Peitsche knallt.

Im dritten Fragment dieser Nachmittagstrilogie pulsierte nicht solcher sonnengeküßter Feuerwein, eher einem zu alt gewordenen, etwas matten Trank, freilich in edel geschliffenem Gefäß, gleicht der Elpenor, mit dem genialen Wildling Satyros Kind des gleichen Vaters. Goethe wollte mit dem Stoff wohl ein Exercitium, antiker Form sich nähernd, machen. Er wollte das gigantische Schicksal der alten Welt beschwören, den Nachegeist, der durch sagenhafte Königspaläste ruhelos wandelt:

Hervor aus euern Grüften,
Ihr alten Larven verborgner schwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen lebt! Die schwere Schuld erstirbt nicht!
Auf! Umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut ist,
Daß Entsetzen wie ein Donnerschlag
Durch alle Busen fahre!
Freude verwandelt in Knirschen!
Und vor den ausgestreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Doch außer einigen Stellen lyrischer Hoheit, besonders dem medusenschönen Hymnus von der Rache, giebt dies Fragment uns nichts, was es der Gesellschaft der beiden anderen wert macht. Der Stoff der Kindesvertauschung bleibt unklar und erweckt kein teilnehmendes Interesse.

Von den drei Fragmenten ist Elpenor am meisten Stückwerk geblieben....

* * *

Stückwerk, so später Nachrede kaum wert, war, wenn auch unfreiwilliger Art, was unsere lieben dramenschreibenden Mitbürger im März, besonders um die

Iden herum, ans Licht förderten. Georg Engel machte, da die Heinze-Gelegenheit günstig schien, einen „Ausflug ins Sittliche“. Eine Satire auf agrarische Tugendbündelei sollte die Komödie sein, auf die öffentlichen Wasserprediger und heimlichen Weintrinker. Aber es ward nur eine grobgeschnittene Burleske, die, statt gefiederte Pfeile vom Bogen elegant und tödlich sicher abzusenden, mit einem Zaunpfahl handgreiflichster Dimension agiert. Als Motto könnte über dem Stück stehen: „Du mußt es dreimal sagen“. Es ist eine Comoedia pauperum, in der die Absicht faustdick aufgetragen ist und die Satire durch die billige und allzu bequeme Parteicharakteristik für einen feineren Geschmack völlig wirkungslos wird. Engel strebte aber auch wohl mehr nach dem Versammlungserfolg, nach der lärmenden Akklamation, die sich auf Schlagworte stürzt. Dafür sorgte der Popularitätsprätendent bis zum letzten Satz, der natürlich von dem „jröblich beleidigten Schamgefühl“ handelt. Künstlerische Skrupel und Zweifel plagen ihn dabei nicht und machen ihn in seinem zielbewußten Streben niemals irre.

Einen Ausflug ins Dramatische unternahm ein junger Berliner Schauspieler, einer unserer interessantesten Charakteristiker, Rudolf Rittner, der farben- und nuancenreiche Darsteller des Hauptmannschen Jan und Fuhrmann Henschel.

Er schrieb ein Schauspiel „Wiederfinden“, das, auf seine künstlerischen Qualitäten angesehn, schlecht ist, das aber trotzdem ein gewisses menschlich nachdenkliches Interesse erweckt. Es scheint nicht aus einer dilettierenden Vielseitigkeitsfreude heraus geschrieben, sondern läßt eine innere Notwendigkeit der Aussprache ahnen. Ein künstlerisches Temperament, das mit sich etwas abzumachen hat, will seine seelischen Vorgänge zur Erscheinung kristallisieren. Um die Krisen eines Künstlers handelt es sich, der in Gefahr steht, von der großen Welt, in der Oeffentlichkeitshetze, in der ruhlosen Ehrgeizjagd zerrieben zu werden, und der sich auf die Heimat besinnt, der er einst als trotzender Knabe entflohen. Diese Heimat, die einfachen ewigen Verhältnisse des Landes mit Säen und Ernten, Blühen und Vergehen, die große ruhevolle Anschauung, die daraus strömt, die verspricht Genesung, Wiederfinden zu sich selbst.

Das ging durch Rittners Kopf, der selbst ein Dörfler ist und zum gefeierten, verwöhnten Künstler wurde. An der Innerlichkeit und dem Tieferlebten seines Motivs wird niemand zweifeln, der ihn kennt. Da er aber sprechen will, es in Formen spannen, da stockt und starrt's. Ihm gab kein Gott zu sagen . . . und mutlos, verlegen wird die Innerlichkeit in ein konventionell-sentimentales Gewand gesteckt und Requisiten werden aufgeboten, die in der Inventaraufnahme noch bedenklicher wirken würden, als in der theatermäßig gar nicht einmal ungeschickten Ausführung. Statt innerlichen Geschehens giebt's äußerliches. Und geradezu tragikomisch und höhnisch wirkt's, wie das belanglose, für die Hauptsache unwichtige Detail, die Garnierung, außerordentlich flott und lebendig gelungen ist, aber all das andere, auf das es Rittner wirklich ankam, das seelische Erleben seines Künstlers, frostig gezwungen und künstlich wirkt.

Was er wollte, zerrann ihm und verwandelte sich unter seinen Händen, und so mußt' er

Mit dem Haupt im Himmel weilend
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt . . .

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Werdende und vergehende Sonnen.

Je mehr wir in der Naturerkenntnis vorschreiten, desto mehr, scheint es, häufen sich die ungelösten Rätsel, statt sich zu mindern. Schon einmal glaubte die Menschheit fertig zu sein mit der Welt und ihren sämtlichen Geheimnissen, zur Zeit der mittelalterlichen Scholastik, als man auf die Physik des Aristoteles und die Astronomie des Ptolemäus schwor, und ein Purbach (1423—1461) sich bis zu der Behauptung versteigen konnte, daß eher die Natur Fehler machte als Aristoteles, nach dessen Physik sich alle Dinge des Erd- und Weltgeschehens unweigerlich zu richten hätten. Doch bereits ein halbes Jahrhundert später raunte man sich allerorten das System des Frauenburger Domherrn zu, das die Welt, d. h. wie sie bisher angeschaut worden war, gewissermaßen auf den Kopf stellte. Zwar erschien das berühmte Werk des Kopernikus, „De revolutionibus orbium coelestium libri VI" erst im Todesjahre des Meisters, 1543, im Druck; aber schon seit Beginn des 16. Jahrhunderts hatte er seine neuen kosmischen Ideen zu gestalten begonnen, und seit 1530 lag sein Werk im wesentlichen vollendet vor.

Aehnlich jetzt wir. Statt demnächst schon an die Thüre zu pochen, die allein uns noch von den letzten Geheimnissen des Lebens ausschließt, rütteln vielmehr unsere neuesten Erfahrungen und Erkenntnisse bedenklich an den festesten Grundsäulen unseres Wissens, die wir für die Ewigkeit errichtet wähnten. Gerade da wir uns vermaßen, alles so schön auf ein paar höchst einfache Formeln gebracht zu haben, entdeckten wir Stoffe und Kräfte, die unsere ganzen „unabänderlichen Naturgesetze" über den Haufen zu werfen drohen. Die Erscheinung der Becquerelstrahlen, die das Uran und einige andere seltenen, im Mineral Pechblende enthaltenen Elemente, wie Polonium, Radium und Thorium, entsenden, erschüttert, fast sieht's so aus, unser erstes physikalisches Fundamentalgesetz von der Erhaltung der Kraft. Denn dieses geheimnisvolle Licht, das wir übrigens selbst mit geschlossenen Augen sehen können, da es noch mehr als die Röntgenstrahlen alle Körper durchdringt, leuchtet ununterbrochen fort, ohne daß man bisher ausfindig zu machen vermocht hätte, aus welchem Kraftvorrat diese „ewige Lampe" gespeist wird: von aller Licht- und Wärmezufuhr vollkommen abgeschlossen, liegt solch ein Uranpräparat in einem Bleikästchen bei seinem Entdecker Becquerel seit dem Jahre 1896, und noch sendet es durch die Bleihülle hindurch sein grünliches Glühwürmchenlicht in unverminderter Stärke, genau wie am ersten Tage, und elektrische Energie dazu. Wo nimmt es diese nie schwächer werdenden Energiemengen immer wieder her? Denn nach jenem Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder Energie, von dem erst im Novemberheft des Türmers ausführlich die Rede war, müßte entweder das Präparat dauernd an Masse abnehmen, oder seine leuchtenden und elektrischen Eigenschaften müßten ständig nachlassen bis zum endlichen völligen Verschwinden. Beides scheint nicht der Fall. Es bleibt einstweilen ein ungelöstes Rätsel.

Und: „wo liegt die Kraftquelle?“ ist auch die noch unbeantwortet gebliebene Frage, die kürzlich der Direktor der Berliner Sternwarte, Professor Dr. Wilhelm Förster, aufwarf in einem in der „Urania“ gehaltenen Vortrage über „Unsere Meteorwelt“. Das Aufleuchten ist hier bei Sternschnuppen und Meteorsteinen zwar gerade eine Bestätigung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, resp. ihrer Umwandlung in entsprechende andere Energieformen. Wenn so ein Kometenüberrest — das sind nach den letzten Forschungsergebnissen die Sternschnuppen — oder eine Feuerkugel in die Atmosphäre der Erde gelangt, so werden sie bei der Schnelligkeit, mit der sie sich fortbewegen (30—200 km in der Sekunde die Sternschnuppen, die Meteore noch bedeutend schneller), sich stark erhitzen und schließlich in leuchtende Glut geraten: die Fallenergie setzt sich in Wärme und Licht um. Aber während die Kometen, und mit ihnen ihre Ueberreste, die Sternschnuppen, unter dem Einfluß unserer Sonne stehen, müssen die Meteore aus viel ferneren Himmelsgegenden kommen; muß die Kraftquelle, der sie ihre fabelhafte Geschwindigkeit verdanken, auch weit außerhalb unseres Sonnenbereiches irgendwo im unendlichen Himmelsraum liegen. Die Anziehungskraft der Sonne reicht für solche Kraftleistungen nicht aus, es sei denn, daß das Gesetz von der Erhaltung und Umwandlung der Energie hier eben außer Geltung wäre. So lange wir uns zu dieser Annahme nicht entschließen wollen, müssen wir an Kräfte außerhalb unseres Sonnensystems, „z. B. an die mächtigen Spiralwirbel denken, unter denen uns ferne Stern-Nebelhaufen erscheinen. Ob die Meteore jedoch wirklich daher kommen, steht noch dahin“.

Als solche Spiralwirbel waren bis vor kurzem nur wenige Nebelflecke erkannt, Lord Rosses schon vor einem halben Jahrhundert dahin gehende Beobachtungen deshalb meist angezweifelt worden. Erst die photographischen Aufnahmen von Roberts, Holden u. a. haben die Spiralform einiger Nebel mit Sicherheit bestätigt, und daraufhin hat J. E. Keeler, der kürzlich verstorbene Direktor der berühmten Lick-Sternwarte in Kalifornien, eine Menge der bekannten Nebel sorgfältigst photographiert und dabei nicht nur festgestellt, daß anscheinend allen großen Nebelmassen die Spiralform zukommt, sondern auch in der Nachbarschaft dieser großen so viele kleine Nebel entdeckt, daß er, wie die bekannte Zeitschrift „Himmel und Erde“ berichtet, annehmen zu können glaubt, es seien auf jeden Quadratgrad des Himmels mindestens drei Nebel zu rechnen. „Der ganze Himmel würde demnach die stattliche Zahl von 120 000 Nebeln beherbergen, d. h. etwa die zehnfache Anzahl der gegenwärtig in unseren Nebelkatalogen vermerkten Objekte.“ Ein solcher Nebelfleck ist aber nichts anderes als ein Milchstraßensystem, wie es das ist, in dessen Gürtel unsere Sonne eine unter Hunderttausenden von anderen Sonnen mit ihren Heeren von Planeten, Asteroiden und Monden ist. Und daß auch unsere Milchstraße spiralige Struktur besitzt und sich einem außerhalb unseres Milchstraßensystems befindlichen Beobachter als ein Spiralnebel am Himmelsgewölbe darstellen würde, glaubte unlängst C. Easton im „Astrophysical-Journal“ beweisen zu können. Demnach gäbe es in dem Teile des Weltalls, in das die Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte noch zu bringen vermag, an die 120 000 Milchstraßensysteme, jedes aus ungezählten Sonnen bestehend mit ihren ebenfalls unzähligen Trabanten.

Und wo ist die Kraftquelle, die diese Sternmillionen in ihre Bahnen zwingt? Auch da hatten wir dank der Genialität eines Newton eine so hübsche

einfache Formel: das ganze große Weltgetriebe wird beherrscht durch das Newtonsche Gesetz der Gravitation, nach welchem der größere Körper den kleineren anzieht: die großen Planeten zwingen durch die Wirkung der Schwere die kleinen Monde in ihre Bahn, die größere Sonne die großen Planeten, und ein unbekannter riesiger Zentralkörper unseres Milchstraßensystems (wahrscheinlich im Sternbilde des Herkules gelegen) die Sonne. Aber schon die Kometen nahmen in diesem Getriebe eine Ausnahmestellung ein: die Bewegungen der Schweifteilchen dieser Himmelskörper lassen sich allein durch die Gravitation nicht erklären. Deshalb nahm schon Bessel neben der Gravitation eine von der Sonne ausgehende elektrische Abstoßungskraft zu Hilfe. Die Verschiebungen der Sonnennähe des Planeten Merkur haben ebenfalls durch die bisherige Theorie noch nicht erklärt werden können, und so haben Astronomen wie Hall, C. Neumann und H. Seeliger bereits eine kleine Korrektur der Newtonschen Gravitationsformel vornehmen zu müssen geglaubt. Die Erscheinung der Gravitation selbst aber, ob ihre Formel nun so einfach wie die Newtonsche oder etwas komplizierter ist, bleibt nach wie vor eine geheimnisvolle und die Frage nach dem Woher der Kraft eine ungelöste.

Nur daß sie da ist in ihrer unfaßbaren Wirkung, das erleben wir täglich an den Bewegungen der Gestirne; und wie um uns von Zeit zu Zeit einen Extrabeweis zu liefern von ihrer Existenz und — ihrer Unerforschlichkeit, läßt sie Sterne neu aufleuchten, die vorher nicht da waren, die geheimnisvoll auftauchen und wieder verschwinden und uns neue Rätsel aufgeben über ihr Woher und Wohin ihrer selbst und der Kraft, die sie bewegt. Sind es neu entstandene, sind es untergehende Welten? Oder sind es, wie der oben genannte Münchener Professor Seeliger meint, immer schon bestehende, aber dunkle oder doch nur schwach leuchtende Gestirne, die auf ihrer bis dahin unbeobachtet gebliebenen Bahn durch eine weitgedehnte kosmische Nebelmasse von ungleichmäßiger Dichtigkeit hindurch müssen, wie es auch die Erde muß, wenn sie die Bahn der Meteoritenschwärme durchschneidet, und dadurch zu raschem Aufleuchten und allmählichem Wiedererlöschen gelangen? Bei einigen der früher auftauchenden neuen Sterne mochte die eine oder andere Erklärung zutreffen. Die letztere namentlich bei den neuen Sternen, die nur eine Zeitlang leuchteten, wie das gerade bei den berühmtesten der Fall war. So bei dem am 11. November 1572 von Tycho de Brahe im Sternbilde der Cassiopeia entdeckten, der zuerst an Helligkeit derart zunahm, daß er Ende November sogar bei Tage dem bloßen Auge sichtbar war, im Januar noch hell wie Sirius, der hellste Stern unseres nordischen Himmels, blieb und erst im März 1574 dem unbewaffneten Auge entschwand. Ein anderer, am 10. Oktober 1604 von Brunowski entdeckter und von Fabricius und Keppler beschriebener neuer Stern im Schlangenträger (Ophiuchus) übertraf zuerst an Glanz alle Fixsterne erster Ordnung, sank 1605 bis zu dritter Größe und ist seit 1606 verschwunden. Andere neue Sterne nahmen nur an Helligkeit ab und blieben dann als Sterne zwar untergeordneter Größe, aber doch dauernd sichtbar bis heutigen Tags. So der 1600 von Janson im Schwan entdeckte, der noch zweimal wieder verschwand, 1621–1655 und 1660–1665, um seitdem nach geringeren Helligkeitsschwankungen zu bleiben. Der am 27. April 1848 von Hind ebenfalls im Schlangenträger entdeckte neue Stern sank von sechster Größe bis zu etwas unter zwölfter Größe im Jahre 1867, seitdem aber ist seine Hellig-

keit konstant geblieben. Bei diesen kann man wohl zu der Annahme des Entstehens eines neuen Weltkörpers greifen, etwa derart, daß durch Zusammenstoß zweier kleinerer und bisher dunkler Himmelskörper ein einziger größerer und nunmehr leuchtender Stern sich bildet, wobei naturgemäß im Augenblick der Katastrophe und unmittelbar danach ein intensiveres Aufleuchten stattfinden muß, als es das spätere konstante Leuchten ist.

Bei dem am 21. Februar d. J. von Dr. Anderson in Edinburg und gleichzeitig von einem Heidelberger Astronomie-Studierenden im Perseusbilde entdeckten neuen Stern scheint keine dieser Erklärungen ausreichen zu wollen. Sir Norman Lockyer, der Leiter der Kensington-Sternwarte in England, hat sorgfältige spektroskopische Beobachtungen der „Nova Persei“ angestellt und ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß der neue Perseusstern wohl am meisten Aehnlichkeit habe mit dem zuletzt aufgetauchten neuen Stern im Fuhrmann, der „Nova Aurigae“ von 1892, und daß in der That zwei Lichtquellen vorhanden sein müßten, die sich aber wieder von einander entfernten. Das würde für die Annahme eines Zusammenpralls zweier Himmelskörper sprechen, die jedoch nach dieser Katastrophe jeder wieder unbeschädigt seiner Wege gingen. Und da seit dem 30. März wieder eine langsame Helligkeitszunahme des von zweiter auf elfter Größe herabgesunkenen Gestirns beobachtet wurde, so glaubt ein amerikanischer Astronom von der Chicagoer Sternwarte daraus schließen zu dürfen, daß der Stern sich stetig auf uns zu bewege; und er berechnet die Geschwindigkeit, mit der das geschieht, auf 120 km in der Sekunde. Wird er vor unserm Sonnensystem Halt machen? Nach Dreamers Ausführungen nicht. Seine Phantasie sieht in diesem neuen Perseusstern bereits die neue Sonne, die dereinst berufen sein wird, an Stelle der alten, erkaltenden, unserem Erdball zu leuchten. Denn bekanntlich soll unsere Sonne, die beständig Licht und Wärme ausstrahlt, nach Berechnungen des verstorbenen Physikers v. Helmholtz in 17 Millionen Jahren ihre sämtliche Wärme verloren haben; aber schon nach fünf Millionen Jahren wird sie so kalt und wenig leuchtend geworden sein, daß alles organische Leben auf der Erde aufhören muß. Nun wird der neue Perseusstern in etwa $4^1/_2$ Millionen Jahren in unsere nächste Nähe gerückt sein. Ein direkter Zusammenstoß zwischen ihm und der Sonne ist ausgeschlossen, sondern das mächtigere Gestirn muß das kleinere in seinen Bannkreis zwingen, so daß es von ihm in elliptischer Bahn umkreist wird. Das mächtigere Gestirn ist aber der neue Perseusstern. Nach Dreamers Berechnungen übertrifft er unsere Sonne an Größe und Glanz etwa vierzigmal. Zwar verliert auch er in $4^1/_2$ bis 5 Millionen Jahren erheblich an Wärme und Glanz; wenn er aber dann die Sonne als einen Planeten und in ihrem Gefolge die Erde um sich herum zwingt, so hat er noch genügend Licht und Wärme behalten, um das organische Leben auf der Erde für eine weitere Reihe von Millionen Jahren zu garantieren. „Es scheint daher,“ so schließt der Bericht des Forschers, „als ob die göttliche Vorsehung für den ewigen Bestand des menschlichen Lebens mit ihrer Kultur und Gesittung auf der Erde sorgen will; sobald eine Sonne erlischt, tritt eine andere an ihre Stelle, um fortan den Werken der Menschen zu leuchten, Werken, die sie erst durch ihr Licht und ihre Wärme ermöglicht“.

P. S.



Ein Befreiungswerk.

In den Monat März fällt in Rußland das Erinnerungsdatum des wichtigsten und größten Ereignisses aus der gesamten Geschichte des Zarenreiches im 19. Jahrhundert. Der 3. März (19. Februar) ist der Gedenktag jenes Manifests Alexanders II., das im Jahr 1861 einer Bevölkerung von 23 Millionen Seelen die Freiheit schenkte. Diese That eröffnete die ganze große Reformära des Zarbefreiers. Vierzig Jahre sind seitdem verflossen. Die übliche Feier des denkwürdigen Tages war dieses Mal daher größer als gewöhnlich, und eingehender als sonst beschäftigte sich die Presse mit der Bedeutung des Befreiungswerks, das der erste und gleichzeitig bedeutendste Schritt zu einer gänzlichen Umgestaltung des wirtschaftlichen, sozialen und Rechtslebens des russischen Volkes war. Bis dahin — kann man mit dem Journal „Prawo" sagen, das jüngst das Rußland vor der Reformära treffend schilderte, — war Rußland das Land eines zweifachen Sklaventums: auf der einen Seite 23 Millionen Menschen, die „Sache" von ca. 100000 Guts- und Seelenbesitzern, das finstere Reich schrankenloser Willkür und unbegrenzter Gesetzlosigkeit; auf der anderen die Sklaverei aller vor dem Staat. Denn die damalige Verwaltung war nur ein Spiegelbild des Instituts der Leibeigenschaft. War der Gutsherr der unbeschränkte „Polizeimeister" seiner Bauern, so war der Gouverneur der unbeschränkte „Gebieter" seiner Provinz. Er konnte thatsächlich sagen: l'état c'est moi. Die so absolute monarchische Gewalt war damals nirgends vielleicht so schwach, wie gerade in Rußland, und die Stimme des in endlosen Bänden aufgespeicherten Gesetzes war wirkungslos, wie eine Stimme in der Wüste. Der 16bändige „Sswod sakonow" deckte den Rücken der hohen und niederen Verwaltungsbeamten und drückte nieder den der Verwalteten. Er verlieh jenen Rechte und diktierte diesen Pflichten. Vom Grafen Speranski stammt das Wort, daß in Wahrheit nichts ohne Bitte um besondere Erlaubnis gethan werden konnte.

Wie wirkte da das große Reformwerk, das innerhalb 10 Jahren eine neue, gewaltige Klasse von Staatsbürgern schuf, die Wirtschaftsverhältnisse neu gestaltete, den Städten und den Landständen Selbstverwaltungsrechte verlieh und eine rasche, öffentliche, gerechte Rechtspflege ins Leben rief. . . .

Vier Jahrzehnte sind seitdem verflossen. Liest man aber heute, was die russische Tagespresse aus Anlaß der Gedenkfeier in ihren mannigfachen Betrachtungen vorbringt, — das helle Bild verdunkelt sich bald und es zeigt sich, daß sogar die Bauernemanzipation selbst in Wahrheit noch lange nicht durchgeführt ist, daß in mancher Beziehung die Lage der Bauern schlimmer ist, als vor dem Jahre 1861.

Daß bei der Landzuteilung an die ehemaligen Leibeigenen nur eine Kompromißlösung gefunden wurde, die aus den Bauern ein Zwischending zwischen Landbesitzer und besitzlosem Proletarier schuf, ihn in die Zwickmühle eines Pachtsystems hineinsetzte, wie es in Italien und Irland besteht, so daß der Bauer zu einer Art Unternehmer des gutsherrlichen Wirtschaftsbetriebes unter Schädigung seiner eigenen Wirtschaftsinteressen wurde, das hat sich bitter gerächt. Wie eines der leitenden Petersburger Blätter anführt, hat sich in all den 40 Jahren weder für die Wirtschaft des Gutsbesitzers, noch für die des Bauern ein fester Typus

herausgebildet, von dem man sagen könnte, ihm gehöre die Zukunft. Was die rechtliche Lage des Bauern betrifft, so ist er in Wahrheit aus dem Leibeigenen des Gutsbesitzers ein Höriger der Hofswirtschaft geworden, d. h. des Bauerhofs, dessen Herr ihn wegen aller möglichen Dinge vor Gericht bringen kann, die bei den übrigen Ständen durchaus straflos sind. Und endlich ist die bäuerliche Selbstverwaltung durch die Schaffung der mit richterlichen und Verwaltungsbefugnissen in weitgehendem Maße ausgestatteten Landhauptleute (semskije natschalniki) so gut wie illusorisch geworden. . . Ein anderes Blatt, das namentlich die wirtschaftliche Lage der russischen Bauern ins Auge faßt, konstatiert mit Betrübnis die jedem Fremden auffällige, dem Kenner aber durchaus begreifliche Erscheinung, daß der Bauer geneigt ist, ganz auf seinen Landbesitz zu verzichten, weil er ihn doch nicht ernähren kann und weil zu viel Lasten mit ihm verknüpft sind. Wie man neuerdings das Uebersiedlungs- und Auswanderungswesen sehr vernünftig zu organisieren begonnen habe, müsse man jetzt ernstlich dafür Sorge tragen, daß der Seßhafte nicht auf den Gedanken kommen könne, sein Landstück einfach im Stiche zu lassen, ohne aber dabei auszuwandern.

Von einem noch höheren Standpunkte aus, also allgemeiner betrachtet eine liberale Moskauer Zeitung die Sachlage, wenn sie betont, daß die Hebung der materiellen Verhältnisse der Landbevölkerung bedingt sei von der Hebung des Niveaus ihrer geistigen Bildung. Das sei aber eine Aufgabe, die nie und nimmer auf bureaukratischem Wege gelöst werden könne. Nur eine wahrhaft freie, unabhängige Presse vermöchte das. „Die freie öffentliche Meinung kann weder die vollkommenste Einrichtung der Regierungs-Aufsicht, noch die unermüdlichste Wachsamkeit der Behörden, noch auch der grenzenloseste Pflichteifer der Beamten jemals ersetzen."

Wie seltsam nehmen sich gegenüber solchen ernsten und nur zu begründeten Betrachtungen, Befürchtungen und Forderungen die mancherlei Festreden aus, die in diesen Festtagen laut wurden, und nach denen es heißen müßte, wie in Voltaires „Candide": „tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possible".

Das würde es vielleicht einmal annähernd, wenn alle das Wort beherzigen wollten, das der Nowgoroder Landschaftsamts-Präsident N. N. Ssomow jüngst in Moskau gelegentlich der Schließung des Kongresses der Mitglieder der landwirtschaftlichen Hilfsvereine sagte: „Was beseelt uns, macht uns hier einig, was kann unsere Arbeit zu einer folgerichtigen und fruchtreichen machen? Nur — die wahre Liebe zum Volk und das Vertrauen zu ihm. Das waren eben die Grundprinzipien der Reform von 1861." **—tt.**





Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Krebsfrage.

Meine Ausführungen im Februarheft des Türmer sind Gegenstand eines Angriffs geworden, welchen ich in einigen nachfolgenden Zeilen abzuwehren bestrebt bin: Der Herr Kritiker findet kein Wohlgefallen an meiner Berufung auf „allgemeine Vernunft" und „Allgemeingefühl der Laien"; er meint, daß diese Dinge bei einer rein wissenschaftlichen Frage nichts ausrichten können. Ich gestehe, daß meine Hochachtung mehr den allgemeinen Vernunftgrundlagen jeder Wissenschaft gilt, als ihrer zeitlichen Ausgestaltung, die außerordentlich wechselt und sich im Laufe der Zeit in konträren Gegensätzen bewegt; jede reformatorische Erfrischung einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Geistesbewegung muß wieder auf Vernunft und Gefühl der Laien zurückgehen, wenn sie durchgreifend und bedeutungsvoll sein will. Die wissenschaftlichen Strömungen wechseln, aber der Urborn unsrer Erkenntnis, aus welchem wahrer Fortschritt hervorgeht, liegt tiefer und sendet seine Bewegungsantriebe aus dem Gemeingefühl ungelehrter Menschen in die Welt der Geister. Sind Gelehrte die Erneuerer, so waren es solche, die sich bei einer Fülle von Wissen kindliche naive Anschauungen bewahrt haben, und welchen ein starkes sittliches Empfinden die Impulse verlieh, die sie gemeinschaftlich fühlten mit dem besten Teil des Volkes, der Laien. — Herr Dr. Mohr findet, daß meine Behauptung, es lassen sich viele herrliche Krebsheilungen durch innere homöopathische Mittel erzielen „allen bisherigen Anschauungen in der medizinischen Wissenschaft direkt widerspreche". — Dies schadet nun gar nichts. Ich halte die Medizin indessen überhaupt nicht für eine Wissenschaft, sondern für eine Kunst, welche sich wissenschaftlicher Hilfsmittel bedient. In der Art dieser Hilfsmittel und in der Abschätzung ihres Wertes vollzieht sich derzeit ein gewaltiger Umschwung in der Heilkunde, wovon wir Homöopathen ungemein profitieren, denn die ganze neue Bewegung erfolgt in unserem Sinne; ich erlaube mir dem Herrn Kritiker hier 8 Bücher zu nennen, deren Inhalt für das eben Gesagte den Beweis liefert: 1) Grundlagen der Therapie von O. Rosenbach, Leipzig 1891. 2) Pharmakotherapie von Hugo Schulz, Leipzig 1898. 3) Pathogenese innerer Krankheiten von Martius, Leipzig 1900.

Ich stehe mit meinen ärztlichen Grundanschauungen zu diesen Autoren; der Herr Kritiker muß dieselben ablehnen in Uebereinstimmung mit seinem oben

zitierten Satze. Herr Dr. Mohr wirft mir Mangel an Skepsis und an Kenntnissen vor, glaubt, daß ich nicht fähig sei, die klinischen Erscheinungen der Krebskrankheit zu beobachten und zu deuten. — Zu meiner Rechtfertigung kann ich hiergegen nicht viel einwenden. Der Satz ist zu persönlich gefaßt. Ich glaube, daß lediglich Verschiedenheiten des ärztlichen Urteils auf Grund sehr verschiedener Erfahrungen den Anlaß zu dieser bedauerlichen Abschätzung gegeben haben, und daß Leser meines Buches „Innere Heilkunst", welche etwas mehr über der Tagesmedizin stehen werden (vielleicht in 10 Jahren), sich der Aburteilung nicht in dem Sinne des Herrn Dr. Mohr überlassen dürften. — Einen Passus der Kritik muß ich noch herausgreifen. Herr Dr. Mohr sagt: „Bezeichnend ist ferner, daß das hauptsächlich angewendete Mittel, das Marssche Krebsmittel, ein ganz unkontrollierbares Geheimmittel ist." Ich habe in meiner Schrift allerdings Krebsheilungen durch dieses Mittel veröffentlicht; in meinem Türmeraufsatz wurde es jedoch nicht erwähnt, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn andre Leser die Anwendung dieses Mittels als „bezeichnend" für meine Arbeit gefunden oder den Eindruck gewonnen hätten, daß es *hauptsächlich* angewandt worden sei.

Ich habe dieses Mittel nahezu verlassen, eben weil es Geheimmittel ist, und wenn ein Krebsmittel Anspruch darauf machen kann, in der innern Heilkunst *hauptsächlich* bedacht zu sein, so ist es das Argentum nitricum, von dessen Heilwirkung mehrere übereinstimmende Krankengeschichten zu erzählen wissen. Die diagnostische Frage, welche Herr Dr. Mohr mit Eifer ventiliert, ist für mich keine bedeutende Sache.*) Die Diagnose macht der Arzt, aber das Leiden hat der Kranke! Für mich steht der Kranke dreimal im Vordergrund, bis der Arzt (der ich selbst bin!) seinem Krankheitszustand einen lateinischen oder griechischen Spitznamen anhängt, worin ja die ruhmreiche Thätigkeit der diagnostischen Wissenschaft meistenteils besteht. Der Kranke klagt über Verdauungsstörungen, und wir geben ihm, nachdem wir alles von ihm erfahren haben, die „Dyspepsie" wieder, worauf er allerdings in vielen Fällen, hochbefriedigt, daß seine Krankheit nun *erkannt* sei, von dannen zieht; sehr ermutigend für die Kunst der Worte! Nun, ganz ähnlich verhält es sich mit dem Krebse. — Ich war bis jetzt so glücklich, in drei Fällen von Geschwulstbildung die hohe Amputation des Oberschenkels zu verhüten, indem noch kurz vor der Operation die Kranken sich meiner Behandlung zuwandten. War es Krebs? Diese Frage wird für die Ansprüche des Kritikers ewig ungelöst bleiben, weil die Kranken geheilt wurden; sie sind seit Jahren gesund! Diesem erhabenen wissenschaftlichen Zweifel gegenüber fällt die Thatsache kaum ins Gewicht, daß drei junge Männer einer schwer verstümmelnden Operation entgingen; sie leben weiter, ohne wissenschaftliche Berechtigung sich ihrer Glieder erfreuend. Aber ich, dem es an Skepsis und an Kenntnissen auf diesem Gebiet fehlt, empfinde nun einmal mit Behagen die laienhafte That-

---

*) Es wundert mich übrigens, daß der Kritiker den Umstand nicht erwähnt, daß ich durchaus nicht der alleinige in Frage kommende Diagnostiker bin. Ich berufe mich doch ausdrücklich darauf, daß die mir zur Behandlung anvertrauten Krebsfälle teilweise vorher von klinischen Instituten oder andern privaten Aerzten an mich gelangt sind. Von diesem Gesichtspunkt aus sollte doch vorsichtiger abgeurteilt werden. Ich selbst fühle nicht die Notwendigkeit, mich in der Diagnose auf meine Vorgänger zu berufen; ich erwähne des Umstands nur, um diese von Dr. Mohr verschwiegenen Beziehungen vor dem unparteiischen Leser zu betonen.

sache, die ich hier anführte. — Dr. Mohr wird sich ebenfalls auf diesen Standpunkt begeben müssen, wenn er meine Bestrebungen recht würdigen will. — Zu den statistischen Thatsachen bemerke ich, daß ich dieselben mit großem Mißtrauen beurteile. Ich habe die schrecklichsten Vorkommnisse bei gleich anfangs operierten Geschwülsten gesehen, Rückfälle nach kürzester Zeit und jämmerliches Zugrundegehen nach mehreren Operationen. Andererseits sah ich einen durch viele Jahre hingezogenen Verlauf verhältnismäßig gutartig ohne ärztlichen Eingriff und Heilungen in vorgeschrittenen, selbst in operablen Fällen. Es ist wohl zu beachten, daß — um die diagnostischen Zweifel auszuscheiden — hier nicht von Krebs, sondern nur von gefährlichen Geschwulstbildungen geredet wird; nicht von Krebskranken, sondern von reifen Operationsobjekten, die eben nicht zur Operation kamen. Viele Krebse, die sich später als solche erweisen, sind überhaupt niemals operierbar wegen ihres Sitzes, oder weil sie erst entdeckt werden (z. B. in der Bauchhöhle), wenn eine zu große Ausbreitung stattfand. Auch diese Vorkommnisse fallen unter die innere Heilkunst; für die chirurgische Statistik sind sie nicht verwertbar. — Ich kann Hunderte von Krankengeschichten ähnlicher Art aufweisen; jeder denkende Arzt bildet sein Urteil nach eigenen Wahrnehmungen, und viele statistische Thatsachen geraten in bedenkliche Beleuchtung, wenn man nicht die Zahlen als solche nimmt, sondern der ratio ihrer Entstehung nachgeht. Mein Herr Kollege meinte, ich mache mich einer Todsünde schuldig, wenn ich vom frühzeitigen Operieren erreichbarer Krebse abrate! Hic Rhodus, hic salta! Sie können daraus ersehen, geehrter Berufsgenosse, wie ernst mir meine Ueberzeugung geworden ist, wie heilig sie mir ist!

Ich rate jedermann ab, sich wegen Krebses operieren zu lassen, jedermann in wohlerwogener Würdigung aller Umstände. So spiegelt sich in mir die Welt; Sie besitzen wieder eine eigene, und wir wollen unsere inneren Bilder gegenseitig in Ehren halten; ich kann warten und warte ruhig auf die Verschiebung der Anschauungen. Inzwischen hat der diesjährige Chirurgenkongreß getagt. Der Vorsitzende, Professor Czerny, hat wesentlich bescheidener vom Werte der Operationen in Krebsfällen gesprochen, als mein Herr Kritiker. Czerny meint, daß etwa ein Viertel der operierten Fälle geheilt werden und daß für viele Krebse die Chirurgie gar nicht in Betracht komme. Der weitaus überwiegende Teil der Krebskranken wäre demnach durch Operation **nicht** heilbar; nach meinem Sinne heilt Operation überhaupt nicht, sie **entfernt** nur, ohne die innerliche Umwandlung, welche einer Heilung gleichkäme. Die Operierten mögen (verstümmelt) weiter leben; im wahren Sinne geheilt sind sie jedoch nicht.

Emil Schlegel.



Zwei Lanzen gegen Sudermann.

(Erwiderungen auf „Eine Lanze für Sudermann", Heft 6.)

Herr F. Lienhard kann meiner Unterstützung entraten; es hieße seinen trefflichen Aufsatz nur verkleinern, hielte ich ihn einer Verteidigung bedürftig. An die Adresse des Herrn Einsenders nur so viel: Sein Georg schreitet zwar mit der Miene des Heldentums einher, ist thatsächlich aber ein armseliger Tropf, der im entscheidenden Moment die Probe ebenso schlecht besteht, wie das zarte, süße Heimchen, das sich ihr Glück wohl stehlen, aber dem Bestohlenen den Raub am liebsten feig verhehlen möchte. Vor der drohenden Katastrophe nach freiem, stolzem Bekenntnis knickt sie jämmerlich zusammen. Zur heimlichen Flucht, um nichts sehen und hören zu brauchen, hat sie allenfalls den traurigen Mut. Und der hohe, germanische Georg? — Er sollte die Sträubende von Rechts wegen zwingen, Hand in Hand mit ihm dem furchtbaren Unwetter zu trotzen, vielleicht zu unterliegen. Doch auch in ihm sinkt die lodernde Glut kläglich flackernd zusammen, und was — in der Nähe betrachtet — übrig bleibt, sind ein paar schwelende, schmutzige Bretter, der übel duftende Rest der johannisnächtlichen Feuersbrunst: der „schwache Durchschnittsmensch von Theologe" behält recht. Ist dieser wirklich ein Durchschnittsmensch im Vergleich zu den andern? Er erkennt die Grenzen seiner Wesenheit, bemüht sich nicht krampfhaft, sie zu sprengen, sondern sieht die ihm gestellte Aufgabe darin, den ihm durch jene Schranken gezogenen Pflichtenkreis auszufüllen mit tüchtiger, bescheidener, durch Mitleid und Herzensgüte verklärter Arbeit im Dienste der Nächstenliebe. Dergleichen Leute nehmen sich ja freilich meist sehr unscheinbar und durchschnittsmäßig aus. Selbsterkenntnis und weise Selbstbeherrschung haben auf dem Jahrmarkt des Lebens keinen Nennwert. Von der „Uebermenschlichkeit" des Ritters Georg aber zeugt allerlei: als Gymnasiast war er schon kein Kirchenchrist mehr und zog daraus die löbliche Konsequenz, das Abendmahl selbst auf die Gefahr eines gefährlichen Zerwürfnisses mit dem Onkel hin überzeugungstreu abzulehnen. Gegenwärtig muß sein Hochsinn wohl einen Kompromiß zugelassen haben, denn die kirchliche Trauung scheint ihm keine Bedenken zu verursachen. Auf einen Kompromiß läuft überhaupt sein ganzes ragendes Großthun hinaus. Nur auf dem Boden eines inneren Kompromisses ist die Zukunft, der er entgegengeht, in Wirklichkeit möglich. Der Herr Einsender fragt zwar, ob denn der Tod oder der lebenslange Kampf schwerer sei. Was in seinem Sinne schwerer ist, darauf kommt es aber gar nicht an. Die Frage ist: was ist „edler im Gemüt"? — Von drei Möglichkeiten wählte unser Paar die, die augenblicklich die geringste Ungelegenheit bietet. Diese Lösung ist künstlerisch unlogisch, darum unwahr. Um solchen Ausganges willen darf man keinen künstlerischen Apparat in Bewegung setzen. Größer als der Tod wäre das Leben nach trotzig freiem Geständnis in schuldbewußter Vereinigung, ein Leben mit der untilgbaren Erinnerung an das vernichtete Glück dreier Menschen, ein peinvoller Gewissenskampf zwischen niemals befriedigender Selbstrechtfertigung und stets erneuerten Selbstanklagen. Für das Heimchen, das „in die Fremde geht und in Arbeit ein freudloses Dasein hinschleppt", habe ich gewiß alles mögliche Bedauern, aber den Anspruch auf

jenes große Mitleiden, das uns über uns selbst erhebt, hat sie verscherzt. Ihr Schicksal, wie das des Georg — und wäre er noch so germanisch gewachsen — interessiert mich nicht mehr. — Der Herr Einsender beurteilt das Stück überhaupt von einem Gesichtspunkte aus, der ihm selbst zwar zur größten Ehre gereicht, der Herrn Sudermann wahrscheinlich aber ein etwas süßsäuerliches Lächeln entlocken dürfte. Er hat, so fürchte ich, das Stück nur in einer vorzüglichen Aufführung kennen gelernt und es leider nie — gelesen. Wer ein Drama nach einer mehr oder minder entsprechenden Darstellung beurteilen will, muß aber erstens ein sehr gutes Gedächtnis haben und zweitens fähig sein, zu erkennen, was der Schauspieler zu der dichterischen Gestalt aus Eigenem hinzuthut, worin er über sie hinausgeht, von ihr abweicht. Wenn der Vorhang zum dritten Aktschluß über zwei verschlungenen Gestalten fällt, so will der Einsender der Phantasie keinen Spielraum weiter gestatten und verweist Herrn Lienhard allen Ernstes seine frivole Vermutung. Nach jener Nacht fragt zwar Georg sein Heimchen: Bist du nicht vor Gott meine Frau geworden? — Das ist aber wohl auch nur eine poetische Redefigur, mit der lediglich die platonische Vermählung ihrer Seelen verkündet werden soll? **Otto Kienscherf.**

* * *

1) Daß S. „ein gottbegnadeter Dichter" ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

2) Dem Christentum steht S. sehr kühl, wenn nicht bewußt ablehnend gegenüber.

3) Hiermit hängt vielleicht zusammen, daß S.s Theologengestalten (mit Ausnahme der des Pfarrers in „Heimat") der Wirklichkeit nicht entsprechen, sondern nur geeignet sind, den schweren und verantwortungsreichen geistlichen Stand und Beruf herabzusetzen (vergl. These 2 im 6. T.-H.). Hoffentlich legt einmal eine berufenere Hand den kritischen Finger auf diesen Fehler S.s.

4) S.s „Johannes" kann nur der Kenner jener Zeitverhältnisse richtig beurteilen. Der historischen Wirklichkeit entsprechen u. a. die Lüsternheit einer Salome, die prachtvolle Zeichnung der Juden- und Römertypen. Gänzlich verfehlt dagegen ist der Charakter des Johannes. Das ist ein moderner Halbheitsmensch mit einem „zaudernden Hin und Her", aber nicht der kraftvolle, kernige Bußprediger Johannes der Geschichte. — Cand. theol. ev. **F. W. Schiefer.**

Der Türmer: — dankt den verehrten Einsendern für das rege Interesse, erlaubt sich aber, vorsichtig, wie er ist, für künftige „Eventualitäten" die bescheidene Bemerkung, daß seines unmaßgeblichen Erachtens der „Lanzen" für und gegen Sudermann vorläufig genug „verstochen" sein dürften. Wir gerieten sonst auf die Dauer noch in einen Streit um Sudermanns — Bart.





Eine kleine Zeitung für nachdenkliche Leute.

... Viel wäre gewonnen, wenn wir uns gewöhnten, den Dingen frei ins Angesicht zu schauen, auch den unbequemen, ja den häßlichen. Das eherne Antlitz der Wahrheit ist streng, aber ihr Anblick macht die Augen frisch, den Geist tapfer, den Charakter tüchtig. Nun aber gehen so viele, sonst brave Menschen mit Scheuklappen durchs Leben: sie sehen und hören nur den kleinen Kreis, in den sie der Zufall hineingeboren hat, die gleichartige und gleichgesinnte Umgebung, die ihnen nichts zu sagen hat, was sie selbst nicht schon wüßten, selbst nicht schon mit der Muttermilch eingesogen hätten. Sie lesen nur die Zeitungen ihrer Partei, oft nur ein einziges Leibblatt, das seinerseits wiederum ängstlich bemüht ist, von seinen Lesern alles fernzuhalten, was sie in ihrer Ruhe stören, in ihren liebgewohnten Ansichten erschüttern könnte. Und so bleiben sie am Ewig-Gestrigen kleben; der Besten bemächtigt sich auf die Dauer ein Dünkel, der sich im alleinigen Besitze der Wahrheit wähnt, alles, was außerhalb des eigenen beschränkten Anschauungskreises liegt, für Narrheit oder Verbrechen hält. Es gehört zum „guten Ton", die Augen vor manchen Thatsachen zu schließen, die doch nun einmal da sind und mit denen füglich gerechnet werden muß. Es ist „unmoralisch", gewisse Dinge zu berühren oder gar offen zu besprechen, die doch laut nach gründlichster Untersuchung schreien und im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit oft von entscheidender Bedeutung sind. Es ist „unpatriotisch", die Schäden der Gesellschaft ohne Rücksicht auf die Interessen der eigenen Klasse oder Partei aufzudecken und dem Gegner nicht von vornherein als frevelndem Lästerer den Mund zu stopfen, sondern ihn ruhig und aufmerksam anzuhören und seine Gründe gerecht zu prüfen. Und wenn dann das Leben, das harte, rücksichtslose, unverschämte Leben sich vor uns aufpflanzt und den gleißnerischen Flitter, den man ihm heuchlerisch umgehängt, hohnlachend vom Leibe reißt, wenn es dann in seiner Nacktheit so ganz anders aussieht, als das geruhsame Phantasiebild aus dem Leiborgan und dem stubenreinen und wohltemperierten Familienblattroman, dann geht ein Schauer des Entsetzens, dann geht der übliche „Sturm der Entrüstung" durch die in

ihrem behaglichen Frieden bedrohte Welt der Philister und Pharisäer, und gellende Hilferufe nach Polizei, Staatsanwalt, Gesetzgebung erschallen: die „göttliche Weltordnung" ist in Gefahr!

Ach, meine Freunde, es ist bei weitem nicht alles „göttliche Weltordnung", was viele dafür ausgeben, weil sie dabei ihre Rechnung finden und bequem und sorglos leben können. Und der „Sturm der Entrüstung" greift zwar für den Augenblick in die Flügel der Verwaltungs- und Gesetzgebungsmühle und läßt sie eine Weile klappern. Aber auch dies Geklapper legt sich mit dem „Sturm" gar bald, und es ist nichts gedroschen worden, als leeres Stroh. Der Philister zieht seine Stubenthür sorgfältig ins Schloß und sich die Schlafmütze über die Ohren: nichts sehen und hören. Und so bleibt alles beim alten.

Nicht also aber, meine Freunde vom Türmer, darf es bei uns sein. Wir sind hier keine „Partei", keine mit sich und der Welt „fertigen" Philister und Pharisäer, wir sind „Werdende" in einer werdenden Zeit, wie jeder Mensch ein Werdender ist oder doch sein sollte bis an sein Lebensende. Menschen, die als einfache Christen das Gute suchen und nehmen wollen, wo wir es finden, und das Böse bekämpfen — ach, das ist schwerer, als das Gute zu nehmen, weil wir dabei ganz zuerst gegen uns selbst kämpfen müssen. Gegen uns selbst: nicht nur gegen den bösen Erbfeind in unserm Innern, auch gegen so manche liebgewordenen Gepflogenheiten, Vorurteile, Irrtümer, die uns den freien, unbefangenen Blick auf das vielgestaltige Leben und die Bahn einer unendlichen Entwicklung versperren.

Aus solchen Betrachtungen heraus habe ich in folgendem den Versuch unternommen, eine kleine „Zeitung" zusammenzustellen, die den Lesern möglichst viel Stoff zu eigenem Nachdenken giebt, ihnen auch solche Thatsachen mitteilt, die sie in ihren Blättern vielleicht nicht sämtlich gefunden haben, und solche Meinungsäußerungen, mit denen sie zum Teil vielleicht nicht einverstanden sein werden. Niemandem zuliebe, niemandem zuleide. Ich betone das ausdrücklich, damit man mich nicht etwa für jede der unten stehenden Mitteilungen haftbar macht, was schon deshalb nicht zulässig wäre, weil sie sich öfter widersprechen. Es ist eben eine kleine Zeitung objektiv hingestellter Meinungen und Thatsachen, de omnibus rebus et quibusdam aliis, die keinen andern Zweck verfolgt, als den Gesichtskreis zu erweitern und das Urteil zu schärfen. Um diesem Zwecke zu dienen, mußte ich allerdings solche Meinungen und Thatsachen bevorzugen, von denen ich voraussetzte, daß sie meinen Lesern weniger geläufig sind. Nur hie und da habe ich ein ganz kleines Lichtchen aufgesetzt. Findet der Versuch Anklang, worüber ich gern unterrichtet sein möchte, so kann er von Zeit zu Zeit einmal wiederholt werden. Noch eins: eine ehrliche Zeitung muß mancherlei bringen, was nicht für jedermanns Ohren ist und auch nicht für die Kinderstube — also!

* *
*

Der „Vorwärts“ vom 26. April enthält folgende Notiz:

„Geheimnisse des Christentums. In einer Mainzer Kaserne befindet sich über einer Thür folgendes erbauende Sprüchlein:

Das walte Gott, mehr braucht es nicht,
Wer das Gebet von Herzen spricht,
Darf an sein Werk mit Freuden gehn
Und treuer Hilfe sich versehn!

„Fünf Schritte weiter befindet sich über einer andren Thür eine Tafel mit folgendem Inhalt:

Schlage beständig!
Ist das Bayonett zerbrochen,
Schlage mit dem Kolben,
Versagt der Kolben,
Schlage mit den Fäusten,
Sind die Fäuste zerschlagen,
Beiße mit den Zähnen um dich!

„Wie mag es in einem Kopfe aussehen, der diese christliche Gesinnung in Theorie und Praxis nebeneinander beherbergt und beherzigt.“

* * *

Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt:

„Den Kaiser hat der Bremer Unfall andauernd viel lebhafter beschäftigt, als es in der Oeffentlichkeit bekannt und aus den Mitteilungen des Präsidenten des Abgeordnetenhauses zu ersehen gewesen ist. Obwohl der Präsident des Reichstags und das vom Kaiser empfangene Präsidium des Herrenhauses über die Aeußerungen des Kaisers ihnen gegenüber nichts mitgeteilt haben, weiß man doch in engeren politischen Zirkeln zuverlässig, daß der Kaiser auch einige Zeit nach dem Empfang des Präsidiums des Abgeordnetenhauses in unzweideutigen Worten der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hat, daß es sich in Bremen um ein wohlüberlegtes und planvoll ausgeführtes Attentat gehandelt habe. Die gerichtliche Untersuchung hat, soviel man weiß, dafür keine Anhaltspunkte gegeben, vielmehr bestätigt, daß es sich um die That eines unzurechnungsfähigen Epileptikers handelt. Man muß daher annehmen, daß der Kaiser durch eigne Erwägungen zu der vom Resultat der Untersuchung abweichenden düsteren Auffassung gelangt ist, und daß vielleicht unbekannte Einflüsse ihn darin unterstützt haben. Mit der Thatsache aber, daß er die Auffassung hat, wird man rechnen müssen.“

„Diese Auffassung der ‚Frankfurter Zeitung‘“, bemerkt hiezu der ‚Vorwärts‘, „dürfte den Thatsachen entsprechen; nur wäre hinzuzufügen, daß die unbekannten Einflüsse nicht gar so unbekannt sind. Insbesondere weiß man, daß des Kaisers irrige Meinung über den Bremer Unfall auf einer ‚Infor-

mation' beruht, die er von einer Persönlichkeit seines militärischen Gefolges erhalten hat."

* * *

Der Schlosser Weiland ist, nachdem sich die Geistesgestörtheit Weilands klar ergeben hat, aus der Irrenanstalt wieder ins Untersuchungsgefängnis übergeführt worden. Vor einigen Tagen begab sich, wie der „Lokal-Anzeiger" berichtet, der vom Senat dem Weiland gestellte Verteidiger, Dr. Dreyer, in die Zelle des Irrenhauses, wo sein Klient interniert war, um mit ihm zu konferieren. Beim Eintritt des Dr. Dreyer fing Weiland sofort laut an zu schimpfen, Dr. Dreyer solle machen, daß er fortkomme. Nachdem der Verteidiger seinen Klienten vergeblich zu beruhigen versucht hatte, wandte er sich an die Irrenwärter und sagte, es schiene ihm besser, wenn er an einem andren Tage wiederkäme. In dem Augenblick hatte Weiland aber schon einen Stuhl erhoben, in der Absicht, auf Dr. Dreyer einzuschlagen. Die drei in der Zelle befindlichen Irrenwärter sprangen sofort hinzu, entrissen ihm den Stuhl, konnten aber den Tobenden kaum bändigen. Nachdem er so eine Zeitlang getobt, verfiel er in epileptische Krämpfe und dann in einen schweren dreistündigen Schlaf. Als er erwacht war, wußte er sich zunächst auf nichts zu besinnen. Allmählich kam ihm eine trübe Erinnerung an das, was geschehen. Er erzählte dem Arzt, er glaube zu wissen, daß man ihn wegen Kaisermordes zu Zuchthaus verurteilt habe und darauf habe abführen wollen; dem habe er sich widersetzt. Er war wieder ganz ruhig, nur sehr niedergeschlagen. Die Aerzte sind auf Grund dieses Ereignisses und ähnlicher Vorfälle, die sich vor dem Attentat im elterlichen Hause abgespielt haben, zu dem abschließenden Urteil über den Geisteszustand des Weiland gekommen.

* * *

„Die innere Lage!", schreibt D. Rade in der „Christlichen Welt": „Ich bin viel gereist in den letzten Tagen. Ueberall diese Bestürzung auch der Besten, Freudigsten, Vertrauendsten. Welcher Dämon verwirrt denn die Gemüter? richtet Unheil auf zwischen Kaiser und Volk? Noch haben wir auf Wilhelm II. kein Attentat erlebt, wie es uns die Erinnerung an seinen Großvater trübt. Aber die Bremer Begebenheit wird von Verantwortlichen und Unverantwortlichen dazu aufgebauscht. Schon fängt der Kaiser selbst an, daran zu glauben. Schon beherrscht die schwarze That seine Stimmung, sein Urteil. Gespenster, nicht verächtliche, steigen auf. Um Gottes Willen, hütet euch vor Gespenstern! Und keiner unter den Freunden des Kaisers, der ihm zurechthülfe? Und wenn's ihn das Amt kostete? Auch Pfarrer und Seelsorger giebt's doch, durch sein Vertrauen in seine Nähe berufen: findet keiner das Wort? Ehe es zu spät ist? Bleibt es bei dem alten Spruch des Johann Anton Leisewitz: „Kein Fürst hat jemals einen Freund"? Oder ist höfischer Zwang bereits zu solch eherner Mauer um unsern Kaiser her aufgerichtet, daß keines freien Mannes treue

Rede mehr an ihn herankann? Schwere Sorge legt sich auf das Herz des Vaterlandsfreundes: ‚wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?‘“

* * *

An anderer Stelle desselben Blattes: „. . . Unvergessen ist uns, was wir in jenen Januartagen in einer Tageszeitung nur zu wahr über die Ursache der Teilnahmlosigkeit an Festen wie dem damals begangenen gelesen haben, und was man auch auf konservativer Seite beherzigen sollte, ehe es zu spät ist. Was jene Teilnahmlosigkeit — und, fügen wir hinzu, auch jenen innern Widerspruch — bei solchen Anlässen hervorruft: ‚es ist der Mangel an Aufrichtigkeit, der dem Volke zugemutet wird. Es wird bei uns von oben herab eine Art der Geschichtsdarstellung angeregt, die mit den Thatsachen in einem schreienden Widerspruch steht und deren Vorbilder mindestens zwei Jahrhunderte zurückliegen. Es soll dem Volke eingeredet werden, daß alles Gute, was seit Jahrhunderten geschehen ist, lediglich das Verdienst von Dynastien und einzelnen Herrschern sei. Die Armee wird als unentbehrliches Instrument vielleicht noch gelten gelassen, aber das Volk, das Gut und Blut zu Markte trägt, verschwindet ganz aus der Geschichte, und selbst die an erster Stelle mitwirkenden Geister erscheinen in der untergeordneten Rolle bloßer Handlanger. Von der bürgerlichen Arbeit, die so Unendliches für die Größe eines Landes thut, von den Fortschritten in Kultur, Kunst und Wissenschaft, die besonders dem letzten Jahrhundert Ausdruck und Gestalt verliehen haben, ist kaum noch die Rede. Der Herrscher ist der Herkules, der alle zwölf Arbeiten ganz allein leistet und der sich noch darüber hinaus maßlos verdient macht. Eine solche durchaus undeutsche Auffassung des historischen Geschehens — auch deshalb undeutsch, weil sie in ihrem Kerne unwahr und haltlos ist — wird leider Gottes schon von vielen servilen Geistern geflissentlich und aus Liebedienerei vertreten, sie richtet aber notwendig eine bedenkliche Schranke auf. Kritiklose Verherrlichung auf der einen Seite ruft natürlich auch das andere Extrem hervor, das man ebensowenig zu billigen braucht. Aufrichtigkeit und Wahrheit haben allein auf die Dauer Bestand.‘“

* * *

Folgende Notiz macht die Runde durch die Presse:

Die Kaiserin als heilige Elisabeth. Für das neuerbaute Blindenheim in Königswusterhausen bei Berlin hat der Kaiser das Protektorat übernommen und auch den Bauplatz geschenkt. Im Verwaltungsgebäude des Blindenheims sollen nunmehr die Bildnisse des Kaiserpaares zur Aufstellung gelangen. Die Herstellung der Bildwerke ist von dem Kaiser in Glasmosaik befohlen worden, das allen Einflüssen der Witterung trotzt und unvergänglich ist. Der Kaiser, dessen Figur 1,80 Meter hoch, ist als Ritter in reichgestickter Kleidung dargestellt; den altertümlichen Helm trägt er auf dem Haupte. In der einen Hand hält er das entblößte Schwert; in der anderen als Patron des Blindenheims dessen Modell. Die Kaiserin zeigt Tracht

und Gewandung der heiligen Elisabeth; in ihren Händen prangen Rosen, in welche das vor den Augen des gestrengen Gemahls zu verbergende Brot, das sie den Armen zutragen wollte, durch ein holdes Wunder verwandelt worden ist.

Die Nachricht, daß die Bilder — wie vermutet wurde: auf Vorstellungen des evangelischen Oberkirchenrates hin — zurückgezogen seien, bestätigt sich nicht. Es waren nur die provisorisch angebrachten Kartons, die als Vorlage gedient hatten und jetzt allerdings entfernt worden sind, jedoch nur um durch die fertigen Originalbilder ersetzt zu werden.

Die Rolle, die man dem evangelischen Oberkirchenrate zugedacht hatte, zeugt übrigens von entzückender Naivetät.

* * *

Der katholische Pfarrer eines elsäßischen Dorfes in der Nähe der Schweizer Grenze hat an den Straßburger „Volksboten" folgende Zuschrift gerichtet:

„Soeben erfahre ich aus ganz zuverlässiger Quelle, daß der Herr Gendarm folgende Fragen an den Herrn Bürgermeister meiner Gemeinde richtete:

1) Hat der Herr Pfarrer der Schulfeier bei Gelegenheit des Kaisergeburtstags beigewohnt? 2) Hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel von dem Feste in gebührender Weise gesprochen? 3) Hat der Herr Pfarrer sein Pfarrhaus mit einer Reichsfahne beflaggt?

Was wird wohl Herr v. Puttkamer zu diesem ‚Eifer' seiner Unterbeamten sagen? Ich meines Teils finde, daß solches Spionagesystem erniedrigend ist sowohl für die Regierung (oder nicht?!) als auch für den Pfarrer.

Bis dahin habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jedem Wunsche meines hochw. Herrn Bischofs nachzukommen; ich muß aber jetzt erklären (und wie ich denken auch andere), daß, so lange dieses Spionagesystem seitens des Herrn Gendarmen fortdauern wird, und so lange der Wunsch des hochw. Herrn Bischofs, der Schulfeier beim Kaisersgeburtstage beizuwohnen, nicht Befehl wird, ich dieser Schulfeier nicht mehr beiwohnen kann."

* * *

In dem Büchlein „Kleines Realienbuch. Für einfache Schulverhältnisse bearbeitet von Fr. Polack, kgl. Schulrat und Kreis-Schulinspektor, 100. Auflage, Gera 1896", heißt es Seite 47 von Friedrich Wilhelm II.:

„Friedrich Wilhelm II. war der Neffe des großen Friedrich. Sein Wahlspruch hieß: ‚Aufrichtig und standhaft'. Den Umfang des Landes erweiterte er durch die 2. und 3. Teilung Polens. Aber die Größe des Landes macht nicht das Glück des Volkes aus. Der Hof liebte das Vergnügen mehr als die Arbeit und gab dem Volke kein gutes Beispiel."

Man vergleiche damit, was in der 124. Auflage, Gera 1901, Seite 46 ff. an die Stelle dieser Ausführungen getreten ist:

„Friedrich Wilhelm II. war der Neffe des großen Friedrich. Es war eine schwere Aufgabe, der Nachfolger eines so großen Geistes zu sein. Sein Wahlspruch hieß: ‚Aufrichtig und standhaft!‘ Tapfer scherzte er im Kugelregen: ‚Das hat nichts zu bedeuten, wir schießen wieder!‘ Mild und gütig verbot er die harte Behandlung der Soldaten. Wohlthätig half er den Armen. Das schöne Brandenburger Thor am Eingange des Tiergartens ließ er erbauen, die erste Chaussee zwischen Berlin und Potsdam anlegen und das Allgemeine Landrecht herausgeben. Den Umfang des Landes erweiterte er durch die 2. und 3. Teilung Polens.“

Der oben gesperrte Satz ist aus der neuen Auflage spurlos verschwunden.

* * *

Zwei Urteile über die Berliner Siegesallee. Die „Grenzboten“:

„Jetzt ist in Berlin die Siegesallee in aller Munde. Ihre künstlerische Ausschmückung durch unsern Kaiser hat sie sogar ungewöhnlich populär gemacht. Mit Stolz sieht der Berliner und der Preuße jedes Standes auf diese Straße, die in der Welt nicht ihresgleichen hat. Kein Fremder, der nach Berlin kommt, versäumt, wenn er es irgend einrichten kann, durch diese in ihrer Art einzigen beiden Reihen fürstlicher Standbilder zu gehn. Auch der Gleichgiltige und der Philister empfindet hier einen Hauch geschichtlicher Größe. Der hier verkörperte Gedanke des Kaisers ist ein Stück Volkserziehung im größten Stil, ein künstlerisches, marmornes Volksliederbuch von leuchtender Schönheit und überwältigendem Eindruck . . .“

Karl Scheffler in der „Zukunft“:

„Jeder Sachverständige hätte vorhersagen können, daß so viele (32) selbständige Denkmale in weißem Marmor in einer Straße von etwa 500 m Länge ästhetisch unmöglich sind . . . Die Fürsten sind nach Kupfern aus alten Scharteken porträtiert, soweit das Archiv Auskunft gab; die anderen sind im Opern- und Schauspielhaus zu finden. Pose, gespreizte Allüren, daß man schamrot wird, Telramund, Siegfried, Lohengrin, — Nesper, Sommerstorff und ich weiß nicht wer noch. Zwischen bemalter Pappe, im elektrischen Licht, da ist das wahre Reich plastischer Anregung. Goethe forderte, der Schauspieler solle beim bildenden Künstler in die Lehre gehen; jetzt ist es umgekehrt. Malerisch drapierte Mäntel, kühne Helmsilhouetten, gebietende Armbewegungen, protzige Schlächterstellungen, pupillarische Sicherheiten, Kostümeregesen vom Bärenfell zum Hermelinmantel, Kronen, Kanonenstiefel, kurz: Panoptikum. Alles hübsch der Ordnung gemäß; ein Hosenlatz ist so ausführlich behandelt wie ein Auge, ein Panzerhemd wirft tiefere Schatten als ein Kopf.

Es ist eine wahre Beruhigung, daß der alte Fontane nicht den Graus erlebt hat, wie seine lieben Kröchers, Bredows und Bülows hier behandelt sind. Nicht Einer, mit Ausnahme von Begas, hat eine Ahnung, wie eine Büste mit dem Postament und dieses mit der Bank organisch zu verbinden sind. Einer

sägt unter den Armen den Leib durch und stülpt das Fragment auf einen vierkantigen Pfahl, ein anderer komponiert die Hermenform individualistisch um, als hätte er nie von Griechenland vernommen. Die Hauptpostamente mit den Säulchen, Cartouchen und ornamentalen Bändern disponiert jeder bessere Stuckateurgehilfe geschickter; und die Eulen, Gänse, Schwäne, die aber Adler zu sein prätendieren, spotten in ihrer schreienden stilistischen Hilflosigkeit jeder Beschreibung. Ach, — und die Ornamente! Mit romanischen Motiven fängt es an, mit klassischen hört es auf; der ganze Kreislauf, den das Kunstgewerbe der letzten dreißig Jahre gemacht hat: hier ist ihm in Stein ein bleibendes Denkmal gesetzt. Aber jeder Schüler des Kunstgewerbe-Museums kennt die charakteristischen Merkmale und Schönheiten der Stile besser als diese ‚berühmten Künstler', die sich das Nötige aus schlechten Sammelwerken zusammengeschmökert haben. Außerdem merkt man überall die rohe Faust des Marmorarbeiters; die Künstler haben kaum hier und da die schematische Routine des Handwerkers überarbeitet, so daß überall eine gleichmäßige Brutalität der Ausführung herrscht. Das ist keine Technik, sondern Maschinenarbeit, nicht Marmor, sondern Zuckerguß. Diese ganze geschichtlich dozierende Plastik ist nicht in einer Linie persönlich; kaum eine Form ist recht verstanden, keine Silhouette schön: patriotische, schauderhaft verstimmte Blechmusik."

* * *

Im „Vorwärts" giebt es zwei ständige Rubriken, für welche dem sozialdemokratischen Blatte der Stoff nie ausgeht: „Chronik der Majestätsbeleidigungsprozesse" und „Schutz vor Schutzleuten!" Da von dem Inhalt dieser interessanten Abteilungen nur selten etwas in die „staatserhaltende" Presse gelangt, so wird es jedenfalls zur Erweiterung der Kenntnisse beitragen, auch einmal einen Blick in diese Idyllen zu thun und die Handhabung der Justiz, besonders die Anträge der Staatsanwaltschaft und die Strafabmessung, auf beiden Gebieten zu vergleichen.

Drei Fälle aus der „Chronik der Majestätsbeleidigungsprozesse":

Von der Strafkammer zu Erfurt wurde der Glasergeselle A. wegen Majestätsbeleidigung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Zwei Wochen davon wurden als durch die etwa zwei Monate lange Untersuchungshaft verbüßt erachtet. Der Angeklagte hatte Mitte Dezember vorigen Jahres in Bezug auf ein in der Werkstatt befindliches, zum Einrahmen bestimmtes Kaiserbild eine unflätige Bemerkung gemacht. Nach Verlauf eines Monats, als A. mit einem Arbeitskollegen in Streit geriet, teilte dieser die unter Anklage stehende Aeußerung dem Meister mit, um an A., wie er ausdrücklich zugab, einen Racheakt zu verüben. Der Meister zeigte wiederum die Aeußerung erst dem Staatsanwalt an, als er ebenfalls mit A. in Streit geriet und von diesem vor dem Gewerbegericht verklagt worden war.

A. war deshalb seinerzeit vom Gewerbegericht weg verhaftet worden. Der Staatsanwalt hatte 5 Monate beantragt mit Rücksicht darauf, daß die Aeußerung nicht als eine gelegentliche Frechheit, sondern als die „Frucht der Respektlosigkeit, die jetzt durchs Volk gehe", anzusehen sei. —

Wegen Beleidigung des Kaisers und eines Gendarmen wurde in Mannheim ein Bäckerbursche, welcher in der Backstube seines Meisters auf der Rheinau an die Lektüre einer Zeitung anknüpfend zu seinem Nebenburschen gesagt, mit der deutschen Chinapolitik mache das Reich noch Bankrott, und damit eine despektierliche Aeußerung über den Kaiser verbunden hatte, am Donnerstag zu 2 Monaten und 3 Tagen Gefängnis verurteilt. Einer der Gesellen, der auf den Burschen schlecht zu sprechen war, hatte Anzeige erstattet. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Wenzler, gab dem Denunzianten unzweideutig zu verstehen, welch verächtliche Rolle er in dieser Sache spiele. —

In Koblenz wurde ein Buchbindergehilfe aus Riesa, den ein Schlafkollege angezeigt hatte, wegen Majestätsbeleidigung zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Die Strafthat soll in betrunkenem Zustande begangen worden sein. —

Drei Fälle aus der Abteilung „Schutz vor Schutzleuten:

Vor der Kölner Strafkammer hatte sich der Kriminalschutzmann Ignaz R. wegen schwerer und wegen leichter Mißhandlung zu verantworten. Er geriet eines Abends um 11 Uhr, nachdem er einen freien Nachmittag verlebt hatte, mit jungen Mädchen und jungen Männern in Wortwechsel, worauf er einen Mann ohne besonderen Anlaß derart mit einem Stock über den Kopf schlug, daß der Unglückliche blutend hinstürzte und zehn Tage lang arbeitsunfähig war. Als er am Boden lag, versetzte der Gesetzeswächter dem Mann noch einige Schläge. Einer hochschwangeren Frau, die ihm wehren wollte, trat er gegen den Leib. Der Staatsanwalt beantragte wegen Mißhandlung in zwei Fällen 150 Mk. Geldbuße. Das Gericht sah wegen der Roheit der Ausschreitungen von einer Geldstrafe ab und erkannte auf sechs Wochen Gefängnis. —

Am 1. Februar vorigen Jahres spät abends sah der Kriminalschutzmann Jakob M. vor dem Hause Turmstraße 19 einen Handwagen stehen. Er nahm die Laterne vom Wagen und suchte nach der Namensinschrift des Besitzers. Die siebzigjährige Witwe K., welche neben dem Wagen stand, verbat sich diese Handlungsweise des Beamten und sagte ihm, daß der Wagen ihrem Sohn gehöre. Der Schutzmann wurde gegen die alte Frau handgreiflich, bald kam auch ihr Sohn, der sich nur kurze Zeit entfernt hatte, hinzu und fragte nach der Ursache des Vorgangs. Die nächste Folge dieses Auftritts war eine Anklage gegen den Sohn der Witwe K., der sich bei der genannten Gelegenheit der Beamtenbeleidigung und des Widerstands schuldig gemacht haben sollte. K. ist aber vom Gericht freigesprochen worden, und darauf hat die Staatsanwaltschaft gegen den Kriminalschutzmann M.

Anklage wegen Körperverletzung erhoben, die am Montag vor der dritten Strafkammer am Landgericht I verhandelt wurde. Hier behauptete nun der Angeklagte M., er habe die Frau K. überhaupt nicht angefaßt, während diese unter ihrem Zeugeneid den Vorgang folgendermaßen darstellte: Nachdem der Schutzmann, der in Zivil war und von ihr nicht als Beamter erkannt wurde, die Laterne vom Wagen genommen hatte und die Zeugin ihn deswegen zur Rede stellte, hätte der Beamte versucht, den Wagen fortzuschieben, die Zeugin habe, um das zu verhindern, die Deichsel angefaßt, dann habe sie der Schutzmann im Genick gepackt, sie mehrmals gegen die Wagendeichsel gestoßen und sie schließlich auch noch auf den Straßendamm geworfen. Die Zeugin gab weiter an, sie habe als Folge dieser Mißhandlung eine Verletzung der linken Hand davongetragen; und ein Unterleibsleiden, mit dem sie seit längerer Zeit behaftet sei, habe sich derart verschlimmert, daß sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Einige Augenzeugen des unter Anklage stehenden Vorfalls wußten sich der Einzelheiten nach so langer Zeit nicht mehr mit Sicherheit zu erinnern. Es wurde jedoch aus den Akten des Schöffengerichts festgestellt, daß diese Zeugen seinerzeit in der Verhandlung gegen K. den Schutzmann M. belastet und daß sie weiter angegeben hatten, sie seien über die Handlungsweise des Beamten so empört gewesen, daß sie sich freiwillig als Zeugen gemeldet hätten.

Der Gerichtshof schenkte den Angaben der mißhandelten Zeugin K. zwar nicht in allen Punkten Glauben, er hielt aber für erwiesen, daß der Angeklagte die Zeugin derart gestoßen habe, daß sie auf den Wagen gefallen sei und eine Verletzung davongetragen habe. Es liege somit eine vorsätzliche Körperverletzung im Amte vor. Der Gerichtshof erkannte dem Antrag des Staatsanwalts gemäß auf eine Geldstrafe von 50 Mark und lehnte den Antrag der als Nebenklägerin auftretenden Zeugin K. auf Zuerkennung einer Buße ab.

Hierzu bemerkt der „Vorwärts": „Arbeiter, die nichts weiter verbrochen haben, als daß sie sich in der Nähe einer Fabrik, in der gestreikt wird, aufhielten, sind nicht selten mit Strafen bis zur Höhe von 30 Mark bedacht worden. Die einfache Straßenpolizei-Kontravention, wenn sie von einem streikenden Arbeiter begangen wird, wiegt demnach vor der strafenden Justiz fast ebenso schwer, wie die vorsätzliche Körperverletzung, die ein Beamter im Dienst begeht." —

Aus Straßburg i. E. wird dem „Vorwärts" vom 4. April geschrieben: Ein schwerer polizeilicher Uebergriff, dessen Einzelheiten und Folgen für unsere Rechtszustände äußerst bezeichnend sind, bildete den Gegenstand eines gestern vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts verhandelten Preßprozesses. Ende Juli v. Js. berichteten unser hiesiges Parteiorgan „Freie Presse" sowie der

klerikale „Elsässische Volksbote“ in gleichlautenden Artikeln über ein Vorkommnis, das sich einige Tage vorher im oberelsässischen Städtchen Masmünster zugetragen und dort viel böses Blut gemacht hatte. Der 33jährige Ackerer Eduard S. hatte sich dort eines Abends nach Beendigung der Arbeit auf die nach der Straße führende Treppe gesetzt und war, von Müdigkeit überwältigt, alsbald eingeschlafen. Er mochte etwa eine Stunde so gesessen haben, als er plötzlich in unsanfter Weise aufgeschreckt wurde. In Begleitung eines großen Hundes war ein Nachtwächter mit zwei Gendarmen vor dem Hause erschienen, von denen der eine, Gendarm D., den schlafend Dasitzenden alsbald mit seinem Säbel zu bearbeiten begann. Der erste Hieb traf den Kopf des S., und als dieser darauf zum Schutze beide Hände hoch hielt, sauste alsbald ein zweiter, von weiteren gefolgter Hieb auf ihn nieder, der ihn an der linken Hand schwer verletzte. Auf die Frage des Verletzten: „Was habe ich denn gethan, daß ihr mich so traktiert?“ antwortete der Gendarm: „Wenn du nur alle Knochen gebrochen hättest!“ Der also wehrlos und im Schlafe Ueberfallene blutete heftig an Kopf, Händen und Knien, an einer Hand waren ihm die Finger völlig durchschlagen. Anstatt ihm aber zu helfen, gingen die drei Gesetzeswächter ruhig davon, während Leute, die zufällig des Wegs kamen, des Verletzten sich annahmen und ihn, da er unterwegs ohnmächtig zusammenbrach, nach einer Apotheke trugen. Auf dem Rückwege von dort wurde S. von dem Gendarm D. sogar noch verspottet. Die Erbitterung über die brutale That war in Masmünster um so größer, als S., die einzige Stütze seiner alten Eltern, dort als ruhiger, friedlicher Bürger allgemein beliebt und geachtet ist.

Was geschah nun, nachdem der Vorfall durch die Presse bekannt geworden, seitens der Behörde? Leitete man gegen den so schwer belasteten Gendarmen D. etwa eine Disziplinaruntersuchung ein? Nichts von alledem! Der so schwer mißhandelte S. wurde wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt vor die Strafkammer des Landgerichts Mülhausen gestellt, und gegen die verantwortlichen Redakteure der genannten beiden Blätter, Dr. Leusch von der „Fr. Presse“ und Reichstags-Abgeordneten Hauß vom „Els. Volksboten“, das Verfahren wegen Beamtenbeleidigung eröffnet. Mit beiden Anklagen hatte die Staatsanwaltschaft jedoch kein Glück. S. wurde unter Ueberbürdung der Kosten des Verfahrens auf die Staatskasse mangels jeglicher Schuldbeweise freigesprochen, und auch die beiden Redakteure gingen völlig straffrei aus, nachdem es ihnen in der gestrigen Verhandlung vor der hiesigen Strafkammer gelungen war, den Beweis für die Wahrheit ihrer Behauptungen in vollem Umfange zu erbringen. Der Antrag der Staatsanwaltschaft auf Geldstrafen von 150 bezw. 50 Mk. wurde abgelehnt und das freisprechende Erkenntnis weiterhin damit begründet, daß, wenn der Vorgang in den inkriminierten Artikeln zum Teil auch in übertriebener Weise dargestellt sei, den Verfassern einige derbe

Ausdrücke angesichts ihrer Erbitterung über das brutale Vorgehen der Polizeigewalt nicht verübelt werden könnten. —

* * *

Daß der Schutzmann sich bei uns besonderer Rücksichten erfreut, hat seine guten Gründe. Ist er doch in den Augen Vieler der Grund- und Eckpfeiler des Staatswesens, der Hort der Monarchie, Ordnung und Sittlichkeit. Forschte man bei so manchem unserer Mitbürger tiefer nach dem, was ihm als Gewähr und Grundlage für Religion, Sitte und Ordnung erscheint, so fände man im letzten geheimsten Herzenswinkel in der That den Schutzmann. Der Gedanke an den Schutzmann deckt sich bei unserem Philister so ziemlich mit seinen Vorstellungen von den „heiligsten Gütern". Ueberhaupt erwartet er alles Heil von oben und außen her, von der „Regierung", d. h. von anderen, nichts von sich selbst, von seiner eigenen sittlichen Arbeit und Widerstandsfähigkeit.

Aeußere Rigorosität ist fast immer das Zeichen und der Deckmantel innerer Schwäche. So erfährt auch unsere Prüderie in sexuellen Fragen durch die in letzter Zeit sich massenhaft mehrenden Enthüllungen auf diesem Gebiet — fast nur aus den Kreisen von „Bildung und Besitz", keine so ganz überraschende Beleuchtung. Was es mit ihr sonst auf sich hat, darüber hat Heinrich Driesmans im „Neuen Jahrhundert" jüngst sehr anziehende und bemerkenswerte Betrachtungen aufgestellt.

„In Wörishofen", schreibt er, „wird es konventionell, barfuß zu gehen, und selbst das gezierteste Dämchen scheut sich nicht, diese Mode mitzumachen, weil eben alle gleichermaßen es thun und diejenigen auffallen würden, die sich davon ausschließen wollten. Aber die Leute würden sich genieren, etwa ohne Hut oder Kopfbedeckung, oder ohne Handschuhe auszugehen! Eine solche Tyrannin ist die Konvention, daß man wirklich sagen könnte, sie habe die Menschen zu Narren. Zu künstlerischen Zwecken, z. B. etwa um einem Maler als Studie zu dienen, darf sich ein wohlerzogenes junges Mädchen entblößen. Kein Verständiger wird etwas darin finden können. Aber wollte derselbe Künstler in einer Gesellschaft auch nur die Hand eines jungen Weibes ergreifen, ohne daß irgend eine konventionelle Veranlassung dazu vorläge, oder es sonst in irgend einer harmlosen, vertraulichen Weise berühren, dann würde die Betreffende, und mit ihr die ganze Gesellschaft ringsum sich vor Entrüstung nicht zu lassen wissen. Der Mann wäre ‚unmöglich' geworden und ein für allemal gesellschaftlich tot. Keine Gesellschaft, so lange die Welt besteht, ist so strengrichterlich gewesen, keine hat sich auf einen so prüdmoralischen Standpunkt gestellt, wie die moderne. Für einen harmlosen Kuß oder sonst eine Vertraulichkeit im Rausch der Freude läßt sie den Schuldigen mit Monaten Gefängnis büßen. Das zarte Geschlecht wacht über seine Ehre mit solch mißtrauischem Auge und erblickt in der geringsten Vertraulichkeit, sei diese auch im unschuldigsten Gefühlsüberschwang erfolgt, eine Verletzung seiner Ehre, die nur durch den Strafrichter gesühnt werden könne.

„. . . Unsere Vorfahren waren nicht so sensibel in erotischen Dingen; wir Modernen hingegen sind krankhaft empfindlich in diesem Punkte. Heimliche Verführungen und Entführungen waren damals selten; unnatürliche Lüste und Laster waren so gut wie unbekannt. Unsere Sittenstrenge und Gesetzesschärfe hingegen haben doch nicht vermocht, die abscheulichsten Perversitäten auszurotten, welche nicht nur in den untersten, sondern auch in der sogenannten guten Gesellschaft zu chronischen Uebeln geworden sind. Ueber der ganzen modernen Geselligkeit schwebt ein Hauch von moral insanity. Hinter jeder vertraulichen Annäherung unlautere Absichten zu vermuten, ist nicht minder ein ungesunder Zustand, wie, solche Absichten zu haben. Die ‚verderbten' Elemente unserer Gesellschaft haben die ‚guten' angesteckt, mißtrauisch gemacht, haben ihre Phantasie verdorben."

Wie weit das zuweilen geht, wie mimosenhaft-empfindlich gebildete junge Mädchen selbst in geistigen Dingen sein können, wenn nur annähernd etwas zur Sprache kommt, was mit der Geschlechtlichkeit zusammenhängt, hierfür giebt Driesmans zwei Beispiele.

„In einer heiteren Gesellschaft junger Leute bestellt sich jemand ‚Kuhmilch'. ‚Mir Ochsenmilch!' rief ein harmloser guter Junge dazwischen. Das war gewiß ein recht einfältiger Witz, aber die anspruchslose Gesellschaft lachte darüber, wie über jedes dazwischengeworfene Wort, das nur einigermaßen Anlaß zur Ausgelassenheit bot. Nur eine junge Dame nahm an dem Ausdruck Anstoß und hielt es für ihre Pflicht, dem jungen Mann eine Zurechtweisung über das ‚Unpassende' seiner Bemerkung zu teil werden zu lassen. Dieser hatte das Wort zweifellos nur in seiner Dummheit gesagt, ohne sich irgend etwas, geschweige etwas Unziemliches dabei zu denken; ebensowenig hatte die übrige Gesellschaft etwas dabei gefunden. Besagte junge Dame muß somit, um die Bemerkung unpassend finden zu können, eine krankhaft-reizbare, eine ungesunde, um nicht zu sagen unreine Phantasie gehabt haben. Das andere Beispiel: In einer ähnlichen Gesellschaft sagt ein junger Herr, indem er bemerkt, daß er seines juristischen Berufs nahezu überdrüssig geworden: ‚Nächstens werde ich lieber Damenschneider.' Es mag nun sein, daß der Betreffende einen feinen Cynismus in den Ausdruck gelegt — jedenfalls wurde er von einer jungen Dame dieserhalb zurechtgewiesen, die einen solchen aus seinen Worten empfunden haben wollte. Gleichviel, ob diese cynisch gemeint waren oder nicht — die junge Dame hat die Worte so verstanden, wie sie sie nicht hätte verstehen dürfen, wenn sie im Geiste und Gemüt völlig rein und unschuldig, völlig intakt gewesen wäre. Ihr Verständnis oder Mißverständnis entsprang einer ungesunden Phantasie.

„Es dürfte eine lehrreiche Aufgabe sein, zu untersuchen, aus welchem Grunde das Gefühlsleben sich derart überreizen und krankhaft zuspitzen konnte, daß alle erotische Naivetät, alles gegenseitige Vertrauen abhanden gekommen. Mit welch mißtrauischen, fast feindseligen Blicken betrachten und beobachten sich

die jungen Leute beiderlei Geschlechts heutigentags! Da ist keine Güte, keine Treu, kein Glauben. Und die Eltern wissen das — darum hüten sie sich, solche jungen Leute allein zu lassen. In Holland soll es noch üblich sein, daß ein junges Paar aus guter Familie mit Wissen und Willen seiner Angehörigen tagelang über Land reist, wobei niemand etwas Unziemliches findet oder befürchtet; solche jungen Leute nennt man ‚engageert‘, was so viel bedeutet wie ‚auf Probe‘ verlobt. Derartiges gegenseitiges Vertrauen war in früheren Zeiten auch in Deutschland allgemein. Bei den romanischen Völkern herrscht das Mißtrauen der Geschlechter, und von ihnen dürfte es zu uns herübergebracht sein." „Freilich," meint der Verfasser an anderer Stelle, „wenn die jungen Leute allein und unbeobachtet sind, dann geschehen oft ganz andere Dinge, die bei den gebildeten Menschen des vorigen Jahrhunderts vielleicht undenkbar gewesen wären."

* * *

Mit Obigem vergleiche man folgende Zeitungsnotiz:

„Ein blutiges Liebesdrama hat sich in einem Gasthause zu Remagen abgespielt. Dort hatte sich für die Nacht ein junges Paar einlogirt, welches in der Frühe des anderen Tages angeblich weiter zu reisen beabsichtigte. Als sich beide am folgenden Morgen nicht blicken ließen, auch auf wiederholtes Klopfen an der Thür keine Antwort erfolgte, wurde die Polizei benachrichtigt, welche das Zimmer gewaltsam öffnen ließ. Den Eintretenden bot sich nun ein entsetzlicher Anblick dar. Die jungen Leute lagen blutüberströmt mit mehreren Schußverletzungen in Kopf und Brust tot am Boden. Nach den vorgefundenen Papieren handelt es sich um den neunzehn Jahre alten Sohn Max des Papierfabrikanten B., einen Schüler der Unterprima des Gymnasiums in München-Gladbach und die siebzehnjährige Frida H., deren Heimatsort bisher nicht ermittelt werden konnte. Das Kinderzeug für den zu erwartenden Erben führte das Paar in einem Reisekoffer gleich bei sich. Bei dem jungen Manne wurde ein Barbetrag von 2100 Mark und bei seiner Geliebten ein solcher von 250 Mark vorgefunden. Die Leichen des Liebespaares wurden einstweilen nach dem Schauhause gebracht."

* * *

Daß die viel beklagte Abnahme der Ehen zum großen Teil durch die gezwungene, unnatürliche Art des Verkehrs der beiden Geschlechter verschuldet wird, bedarf keiner weiteren Ausführung. Nächst der „Dienstbotenfrage" — die ist ja doch die „brennendste"! — beschäftigt unsere Frauenwelt die „Heiratsfrage" wohl am lebhaftesten. Da hat nun kürzlich in mehreren Blättern ein lebhafter Meinungsaustausch darüber stattgefunden, ob und wieweit — das Zeitungsinserat als Ehevermittler sittlich zulässig sei. Daß dieser Weg, zum Ehestande zu gelangen, ein längst „nicht mehr ungewöhnlicher" ist, beweist fast jede Nummer unserer meistgelesenen bürgerlichen Zeitungen. In der Wiener Halbmonatsschrift „Dokumente der Frauen" (herausgegeben von Marie Lang,

Wien VI) hat sich Dr. Fritz Winter der Mühe unterzogen, die Heiratsannoncen einer Septemberwoche zweier in der Wiener Bourgeoisie meist verbreiteter Blätter zusammenzustellen und zu klassifizieren. Es waren während dieser einen Woche in den beiden Blättern nicht weniger als 598 solcher Inserate eingerückt worden, davon 289 (48%) von Männern, 309 (52%) von Frauen, und zwar meist aus kleinbürgerlichem Stande. „Es ist der Mittelstand," sagt Dr. Winter, „der auf diese Weise die ‚Heiligkeit der Ehe' erhält."

„Den wahren Charakter der Ehen, die da abgeschlossen werden," fährt der Verfasser fort, „lernt man erst kennen, wenn man auf den Inhalt der Inserate eingeht und die Motive prüft, aus denen heraus die Ehen abgeschlossen werden sollen. Da teilen sich die Inserate in zwei Gruppen, die eine umfaßt die eigentliche Heiratsannonce, wo der eine Teil den anderen zum Zwecke der Ehe sucht, die andere beschränkt sich darauf, bloß eine ‚ehrbare Bekanntschaft' oder eine ‚Korrespondenz' anzuregen mit oder ohne Zusatz, daß aus derselben eine Ehe entstehen soll. Die Inserierenden gaben die Annonce auf:

	Männer	Prozent	Frauen	Prozent
um einen Geschäftsteilhaber zu erlangen	41	14,25	22	7,11
wegen der Mitgift	116	40,13	5	1,60
um eine gesicherte Existenz zu begründen	12	4,13	106	34,30
um eine Wirtschafterin zu bekommen	21	7,25	—	—
aus Familienrücksichten	—	—	3	0,95
um einen Offizier oder Adeligen zu ehelichen	—	—	8	2,57
der ehrbaren Bekanntschaft wegen	45	15,57	81	26,31
der Korrespondenz wegen	8	2,77	8	2,58
ohne besondere Motive	46	15,90	81	26,31

„Schon diese Zusammenstellung giebt einen Begriff von der Niedrigkeit, Leichtfertigkeit und dem Cynismus, mit der diese Ehen abgeschlossen werden sollen. Aber gerade an diesem Punkte zeigt sich auch mit der größten Deutlichkeit der Gegensatz zwischen dem Mittel und dem Zweck. Die Ehe ist die intimste persönliche Bethätigung des Menschen, seine Selbstveräußerung, um einen anderen Menschen zu gewinnen. Ihre Motive vertragen eine öffentliche Erörterung nicht. Die Heiratsannonce aber legt vor den Augen der breitesten Oeffentlichkeit die Absicht des Inserierenden dar, und wenn ihr auch durch die Anonymität der Chiffre die Spitze etwas genommen ist, es bleibt doch immer der Widerspruch da, daß der Inserierende vor den Augen der ganzen Welt seine intimsten Geschäfte abmacht. Noch klarer wird dieser Widerspruch, wenn man den Inhalt der Inserate selbst prüft. Und diese Inserenten sind Leute, die mit all dem ihnen zu Gebote stehenden Fanatismus für die ‚Heiligkeit der Ehe' eintreten und mit dem ganzen Pathos der sittlichen Entrüstung über ein armes Mädchen herfallen, das von einem reichen Wüstling verführt wurde. Da heißt es z. B.: ‚Buchhändler mit Lottokollektur in schöner Provinzstadt sucht ältere Dame mit 3—4000 fl. behufs Ehe oder Teilhaberschaft. Unter ‚Steiermark 73,308', postlagernd Salvatorgasse'. Oder am selben Tage: ‚Heirats-

antrag. Herz und Hand jener Dame, welche einem 30jährigen, intelligenten, sicher angestellten Manne mit 100 fl. aus momentaner Verlegenheit hilft. Unter ‚Kondukteur 72,165‘ an die Expedition.‘ Ganz geschäftsmäßig und kurz lautet ein anderes Inserat: ‚Einheiraten wünscht strebsamer Israelit mit einigen Tausend Gulden in existenzfähiges Unternehmen. Unter ‚Tüchtig Nr. 30‘ an die Expedition.‘ An unfreiwillige Komik grenzt schon eine andere Annonce: ‚Mariage, Witwe, 42 Jahre alt, sehr gut erhalten, mit einem lastenfreien Hause in Wien, sucht sicher angestellten Herrn (Wiener) zu ehelichen. Unter Chiffre ‚Grüß Gott‘ postlagernd Mödling.‘ Was ist es aber, wenn man folgende Annonce findet: ‚Welcher feine Mann, wenn auch alt und kränklich, sucht herzensgute Lebensgefährtin, große, sympathische Erscheinung. Briefe unter ‚Mein Glück‘ 71,301 an die Exp.‘? Oder: ‚Jurist, 23 Jahre alt, hübsch, vornehme Familie, wünscht die ehrbare Bekanntschaft einer hübschen Dame ohne Rücksicht auf Stellung, Konfession ꝛc. Bei Konvention spätere Ehe. Briefe mit ‚Themis Nr. 80,659‘ an die Exp.‘? Es giebt eine Menge von Inseraten, die so widerlich und in verhüllter Weise obscön sind, daß wir sie hier lieber nicht wiedergeben. Den ganzen Jammer unserer Verhältnisse erkennt man beim Lesen folgender Annonce: ‚Sehr hübsche Dame, unweit Wiens wohnhaft, Anfang der Dreißig, elegant, heiteren Temperaments und Humors, des Kampfes mit dem Leben satt, sucht ehrbare Bekanntschaft eines gebildeten, gut situierten Herrn. Anträge unter ‚Assistance‘ 81,441 an die Exp.‘ . . .

„Es ist unsere Welt des Kaufens und Verkaufens, die die Menschen selbst schließlich zu Kaufsobjekten, zu Waren gemacht hat, die sie zwingt, ihre eigene Menschlichkeit als Ware auf den Markt zu stellen und dem zu überlassen, der am meisten bietet. Die Zeitungen, die ganze Spalten mit Heiratsinseraten füllen, und die Leute, welche die Annoncen aufgeben, sie handeln beide im Dienste derselben unerbittlichen Macht, die heute die Welt beherrscht, die Seelen der Menschen vertrocknet und verdorrt, bis sie nichts anderes mehr denken können, als an Geschäft und Profit, auch wenn es sich um ihr ureigenstes Menschentum handeln sollte.“

* * *

Ist es nach alledem nicht ein empörender Anachronismus, ein Faustschlag ins Gesicht unserer Zeit, was da kürzlich die „Neue freie Presse“ erzählte:

„Ein Finanzmann, der durch seine ausgedehnten und erfolgreichen Transaktionen an der Börse viel von sich reden gemacht, richtete sich eine neue Villa ein, die in etwas besserem Geschmack als die bislang üblichen Familienhäuser erbaut war. Freunde legten ihm nahe, daß es angezeigt wäre, das neue Haus auch mit Bildwerken auszuschmücken und sich deshalb an Böcklin zu wenden, dessen Atelier zu jener Zeit manches der Vollendung entgegengehende und des Käufers harrende Bild enthielt und der selbst nicht im Ueberfluß schwelgte. Der Finanzier erschien in der That in des Malers Werkstätte und traf seine Auswahl. Eben sollte der Kauf perfekt werden, als Böcklin den Namen seines

Besuchers, den er anfänglich überhört hatte, erfuhr. Von dem Augenblicke an war der sonst so artige Maler wie umgetauscht und wollte von einer weiteren Abmachung unter allerlei hastig bei den Haaren herbeigezogenen Ausflüchten nichts wissen. Später erfuhr man dann, er habe sich erinnert, daß Gottfried Keller einmal im Gasthause beim Eintreten desselben Herrn von seinem Platze fortgerückt sei und sich geäußert habe, er möge nicht neben einem Menschen sitzen, ‚der fremden Leuten an der Börse Geld abnehme und sich damit bereichere‘. Einem solchen Manne könne er, Böcklin, doch unmöglich seine Bilder überlassen!" —

Und dies gemeingefährliche Individuum hat man frei herumlaufen lassen? Wie entging er nur dem Schicksal, für unheilbar wahnsinnig erklärt zu werden?

* * *

Ist es unserer Zeit zu verargen, wenn sie mit solchen Anachronismen, solchen schamlosen Protesten gegen den Nervus rerum tüchtig aufräumt?

Aus Weimar wird der „Frankfurter Zeitung" geschrieben: „Großherzog Karl Alexander, der selbst noch unter den Augen Goethes herangewachsen war und als Enkel Karl Augusts mit Recht seine höchste Aufgabe darin erkannt hatte, die geheiligte Ueberlieferung der klassischen Zeit lebendig und fruchtbar zu erhalten, ist kaum dahin, sein Enkel und Nachfolger ist noch bei seinen Antrittsbesuchen, und schon wird in Weimar mit der Erinnerung an Karl August und Goethe aufgeräumt. Giebt es eine geweihtere Stätte in deutschen Landen, als der Eingang zum Weimarischen Park an der Ilm entlang, mit dem ‚Stern‘ und der Wiese vor Goethes Gartenhäuschen? Eben hier, wo Karl Alexander noch über jeden Baum wachte, wird Stamm auf Stamm gefällt und der Erdboden aufgerissen — um eine Reitbahn mit Hürden herzurichten!" ...

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat — —

* * *

Wie schlecht beraten derjenige ist, der auf die Unfehlbarkeit seines Leib- und Magenblattes schwört, sei es nun das politische oder das unpolitische, dafür ein besonders krasses Beispiel: Wie's gemacht wird oder wie die „Woche" ihre Burenbilder bekommt. Das Thema ist früher schon beleuchtet und dem gemütvollen Blatte eine Reihe grober und dreister Täuschungen nachgewiesen worden, auch an dieser Stelle. Dadurch hat sich aber das Lieblingsorgan des Volkes der Denker und Dichter (400000 Abonnenten) nicht im mindesten beirren lassen, vertrauensvoll weiter auf die — Harmlosigkeit seiner Leser zu bauen. Herr Vikar A. Schowalter, der bekannte Dolmetsch der Burensache, wünscht folgende Thatsachen festzustellen:

„1) In Nr. 10 bringt die Woche ein Bild: ‚Lord Kitcheners Aufforderung zur Uebergabe wird im Burenlager verlesen‘. In Wirklichkeit ist das

ein altes Bild, aufgenommen im Lager vor Ladysmith, ein Jahr früher! Die darauf befindlichen Leute sind heute zum Teil in englischer Gefangenschaft.

2) Ebenda: ‚General L. Botha, der sich nach dem Norden Transvaals durchgeschlagen hat‘. Darnach muß man an eine neue Aufnahme denken. Der dargestellte General ist aber nicht Botha, wie er aussah, als er sich durchschlug, sondern die Aufnahme ist ca. 1½ Jahr alt.

3) bringt dieselbe Nummer: ‚Die heldenmütigen Führer des letzten Burenaufgebotes‘. Ganz abgesehen davon, daß es einen General Herzog nun gar nicht giebt, sehen auch alle die genannten Führer anders aus, als die auf dem Bilde vorgestellten Personen. Das mag daher kommen, daß der Photograph, der diese ‚Spezialaufnahmen‘ für die Woche machte, seit langem in Europa sich befindet!

4) In Nr. 11 bringt die Woche: ‚Die Führer des Burenkomités, das gegenwärtig für die Burensache in Deutschland agitiert‘. Keiner der drei dargebotenen Herren gehört aber einem der vielen Burenkomités in Deutschland an; noch weniger sind sie Führer eines derselben, sondern sie haben nur auf Bitte dieses oder jenes Komités über den Krieg in Afrika gesprochen, ohne an irgend welcher Agitation teilzunehmen.

5) In Nr. 13 bringt sie ein Bild unseres Kommandanten De Wet, den Text dazu hat sich ‚die Woche‘ aus den Fingern gesogen; jedes Wort ist falsch, und manches Wort ist aus purer — Gedankenlosigkeit des Redakteurs zu einer Beleidigung geworden.

Alle diese Thatsachen sind dem Blatte seit Wochen bekannt, und De Wet hat sogar durch mich um Berichtigung ersuchen lassen, ohne bisher Antwort zu erhalten!"

Das alles wird nun aber die 400000 geistigen Säuglinge der Scherlschen Wochenstube ebensowenig hindern, ihr Leibblatt weiter zu halten, wie manche unserer berühmtesten Professoren, diesen seichten, den letzten Rest von Geschmack und guter Sitte verheerenden Schlammstrom gegen angemessene Honorierung auch fürder aus den Quellen ihres Geistes zu speisen. Die Geschichte der „Woche" wird überhaupt für den künftigen Kulturhistoriker unserer Zeit eine Fundgrube gesellschaftlicher Charakteristiken sein. Eines aber mögen die Leser aus diesen Mitteilungen beherzigen: wie leicht sie Gefahr laufen, von den Dingen — ein „falsches Bild" zu erhalten.



Walpurgislandschaft.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Hermann Hendrich, der Maler der nordischen, urgermanischen Mythenwelt, ist in seinen Schöpfungen fast stets zwei in ihm gleich mächtigen Impulsen gefolgt: Nachempfindend suchte er mit den Mitteln seiner Kunst zu gestalten, was auf anderm Gebiet den Größten, wie Richard Wagner einer war, mit ihren andersartigen Kunstmitteln gelang; selbstschöpferisch aber, nicht mit den Augen anderer, sondern aus eigenstem ihr verwandten Wesen heraus sah und empfand er die Natur, insbesondere die nordische Landschaft. Und so wurden seine Gemälde, selbst wo sie unmittelbar an das Werk Richard Wagners anknüpfen, nicht etwa bloße Illustrationen zu den Musikdramen des Bayreuther Meisters, sondern durchaus selbständige Schöpfungen, die im letzten Grunde nur das mit jenen gemeinsam haben, daß sie beide lebendig gewordener Mythus sind.

Im gestaltenden Werben um den altgermanischen Mythus nun traf Hendrich auf den Harz und Goethes Faust. Brocken und Hexentanzplatz und Goethesche Walpurgisnacht — eine Welt von mythologischen Phantasien!

In Hendrich löste sie einen gar eigenen schöpferischen Gedanken aus. Er träumte auf der Stätte, da Goethe den Hexensabbath seiner Walpurgisnachtscene toben läßt, ein uralt deutsches Bauwerk, eine Walpurgishalle. Farbiger Holzbau im urgermanischen Stil, mit allen Symbolen des germanischen Mythus: dem Wotanskopf, den beiden Raben und Wölfen, den ragenden Pferdeköpfen, die ja noch bis heutigen Tages auf alten Sachsenhäusern charakteristische Wahrzeichen sind. Das Ganze aus der wild-großartigen Naturstimmung des alten Harzgebirges heraus, ein Erinnerungsmal für ältestes germanisches Volkstum. Und im Innern der Halle als Hauptschmuck eine Folge von großen Wandgemälden, die Goethesche Walpurgisnachtdichtung verkörpernd.

Der phantasievolle Maler ließ es nicht bei seinem Traum bewenden. In Bernhard Sehring, dem Erbauer des Künstlerheims in der Fasanenstraße zu Charlottenburg und des Theaters des Westens, fand er den kongenialen Baumeister, der bereitwillig auf seine Pläne einging und einen Entwurf zuwege brachte, wie er der Phantasie des Malers vorschwebte.

Das eigenartige Mal war ursprünglich auf dem Brocken geplant. Da aber der Fürst von Stolberg-Wernigerode die Bauerlaubnis glaubte versagen zu müssen, wurde der Hexentanzplatz gewählt, der ja für die sagenverklärte Poesie des Harzes noch charakteristischer ist als der Brocken selbst.

Unser Bild ist das erste aus dem Hendrichschen Cyklus der Walpurgisdichtung, der das Innere der Halle schmücken wird. Es stellt die Scene dar, in welcher Faust und Mephisto dem Brocken zuschreiten. Dunkel und geheimnisvoll ragt der breite Rücken des alten Berges aus der Ferne herüber in die zauberreiche Vorfrühlingsnacht. Faust fühlt den Frühling, der in den Birken und Fichten schon webt, auch in seinen Gliedern bereits wirken, denn:

„Es lacht der Mai!
Der Wald ist frei
Von Eis und Reifgehänge.“

wie es in der ersten Walpurgisnachtdichtung Goethes hieß, die Hendrich die Grundstimmung zu seinem Landschaftsbilde gab. Aber Mephisto empfindet die Sache weniger gemütlich, er brummelt übellaunig:

„Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran,
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!“

Und er ruft ein Irrlicht herbei, das er „eben lustig brennen sieht“:

„Was willst du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht' uns da hinauf.“

Das ist der äußerliche Vorgang, den das Bild veranschaulicht, den tieferen Stimmungsgehalt dieses und des ganzen Cyklus geben Fausts Worte:

„In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.“

Das zweite Gemälde stellt dann den unterirdischen Palast dar mit seinen farbenglühenden, märchenbuntschillernden Gesteinen, die zu Säulen gestaltet machtvoll aufragen:

„Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?“

Im dritten Bilde hat Hendrich versucht, die packende Sturmschilderung Goethes malerisch nachzudichten:

„Wie rast die Windsbraut durch die Luft! . . .
Hör'! es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Aeste,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.“

Es folgt das Hauptbild, der Hexentanz, in dem Hendrich sich wieder mit Vorliebe an die Worte der ersten Walpurgisdichtung gehalten hat, an das:

„Sieh, wie die verhexten Leiber
Durch und durch vor Flamme glühen!
Menschenwölf und Drachenweiber,
Die im Flug vorüberziehen!“

Das Schlußbild des Cyklus zeigt das gespenstische Gretchen, wie es mit dem Henkermal um den schönen Hals, — „ein einzig rotes Schnürchen, nicht breiter als ein Messerrücken“ — vor den beiden Wanderern erscheint:

„Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschloss'nen Füßen zu gehen.“

Die fünf Gemälde sind bereits vom Künstler fertig gestellt, und demnächst schon soll mit dem Bau begonnen werden, so daß er möglichst zum 1. Juli bereits vollendet dasteht, ein Erinnerungsmal zugleich an Deutschlands größten Dichter und sein größtes Gedicht. S.





H. L., B. — W. G., W. — M. K., B. b. R. a. S. — E. S., R. — J. B. H., F. b. H. i. U. — A. L., B. — H. B., B. — Kr. H. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Dr. Joseph Müller, Pasing-München, Herausgeber der „Renaissance", Zeitschrift für Kulturg., Religion und Belletr. Wir nehmen gern von Ihrer Mitteilung Kenntnis, daß der Verfasser des Aufsatzes in der „Tägl. Rundschau", dem wir die drastische Aeußerung Jean Pauls zur Frage der „Prügelstrafe" entnahmen, für seine Arbeit Ihr Werk „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" (München, bei Dr. Lüneburg, 1894) benutzt und danach auch die citierte Stelle wiedergegeben hat.

Georg Meyer-Wurzen. Verbindlichsten Dank für Ihr liebenswürdiges Eingehen auf unsere Sendung des Artikels im Sonntagsblatt vom Reichsboten (10. Februar) „Ernste und komische Züge aus den Geisteswerkstätten hervorragender Menschen" von H. Oehmke, der auch das Thema der Lieblingsblumen streift. Sicherlich wird manchen Türmerleser interessieren, was Sie danach in Ergänzung Ihres Aufsatzes im letzten Oktoberheft des T. schreiben: „Neu waren mir die Lieblingsblumen von Uhland: die Apfelblüte, von Walter Scott: die wilde Hyazinthe oder blaue Schottlandsblume (hyacinthus batryodes), von Charles Dickens: Geranium, von Lord Beaconsfield: die einfache Primel. Diese Angaben, denen ich noch die Lieblingsblumen, wie ich neuerdings gefunden, von Rückert: die Rose, von Gerhard Tersteegen: die Sonnenrose, von Bismarcks Mutter: Maiglöckchen (vgl. Bismarcks Briefe an seine Braut), beifügen kann, entsprechen der geschichtlichen Wirklichkeit, wie sie sich auch vortrefflich auf die Person und ihren Charakter deuten lassen. Ein Widerspruch zwischen seiner Darstellung und meinen Ausführungen im Türmer besteht in Bezug auf die Goethesche, Schillersche und Lenausche Lieblingsblume. Wenn es im Artikel des Reichsboten heißt: ‚Goethe schenkte seine Neigung eigentümlicherweise der kalten, duftlosen Hortense', so hat der Verfasser offenbar eine Befremdung hierbei nicht unterdrücken können. Möglich ist, daß der Dichter aus irgend einem Grunde einmal diese Blume nicht ungern gehabt hat, aber sie ihm zur Lieblingsblume zu machen, das geschähe mit demselben Unrecht, als wenn, wie es behauptet worden ist, das Chrysanthemum in Wahrheit die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms II. sein sollte. Sich für etwas interessieren, ist eben noch nicht, ihm besonderen Vorzug schenken. So wenig mir die Reseda als Goethes Blume zweifelhaft ist, ist es auch die Lilie als ein Sinnbild für unseren Schiller. ‚Schiller liebte sehr Blumen um sich, Lilien hatte er vor allen gern.' Das Citat aus Karl Fulda, Leben Charlottens v. Schiller, p. 247, schließt nicht aus, daß auch Rosen dem edlen Denker eine große Freude waren. So beglückt er über eine duftende Rose auch jederzeit ohne Zweifel gewesen ist, die Erwählte seines Herzens war sie jedoch nicht und konnte es auch nicht sein. Warum der ‚gute Genius' unseres Volkes der Lilie seine volle Liebe schenken mußte, das wird einem aus Thomas Carlyles prächtiger Würdigung des Dichters als eines Priesters des Wahren und Schönen besonders einleuchtend. Bei Lenau, dessen Lieblingsblume ich gelegentlich aus einem Wiener Blatt erfahren habe, kann ich nicht mit derselben Entschiedenheit wie bei den beiden Weimarer Geistesheroen für die ausschließliche Richtigkeit meiner Behauptung eintreten. Indessen ob der ‚träumerische Mohn' (scil. wilder Mohn) oder, wie ich ausgeführt habe, die Herbstzeitlose seine Herzensblume gewesen ist, ist insofern ohne Belang, als aus beiden Blumen durchaus dieselben Schlüsse auf sein Innenleben zu ziehen sind und er vielleicht in gleicher Weise der einen wie der anderen seine Liebe zugewendet hat. Der gemütskranke Dichter kommt hier wie dort zum Ausdruck: ‚Mein Herz fand seine Freude, als Dorf und Busch und Baum verschwand auf einer stillen Heide.' Ueber Napoleon I. und seine Lieblingsblume, angeblich das Veilchen, habe ich mir keine besonderen Gedanken

gemacht. Hätte ich auch vor der Oehmkeschen Arbeit über ihn Kenntnis gehabt, so würde ich doch, wiewohl ich seine Person nicht ohne Interesse, besonders nach neueren Geschichtsdarstellungen verfolge, Abstand genommen haben, ihn nach Art der anderen psychologisch auf Grund seiner Blume zu erfassen, denn er war ein simulator ac dissimulator par excellence, wie ihn auch Emerson in seinen bekannten Repräsentanten der Menschheit als solchen ansieht."

Dr. M. A., H. a. S. Vielen Dank für Ihren warmen Sympathieausdruck und die Mitteilung, daß auch überall in Ihren Bekanntenkreisen des Türmers „Worte den gleichen Wiederhall gefunden" haben. — Einen Wilhelm Raabe-Aufsatz hat der T. lange vorgemerkt. — Auch auf Ihre Weihnachtsanregung greift er vielleicht zu gegebener Zeit zurück. Frdl. Gruß!

M. B., P. Gelegentlich bringen wir vielleicht wieder ein Bild von Gabriel Max. Im Dezemberheft 1899 brachten wir seine „Mater amabilis". Daß Ihnen das Tagebuch „aus der Seele gesprochen", freut den T. aufrichtig. Frdl. Gruß!

P. von Zu, U. St. Es käme darauf an, welches Ziel Sie sich steckten. Eine Talentprobe für künstlerisches Gestalten ist das Eingesandte nicht. Aber wenn Sie, Ihrem Seelsorgerberufe gemäß, mehr ethische als ästhetische Ziele im Auge haben, möchte der T. Ihnen nicht gerade von weiteren Versuchen „nach dem" abraten. — Für den herzlichen Ausdruck Ihrer Freude am T. vielen Dank! Den T. wiederum freut es, daß die Zahl seiner Freunde unter den Deutschen Amerikas ständig wächst. Verb. Gruß!

Dr. P. A., H.-B. Verbindl. Dank für die übersandte Denkschrift. So fern dem T. diese Spezialuntersuchungen auch liegen, will er doch zusehen, sich gelegentlich hineinzuvertiefen.

H. S. Ihre Einsendung „zur Autoritätsfrage" hat der T. als eine Zustimmung zu seinen Tagebuchäußerungen gern empfangen. Was Sie noch über das darin Ausgeführte hinaus sagen, dünkt ihn aber zu parteipolitisch, als daß er es in seine Blätter aufnehmen dürfte. Frdl. Gruß!

K. 72 St. Das genannte Lied ist von Robert Burns, dem bekannten schottischen Liederdichter und aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. — Eine wirklich genügende Geschichte der 48er Revolution giebt es noch nicht. Die deutsche Revolution sollte uns der 6. Band von Treitschkes deutscher Geschichte erzählen. Leider ereilte den ausgezeichneten Historiker der Tod, bevor er dieses sein Hauptwerk vollenden konnte. Für Ihre Zwecke kämen in Betracht: Flothe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution, Berlin, bei Grote, 1883; sowie der Band XI der Histoire générale von Lavisse und Rambaud, Paris, bei Armand Collin, 1899. Für die französische Revolution ist das Beste: K. Hillebrand, Geschichte Frankreichs, Band II, 1879. Die deutsche Geschichte wäre an einer langen Reihe von Monographien zu verfolgen, ebenso die österreichische. Für letztere wäre noch Springers Geschichte Oesterreichs, Band II, heranzuziehen.

Chr. W., B. b. W., S—g. Herzlichen Dank für die liebenswürdige Mitteilung, die den T. aufrichtig erfreut hat!

H. R., C. Ont. (Canada). Leider nein. Aber herzlichen Dank für den „Frühlingsgruß aus dem Land der Schneekönigin".

Pastor J., Sch. Vielen Dank für Ihre freundliche Zuschrift! Hoffentlich haben die nachfolgenden Hefte die gleiche Zustimmung gefunden. Verb. Gruß!

Pension Kleiststraße, Berlin W. Wir haben leider nicht ermitteln können, wer der anonyme Verfasser der „Xenien von Einem" ist. Vielleicht weiß es einer unserer Leser.

v. Z., B. a. H. Sie meinen in Bezug auf das „angebliche Attentat", es sei immerhin „ein Zeichen der Zeit, daß solche Menschen ihr Beil oder altes Eisen nicht auf andere Leute, nicht auf ein vorüberfahrendes Brautpaar — wo das Volk auch steht und die Insassen des Wagens anschaut — oder auf Bebel und Genossen werfen". — Wir dürfen unserer vielgeschmähten „Zeit" doch nicht als besonderes, nur ihr eigentümliches Laster aufbürden, was sie mit allen früheren „Zeiten" gemeinsam hat und was als pathologische Erscheinung schlechthin längst bekannt ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß gewisse Geisteskranke den unwiderstehlichen Drang verspüren, sich an den glänzenden Spitzen der Gesellschaft zu vergreifen. Auf das, was glänzt und hervorragt, stürzen sie sich, wie der Stier auf den roten Lappen. Das geschieht nicht nur an Staatsoberhäuptern, viel häufiger noch an kleineren Autoritäten, dem ersten Beamten eines Kreises, dem Gutsherrn u. s. w. Auch „Brautpaaren" soll es schon passiert sein! Und wie oft sind von Irren mit größtem

Raffinement Attentate gegen den Anstaltsdirektor, den Arzt, den Wärter geplant und ausgeführt worden. Ueberall dieselbe dunkle, aber bestimmte Wahnvorstellung, daß der Inhaber der Macht die Schuld am Leiden des Betreffenden, wie überhaupt an allem Bösen, trägt. Das ist, w. g., eine allgemeine pathologische Beobachtung, die Ihnen jeder Psychiater bestätigen wird, und hat mit dem jeweiligen „Zeitgeiste" nicht das geringste zu thun. Im vorliegenden Falle ist es nicht einmal erwiesen, daß der Attentäter das Eisen auch nur mit Bewußtsein auf den Kaiser geworfen hat und nicht etwa doch, wie er es dargestellt, im Zustande einer Hallucination. Daß er unmittelbar nach der That in epileptische Krämpfe verfiel, die nicht simuliert waren, läßt diese Möglichkeit immerhin nicht als ausgeschlossen erscheinen. Jedenfalls haben wir es mit einem unzurechnungsfähigen, durch und durch kranken Individuum zu thun, das für seine Handlungen nur in den Grenzen ärztlicher Disziplin verantwortlich gemacht werden kann. Eine verhängnisvolle Saat streuen diejenigen aus, die den an sich ja tief bedauerlichen Vorfall aus seiner gegebenen Isolierung herausheben und so in weitere Kreise Vorstellungen hineintragen, die bei krankhaft veranlagten Gemütern, welche es ja zu allen Zeiten giebt, leicht Wurzel fassen können. Hier liegt dieselbe Gefahr der Ansteckung vor, die man so häufig bei der Lektüre von Schauerromanen und breit ausgemalten Skandalprozessen beobachtet hat: eine krankhafte Phantasie wird dadurch mit Bildern und Vorstellungen angefüllt, die zuletzt derart Macht über das Individuum gewinnen können, daß sie sich in That umsetzen. Es ist das eine Art von Suggestion, und es ist ein — sonderbares Beginnen, dem Volke zu suggerieren, als seien solche Elemente, wie dieser Weiland oder jene Frau in Breslau, nicht vereinzelte, unzurechnungsfähige Individuen, sondern im letzten Grunde nur die offenen und konsequenten Vertreter ganzer großer, gesetzlich anerkannter Richtungen und Parteien. Das Unnatürliche, Wahnwitzige, Indiskutable, der außerhalb der Menschlichkeit und menschlicher Berechnung liegende Ausnahmefall, die Fügung eines dunkeln Schicksals wird zu etwas gestempelt, was schließlich öfter vorkommen kann, gar nicht vereinzelt zu bleiben braucht, gar nicht so wahnwitzig ist und von geistig intakten Menschen begangen werden kann, wenn sie nur die „Konsequenz" und den „Mut ihrer Ueberzeugung" haben! Heißt das nicht, Menschen, in denen der Keim verbrecherischen Wahnsinns liegt, mit solchen Gedanken erst vertraut machen? O, was sind manche unserer Staatsretter und Thronbeschützer doch für — feine Psychologen! — Ich denke, Sie werden mir recht geben. Der Wunsch, zu bessern und zu diesem Zwecke das Uebel an der Wurzel zu fassen, ist ja sehr lobenswert. Aber man kann sich dabei auch vergreifen. Es giebt Uebel, die nicht in einer bestimmten Zeit, sondern in allgemeinmenschlichen Unzulänglichkeiten wurzeln. Zuletzt stehen wir doch alle in Gottes Hand. Und wir thun wohl daran, neben all unsrer Arbeit, Sorge und Wachsamkeit auch dem schützenden Walten dieser Hand noch ein wenig übrig zu lassen. — Vielen Dank für das andauernde freundliche Interesse.

J. V., Z—ch. Verbindl. Dank, Ihre — übrigens durchaus zutreffende — Bemerkung finden Sie schon in diesem Hefte erledigt. — Auch darin haben Sie recht, daß mehr Tolstojsche Tiefe manchem unserer Dichter gar nicht schaden könnte.

O. K., W. Gern verwertet, nur die persönlichen Schärfen mußten fallen. Verbindl. Dank.

F. W. Sch., L.-N. Mit Dank verwertet. Frdl. Gruß!

J. T., N. (Ostfrsld.). Der Leutnant von Elsdorf im „Segen der Sünde" ist seiner ganzen Veranlagung nach nicht der eigenständige, markante Charakter, der sich zum Kampfe gegen gesellschaftliche Vorurteile und zwar so mächtige, wie das Duell, berufen und befähigt fühlte. Erziehung und Milieu haben in ihm vielleicht noch gar nicht den Gedanken aufkommen lassen, daß es sich hierbei überhaupt um ein „Vorurteil" handeln könne. Stehen doch sehr viele, durchaus ernst zu nehmende, achtbare Persönlichkeiten grundsätzlich auf diesem Standpunkte; ich habe ihm früher selbst nicht fern gestanden. Wie man darüber auch denken mag, so viel ist sicher: mit dem Christentum läßt er sich nicht vereinbaren. Wer dennoch des Zweikampfes nicht entraten zu können glaubt, handelt wenigstens ehrlich, wenn er bekennt, daß er sich dabei mit den grundlegenden Anschauungen und Lehren des Christentums, mit dem Christentum Christi, in offenen Widerspruch setzt, daß er eben nicht die Kraft in sich fühlt, dieser Sünde, wie mancher anderen auch, zu widerstehen. Ein solches Bekenntnis ist immerhin höher zu achten, als die Versuche, das Duell durch Bibelsprüche zu bemänteln. Oder wie soll man es nennen, wenn eine sehr bekannte militärische Zeitschrift das Duell durch die Worte zu rechtfertigen versuchte: „Leben wir, so

leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn", was dann freilich prompt aber ganz sinngetreu übersetzt wurde: „Schießen wir, so schießen wir dem Herrn!" Man muß sich dazu noch einen Duellapostel dieses Kalibers, wie er die Worte sagt, die Pistole in den fromm gefalteten Händen und den Blick gen Himmel gerichtet, recht lebhaft veranschaulichen, und man hat so ungefähr ein Bild von der Sache. In Wirklichkeit wird die „Frömmigkeit" wohl nicht so weit getrieben werden und der Betreffende vor einer solchen Apologetik zurückscheuen. Leutnant v. E. handelt unter dem Zwange seiner Standesehre, dabei aber durchaus naiv und in dem ehrlichen Glauben, daß er nicht anders könne. Auch hat er nicht die Absicht, seinen Gegner zu töten. Leichten Herzens trat er sicher nicht auf den Kampfplatz. — In unbequemere Lage käme ich immerhin, wenn Sie mich fragten: ließ sich denn das Duell mit dem Dr. Günther sonst gar nicht vermeiden? Möglich, wenn das vielverschlungene, aus tausend unberechenbaren Quellen strömende Leben, das sich aber dem Dichter intuitiv offenbart, nicht eine andere Logik hätte, als die wir uns mit kaltem Blut im warmen Zimmer zusammenklügeln. Denken Sie doch an den „Fall Mörchingen"! — Es freut mich, Ihnen endlich die gewünschte Auskunft geben zu können; ein paar Hefte habe ich Sie ja durchtrösten müssen. Aber es ging nicht anders. Frdl. Gruß Ihnen, dem Onkel und den türmereifrigen Kameraden.

v. H., H. Diese Schmerzen sind dem T. nicht fremd, seien Sie auch versichert, daß er ihnen nicht ohne Verständnis und Sympathie gegenübersteht. Zwischen einer „Opportunitäts"- und einer „Notwendigkeits-Politik" muß aber doch unterschieden werden. Die eine handelt aus bloßer Profitsucht, die andere unter dem materiellen und sittlichen Zwange der Selbsterhaltung. Sie führen das Beispiel mit dem „hungrigen Bettler" an, der, wenn er sich ein Brot unrechtmäßig nimmt, doch ein Dieb ist und als solcher bestraft wird, und das von Rechts wegen, „obgleich er sich nur das Notwendige verschafft hat". Ja, wollen Sie einen solchen „Verbrecher" ernstlich verdammen? Ich gestehe offen: ich könnte es nicht, und in manchen Staaten ist ein solcher „Diebstahl" aus Not und unter dem physischen Zwange des Selbsterhaltungstriebes auch straffrei, so z. B. meines Wissens in Oesterreich. Diejenigen, die selbst den Hungertod stürben oder ihre nächsten Angehörigen sterben ließen, nur um das fremde Stück Brot, das neben ihnen liegt, nicht anzutasten, dürften dünn gesät sein! Ich möchte niemanden auf diese Probe stellen. Die Mutter, die sie bestände, würde ich verabscheuen. Summum jus summa injuria —: es giebt auch höhere Rechte als die geschriebenen, oder wie Goethe sagt: das Recht, „das mit uns geboren ist". — Mit der „bescheiden-starken" Politik wollte ich allerdings nicht die preußischen Annexionen charakterisieren, sondern die weitschauende Zurückhaltung Bismarcks Oesterreich gegenüber und sein entschiedenes Festhalten am Frieden, als die Gelegenheit zum Dreinschlagen später so verlockend günstig war und selbst ein Moltke zum Kriege drängte. Inwieweit Preußen gegen Hannover und die andern annektierten Staaten unter dem Zwange der Selbsterhaltung handelte, darüber gehen ja die Ansichten auseinander. Ich persönlich kann einen solchen Zwang in dem behaupteten Umfange nicht anerkennen und wünschte, daß diese Wunde endlich geschlossen würde, soweit das heute ohne Erschütterung unserer grundlegenden politischen Zustände möglich ist. Bitte auch, die nachstehende Antwort zu beachten.

H. T., Sch. b. St. In der obigen Notiz finden Sie bereits einen Teil der von Ihnen berührten Fragen erörtert. Den Artikel Rogges über Bismarcks „Bekehrung" haben Sie doch wohl nicht ganz in dem Sinne aufgefaßt, in welchem ihn der Verfasser verstanden haben wollte. Als „religiöses Muster" und „Vorbild der Frömmigkeit" schlechthin hat Rogge Bismarck denn doch nicht hingestellt. Zum bürgerlichen „Vorbild" ist die öffentliche Wirksamkeit solcher Ausnahmecharaktere überhaupt nur selten geeignet. Auch würde Rogge gewiß nicht Anstand nehmen, den Schatten bei Bismarck offen zuzugeben. Für Menschenvergötterung ist im Türmer überhaupt kein Platz, und die hat auch R. sehr fern gelegen. Dagegen hat er mit Recht ausgeführt, wie Bismarck — seiner Umgebung zum Trotz — sich die Selbständigkeit seiner religiösen Stellung zu wahren wußte. Ihre freundliche Zuschrift geben wir an R. weiter; liegt dann beiden Teilen noch an einer kurzen Erörterung des Themas, so hat der T. nichts dagegen. — Auf seinen „thönernen Füßen" steht das Deutsche Reich nun schon über ein Menschenalter, ohne daß es auch jetzt irgend Miene machte, zusammenzubrechen. Das ist, wie Sie zugeben werden, immerhin schon ein „Thon" von ganz achtbarer Konsistenz! Lassen Sie sich die Freude am Reiche nicht dadurch verbittern, daß auch bei diesem Werke, wie bei allem Menschenwerk, Mittel und Vollendung zu wünschen

übrig lassen. Ein „Ketzer" sind Sie in den Augen des T.s nicht. Ihrer Kritik liegt eine idealistische Weltanschauung zu Grunde, die als solche durchaus berechtigt und dem T. nur sympathisch ist. Frdl. Gruß!

Max S., P. Es ist immer mißlich, über das Lebenswerk eines großen Mannes in einem kleinen Aufsatz zu berichten. Mißverständnisse sind da zuweilen unvermeidlich. Daß Fechner von ganzem Herzen und von ganzer Seele an die Heilswahrheiten des Christentums geglaubt hat, hat noch keiner seiner Gegner bestritten, recht oft aber hat man es ihm zum Vorwurf gemacht. Sie müssen sich, um das zu empfinden, freilich in seine Schriften selbst vertiefen. Bereuen werden Sie es nicht, das können wir Ihnen versprechen. Wollen Sie eine eingehende Würdigung Fechners, die namentlich sein Verhältnis zum Christentum charakterisiert, so lesen Sie: Gustav Theodor Fechner, ein deutsches Gelehrtenleben, von Professor Dr. Kuntze, Leipzig 1892, Verlag von Breitkopf & Härtel, Preis 6 Mk. — Mit der „Perrücke" war also nichts weniger gemeint, als das Christentum. Wäre das der Fall gewesen, dann hätten Sie allerdings allen Grund gehabt, sich vom Türmer „enttäuscht" zu fühlen, was nach dieser Aufklärung wohl ausgeschlossen ist. Frdl. Dank für Ihre vertrauensvolle Kundgebung.

E. H. u. E. Sch., D—f. — C. M., K—l. — P. B., K—au. Auf Ihre w. Zuschriften hat sich der Verf. der Skizze in einer längeren Erklärung geäußert, die wir aber wegen Raummangels erst im nächsten Hefte abdrucken können. Bitte also bis dahin um frdl. Geduld.

E. L., P., Post Z. — P. G., S. A., G.-Sch. Auch Sie muß der diesmal besonders hart bedrängte Türmersmann um Geduld bis zum nächsten Hefte bitten.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße** 3 zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens** 6—8 **Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



L. Calamatta sc.

Photogravure Bruckmann

GEORGE SAND



Siebenhundert Jahre deutscher Kulturarbeit.

Zum 700jährigen Jubiläum Rigas.

Von

Dr. Ernst Seraphim.

In alte ferne Zeiten richten sich in diesem Jahre die Augen der Bewohner der baltischen Provinzen: vollenden sich doch sieben Jahrhunderte, daß der große Bischof Livlands, Albert, den Grundstein Rigas legte und damit der jungen Kolonie einen Mittelpunkt schuf, dessen sie zu ihrem Handel bedurfte, und der dem deutschen Bürgertum die Möglichkeit zu gedeihlicher Entfaltung sicherte.

Aber die Gründung Rigas war ein Moment von weit über Livlands Grenzen reichender Bedeutsamkeit. Ist doch die zur baltischen Metropole gewordene Stadt zugleich ein ausschlaggebender Faktor für den Osten Europas geworden, der das Licht abendländischer Bildung ausstrahlen ließ, dem Handel der Ostsee neue Bahnen gewiesen hat und auch einen politischen Machtfaktor darstellte, mit dem Ost und West, Nord und Süd zu rechnen gezwungen worden sind.

Wenn daher heute in den baltischen Provinzen dem 700jährigen Jubiläum Rigas eine Anzahl festlicher Veranstaltungen gelten, so wird man auch

im deutschen Mutterlande, insonderheit im Norden Deutschlands, dessen Hansastädte in so enger Beziehung zu Riga gestanden haben und dessen Hochschulen von so mannigfachen Besuchen von Livländern zu erzählen wissen, mit freundlicher Anteilnahme die nicht immer heitern Bilder aus der Vergangenheit der Stadt begleiten und, oft nicht ohne Staunen, erkennen, wie fest die kommerziellen, geistigen und politischen Bande gewesen sind, die Riga mit Deutschland verknüpft haben.

* * *

Die Gründung Rigas ist von Lübeck ausgegangen. Von der Travestadt, die Heinrich der Löwe so stattlich emporgehoben, segelten die den russisch-skandinavischen Handel ausbeutenden Lübecker Kaufleute nach der mächtigen Stadt Wisby auf der Insel Gothland, die das Monopol einer Stapelstätte für sich in Anspruch nahm und die Fahrt in die weiter ostwärts liegenden Gewässer dem Fremden verbot. Aber der deutsche Kaufmann auf Wisby wurde mit zunehmender Macht der Bevormundung müde, die seinen Handelsverdienst erheblich beeinträchtigte, er emanzipierte sich und segelte über Wisby hinaus, um die Mündung der Düna aufzusuchen und selbst den Handel mit dem reichen russischen Hinterlande auszunehmen.

Dem Kaufmann gesellte sich früh der um das Seelenheil der heidnischen Bewohner des Livenlandes besorgte Missionar. Der dritte in der Reihe der livischen Bischöfe war der Bremer Domherr Albert, ein Staatsmann von feuriger Seele und klarer Einsicht. Dieser erkannte die Notwendigkeit, dem werdenden Staate einen in der Nähe des völkerverbindenden Meeres liegenden Hafen zu errichten. Wohl im Frühjahr 1201 hat er dort, wo das heute überbrückte und verschwundene Righebächlein in die Düna fiel, die Stadt Riga gegründet, dessen erste Bürger aus Lübeck und Westfalen zugezogen sind. Fürwahr ein historischer Augenblick von weitreichenden Folgen:

„Mit dem Blicke, der prophetisch
Tief den Kern der Zukunft schaut,
Bischof Albert majestätisch
Seiner Größe Denkmal baut.
Priester, Held in einem Gusse,
Baut er fügend Stein an Stein:
Stadt am mächt'gen Dünaflusse
Riga soll sein Name sein!"

Nicht ohne Kämpfe gegen die wilden Stämme des Landes und die einfallenden kriegerischen Littauer, auch nicht ohne Zwist mit dem großen Bischof Albert ist das erste Emporblühen vor sich gegangen; die Verfassung von 1221, die Riga eine nicht unbedeutende Selbständigkeit vom bischöflichen Landesherrn gewährte, ist ohne Frage das Resultat nicht geringer Differenzen, in denen die Stadt obsiegte. Das erste Stadtrecht, das Albert ihr verlieh, war nach dem Muster der deutschen Stadtgemeinde in Wisby entworfen und wurde vor-

bildlich für die andern baltischen Städte. Im Jahre 1270 wurde dann das hamburgische Stadtrecht für Riga aufgezeichnet, und am Ende des Jahrhunderts wurden schließlich die sogenannten „umgearbeiteten rigischen Statuten" kodifiziert, die bis 1673 in Kraft blieben.

Als Handelsstadt ist Riga gegründet worden, als solche hat es sich stets gefühlt, kommerzielle Interessen haben seine Politik im Mittelalter bestimmt, als Kaufmann ist der Rigenser nach Polozk, Witebsk, Smolensk, nach Pleskau und Nowgorod gereist, hat er früh dem russischen Kaufmann Wohnrecht daheim gewährt, hat er aber vor allem bei der engen Interessengemeinschaft mit den norddeutschen See- und Binnenhandelsstädten den Anschluß an die Hansa bereits 1282 erreicht und in ihr als Vorort der livländischen Städte eine bestimmende Stellung eingenommen. Aber die in der Natur der Dinge liegenden kommerziellen Sonderbestrebungen der Livländer im XVI. Jahrhundert lockerten das früher feste Band mit der Hansa; und als 1558—1560 die Moskowiter-Scharen Iwans des Grausamen sich über Livland verheerend ergossen, sah sie dem Untergang der Livländischen Selbständigkeit gleich dem Kaiser, den Fürsten und den übrigen Ständen, ohne zu helfen, zu.

Mit der Entwicklung des rigischen Handels ist die des Handwerks gleichen Schritt gegangen. Die Handwerker waren natürlich auch in Riga nach deutsch-mittelalterlichem Brauch korporativ gegliedert, und zwar zu Genossenschaften, denen fast ausnahmslos die Statuten der religiösen Bruderschaften mit ihren Bestimmungen über die Pflege des Seelenheils, über die geselligen Zusammenkünfte oder ihre Trinkgelage und ihre gegenseitige Unterstützung zu Grunde lagen. Ihre Zünfte, deren Leben durch die zuerst am Ende des XIV. Jahrhunderts aufgezeichneten „Schragen" streng geregelte Formen erhielt, schlossen sich zu gleicher Zeit zu der Genossenschaft der Kleinen Gilde (St. Johannis-Gilde) zusammen, die im politischen Leben der Stadt das demokratische Gegengewicht gegen Rat und Große Gilde bildete und bis zur Aufhebung der alten Verfassung am Ende des XVI. Jahrhunderts einen einflußreichen Faktor dargestellt hat.

Das in Deutschland überall nachweisbare Streben der mittelalterlichen Fürstengewalt, die Städte sich zu unterwerfen, tritt uns auch in der Geschichte Rigas unverhüllt entgegen. Es war der Deutsche Ritterorden, dessen Schloß, der Jürgenshof oder Wittenstein, inmitten der Stadt lag, mit dem die Stadt schon früh in Streitigkeiten geriet. Im Jahre 1297 brach eine erbitterte Fehde aus, in deren Verlauf sich der Groll der Städter gegen die stolzen Ritter in einer blutigen That Luft machte: sie erstürmten das Ordensschloß, schleiften es und ließen den Hauskomtur und 60 gefangene Ordensbrüder hinrichten. Um sich vor der Wut des erbitterten Ordens zu schützen, rief Riga die heidnischen Reiterscharen der Littauer zur Hilfe, die das Land zur Wüste machten und dem Kriege, der fast ein Menschenalter tobte, einen entsetzlichen Charakter aufprägten. Lange dauerte der Kampf zwischen Landesfürst und Stadt; endlich siegte der erste:

der kraftvolle Ordensmeister Eberhard von Mußheim zwang die Bürger zur Uebergabe. Rat und Bürgerschaft mußten huldigen, Heeresfolge versprechen, ein neues Ordensschloß, wenn auch außerhalb der städtischen Mauern, erbauen und dem Orden Sitz und Stimme im städtischen Gericht einräumen (1330). Die Situation blieb gleichwohl eine schwierige, weil auch der Erzbischof von Riga seine Ansprüche auf die Hoheit über die Stadt nicht aufgeben wollte, sodaß es weiser Mäßigung und großen Taktes des Meisters und seiner Nachfolger bedurfte, um Konflikte mit dem Erzbischof hintanzuhalten und das Klientelverhältnis der Stadt zum Orden nicht zu alterieren. Erst im XV. Jahrhundert, als die Schlacht bei Tannenberg (1410) den Deutschen Orden in Preußen an der Wurzel traf und in den preußischen Städten sich eine landesverräterische Politik gegen den niedergehenden Orden herausbildete, begannen sich die Verhältnisse auch in Livland zuzuspitzen. Riga machte Anstalten, sich dem preußischen Städtebündnis anzuschließen, doch ohne durchzudringen. Die drohende Gefahr führte vielmehr zu einer engen Verbindung des Ordens in Livland mit dem rigischen Erzbischof Silvester Stodewescher, die 1452 im Kirchholmer Vertrag die gemeinsame Oberherrschaft über die Stadt festsetzten. Zwar gerieten beide Potentaten bald in Uneinigkeit, und die bei Silvesters Tode (1477) ausbrechenden Wirren und die Neubesetzung des erzstiftischen Stuhles glaubte Riga zu einem erneuten Kampf um seine Unabhängigkeit benutzen zu können. Aber der Erfolg blieb abermals aus, obwohl in zehnjährigem Kampfe die Heere des Ordens wiederholt geschlagen, 1484 sogar das Ordensschloß von neuem zerstört wurde, obwohl sich die Hansa auf seiten Rigas stellte und schwedische Hilfstruppen landeten. Wie einst vor anderthalb Jahrhunderten Meister Eberhard, so wußte diesmal der größte der livländischen Meister des Deutschen Ordens, Walter von Plettenberg, dessen Name als Russenbesieger fortlebt und dessen von Schwanthalers Hand modellierte Büste ihren Ehrenplatz in der Walhalla bei Regensburg gefunden hat, den Widerstand der stolzen Stadt zu Boden zu werfen. Noch als Landmarschall schlug er die Städter bei Neuermühlen (1491) und zwang nach langer Belagerung Riga zur Uebergabe. Der Kirchholmer Vertrag wurde erneuert und blieb unter ihm wie unter seinen Nachfolgern, wenn auch nicht ohne Irrungen, doch die gesetzliche Basis des Verhältnisses der Stadt zum Orden. Riga hat sich dabei, zumal in der Praxis die Bedingungen milde gehandhabt wurden, gut befunden, und zwar um so mehr, als das Verhältnis der Stadt zum andern Oberherrn, dem Erzbischof, naturgemäß ein gespanntes geworden war, seitdem die Reformation ihren Einzug in die Stadt gehalten hatte. Riga war neben Dorpat und Reval eine der ersten deutschen Städte, die sich der „reinen Lehre" mit voller Hingabe anschloß. In Riga wie in ganz Livland wurde durch das Eindringen der Reformation der mittelalterliche Staatskörper in seinen Grundfesten erschüttert. Anno 1522 wurde Andreas Knöpken evangelischer Prediger an der Petrikirche, im selben Jahre Silvester Tegetmeyer, ein feuriger Hitzkopf, Prediger zu St. Jakob. Luther selbst ver-

folgte mit freudiger Anteilnahme den Gang der Ereignisse und richtete mehrere herzliche Schreiben an die „Christen zu Righe Revell und Tarbthe in Liefland“. Als dann der Erzbischof der neuen Lehre erbitterten Widerstand entgegensetzte, schritten die Städter energisch weiter: im November 1524 wurde das Kapitel gezwungen, die Domkirche zu schließen, Messen und Vigilien abzustellen, und der Erzbischof durch Gefangensetzung seiner Boten in äußersten Zorn versetzt. Die Hingabe an Luthers Lehre führte schließlich zu offenem Bruch mit dem Erzbischof: es war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der Stadt, dessen Gedächtnis in einem Glasgemälde des Domes treulich festgehalten wird, als Meister Plettenberg 1525 am 21. September in die Stadt einritt, die alleinige Oberhoheit über sie annahm und in feierlicher Urkunde der Stadt versprach, sie zu erhalten „bei dem heiligen Worte Gottes und seinem heiligen Evangelio, das rein und klar verkündigt und angehört werden soll in der Stadt und in der Stadtmark . . .“ Riga blieb dem Evangelium und seiner Selbständigkeit auch treu, als widrige Verhältnisse Plettenberg schon 1530 nötigten, zum Kirchholmer Vertrage zurückzukehren. Politische Einsicht und patriotisches Empfinden hat die Stadt damals bewiesen, indem sie, wenngleich vergebens, in der Erkenntnis, daß die bisherige livländische Konföderation überlebt sei und weder den innern Zerwürfnissen noch der drohenden Russengefahr steuern könne, den Plan gefördert hat, nach dem Muster des Ordensstaates in Preußen, dessen letzter Meister, Albrecht von Brandenburg, die Herzogswürde angenommen hatte, auch Livland zu einem einheitlichen weltlichen Staat umzuwandeln, ehe es zu spät sei. Plettenberg, hochbetagt und innerlich im Katholizismus wurzelnd, war nicht für den Gedanken, in dem allein die zukünftige Rettung Livlands lag, zu gewinnen. Ein Jahrzehnt darauf versuchte der rigische Erzbischof Wilhelm von Hohenzollern, Albrechts Bruder, die Säkularisationspläne wieder aufzunehmen, aber der glückliche Augenblick war vorüber. Riga, in dem der lutherische Gedanke immer mehr die Oberhand gewann, trat während dieser Wirren dem schmalkaldischen Bunde (1541) bei und hat erst nach langem Zögern Erzbischof Wilhelm gehuldigt.

Dann brach das Verderben des Russenkrieges herein, das der in den Grundfesten längst morschen Selbständigkeit Livlands ein Ende bereitete. An der allgemeinen Schuld haben die Städte des Landes reichlich teil gehabt, und wenn auch das Fähnlein Rigas wiederholt ins Feld gerückt ist, so haben die Rigischen die ganze Kraft zur Abwehr des Feindes nicht eingesetzt. Von dem Schrecken der entsetzlichen Jahre 1558—61 hat die Stadt verhältnismäßig wenig gesehen, nur einmal, zu Anfang 1559, zeigte sich eine große russische Armee plündernd vor den Thoren, zog aber bald wieder ab. 1561 huldigten die livländischen Herren und Stände, um Moskau zu entgehen, der Krone Polen, Riga leistete nur einen Eventualeid und behauptete sich, als Polen seine Bedingungen nicht erfüllen wollte, einundzwanzig Jahre lang, bis 1582, als freie Stadt, die nur den deutschen Kaiser über sich

anerkannte. Erst mit dem polnischen Könige Stefan Bathory gelangte die vielumworbene Stadt zu einer Einigung, aber der Friede kehrte deshalb nicht in ihre Mauern ein. Im Gegenteil, das ganze erste Jahrzehnt der polnischen Herrschaft in Riga ist ausgefüllt mit Wirren, die ihren Ursprung teils in den katholisierenden Tendenzen der Polen, teils in den brutalen Uebergriffen der polnischen Statthalter und Gouverneure, teils in dem die Einwohner der Stadt entzweienden Gegensatz zwischen dem aristokratischen Rat und seiner exklusiven Herrschaft einerseits und den demokratischen Zünften andrerseits hatten. Die schwächliche Haltung des Rats und der evangelischen Geistlichkeit gegenüber den von der Krone Polen begünstigten Jesuiten, denen die Jakobi- und Maria-Magdalenenkirche eingeräumt wurden, und die durch die Einführung des gregorianischen Kalenders, der den Lutherischen als papistisches Machwerk galt, hervorgerufene hochgradige Erregung führten in den 80er Jahren des XVI. Jahrhunderts zu bedauernswertem Bürgerkriege. Die demokratischen Tendenzen, zielbewußt von dem Advokaten Martin Giese geleitet, siegten anfänglich ob: zwei angesehene Mitglieder des Rats, Tastius und Welling, wurden 1586 hingerichtet und die um ihr Leben besorgten Führer des Rates flüchteten nach Polen. Hier aber fanden sie Beistand, der um so lieber gewährt wurde, als die Krone Polen, im Banne der gegenreformatorischen Bestrebungen, dadurch die willkommene Gelegenheit fand, ihren Einfluß im strenglutherischen Riga nach Wunsch zu festigen. Giese mußte 1589 sein Leben auf dem Schaffot lassen. Die Jesuiten blieben in der Stadt, der neue Kalender desgleichen, und es dauerte noch Jahrzehnte, bis es 1604 zu einer Aussöhnung zwischen dem Rat und den Gilden kam. Es wurde dabei der letztern die volle Anteilnahme an der gesamten städtischen Verwaltung, besonders der Finanzgebahrung, zugestanden, womit endlich die Basis dauernder Fortentwicklung gefunden worden war. So endete in Riga der in den meisten deutschen Städten nachweisbare Kampf aristokratischer und demokratischer Strebungen mit einem gesunden Kompromiß.

Mit der polnischen Herrschaft söhnte sich Riga dann um so eher aus, als sein Handel dabei florierte und die polnische Regierung sich vor gar zu eklatanten Uebergriffen hütete. Immerhin ist der ausschlaggebende Einfluß der kommerziellen Momente für die Haltung der Stadt charakteristisch. Riga hielt treu zu Polen, als das flache Land längst dem glaubensgleichen und stammverwandten Schwedenkönig Karl IX. zugefallen war. Wiederholt von ihm und seinem großen Sohne Gustav Adolf bedrängt, kapitulierte Riga erst im September 1621 nach ruhmvoller Belagerung. Unter dem Geläut der Glocken und dem Donner der Kanonen hielt der König von Mitternacht seinen Einzug. In ihn und die Stadt gleich ehrenden Worten sprach er dem Rat und der Bürgerschaft die Hoffnung aus, daß sie ihm und der Krone Schweden dieselbe Treue und Standhaftigkeit erweisen werde, wie dem polnischen Reich.

Das Jahr 1621 bezeichnet das Einmünden der Geschichte Rigas in die Provinzialgeschichte. Die Stadt hatte ihre eigene politische Rolle ausgespielt,

an der geschichtlich gewordenen Eigenart als einer deutschen Stadt hielt sie gleichwohl fest, wenn sie in der allgemeinen Politik auch völlig an die Geschicke Schwedens gebunden war. Hier können nur einige wenige Momente aus der schwedischen Periode berührt werden: Im Jahre 1656 erschien Zar Alexei Michailowitsch mit etwa 100000 Mann vor Riga, aber trotz sechswöchentlichen Bombardements und der grassierenden Pest verteidigten sich die 5000 Mann starke Besatzung und die Bürgerschaft so wacker, daß der Zar unter schweren Verlusten abziehen mußte. Nicht besser ging es in den folgenden Jahren polnischen Heerhaufen, bis 1660 der Friede zu Oliva Livland auf vierzig Jahre Schwedens Scepter ohne Anfechtung zusprach. Karl XI. aber belohnte die Anhänglichkeit Rigas dadurch, daß er die Mitglieder des Rats in den Adelsstand erhob, das Stadtwappen mit einer Krone über dem Kreuz und dem Löwenkopf schmückte und Riga den Ehrentitel der zweiten Stadt des Reiches Schweden verlieh.

Mit dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts brach der Nordische Krieg an, der Livland abermals zur Wüste machte.

Im Jahre 1709 erschien Zar Peter in Person vor Riga und sein Feldherr Scheremetjew begann es 1710 aufs heftigste zu beschießen. Furchtbare Tage gingen damals über die Stadt: was die Kugeln verschonten, fiel dem Hunger und der Pest zum Opfer: auf 22000 Menschen berechnen die Chronisten die Verluste, durch die die städtischen Behörden so dezimiert waren, daß einige ihre Thätigkeit zeitweilig einstellen mußten. Dem Uebermaß der Leiden und dem Versprechen Scheremetjews gegenüber, im Namen des Zaren alle Rechte und Privilegien der Stadt in Bezug auf Verwaltung, Sprache und Religion zu bestätigen, ergab sie sich im Juli 1710. Am 17. Juli hielt hierauf der Generalissimus seinen feierlichen Einzug in die verheerte und verödete Stadt. Im Jahre 1721 beendete der Frieden von Nystädt den Nordischen Krieg und beraubte Schweden seiner Provinzen Livland und Estland und damit seiner Großmachtstellung. Für Riga, das seitdem unter der russischen Herrschaft geblieben ist, schuf der Friede die Grundlage neuer materieller Blüte. Nur zweimal hat es dann noch unter Kriegsnöten zu leiden gehabt: 1812, als die Preußen nebst Teilen des Macdonaldschen Korps unter dem Kommando Yorks von Kurland aus gegen Riga operierten und der Gouverneur General von Essen am 11./12. Juli in Furcht vor einer Belagerung der Stadt die Vorstädte niederbrennen ließ, wobei 4 Kirchen, 35 öffentliche Gebäude und über 700 Wohnungen in Flammen aufgingen. Zuletzt hat der Krimkrieg, während dessen eine englisch-französische Eskadre in der Ostsee erschien, auch Rigas Handel zeitweilig lahm gelegt.

Wie wenig die schweren und wechselvollen Ereignisse das innere Wesen Rigas verändert hatten, wie eng vielmehr die Beziehungen zum Mutterlande geblieben waren und alle geistigen Bewegungen ihre Wellen hierher entsandten, das wird klar, wenn wir uns das Riga um die Wende vom XVIII. zum XIX.

Jahrhundert zu vergegenwärtigen versuchen. Die Metropole der baltischen Provinzen stand damals durchaus im Zeichen der „Aufklärung“. Der Kreis, der gewissermaßen den Ton angab, gruppierte sich um den feingebildeten Ratsherrn Joh. Christof Berens. Zu ihm gehörten u. a. der ausgezeichnete Rektor Lindner, vor allem aber Herder und der „Magus des Nordens“ Hamann, sowie der Buchhändler Hartknoch, der Verleger Kants, und wenn beim Anbruch des XIX. Jahrhunderts diese illustren Männer auch nicht mehr beisammen waren, so wirkten doch ihre Einflüsse noch in unverminderter Kraft fort.

Es war noch dasselbe Riga, von dem Herders Frau schrieb: „In Riga fand Herder noch schöne Reste vom Geiste der alten Handelsstadt, einen zwar vielfach durchkreuzten und oft gehemmten Gemeingeist, belebt und wirkend zum Ganzen. Hier wurden seine eigentümlichen Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt; seine Lebensansicht erweiterte sich, er gewann mit der vermehrten Kenntnis der Menschen und des Lebens im großen auch höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler, weiser Wirksamkeit dafür.“ Und Herder selbst hat bekannt: „In Livland habe ich so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im stande sein werde, zu leben, zu lehren und zu handeln.“ Im IV. Bande seiner „Ideen“ hat ihm Riga vorgeschwebt, als er die Städte als Freistätten der Menschen, des Handels, der Künste und Gewerbe preist. Das religiöse Leben war wie überall rationalistisch angehaucht, aber es war seinen Repräsentanten, wie dem würdigen Generalsuperintendenten Sonntag und den übrigen ausgezeichneten und thätigen Predigern, wie den Oberpastoren Dr. K. Ludw. Grave, Liborius von Bergmann, dem reformierten Pastor Collins und den andern ernst mit ihrem Wirken in christlichem Sinn. That und Humanität waren ihre Leitsterne: so blühte denn gerade damals eine Reihe von segensreichen Stiftungen und Einrichtungen empor, vor allem die 1802 begründete litterärisch-praktische Bürgerverbindung, die sich, wie ein baltischer Historiker hervorhebt, den gerühmtesten philanthropischen Anstalten der Welt an die Seite stellen darf. Im Anfang des Jahrhunderts errichteten ferner die Doktoren Huhn und Ramm das erste Impfinstitut ganz Rußlands in Riga, 1805 wurde gegen den Wucher ein Lombard gegründet, 1808 ein Armendirektorium ins Leben gerufen, das die öffentliche Armenpflege organisierte. Auch die Kaufmannschaft stand auf der Höhe, insonderheit durch Alex. Gottschalk Sengbusch, dem die Stadt eine Reihe vortrefflicher gemeinnütziger Einrichtungen verdankte, und Georg Konrad Wiggert repräsentiert. Einige Jahrzehnte später hatte sich das Bild mehr in das Kleine verschoben. Mit der Politik befaßte man sich in diesen geistreichen Kreisen nicht übermäßig viel und war zufrieden, litterarische Bestrebungen, Theater und Musik mit feiner Geselligkeit vereinigen zu können. „Man lebte“, so hat J. v. Eckart diese Tage altlivländischen Idylls treffend charakterisiert, „den Freuden des Theaters und der Geselligkeit, stellte Almanache und Gesangbücher im Geschmack der Zeit zusammen, freute sich der Alexandersäule und ihrer rus-

sisch-lateinischen Inschrift, der Alexanderpforte und des neugegründeten Wöhrmannschen Parkes und fühlte sich nie lebhafter ergriffen, als wenn man im heitern Familienkreise auf dem ‚Höfchen' oder hinter dem Punschglase auf der Euphonie sitzen, Kotzebues Gesellschaftslied singen und der allgemeinen Stimmung: ‚Ach, wenn es doch immer so bliebe' einen gläubigen Ausdruck geben konnte." Dazu gesellte sich noch eine naive Ueberschätzung der heimischen Zustände, die Ueberzeugung, „daß es nirgends in der Welt so gebührlich hergehe" wie in Livland und Riga. So träumte auch Riga in den ersten Jahrzehnten einen Traum, der zu gefährlicher Verknöcherung zu führen drohte, bis die Verhältnisse unsanft zum Erwachen zwangen. Nachdem im Jahre 1841 nach zahlreichen Uebertritten der Letten und Esten in Riga ein griechisch-orthodoxes Bistum errichtet worden war und anno 1845 die nach Riga abdelegierte Stackelberg-Chanykowsche Kommission in heftiger Animosität gegen die Stadt ihres Amtes gewaltet hatte, brach sich in den politisch reifen Kreisen von Stadt und Land die Ueberzeugung Bahn, daß eine ernstliche Reformarbeit den baltischen Verhältnissen not thue. Dieser Prozeß der Neubildung des politischen Lebens in den baltischen Provinzen fand in Riga seinen Mittelpunkt, dessen edler Bürgermeister Otto Müller neben andern Patrioten mit feurigem Eifer sich den geplanten Reorganisationen in Verwaltung und Justiz widmete. Die „Rigasche Zeitung" wurde das Organ dieser Bestrebungen, an denen mitgearbeitet zu haben, die Männer mit Stolz und Rührung noch nach Jahrzehnten erfüllte, obwohl das Mißtrauen der Regierung gegen alle aus der livländischen Gesellschaft selbst hervorgehende Reformpläne sie damals wie nachher nicht hat zur Reife gelangen lassen. Für Rigas materiellen Aufschwung, der zu gleicher Zeit so machtvoll einsetzte, war es ein großes Glück, daß die Stadt in dem unvergeßlichen Generalgouverneur Fürsten Suworow einen Gönner von Einfluß und Verständnis fand, der human und vorurteilsfrei ihr allenthalben die Hindernisse beseitigen half: 1857 wurden die Festungswälle abgetragen, 1859 der Ausbau des mit dem reichen Hinterlande verbindenden Schienennetzes begonnen, das zuerst nach Dünaburg, dann nach Mitau gelegt wurde und heute Riga zu einem so wichtigen Eisenbahnendpunkt gemacht hat.

Mit fast amerikanischer Schnelligkeit ist es seitdem vorwärts gegangen: von 1830, wo Riga kaum 30000 Einwohner zählte, ist es auf 300000 angewachsen, schöne Anlagen, moderne Vorstädte, neuzeitliche Verkehrsmittel, weite Fabrikanlagen bilden heute wie bei andern westeuropäischen Städten die Signatur der werdenden Großstadt, deren nicht zu zahlreiche Ueberreste aus alten Tagen „modernen" Bedürfnissen leider mehr und mehr zum Opfer fallen. Aber dieselbe Zeit materiellen hohen Emporblühens sah auch die alten historischen Gebilde ins Grab sinken. Nachdem schon einmal unter der Kaiserin Katharina II. durch die sogen. Statthalterschaftsverfassung die alte städtische Verfassung beseitigt, von Kaiser Paul I. aber sofort restituiert worden war, brachten die 70er und 80er Jahre des XIX. Jahrhunderts die abermalige Vernichtung der ehr-

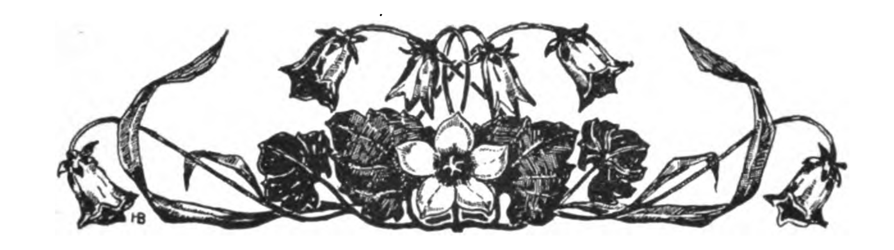
würdigen Institutionen. Bereits 1877 war die russische Städteordnung eingeführt worden, doch behielt der Rat noch seine richterliche Gewalt. Dann folgten unter der Regierung Kaiser Alexanders III. zahlreiche andre tiefeinschneidende Neuerungen, so 1889 die „Justizreform" und im Geleit derselben die Einführung der russischen Sprache in Gericht und Verwaltung und in das blühende deutsche Schulwesen: alle Schulen, ob öffentliche oder private, ob Knaben- ob Mädchenschulen, wurden nach kurzer Uebergangsfrist in russische Lehranstalten umgewandelt oder aber geschlossen. Am 27. Nov. 1889 versammelte sich der Rat Rigas zum letztenmal. Der wortführende Bürgermeister, Eduard Hollander, sprach den Mitgliedern der fast 700 Jahre wirksam gewesenen ehrwürdigen Institution seinen warmen Dank aus. Ihm antwortete in „feurig ernster" Gegenrede der Ratsherr J. Ch. Schwartz, in der er Hollander als „Vorbild der Rechtschaffenheit und des Pflichtbewußtseins und als Sinnbild eines schlichten deutschen Mannes" feierte und mit folgenden Worten schloß: „Wir bringen seiner Magnificenz dankenden Abschiedsgruß im Amt, wir, die letzten Ratsglieder, ihm, dem letzten wortführenden Herrn Bürgermeister dieser guten Stadt Riga, deren Gott künftighin in Gnaden gedenken möge." Dann zog man in feierlichem Zuge zur Petrikirche, wo die Gemeinde zahlreich versammelt war. „Jedem einzelnen", so schildert ein Historiker, „sah man den Ernst des Augenblickes an. Der letzte Superintendent der Stadt, der Oberpastor Gäthgens, der den Gottesdienst leitete, dankte für den Segen treuer Pflichterfüllung, den der Herr in vielen Jahrhunderten durch den Rat der Stadt hatte zu teil werden lassen, und erflehte ihren Nachfolgern Gottes Beistand. In dieser feierlichen Stunde des Abschieds von einer ehrwürdigen Form des Lebens alter Zeit erbrauste erbebend durch die schönen Hallen der Petrikirche das herrliche Trostlied Luthers:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen."

So vollzog sich in herzbewegender Weise der Abschied von den Formen der Vergangenheit, die unsern Altvordern heilig waren. Ihrer Hände Arbeit und ihres Geistes Wirken sind aber auch in der neuen Einkleidung nicht verloren. Wie bei jedem Gemeinwesen, das auf eine große und reiche Vergangenheit mit Stolz zurückblicken kann, erstrecken sich auch hier viele Wurzeln tief hinein in altes schwarzes Erdreich und so manches Werk einstiger Tage trägt segensreiche Frucht auch heute, wo die äußern Bedingungen des kommunalen und persönlichen Lebens so radikal veränderte sind:

„Die Form mag zerfallen, Was hat's denn für Not,
Der Geist lebt in uns allen Und unsre Burg ist Gott."





Pfingstbrausen.

Eine Erzählung von **Carl Busse.**

Einige Meilen östlich von der Stelle, wo die Netze in die Warthe fließt, liegen drei Ortschaften eng verbunden. Ein kleines Städtchen, daneben, nur durch eine Brücke getrennt, eine Art Vorstadt mit schönen Promenaden, und als Fortsetzung davon ein Dorf mit alteingesessenen Bauern. Alle drei zusammen haben nicht mehr als etwa fünftausend Seelen.

In der Vorstadt, zwischen Linden und weiten Rasenflächen, erhob sich die Kirche mit schlankem Turm. Das Pfarrhaus daneben war einfach und klein, aber in seinem Garten blühten die edelsten Rosen. Nach dem Tode des alten Oberpfarrers hatte die Gemeinde sich einen ganz jungen Geistlichen gewählt, der vorher bereits mehrfach vertreten hatte. Man wollte durchaus keinen andern, denn der Christian Gellert war ein Ortskind und deshalb vertraut mit allen Verhältnissen.

Mit glühendem Eifer trat er sein Amt an. Die milde Güte lag seiner Jugend wohl etwas ferner, als die aufrüttelnde Kraft, aber die Glieder der Gemeinde waren es zufrieden, hörten ihn gern und murmelten beifällig, wenn sie vernahmen, daß er selbst in das Haus eines Verstockten gegangen und das verlorne Schaf versucht hatte auf den rechten Weg zurückzuführen.

Eines Morgens sah man den jungen Pfarrer wiederum zu solch einem Gange das Haus verlassen. Er hatte vorher in seinem Kämmerlein doppelt heiß zu seinem Gotte gebetet, daß er ihm Kraft gäbe und sein Vorhaben krönte. Nun schritt er fest und sicher aus, kreuzte die Promenade und betrat die Gasse des Dorfes.

Es war wenige Wochen nach dem Osterfest, und der Frühling zeigte sich an allen Ecken und Enden. Aber Christian Gellert sah ihn nicht. Er warf keinen Blick in die Bauerngärten, an denen er vorüberkam — er hob die Augen nur, wenn ein Gruß ihn traf.

Vor dem Gehöft des Windmühlbauern hielt er still. Der Windmühlbauer hatte selbst mit einer Mühle nichts zu thun, aber seine Ländereien lagen um eine Höhe herum, auf der seit Jahrzehnten ein Windmüller hauste.

Als der Pfarrer klopfte, öffnete ihm die Frau. Sie bekam einen leichten Schreck und überschlug im Geiste schnell, ob sie wohl die Kirche nicht regelmäßig besucht oder sonst etwas ihrem Seelenheil Ersprießliches unterlassen hatte. Aber der Pfarrer reichte ihr freundlich die Hand und sagte: „Sie werden sich denken können, Frau Vollmer, weshalb ich hier bin. Ist der Philipp zu Hause oder draußen auf Arbeit? Ich möcht' ihn sprechen."

Die Bäuerin schüttelte den Kopf.

„Wenn ich 'was sagen darf, Herr Pastor, — lassen Sie den sitzen. Es ist ein Kreuz mit ihm, wie unbändig er gestern wieder war. Den Franz von drüben soll er unmenschlich zerschlagen haben."

„Ich weiß," erwiderte der Pfarrer finster. „Und es schmerzt mich, daß in unsrer Gemeinde so etwas vorkommt. Deshalb will ich zu ihm."

„Nu, ja, ja. Es ist schrecklich. Und ich hab oft genug zu meinem Mann gesagt: Mann, sag ich, schaff dir einen andern Knecht, laß den Philipp laufen. Aber Sie wissen ja, Herr Pastor, die Leute sind rar, und wenn der Philipp mal arbeitet, so thut er's für zehn andre. Das muß man sagen. Na, und so ist er eben immer noch da. Aber wenn Sie wollen, werd ich ihn rufen."

„Schön, Frau Vollmer, schicken Sie ihn hier 'rein. Und dann lassen Sie uns mal beide allein reden!"

Wenige Minuten später ertönte draußen auf der Diele ein schwerer Schritt, und der „wilde Philipp", wie ihn das ganze Dorf nannte, schob sich in die Thür.

Es war ein roher Bursche, kräftig und muskulös gebaut wie nur einer, mit einem Stiernacken und Athletenfäusten. Seine Mutter war blutarm gewesen, seinen Vater kannte niemand. Als Junge hatte er zuerst vor Hunger oft geweint. Aber bald wußte er sich zu sättigen. Seine schwächeren Mitschüler hatten ihm in Form von Vesperbrot Abgaben zu entrichten. Dafür ließ er sie in Ruhe oder prügelte auf ihren Wunsch, wenn dieser Wunsch extra durch „Liebesgaben" unterstützt war, irgend einen gehaßten Gegner durch. Als seine Mutter starb, hatte er niemanden, der ihn liebte. Er verdingte sich erst als Hütejunge, dann als Knecht, machte sich jedoch durch seine Rauflust und Roheit überall unmöglich. Nur beim Windmühlenbauer hielt er länger aus, weil dieser um der großen Arbeitskraft willen geduldig alles ertrug und selbst dann kaum ein Wort fallen ließ, wenn der wilde Philipp bis zum Mittag eines Wochentages einen Rausch ausschlief.

Christian Gellert, der Pfarrer, hatte dieses räudigste Schaf der Gemeinde schon lange aufs Korn genommen. Aber es gelang ihm selten, den Knecht abzufassen. In die Kirche ging er nie, und als der junge Pastor ihn einmal mitten auf dem Felde gestellt, hatte der wilde Philipp ihm den breiten Rücken gekehrt und geantwortet: er schere sich um den Pastor nicht und der Pastor solle ihn ebenso in Ruhe lassen. Außerdem habe er jetzt zu arbeiten.

Allmählich jedoch erregte der Bursche in der ganzen Gemeinde Aergernis, und es lag die Gefahr vor, daß er die gleichaltrige Jugend, der er durch seine Körperkraft imponierte, mit verdarb. Die Rauflust mehrte sich, und in einem an der Landstraße ziemlich einsam gelegenen Wirtshaus, wohin die Burschen und Dirnen zum Tanzen gingen, wurden die Zechgelage immer schärfer. Denn der wilde Philipp war der Anführer und die übrigen mußten mithalten.

Dieser Philipp Betsche — Betsche war sein Nachname, den allerdings kaum jemand kannte — stand nun vor Christian Gellert, dem Pfarrer.

Als ihm die Bäuerin gesagt, drinnen in der Stube erwarte ihn jemand, der ihn sprechen wolle, hatte er das Messer im Gurt gelockert. Der Teufel mochte wissen, ob nicht irgend wer wegen der gestrigen Schlägerei Rache brütete. Und die eine Hand am Gurt, die andere bereit zum Zufassen, war er in das niedrige Zimmer getreten.

Aber da er den Pastor sah, lachte er. Halb höhnisch, halb auch verlegen.

„Guten Tag, Philipp,“ sagte der Pastor und reichte ihm die Hand.

Sie hatten auf Einer Schulbank gesessen, und gleich den andern hatte auch der kleine Christian dem stärkeren Mitschüler von seinem Vesperbrot abgeben müssen. Daran mochte der Pfarrer denken, als er fortfuhr:

„Haben lange nicht mehr zusammen geredet. Damals, als wir zum Kantor gingen, dacht' ich nicht, daß wir mal so gegenüberstehen werden.“

Der Knecht zuckte die Achseln.

„Meinst, daß ich damals der Große war und du der Kleine. Und jetzt bist du der Pastor und ein großer Herr, wo ich hier der Knecht bin. Daraus mach ich mir nichts, daß du's nur weißt. Und ich glaub' nicht, daß der Herr Pastor gekommen ist, um mir das zu sagen und die Bekanntschaft mit dem Philipp wieder aufzufrischen. Also sag's gleich: was soll's sein?“

Er hatte mit Absicht das „Du“ gebraucht. Die Hände in den Hosentaschen stand er vor Christian Gellert.

„Gut,“ sprach der, „wie du willst. Du weißt, daß ich jetzt hier Pastor bin. Das heißt auf deutsch: Hirt. Ein Hirt, dem der liebe Gott eine Herde anvertraut hat. Ueber jedes Stück hab ich einst Rechenschaft abzulegen. Und wenn eins sich verirrt hat, so ist es die Pflicht des Hirten, ihm nachzugehen und es zurückzuführen auf den rechten Weg. Verstehst du, was ich will und weshalb ich deswegen grade zu dir komme und mit dir rede?“

„Predig' in der Kirche, Pastor! Die Bäuerin heult jeden Sonntag.“

„Und wenn du die Kirche nicht betrittst? Wenn du das Wort Gottes und den Ruf des Hirten nicht hörst? Ich sage dir, Philipp: weil du nicht zum Herrn kommst, schickt mich der Herr zu dir! Dein Wandel ist mit den Jahren immer lästerlicher geworden, der Gemeinde giebst du ein Aergernis, durch böses Beispiel verführst du die andern! Ich komme nicht her, zu drohn, ich komme, um dich zu bitten. Wir sind doch einmal zusammen in die Schule gegangen, derselbe Lehrer hat uns gelehrt und versucht, Gottes Wort in uns

einzupflanzen. Es ist nicht aufgegangen in dir, das Unkraut hat den guten Samen erstickt. Aber immer neue Boten sendet Gott zu dir, daß sie von neuem säen; erst war's der Kantor, heute bin ich's! Und ich rate dir: höre auf den Ruf, ehe es zu spät ist!"

Der wilde Philipp hatte ihn nicht unterbrochen. Jetzt zog er eine kurze Pfeife aus der Tasche, dazu den Lederbeutel mit dem Tabak und begann den Knaster in den Porzellankopf zu stopfen.

„Du hast das Reden gelernt, Pastor, und kriegst bezahlt dafür. Das ist deine Sache. Meine ist's nicht. Bei alten Weibern wirst du mehr Glück haben. Ich leb', wie ich will, und laß mir's von keinem nehmen, am allerwenigsten von dir. Weiß überhaupt nicht, was ich soll. Etwa jeden Sonntag zum Abendmahl gehn und jeden Tag drei Vaterunser beten? Haha, das würde mir grade gut anstehn!"

Er spuckte aus und strich an der Hose ein Streichholz an, mit dem er den Tabak in Brand setzte. Dabei schielte er durch die ersten kurzen Rauchstöße in Christian Gellerts Gesicht.

Der hatte die Lippen zusammengepreßt.

„Philipp," sprach er, „es ist dein sündlich Leben und Treiben, welches du ablegen sollst. Keiner wird's dir verwehren, fröhlich zu sein. Aber das Raufen und Saufen braucht nicht dazu zu gehören. Hast erst gestern den jungen Wagner so zerschlagen, daß er's lange sichtbar herumschleppen wird."

„Davon verstehst du nichts, Pastor," unterbrach der Knecht ihn schroff; „wenn ich sage: die Dirne ist mein, so hat er das Maul zu halten und nicht zu scharwenzeln wie ein geputzter Bock. Da hab' ich ihm die Hörner ausgebrochen. In der Christenlehr' magst du zu Hause sein, da red'! Aber red' nicht von Dingen, die du nicht kennst. Ja, und wenn das deinem lieben Gott nicht paßt — warum hat er mir die Kräfte gegeben?"

Es war offener Hohn. Dem jungen Pfarrer stieg das Blut ins Gesicht.

„Lästre nicht, Mann!" rief er laut und drohend. „Hat der Himmel dir an leiblichen Gaben mehr beschert als andern, so sollst du sie brauchen zu seiner Ehre und deinem Mitmenschen zur Hilfe, sollst ein treuer Arbeiter sein und dein Feld besser bestellen als andre. Es wird Rechenschaft gefordert werden über jede Gabe, die wir hienieden gemißbraucht. Poch' nicht auf deine Kräfte — der Herr, der sie gegeben, kann sie auch nehmen. Und seine Strafen sind furchtbar!"

„Aber ich fürcht' sie nicht, Schwarzrock!" schrie der wilde Philipp heiser und spie gegen die Wand. „Sieh her: die Faust ist gut und das Messer ist locker. Und wenn du willst: wir können's probieren, wer schneller und besser schlägt, ob dein Himmel mich oder meine Faust dich! Ob du Geistlicher studiert hast oder nicht — ich rat' dir im guten, komm mir nicht ins Gehege!"

Der Pfarrer hatte sich immer höher aufgerichtet, ob er schon nicht groß war. Seine Augen glühten.

„Philipp Betsche, der Himmel über uns hört dich! Wo du auch sein und was du thun wirst — es kommt ein Tag, wo er dich strafen wird. Und wenn der Herr schlägt, schlägt er mit einer Hand, die schwerer ist als je eines Menschen!“

Es lag eine Macht in den Worten, daß selbst der wilde Philipp einen Augenblick still war. Aber als müsse er sich dessen schämen, schwollen ihm in jähem Zorn die Adern auf der Stirn. Heftig legte er die Pfeife auf den Tisch.

„Halt' jetzt dein Maul, Pastor — sonst stopf' ich dir's, daß dir kein Gott helfen soll.“

Und ehe Christian Gellert noch erwidern konnte, hatte mit plötzlichem Ungestüm der Knecht ihn wie einen Ball emporgehoben, stieß mit einem Fußtritt die Thür auf, trug ihn über die Diele bis vor die Hausthür und setzte ihn dort ab.

Als hätte ihn das erleichtert, sagte er ruhiger:

„So. Hier hast auch den Hut. Und sag deinem Gott, wenn er mir wieder einen Boten schickt, soll er sich einen stärkeren aussuchen!“

Damit flog die Hausthür zu.

Der Pfarrer war totenblaß. Schwer und langsam, wie es sonst nicht seine Art war, ging er vorwärts. So hatte Gott sein heißes Gebet nicht erhört! Nun, die Wege des Herrn waren wunderbar, aber noch jeder führte ans Ziel. Als Bote und Diener Gottes war er zu dem Knechte gekommen — als Mensch konnte er dem Menschen sein Vergehen verzeihen, aber er hatte Gott gelästert in seinem Sendboten. Der Höchste würde die rächende Hand ausstrecken und den Frevler schlagen.

Und Christian Gellert, der Pfarrer, betete lange zu Hause, daß der Herr auch an diesem wilden Herzen seine Macht beweisen und ihm den Stärkeren senden möge, der es demütigte, der es strafte und besserte.

Aber die Tage und Wochen vergingen, die Welt blühte auf und die Luft ward wärmer mit jedem neuen Morgen — doch Philipp Betsche änderte sich nicht. Ja, er schien nach der Unterredung mit seinem einstigen Schulgenossen nur noch wilder und gefährlicher zu werden, als wolle er grade zeigen, wie wenig an dem Pfaffengeschwätz ihm gelegen sei. Alle Augenblicke erzählte man sich von einer neuen Rauferei, einem tolleren Streiche.

So ward es Pfingsten. Sonnendurchleuchtet und glockenbegrüßt kam der erste Feiertag. Die Kirchenthüren standen weit offen, gläubige Scharen zogen von allen Seiten heran, die Orgel brauste mächtig durchs Kirchenschiff, und ihre feierlichen Lobchöre klangen weiter hinaus in den Frühling.

An diesem Pfingstsonntage geschah folgendes: Vor der Kirchenthür standen nach Beendigung des Gottesdienstes die Bauern schwatzend zusammen. Um den Windmühlenbauer schloß sich der größte Kreis. Der wilde Philipp hatte wiederum ganz verrückt gehaust. Im einsamen Wirtshaus hatten sie gestern gezecht und gesungen und getanzt, bis die Köpfe erhitzt waren. Die übliche Rauferei

war verhältnismäßig noch günstig für alle Beteiligten abgelaufen. Und gegen Morgen, als die erste Röte des heiligen Pfingsttages schon im Osten stand, hatte der wilde Philipp eine Lustfahrt vorgeschlagen zur Stadt. Die meisten sträubten sich. Er aber hatte den Wirt gezwungen, Pferde und Wagen herzugeben, hatte ein paar kreischende Dirnen 'reingesetzt, sich selbst auf den Bock geschwungen und war wie der Sturmwind davongejagt. Den Rock hatte er abgezogen, in Hemdsärmeln, noch den Schweiß auf der Stirn vom Raufen und Tanzen, hatte er die Peitsche über die Pferderücken springen lassen, und mit Hussa wie der wilde Jäger war er vorwärts gerast in Wind und Morgenfrühe. Die Bäckerjungen hatten ihn gesehen, beim lauten Knall der Peitsche waren erschreckte Leute an die Fenster gestürzt, er aber hatte ihnen häßliche Worte zugerufen und war im selben Carrière zurückgebraust. Der Wirt mußte die Pferde in Decken hüllen und abreiben, um sie nicht zu verlieren. Der wilde Philipp jedoch war hohnlachend nach Haus gegangen, hatte polternd seine Kammer erreicht und schlief nun von seiner neuesten Heldenthat aus, verschlief den Pfingstmorgen und den Gottesdienst der Christenheit.

Kopfschüttelnd hörten die Bauern zu. Und als sie sich trennten, beneidete den Windmühlenbauern niemand um seinen Knecht. Er war auch jetzt noch nicht aufgestanden. Als die Bäuerin an seiner Kammer horchte und dann anklopfte und seinen Namen rief, warf er sich schwer herum.

„He, was willst, — laß mich in Ruh, sag ich."

Der Bauer kam dazu.

Er öffnete die unverschlossene Thür und sagte:

„Hast wieder 'was Schön's angericht't, Philipp, und verschläfst den ganzen Feiertag. 's Essen wird fertig sein — mach zu, Mensch! Warm schmeckt besser als kalt!"

Philipp Betsche setzte sich auf und rieb sich die Augen. Die mächtige Brust sah durch das offene grobe Hemd.

„Stoß' die Laden auf, Bauer," erwiderte er mürrisch, „keine Katz' kann man so sehen. Wie weit ist denn die Sonn' schon?"

Der Windmühlenbauer lachte kurz auf.

„Hast den Rausch noch nicht 'runter, den von gestern? Scheint ihm das Licht ordentlich ins Maul 'rein und er merkt's nicht. Muß ja gut gewesen sein, die Nacht."

„Mach' keine Reden — stoß' den Laden auf, damit man 'was sehen kann. Der Teufel — —"

„Aber Mensch, wo ist denn da ein Laden? Willst mich schikanieren am Pfingsttag? Thust es sonst genug. Steh auf — die Frau macht das Essen schon."

Der Knecht starrte vor sich hin.

„Wo ist da . . . ein . . . Laden?" sprach er nach. Und plötzlich, brüllend:

„Stoß' die Läden auf, Bauer — ich sag' dir, stoß' die Läden auf, sonst schlag' ich alles zusammen!"

Erschrocken wich der andre zurück.

„Ja, aber ... ist denn das ... keine Narrethei von dir? Ist denn ... das wahr, daß du ... nichts siehst? Komm her ... wach' mal ordentlich auf ... nun sieh doch ... da hast du's ja ... träume doch nicht mit wachen Augen!"

An der Schulter rüttelte er ihn und mit seltsam-forschenden Blicken sah er ihm dabei in die Augen ... in diese Augen ...

„Laß mich los, Bauer!"

Die Stimme war heiser. Ein Stoß warf ihn beiseite. Im nächsten Augenblick hatte der wilde Philipp das heiße Bett zurückgeworfen, war aufgestanden und ging langsam, etwas tastend die wenigen Schritte zum Fenster.

Er fühlte: Glas.

Im selben Moment erhob er die Faust und schlug mit voller Wucht gegen die kleine Scheibe. Sie klirrte und brach, die Splitter schnitten in seine Hand, daß das Blut hervorspritzte — er achtete es nicht. Den halben Arm steckte er durch die Oeffnung, mit gespreizten Fingern wie ein Verzweifelnder forschend, ob dahinter der dunkle Laden sei, der ihm Licht und Sonne verbarg.

Aber nichts — nichts. Er fühlte die frische Luft — da war kein Laden.

Mit starren Augen hatte der Windmühlenbauer alles mit angesehn.

Jetzt wandte sich der wilde Philipp zurück. Sein Gesicht war verzerrt.

„Bist noch da, Bauer?"

„Ja."

„Die Läden sind offen."

„Ja."

„Was siehst denn?"

„Was soll ich sehen? Dich und das Bett ... und nu ja, ja, den Baum draußen ... wie immer. Was hast denn nur?"

„Es ist ... so ganz hell wie immer?"

„Nu natürlich. Siehst denn ... nichts?"

Der Knecht ging an sein Bett zurück und warf sich lang darauf, daß der Kopf gegen die Wand schlug. Wie wahnsinnig rieb er sich die Augen.

„Bauer!"

Es war ein furchtbarer Schrei.

„Ich ... bin ... blind!"

„Heiden und Türken — was redst du da?"

Philipp Betsche lag eine Minute ruhig. Dann überkam's ihn wie Raserei.

„Ich bin nicht blind," brüllte er, „ich bin nicht blind, wer sagt das? Jeden schlag' ich nieder, der das sagt!"

Und was er ergreifen konnte, packte er mit wilder Kraft und riß es nieder, brach es, zerschlug es in ungezügelter Vernichtungswut.

Der Bauer schrie um Hilfe; die Bäuerin flog heran. Keiner konnt' ihn halten.

„Ich bin nicht blind," tobte er immer von neuem.

Wie sie da war, im Feiertagsstaat, aber mit der Herdschürze, lief die Bäuerin in die Nachbarschaft. Wer riet und wer half? Der Pastor!

Der Pastor stand in seiner Stube am Fenster.

Stockend erzählte die Bäuerin ihm alles.

Der Pfingstsonnenschein erfüllte das Gemach, mitten im Sonnenschein blieb der Pfarrer stehn.

Er war schwächlich. Aber es schien, als würde er größer und stärker. Und seine Augen waren groß und voll Ernst, als er sprach:

„Unser Gott ist ein großer und gerechter Gott. Am heiligen Pfingsttag hat er die Binde genommen von den Augen der Apostel, daß sie Gesichte sahen — am heiligen Pfingsttag hat er mit Blindheit geschlagen den, der ihn gelästert. Er erhöht und straft, und seine Strafen sind furchtbar. Seht zu, Bäuerin, ob ein irdischer Arzt helfen kann, wo der himmlische geschlagen hat. Vielleicht ist auch das Sein Wille!"

Die Windmühlenbäuerin hatte das Zimmer längst verlassen, um den Doktor zu rufen, als Christian Gellert noch immer auf dem alten Fleck stand. Er sah empor nach dem heitren Himmel. Ihm war, als sei Jehovah rächend über das Dorf gefahren, und als spüre er schauernd seine Nähe.

II.

So ward also aus dem wilden Philipp ein blinder Philipp. Wie es eigentlich gekommen, das ahnte der Knecht selbst kaum. Wohl hatte er schon öfter ein Stechen in den Augen gehabt, aber er hatte nie sonderlich darauf geachtet. Nun hatte wahrscheinlich der kalte, scharfe Morgenwind, der damals bei der tollen Pfingstfahrt in sein erhitztes Gesicht geschlagen, das Unglück jäh herbeigeführt. Wer will es auf sich nehmen, da zu behaupten: dies ist falsch und jenes ist richtig? Genug, Philipp Betsche war stockblind.

Er verhielt sich so, wie man es anders nicht erwarten konnte. Er raste und tobte stundenlang, bis er, der Riese, schachmatt war. Und weil er selbst keinen vernünftigen Grund seines Leidens einsah und einsehen mochte, ballte er in ohnmächtiger Wut die Fäuste gegen Christian Gellert, seinen Schulgenossen — gegen den Pastor, der an allem schuld war. Hatte er ihm nicht die Strafe angedroht? War diese Strafe nicht prompt eingetroffen?

Die Bäuerin war zum Wundarzt gelaufen. Der Wundarzt war ein Quacksalber, der in dem Neste alt und grau geworden. Er kurierte mit Salbe und schnitt gern, er war mehr ein besserer Barbier als ein Arzt. Eben deshalb gingen alle Bauern zu ihm, wie die Väter es gleicherweise gethan. Ein jüngerer Kollege, der frisch von der Universität kam, fand kaum sein Brot. Denn es war damals die Zeit, als unsre Großväter jung waren und auf Freiersfüßen gingen, in der diese Geschichte passierte. Heut mag es ein halbes Dutzend Mediziner im Orte geben.

Kurz und gut: der Wundarzt mochte redlich alles gethan haben, um das Leiden noch schlimmer zu machen, und der Pastor behielt recht: kein irdischer Arzt konnte dem wilden Philipp helfen, wenigstens kein erreichbarer.

Es entstand jetzt die Frage: wohin mit ihm? Der Windmühlenbauer mocht' ihn nicht behalten und konnt's auch nicht, irgend jemand anders mocht' sich die Last auch nicht auflegen, wohl oder übel mußte also die Gemeinde helfend einspringen. Auf den Rat des Pastors gab man gegen ein mäßiges Kostgeld den blinden Knecht in die Lehre zu einem Korbflechter. Da sollte er das Handwerk erlernen, daß er später dem Gemeindesäckel nicht mehr zur Last falle. Scheiterte der Plan, so war noch immer Zeit, mit Hilfe wohlthätiger Menschen einen Leierkasten zu kaufen, mit dem an bestimmten Tagen der Blinde im Ort umherziehen durfte.

Der Pfarrer hatte zwar vorher noch versucht, ihn in einer Blindenanstalt unterzubringen, aber war hier auf den lebhaftesten Widerspruch gestoßen. Die Gemeindevertreter antworteten ihm: eine so hohe Abgabe könne man nicht übernehmen und außerdem seien die Blinden seit Jahrhunderten in ihrem Heimatsort geblieben und hätten sich glücklich gefühlt. Es sei kein Grund, davon abzugehn, und es sei ferner zu bedenken, daß die wenigen Blindenanstalten, die Preußen annoch besitze, vollständig überfüllt wären. Denn nach dem großen Kriege von 1813/15, den man staunend vor einiger Zeit erlebt, fordere die ägyptische Augenentzündung immer neue Opfer unter denen, die mit im Felde gewesen — das wisse der Pastor so gut wie sie, die Gemeindevertreter.

Christian Gellert mußte den Leuten recht geben, und Philipp Betsche, der Knecht, ward also bei Meister Labisch, dem Korbmacher, untergebracht.

Unter seinen Zechkumpanen hatte sein Schicksal einen heilsamen Schrecken hervorgerufen. Es war eine gewisse abergläubische Furcht dabei vor dem Pfarrer. Die älteren Leute dachten: was muß das für ein Mann sein, der mit dem lieben Herrgott so gut steht, daß seine Bitten sofortige Erfüllung finden! Und die jungen sagten sich, daß es auf alle Fälle besser wäre, den Hut vor ihm zu ziehen und die Kirche zu besuchen, da man nicht wissen könne, was sonst etwa passiere.

So war die Kirche immer gedrängt voll, und selbst die räudigsten Schafe saßen mit ehrbaren Gesichtern in ihren Bänken. Man merkte doch, der Anführer fehlte.

Wenn man den Meister Labisch fragte, wie es dem einstmaligen Anführer ginge, lächelte er und sagte:

„Die Finger wollen nicht recht, aber es wird schon werden. Ich hab' jetzt das Rezept, Herr Nachbar!“

Das Rezept konnte nicht einfacher sein. Tagtäglich bäumte sich der ungebrochne Trotz des Burschen gegen sein Schicksal auf, er höhnte, schmähte Himmel und Erde, tobte, schrie — dann ließ Meister Labisch ihn toben, aber er sagte laut zu seiner Frau: „Der Philipp wird vom Schreien heut satt, Frau, er kriegt erst morgen etwas zu essen.“ Und so geschah's.

Dadurch lernte der Blinde allmählich einsehen, daß er von nun an auf die andern Menschen angewiesen, daß er für sich selbst ein hilfloses Kind sei. Es waren furchtbare Stunden, als sich ihm das erschloß. Es dauerte Wochen, bis er sich äußerlich wenigstens damit abgefunden.

Aber die Not zwang auch ihn. Er mußte still sitzen und das Flechten der Körbe mit seinen ungelenken Fingern erlernen. Und hatte er zuerst gebrüllt und geschrieen, daß die Nachbarn zusammenliefen, so ward er nun ganz schweigsam. Er fraß seinen Trotz und seinen Schmerz in sich hinein und ging einher, als wär er auch stumm geworden.

Als seine Lehrzeit um war, überlegte sich Meister Labisch, was nun werden solle. Ließ er den Philipp ziehen, so gab's einen Konkurrenten mehr in der Stadt, dem man aus Mitleid schon die Körbe abkaufte. Behielt er ihn als Gesellen, so hatte er einen tüchtigen Arbeiter — denn je schweigsamer der blinde Philipp geworden, um so fleißiger ward er auch — und nebenbei machte ihm auch die Konkurrenz keine Sorge.

Nun, die Gemeinde war's zufrieden, daß sie kein Kostgeld mehr zu zahlen brauchte, und sagte Ja und Amen, als Meister Labisch mit seinem Plan herausrückte. Der blinde Philipp nickte nur mit dem Kopfe. Er hatte in den zwei Jahren eine Menschenscheu sondergleichen bekommen, er hatte Furcht vor der Weite, er kannte nur zwei Plätze, wo er sich wohl fühlte: seine enge Kammer resp. die Werkstatt mit dem Arbeitsschemel und zweitens die Bank in der halben Höhe des Mühlbergs.

Eines Sonntags nämlich — Meister Labisch war in der Kirche — hatte der blinde Philipp „Gustav“ gerufen. „Gustav“ war das fünfjährige Kind des Meisters.

Verwundert hatte der kleine Patron aufgehorcht. Und noch mehr erstaunte er, als der blinde Philipp, der sonst so Schweigsame, bat, er möcht' ihn auf den Mühlberg führen bis zur Bank.

Es geschah. An der Hand des kleinen Führers schritt der Blinde seinem nahen Ziele zu. Die wenigen Leute, die während des Gottesdienstes auf der Straße waren, blieben erstaunt stehen und sahen sich um.

Die Bank war sonnig. Man sah von ihr über das Dorf und die baumreiche Vorstadt hinweg, auch über das Städtchen selbst und seine Dächer. Und auf diese Bank setzte sich der Blinde. Der kleine Junge lief nach Hause — in einer Stunde wollt' er wiederkommen.

Den ganzen Sommer über bis in den Spätherbst hinein saß der Blinde hier an der schönsten Stelle und konnte doch die Schönheit der Erde nicht mehr sehen. Er flocht hier seine Körbe, bis es Mittag ward. Dann nahm er alles zusammen, griff nach dem Stabe und schritt langsam, aber verhältnismäßig sicher zurück. Denn nun kannte er den Weg ganz genau schon allein.

Eines Vormittags geschah es, daß sich jemand neben ihn setzte. Unruhig rückte er ab, so weit er konnte.



„Schönen guten Morgen,“ sagte eine zittrige Stimme.

Es war ein uraltes Weiblein, die Mutter des Windmüllers. Sie ging allsonntäglich, wie das Wetter auch sein mochte, zur Predigt, sie las tagtäglich noch in der alten, großgedruckten Bibel, und oft kam es vor, daß sie vor sich hinmurmelnd, mit großen Augen, einhertrippelte und in irgend einem Hause verschwand.

„Die Alte geht hexen,“ pflegte der freigeistige Kaufmann Medenwaldt, der sich einen Voltairianer nannte, in solchen Fällen zu sagen. Aber er fand stets nur bedingten Beifall. Denn Mutter Gumpert war eine geschätzte Person. Hatte jemand eine Warze, die nicht verschwinden, die Rose, die nicht heilen wollte — so ließ man sie bitten. Doch sie kam nur in Häuser, deren Bewohner ihr als gute Christen bekannt waren. Dann schloß sie sich mit dem Kranken ein, besprach den Schaden, betete und schritt zittriger als je davon. Uebrigens nahm sie nie auch nur einen Heller dafür.

Mutter Gumpert setzte sich also neben den blinden Philipp, der ihrem Gruße nicht dankte. Sie kümmerte sich nicht darum. Als sie auf mancherlei Fragen keine Antwort gehört, setzte sie die Brille auf und begann eintönig einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen. Dann sagte sie: „Schönen guten Tag!“ und ging den Weg wieder empor zur Windmühle.

Das wiederholte sich nun regelmäßig. Schweigsam wie je saß Philipp Betsche, körbeflechtend, auf der Bank. Freundlich grüßend kam die Greisin dazu, las ein Kapitel der heiligen Schrift und entfernte sich.

„Gustav“, fragte der Blinde einst den Meisterssohn, „wer sitzt auf der Bank immer neben mir?“

„Das weißt nicht, Philipp? Na, Mutter Gumpert natürlich — aus der Windmühle.“

„So, so!“

Sein Gesicht war rot geworden. Er wandte sich und schlief die Nacht schlecht. Drei Tage lang blieb er in der Werkstatt auf seinem Schemel. Erst am vierten saß er wieder auf seinem Lieblingsplatz.

„Hast dich lange nicht sehen lassen, Söhnchen,“ sprach die Stimme neben ihm.

Das Blut schoß ihm hoch.

„Es giebt andre Bänke. Warum setzt Ihr Euch zu mir, Mutter?“

Eine Zeit lang blieb es still. Die Greisin mochte alles eher erwartet haben, als eine Antwort.

„Es ist warm hier, Söhnchen, die Sonne wärmt.“

Er bog die Ruten mehr als nötig.

„Laßt die Sonne. Warum setzt Ihr Euch zu mir? Ich hab einst — Euer Enkelkind — beinah zum Krüppel geschlagen, wißt Ihr das nicht?“

„Ich weiß, ich weiß. Aber Gott hat dich mehr geschlagen, Söhnchen. Und da hab ich von meinem Fenster gesehen, wie du da saßest. Hast immer

allein gesessen und böse Gedanken gehabt, Philipp Betsche. Das will Gott nicht. Und da bin ich zu dir gekommen und hab das Evangelium mitgebracht, daß du die Gedanken ließest und sehend würdest."

Es blieb sehr lange ganz ruhig auf der Bank. Der Blinde band nicht mehr. Sein Körper zuckte.

Doch als ob plötzlich der „wilde" Philipp, der über dem blinden jahrelang in Haft gelegen, wach würde, schrie er dann heiser auf:

„Schert Euch zum Henker, Mutter, Ihr und die andern! Laßt mich krepieren und freut Euch! Ich will nicht, daß Ihr gut zu mir seid! Ich will nicht, daß Ihr mir vorlest — ich bin noch stark, ich schlag euch alle zusammen — wie die Hunde tret ich euch! Warum bin ich blind und Ihr seht? Warum könnt Ihr gehn, wohin Ihr wollt, und ich muß zittern bei jedem Schritt? Warum — —"

Er war aufgesprungen, die Stimme überschlug sich. Neben der Bank war ein Baum mit breiter Krone. Und in ungestümer Wildheit packte Philipp Betsche den Stamm mit beiden Händen und schüttelte ihn wie ein Wahnsinniger in einem fort. Er hatte Riesenkräfte.

Still und müde setzte er sich dann von neuem, halb keuchend von der Anstrengung.

Da sprach die greise Stimme:

„Morgen ist Pfingsttag, Philipp Betsche. Ich geh' morgen zur Kirche und seh' dich nicht. Wir haben das Pfingstevangelium noch nicht gelesen. Es steht geschrieben: Apostelgeschichte, im zweiten Kapitel, also lautend."

„Ihr . . . seid . . . noch hier, Mutter?"

Aber die Alte las eintönig: „Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig bei einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen zerteilet wie von Feuer; und es setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen. Und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an, zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen."

Die Alte las weiter. Das Haupt des Knechtes sank immer tiefer. Es hob sich nur einmal, als die Greisin sprach: „Und eure Jünglinge sollen Gesichte sehn."

Durch den Baum, der neben der Bank stand, lief ein Rauschen. Das Weiblein klappte die Bibel zu.

„Wirst morgen kein gutes Pfingsten haben, Söhnchen. An einem Pfingstsonntag ist dir . . . das Unglück geschehn. Wenn du wenigstens . . . zur Kirche kämst mit allen andern Gläubigen. Das ist ein so großer Trost. Wann warst du zum letztenmal in der Kirche, Philipp Betsche?"

Der Korbflechter neigte den Kopf noch mehr.

„Bei meiner Einsegnung, Mutter!"

Die Alte murmelte vor sich hin. Und plötzlich zuckte der Blinde zusammen. Seine Wange berührte etwas. Es war eine alte, zittrige, welke Hand, die leise darüber strich.

„Du bist sehr . . . sehr arm, Söhnchen. Aber du wirst reich werden. Die Armen werden die Reichen sein."

Unter dem leichten Streicheln gingen tiefe Schauer durch seinen Körper. Es that ihm etwas weh in der Brust, sein Atem war mühsam.

Und mit einem Male weinte er — lautlos. Es war mehr ein Schlucken und Würgen und war furchtbar anzusehen.

In demselben Augenblick sprang er auf, ließ die Greisin, die Körbe, seinen Stab im Stich und eilte den Weg hinab.

„Du wirst fallen, Söhnchen!" rief Mutter Gumpert erschrocken.

Aber sie hielt ihn nicht. Und das dicke Buch unter dem Arm, schritt sie in die Höhe, wo die Windmühle mahlte und klapperte. — —

Um halb zehn Uhr, in der Frühe des heiligen Pfingstfestes, traute sie ihren Augen nicht. Als sie herabkam in andächtigen Gedanken, saß der blinde Philipp auf der Bank. Doch nicht wie sonst. Er hatte einen Rock an, den sie nie bei ihm gesehn; um den Hals, der sonst frei und gebräunt aus dem Hemd hervorschaute, war ein weißes Tuch geschlungen; auf den derben Bauernhänden saßen die zu kurzen Handschuh.

Mehr jedoch fiel der Ausdruck des Gesichtes auf. Furcht, Erwartung, Sehnsucht, alles sprach aus den Zügen. Eine wilde Unruhe beherrschte das Mienenspiel.

Philipp Betsche erkannte die Greisin am Schritt. Er erhob sich. Noch wunderlicher ward sein Antlitz.

Mutter Gumpert war schon mit allen Sinnen bei der Andacht.

„Du bist früh da, Söhnchen," sprach sie nur.

„Ja," antwortete er gepreßt.

Dabei ging er neben ihr, Schritt für Schritt. Beide konnten sie wenig schnell vorwärts.

Und die Glocken riefen und mahnten, grüßten die Stadt und die Vorstadt und das Dorf, klangen hinauf zum Windmüller und über die Mühle hinweg weithin zu grünen Feldern.

„Was willst du, Philipp Betsche?" fragte die Alte, als sie am Fuße des Hügels angelangt waren.

„Ich will mit."

Das Weiblein nahm das Gesangbuch fester. Wie in einem starken und stummen Gefühl preßten sich ihre Hände darum.

Begegnende grüßten, Bekannte blieben stehn. War ein sonderbares Gespann: die zittrige Greisin und der blinde, kraftstrotzende Philipp.

Als er das Summen der vielen Stimmen vernahm, färbte sich sein Gesicht immer röter. Die Sonne brannte trotz der frühen Stunde schon tüchtig herab. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Plötzlich hörte er lachen. Das war der Franz, der Franz Wagner, dem er einst das Leder gegerbt.

Wie gebannt blieb er stehn.

„Ich geh' zurück," sagte er seltsam.

„Stör' die Gedanken nicht, Söhnchen," erwiderte Mutter Gumpert und legte die Hand auf seinen Arm.

Da schritt er weiter.

Und jetzt nahm die kühle Kirche sie auf. Vorsichtig hatte die Greisin den Blinden die wenigen Stufen hinaufgeführt, hatte ihm zugeraunt, wann er den Hut abnehmen müsse, hatte ihn gleich in die letzte Bank geschoben, wo auch sie Platz nahm.

Er hörte sie hüsteln.

„Warum betest du nicht, Söhnchen?"

„Ich . . . will zurück," flüsterte er. Wie Furcht lag es auf seinem Gesicht.

„Bet' mit," sprach die Greisin. Sie sagte das Vaterunser, daß er es hören konnte. Dann raschelten die Blätter des Gesangbuches. Eine gefällige Nachbarin nannte die Ziffern, die an den weißen Tafeln standen.

Und plötzlich setzte machtvoll die Orgel ein. Das war ein gewaltiger Jubel in allen Höhen und Tiefen, ein feierliches Lobsingen und tönendes Rauschen, bis langsam daraus eine große Melodie ward, so wie nach dem Zusammenbrausen der Gebirgsbäche rein und ruhig ein Strom in sicheren Ufern zum Ziele geht.

Eine Kinderstimme setzte zuerst ein; hell und dünn schwebte sie einen Augenblick über der Gemeinde wie ein flatterndes Vöglein. Aber gleichsam erschreckt hielt sie inne, weil sie so allein war, bis nun der Kantor begann und vielstimmig die Gemeinde einfiel:

„O heiliger Geist, kehr bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein,
O komm, du Herzenssonne!"

Philipp Betsche allein sang nicht mit. Aber ein Sturm ging durch sein Herz, und je gewaltiger der Pfingstchoral aufbrauste, um so stärker schüttelte es ihn.

Was es war: er verstand es nicht. Aber es schlug ihn nieder, daß er ganz klein ward, und es hob ihn empor auf brausenden Schwingen, daß er groß und über allen war.

Aus seiner Einsamkeit hatte ihn die zitternde Hand der Greisin gerissen und ihn hier hineingestellt in die gläubige Gemeinde, die zu einem Gotte emporjauchzte in Lob und Dank. Und zu welchem Gotte?

Zu dem, dessen Größe sein alter Kantor ihn gelehrt in vergangenen Tagen, zu dem, an dessen Altar er einst berufen worden, um sein Glaubensbekenntnis abzulegen, zu dem, dessen Gerechtigkeit sein einstiger Schulgenosse

Christian Gellert ihm gerühmt und der ihn, den Lästerer, gerade an einem solchen Pfingsttag wie heute mit Blindheit geschlagen!

Ihm war, die Orgel sei dieses großen Gottes Stimme. Ihm war, diese Stimme brause durch ihn hindurch. Und das heilige Brausen rief tausend Dinge wach: seine Kindheit, seine Mutter, seine Schulzeit — Dinge, an die er nie gedacht. Und nur das Nächste, sein wildes Leben blieb unerlöst, es sank tiefer und tiefer in Schleier.

Er hörte nur immer die Orgel. Und dazwischen fiel ihm plötzlich ein, was er dem Pfarrer gesagt: Gott müsse einen stärkeren Boten zu ihm senden.

War das der stärkere? Dieser Bote, der um ihn und über ihm war, den man nicht fassen und greifen konnte und der so ungestüm das Herz bedrängte?

„Du Himmelslicht, laß deinen Schein
Bei uns und in uns kräftig sein
Zu steter Freud und Wonne"

sang Mutter Gumpert neben ihm, in den vollen, zusammengefaßten Chor.

Eine Lichtsehnsucht erfüllte ihn. Und mit einem Male, jäh, überfiel ihn der Gedanke: Gott kann dich sehend machen, der Lichtspender kann dir das Licht zurückgeben!

Aufschreien hätt' er mögen über Orgel und Kirchengesang.

Und der Gedanke wich nicht von ihm. Er war ihm des öfteren gekommen in der ersten Zeit, dann hatte er die Hoffnung ganz verloren. Und nun würgte es ihn und arbeitete in ihm und er faltete die Hände und preßte sie. Es war ein Gebet, ob er schon kein Wort sprach, noch auch klare Gedanken hatte.

Dann ging der Gesang zu Ende. Langsam waren die Züge des Blinden ruhiger geworden. Und nun spielte allein nur noch die Orgel nach. Immer schwächer ward das Tongebraus.

Er horchte darauf, wie es erstarb. Sein Antlitz war still. Ein halbes Leuchten lag darauf.

In die große Stille sprach da der Pastor.

Mit einem Ruck flog der Kopf des Blinden empor.

Sein Todfeind redete zur Gemeinde! Sein Todfeind, der Gott gebeten hatte, daß er ihn mit Blindheit strafe!

Das war die Pfingsterzählung. Klar und deutlich vernahm er die einzelnen Worte. Und doch, es war ihm, als hätten sie herrlicher und schöner geklungen gestern Vormittag, als die Greisin sie vorgelesen auf der Bank des Mühlbergs. Es hatte ihn schauernder, ahnungsvoller berührt.

Nur Eins packte ihn auch hier von neuem: als Christian Gellert las: „Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen."

Mit der Orgel war dieses heilige Pfingstbrausen auch heut hernieder-

gekommen und hatte die ganze Kirche erfüllt. Und ihn, den Aermsten der Armen, am meisten.

In sich versunken saß der blinde Philipp da. Die große Rede berührte ihn wenig, er hörte nicht darauf. Er wartete nur immer auf das Wunder der Orgel. Und er glaubte immer fester an das zweite Wunder: daß der Gott im Himmel, der hier vernehmlich sprach, ihn heilen würde.

Mit feiertäglichem Gesicht verließ er die Kirche an der Hand der Greisin. Er sprach kein Wort. Still schritten sie beide durch die plaudernden Scharen.

Erst als es ruhiger um sie ward, sagte er:

„Wie heißt die Stelle mit dem Brausen, Mutter?"

Die Alte wiederholte sie.

„Hier bist du zu Hause, Söhnchen. Bring Meister Labisch einen Gruß. Und Gott befohlen auf morgen."

Da tastete der Blinde nach ihrer Hand und drückte sie, daß sich der Mund des Weibleins schmerzhaft verzog.

III.

Von diesem Pfingstsonntag an ward Philipp Betsche ein andrer. Wie das verdürstete Land dem Regen, so öffnete sich sein bis dahin taubes Herz dem Glauben.

Es war kein auf bestimmte Lehrsätze festgelegter Glaube, — es war eine Wildpflanze, die gleichsam durch Naturgebot in die Höhe schoß. Hätte der Blinde darüber reden müssen, so hätte er gestammelt und in wirren Worten von dem heiligen Brausen gesprochen. Das Gesicht war ihm genommen — durch das Gehör offenbarte sich ihm der Herr. Gott selbst war das ewige Brausen. Er war im Klang der Orgel und im Wehen des Windes. Er war am größten in einem Dritten.

Aber das muß erst erzählt werden:

Es geschah nämlich, daß ein frommer Bauer in einem Dorfe, das eine Meile beinahe entfernt lag, erkrankte und in seiner Not zu Mutter Gumpert sandte.

Sie besann sich keinen Augenblick. Doch weil der Weg weit war, bat sie den Blinden mitzukommen. Philipp Betsche war bereit. Und so wanderte das Pärchen, die Greisin sich auf ihn stützend und ihn führend, die Chaussee entlang, die schnurgerade durch die Felder schnitt.

Der Tag war warm. Auf die weite Ebene, die in der Ferne erst der Wald abschloß, brannte die Sonne hinab. Gleich hinter dem Walde lag das Dorf.

Je näher die Greisin ihm kam, um so schweigsamer ward sie. Ihre Lippen bewegten sich, sie sammelte sich im Gebet zu ihrer Aufgabe.

Und nun bogen sie in den Wald ein.

„Mutter!" fragte der Blinde plötzlich — „was rauscht so?"

Er war so erfüllt davon, daß er wie gebannt stehen blieb.

„Der Wald, Söhnchen. Aber stör' mich nicht. Dort drüben liegt das Haus."

Sie gingen weiter.

„Mutter," begann der Blinde von neuem, „geht allein dorthin, laßt mich hier, bis ihr zurückkommt".

Sie willfahrtete ihm und führte ihn etwas in den Wald hinein. Dort legte er sich ins Moos, während die Alte sich entfernte.

Er lag ganz ruhig lange Zeit. Droben schwangen sich tönend die Wipfel und redeten ihre' wunderliche Sprache. Es war ein Summen und Rauschen ringsum, ein sanftes Wehen und Wispern, durch das manchmal ein heller Vogelruf klang, der die Stille noch stiller erscheinen ließ und das Rauschen noch unendlicher. Einmal fing sich ein stärkerer Zug in den Kronen — da ward das Rauschen zum Brausen.

Philipp Betsche, der Blinde, zitterte. Sein Herz zitterte. Er war ganz allein hier, fern von allen Menschen, die kein Ruf erreichte.

Aber Gott sprach trotzdem, Gott sprach im Rauschen zu ihm allein, zu dem Hilflosen nnd Verlassenen. Voll und mächtig hatte er in der Kirche geredet, sanft und gütig und lind redete er hier.

Und zu dem Gotte, der zu ihm sprach, sprach auch Philipp Betsche. Er suchte die Worte vergessener Gebete. Als er sie nicht zusammenbrachte, war er des nicht traurig. Dann mochte der Herr allein reden. Er hörte zu. Es ward ihm darüber gar still und feierlich zu Mute. Ein Friede erfüllte ihn, etwas Unendliches, Herzerweiterndes, was er nie gekannt, nahm Wohnung in ihm.

Als nach einer Stunde Mutter Gumpert zurückkehrte, war sie erstaunt.

„Was ist dir, Söhnchen? Du siehst anders aus."

„Ja, Mutter," antwortete er, „sagt mir noch einmal das mit dem Brausen."

Und zum drittenmal wiederholte das zittrige Weiblein die Worte der Pfingsterzählung.

Das Rauschen des Waldes — das war das Dritte, was über allem war. Philipp Betsche war selten oder nie aus dem Umkreis des flachen Landes herausgekommen. Er hatte gehütet oder geackert, in der Freizeit getrunken und Händel gesucht, im Walde war er kaum je gewesen. Er war auch ziemlich entfernt von seinem Heimatsort. Und nun hatte dieser Wald ihn so gesegnet.

Er begann jetzt, ein seltsames Leben zu führen. Vormittags saß er auf dem Mühlberg bei der Alten, die nach wie vor Episteln und Evangelien las. Nachmittags suchte er tastend den Weg zum Walde. Die Chaussee war gerade. Er konnte nicht recht fehlgehn. Und Sonntags schritt er mit Mutter Gumpert zur Kirche und nahm den alten Platz auf der letzten Bank ein.

Dabei arbeitete er aber so tüchtig, daß Meister Labisch nichts dawider haben konnte und ihn ziehen ließ. Gar oft sah er ihm nach und schüttelte den Kopf.

„Ich bin ein alter Mann,“ sprach er, „aber ich sag dir, Frau, es giebt auch heut noch Wunder auf der Welt. Wir sehn eins vor uns und achten es kaum.“

Und was er fühlte, fühlten andre auch. Philipp Betsche war so still und milde geworden, daß die Kinder, die ihn erst geflohen, nun seine Hand faßten und ihn führten. Und wenn er abends im Kreise der Korbflechterfamilie saß, erzählte er vieles ganz gegen seine frühere Gewohnheit, und waren die andern mäuschenstill, so vergaß er wohl, wo er war, und hatte es mit dem Brausen. Mit jenem Brausen, welches das Höchste war, ob man schon nie wußte, welches er meine. Denn es war noch mehr als Orgel, Wald und Wind, es war ein Pfingstbrausen und ein Brausen der Seele und alles zusammen.

Auch Christian Gellert, der Pfarrer, hörte davon. Er sah, wie Mutter Gumpert den Blinden führte. In der ersten Zeit war er auch gegen das Weiblein nicht gut gestimmt gewesen, denn ihr „Besprechen“ betrachtete er als ein heidnisch Werk. Aber eines Tages beschloß er, sie aufzusuchen und sich nach mancherlei zu erkundigen: vor allem nach seinem erblindeten Schulgenossen, der sich damals an ihm vergriffen.

Es geschah. Und dabei erlebte Christian Gellert sehr viel. Das Weiblein erzählte ihm, wie es zu dem Blinden gekommen, wie er zuerst nicht gesprochen habe und verbittert gewesen sei, wie es aber nicht nachgelassen habe, bis er von den bösen einsamen Gedanken losgekommen und freiwillig eingetreten sei in die Gemeinde der Gläubigen.

„Siebzig Jahr bin ich alt, Herr Pastor,“ sagte sie zum Schlusse, „meine Stube wisch' ich mir selber noch auf und bei meinem Sohn hab ich das Essen. Da drin im Schubfach liegt Geld zum Begräbnis und was ich anziehn werde. Da haben die andern keine Unkosten. Man lernt die Geduld, wenn man alt ist. Da kommt man immer zuletzt, und so ist es auch richtig. Und Ihr predigt sehr schön, Herr Pastor, aber Ihr predigt nie von der Geduld. Ihr predigt, wie die Jungen alle predigen. Wenn ihr alt sein werdet, dann werdet Ihr von der Geduld predigen. Nehmt's nicht übel — ich mein' nur so. Und der Philipp Betsche wird sie auch noch lernen, die Geduld, und lernt sie. Man mußte zuerst geduldig mit ihm sein. Das können die Jungen nicht. Ich hab schon gehört, wie Ihr bei ihm wart. Und Ihr versteht die heilige Schrift ja besser. Aber ich dachte: Geh auch hin! Du hast ja Zeit und der Herr Pastor hat so viel andres zu thun. Nu ja, und so ist es dann eben geworden.“

Sie hüstelte und nickte. Christian Gellert sprach noch einige Worte, drückte ihr dann die Hand und ging. Er war rot wie ein Schulbube, der einen Tadel bekommen. Er schämte sich vor Mutter Gumpert. Es klang ihm stets im Ohr:

„Ihr predigt schön, Herr Pastor, aber Ihr predigt nie von der Geduld.“
Weshalb? Weil er diese christliche Geduld noch nicht hatte?

Er betete zu Haus heißer denn je. Er war der Pastor, der Hirt, der leiten sollte, und nun wies ihm ein schlichtes altes Weib den Weg, den er zu gehen hatte.

Einen Tag später schon stand er vor dem blinden Philipp. Als er ihm guten Tag sagte, hielt sein einstiger Gegner in seinem langsamen Gange inne und fragte beklommen, als sei noch jemand neben ihm:

„Der Pastor?“

„Ja, der Pastor — dein Schulkamerad Christian Gellert.“ Der Blinde nickte.

„Es ist gut, Herr. Ich hab' Euch einst sündhaft behandelt. Und wenn Ihr könnt, vergebt mir.“

Wieder ward Christian Gellert rot. Er griff nach der Hand Philipp Betsches und sagte:

„Du hast mich das vorige Mal Du genannt, Philipp. Warum thust du's heut nicht?“

„Das vorige Mal ist lange her, — verzeiht es mir.“

„Es ist vergessen, Philipp. Du und ich . . . sind heut älter geworden und anders. Wir wollen nicht fragen nach Schuld und Unschuld. Vielleicht hätt' ich auch besser sein können — geduldiger. Die Geduld lernt man erst später. Willst du mich Du nennen?“

Den andern schüttelte es.

„Ja.“

„Ich dank' dir. Und wie geht es dir?“

„Gut,“ sagte der Korbflechter. „Gott hat mich blind gemacht — nun weiß ich, daß er mich sehend machen wird.“

Der Pfarrer stutzte.

„Du hoffst es, Philipp?“

„Ich weiß es. Er hat zu mir geredet. Er wird mir meine Augen wiedergeben. Dann will ich sie auch besser gebrauchen. Nur Geduld muß ich haben.“

Christian Gellert sah ihn an. Er sah sein ruhiges Gesicht.

„Der Herr vermag alles,“ erwiderte er stockend.

Da lächelte Philipp Betsche leise.

„Glaubst du's nicht, Christian Gellert, daß ich sehend werde?“

„Ja, ich glaub' es,“ sprach der Pfarrer, und ihm war wieder, als müsse er sich schämen.

Sie redeten noch mancherlei, und Christian Gellert bat den blinden Philipp, ihn zu besuchen. Von nun an wurden sie Freunde.

Die Jahre vergingen. Mutter Gumpert starb. Meister Labisch folgte ihr. Seine Witwe war verzweifelt. Aber der blinde Philipp sprach: „Sorgt

Euch nicht, Frau — ich will das Geschäft schon führen, und hungrige Mäuler soll es bei uns nicht geben. Es wird zum Leben reichen, und wenn ich meine Augen erst wieder gebrauchen kann, fällt noch ein Batzen jeden Sonntag in die Sparbüchse."

So fest war er davon überzeugt, daß Gott ihn heilen würde.

Es konnte ihn auch nichts darin irre machen. Um Weihnachten pflegte er zu sagen: „Uebers Jahr wird es ein Freudenfest für mich. Den Baum brennen zu sehn, ist eine schöne Sache." Und wenn es Pfingsten ward, bemächtigte sich seines ganzen Wesens eine seltsame Unruhe. Der Tag, an dem er erblindet, der Tag, an dem er zuerst das heilige Brausen vernommen und in dem Brausen seinen Herrgott, war ihm der höchste Feiertag. Er betrachtete ihn halb abergläubisch als mit seinem Schicksal verwebt und war überzeugt, daß das Wunder seiner Heilung — das dritte Wunder — nur dann eintreten könne. Ward es dann Nacht, so war er halb traurig, ob auch in sein Schicksal ergeben. Und in aller Frühe des nächsten Morgens lag er im Walde, um sich Trost zu holen, Hoffnung und Frieden aus dem Wehn und Rauschen, das aus der Höhe kam.

Je älter er ward, um so unerschütterlicher ward sein Glaube nur. Die Haare bleichten ihm, der Rücken ward krumm — aber sein Gesicht leuchtete und ein wunderbarer Frieden lag darauf. Dieser Frieden, diese stille Güte lag auch auf einem andern Greisengesicht: auf dem Christian Gellerts.

Wenn sie sich nicht das Plätzchen auf dem Mühlberg aussuchten, wo Mutter Gumpert so gern gesessen, saßen die beiden Alten sicher auf der Bank vor unsrer Thür. Es ist meine früheste Erinnerung. Christian Gellert war der Vater meiner Mutter. Bis zuletzt hatte er die Last des geistlichen Amtes getragen, dann sagte er: „Ich will Feierabend machen", und zog zu uns. In zwei Oberstübchen hauste er. Und Philipp Betsche war oft bei ihm.

Eines Sommers sagte der Blinde: „Der Herr erhört mich. Ich habe lange gewartet, nun segnet er mich. Er wird mir über die Augen streichen und ich werde sehn."

Es war noch unerschütterlicher gesagt, als sonst. Und andächtig bereitete sich der Blinde auf das Wunder vor. Er legte alltäglich seine besten Kleider an und war so freudig wie nie zuvor. Und fast täglich machte er die Tour zum Walde und hörte das Rauschen, hörte immer von neuem daraus: Du wirst sehend werden!

Einst kam er nicht wieder. Mein Großvater ward ängstlich. Er nahm uns Jungens mit und ging ihm nach.

Da fanden wir den Blinden auf seinem alten Plätzchen unter einer Eiche. Er lag wie horchend da, mit einem stillen heiligen Gesicht. Ueber ihm schwangen die Wipfel — er hörte es nicht mehr.

Mein Großvater kniete neben ihm.

„Worauf horcht der Onkel?" fragte einer von uns.

„Auf das Pfingstbrausen," antwortete Christian Gellert, — „er hört und sieht jetzt, Kinder. Betet, daß es uns allen so gut werde!"

Sein Begräbnis war schlicht, aber der Menschen, die hinter dem Sarge schritten, waren viele. Christian Gellert hatte gebeten, noch einmal des geistlichen Amtes walten zu dürfen. So hielt er dem Blinden die Grabrede.

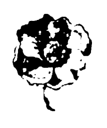
Es war eine wunderliche Rede. Es war eine Geschichte und zwar die, welche hier erzählt ist. Der greise Prediger sprach von dem, dessen Leib bestattet ward, von Mutter Gumpert, von sich. Er schonte sich nicht. Er sagte vor all den Hunderten, daß Mutter Gumpert und dieser arme Blinde ihn gelehrt hätten die christlichste aller Tugenden: die Geduld. Die Geduld umfasse alles, die Liebe, den Glauben, die Hoffnung. Er predigte für seinen Nachfolger und für die Gemeinde.

„Des Herren Wege sind wunderbar. Er hat diesen Armen ärmer gemacht, um ihn reich zu machen, diesen Verlorenen mit Blindheit geschlagen, daß er den rechten Weg finde, diesem Gesunden das Augenlicht genommen, um ihn sehend zu machen und ein Licht in ihm zu entzünden, welches auch andern leuchte."

So sprach Christian Gellert und noch vieles mehr. Am andern Tage sagten die Leute: kein Fürst habe je solche Grabrede erhalten, wie dieser arme Korbflechter. Und sicherlich hat mein Großvater niemals früher und später so schön gesprochen.

Jetzt schläft auch er längst. Es ist lange her, daß ich sein Grab gesehn, und ein Leben der Arbeit ist so kurz, daß ich nicht weiß, ob ich es jemals noch sehen werde.

Aber in den Frühlingsnächten vor Pfingsten, wenn man schlaflos liegt und die Seele ein Sonntagsheimweh beschleicht, denk' ich manchmal an ihn. Und dann denk' ich: auch ich möcht' wohl einst so voll Frieden und Geduld und stiller Güte werden wie diese drei: wie Christian Gellert, der Pfarrer, wie Philipp Betsche, der Korbflechter, und wie die greise Mutter des Windmüllers. Vielleicht darf ich auch beifügen, daß wir alle öfter über dem lauten Leben des Tages und dem Lärm der Gassen das heilige Pfingstbrausen vernehmen möchten, und daß es auch uns heimleite wie den armen Blinden, dessen Geschichte ich hier erzählt hab'.





George Sand.

(† 7. Juni 1876.)

Von

A. Brunnemann.

Alles was der ungestüme Drang, neue Ideale zu bilden, in den Geistern Frankreichs zur ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an Gärungsprozessen hervorrief, spiegelt sich wieder im Lebenswerk einer groß und stark empfindenden Frauennatur, die ein halbes Jahrhundert lang ihre Zeitgenossen in den Bann ihrer sich voll auslebenden Persönlichkeit schlug: George Sand. Nicht eigentlich Schöpferin neuer Ideen, nur ungeheuer rezeptiv, sog sie die Ideen ihrer Umgebung auf, die Ideen bedeutender Männer, zu denen sie in engere Beziehung getreten war, verpersönlichte sie mit Hilfe ihrer genialen Einbildungskraft und hieß sie als zahllose Schar bunter Gestalten wieder unter die Menschen gehen und mit glühender Beredsamkeit von dem reden, was in den Strebenden kämpfte und gärte.

Sie trank zunächst am Born der Romantik und ließ nicht eine der wundersamen blauen Blumen ungepflückt. Um das Jahr 1848 war sie erfüllt von demokratischen und utopistischen Ideen, sie sang das Lied vom ewigen Fortschritt der entwickelungsfähigen Menschheit aus der natürlichen Güte des Menschen heraus. Sie schleuderte bittere Anklagen gegen die bestehende unheilbringende Kultur. Nicht umsonst hatte sie sich in ihrer Jugend als begeisterte Anhängerin Rousseaus bekannt. Zuletzt, müde vom Tageskampfe und von den Stürmen des Herzens, zog sie sich zurück auf ihren Landsitz Nohant in der fruchtbaren Provinz Berry, versenkte sich in die trauten Stätten ihrer Kindheit und schrieb köstliche Dorfidyllen, Meisterstücke intimer Heimatkunst. Wohl umrauschte sie die gewaltige realistische Strömung, die einen völligen Umschwung in den damaligen Kunstanschauungen hervorrief; sie versuchte in neue Bahnen zu lenken, doch der Realismus ihrer Dorfgeschichten ist nur ein äußerliches Gewand, in das sich eine durchaus ideale Dichtung hüllt. Hier ist ihre Entwickelung abgeschlossen; was jetzt in den Geistern stürmt, berührt sie nicht mehr.

Seltener Rassenvermischungen hatte es bedurft, um diese Frau hervorzubringen. Aus Sachsen herüber kam, sich Kriegsruhm zu erwerben, Maurice de Saxe, ein natürlicher Sohn Augusts II. und der Gräfin Aurore von Königsmark. Am galanten Hofe Ludwigs XV. verrann das Leben des Siegers von Fontenoy zwischen kühnen Kriegsthaten und frivolen Liebesabenteuern. Eine natürliche Tochter, die ihm eine Schauspielerin geschenkt, erkannte er an. Sie erhielt den Namen Marie-Aurore de Saxe und ward die Großmutter der George Sand. Witwe des Grafen Horn und in zweiter Ehe mit einem M. Dupin de Francueil vermählt, nahm sie lebhaft am Kampfe der Geister teil; Rousseau arbeitete mit ihr und ihrem Gatten. Ihr einziger Sohn war ein rechtes Kind des Empire, ein leidenschaftlicher Soldat, ritterlich und liebesdurstig. Ein Mädchen aus dem Volke gewann seine Liebe, und um des Kindes willen, das sie ihm bald schenken sollte, vermählte er sich trotz des Einspruchs seiner Mutter mit ihr. Aurore Dupin (George Sand) wurde im Jahre 1804, einen Monat nach der Verheiratung ihrer Eltern, geboren. Königliches Blut, vermischt mit dem Blute schlichtesten Volkes, zügellose Leidenschaft, wechselnd mit Großmut und tapferer Ritterlichkeit, hohe rücksichtslose Geisteskraft neben warmherziger Duldsamkeit, Abenteuerlichkeit und doch Heimatliebe, Familiensinn, alles das sind Elemente, die die zukünftige Schriftstellerin als Erbteil mitbekam. Trug wohl ihre Erziehung dazu bei, die oder jene Eigenschaft zu verstärken? Sie ward so gut wie gar nicht erzogen, und Gutes und Böses durfte sich in natürlichster Weise ungefördert und ungehemmt entwickeln.

Bereits 1808 verlor Aurore ihren Vater durch einen Sturz vom Pferde. Die Frau aus königlichem Blute wollte nicht, daß die einzige Erbin des Namens Dupin de Francueil von einem Proletarierkinde erzogen werde, und nahm Aurore zu sich auf ihren Landsitz Nohant, während ihre Mutter, von einer Pension unterstützt, mit ihren beiden andern Kindern in Paris lebte. In Nohant lernte Aurore trefflich ihre Muttersprache schreiben, ferner Latein und ein wenig Geschichte; im übrigen war sie sich selbst überlassen. Ihre Phantasie begann zu arbeiten, sobald sie sich überhaupt geistig beschäftigte. Sie las die Weltgeschichte wie einen Roman, sie dichtete sie aus und verlieh dunkel gebliebenen Erscheinungen Gestalt und Charakter. Daneben erfüllte sie eine leidenschaftliche Liebe zur Natur; stundenlang pflegte sie im Freien zu träumen. Mit ihrem Eintritt ins Kloster sollte dieses einsame Phantasieleben einen Abschluß finden. Sie war dort bald enfant terrible; doch plötzlich verfiel sie, wie so viele phantasievolle Mädchen, in religiöse Ekstase, kasteite sich durch Bußübungen und begehrte Nonne zu werden. Später aber sehen wir sie wieder toll und zügellos die ehrwürdigen Mauern durchtoben, kindliche Feste und Theateraufführungen leiten. Mit 16 Jahren ist sie nach Nohant zurückgekehrt, und das einsame Leben beginnt von neuem. Ihr Geist hungert; sie liest eifriger denn je. Rousseau wird ihr geistiger Führer; Byron und Chateaubriand ziehen sie in ihren Bann. Sie lebt nicht, sie träumt; sie fürchtet sich vor der rauhen Wirklichkeit des

Lebens und hat Selbstmordgedanken. Dann wieder gewinnt ihr leidenschaftliches Temperament die Oberhand; sie zieht sich als Knabe an und durchstreift Wald und Flur, die Flinte über die Schulter, es jedem Jäger gleichthuend. Ihre Großmutter stirbt, was die langersehnte Vereinigung mit ihrer Mutter herbeiführt — aber neben dieser reinen Freude steht schon eine grausame Enttäuschung. Das Bild der Mutter, von lebhaftester Phantasie genährt, entspricht der Wirklichkeit nicht. Aurore empfindet schmerzlich die niedere soziale Sphäre, in der sich die Mutter bewegt und wo sie selbst nicht heimisch werden kann. Was Wunder, daß sie die Hand des ersten besten jungen Mannes annimmt, der sie begehrt, zumal, da es ein schmucker Offizier ist. Aurore wird „la baronne Dudevant“, kaum 18 Jahre alt (1822). Mit ihrem Gatten lebt sie zunächst zurückgezogen in Nohant. Als sie sich zum ersten Male Mutter fühlt, ist alle Philosophie vergessen. Sie arbeitet Kinderwäsche mit einer inneren Befriedigung, als habe sie nie eine andere Bestimmung gehabt. „Die Vorsehung“, schreibt sie, „will, daß in dieser Phase physischer Erwartung das Gefühlsleben vorherrscht. Das geistige Leben wurde auf natürliche Weise unterdrückt, ohne Bedauern und ohne Verdienst.“ Bald aber wacht sie auf. Während ihr kleiner Sohn Maurice neben ihr spielt, liest sie Montaignes „Essais“. Als ihre Tochter Solange geboren wird, ist sie eine andere geworden, ein Wesen, das sich innerlich hungrig fühlt, das vom Reichtum des Lebens aufnehmen möchte, was es nur erlangen kann, und es konnte so wenig erlangen. Nie hat die spätere George Sand in ihrer schlicht und groß erzählten Lebensgeschichte leidenschaftliche Anklagen gegen ihren Gatten gerichtet. Man fühlt nur heraus, daß der derbe Soldat und spätere Landwirt keine Ahnung von der reichen Frauenseele hatte, die an seiner Seite verschmachtete. Zeitgenossen aber kennzeichnen ihn als einen rohen Patron, bei dem die junge Frau durch eine harte Schule seelischen Leidens gehen mußte. Mehrfache Reisen zeigten ihr, daß das Leben ganz anderes zu bieten habe; ihr Leiden steigerte sich zur Unerträglichkeit, bis sie endlich die Fessel zerriß und mit Zustimmung ihres Gatten nach Paris zog, um dort, begleitet von ihrer kleinen Tochter Solange, unabhängig zu leben. Sie erhielt eine Pension von 250 Frs. monatlich, das bedeutete: Kampf ums Dasein. Aurore nahm ihn auf mit der ganzen rücksichtslosen Energie und genialen Leichtfertigkeit ihres Künstlertemperamentes, das die Verhältnisse bisher niedergehalten hatten und das nun, von allen Fesseln befreit, mit einem Male zum ungestümen Sich-ausleben drängte.

Aurore bezieht im Jahre 1831 fünf Stock hoch am Quai St. Michel eine armselige Mansarde. Sie, die Verwöhnte, kämpft ums tägliche Brot, sie versucht zu übersetzen, auf Holz zu malen, Porträts zu zeichnen. Nichts bringt ihr Erfolg — doch, kann sie nichts verdienen, so will sie wenigstens sehen und lernen und alles erfassen, was ihre Zeit birgt. Ein kleiner Kreis von Studenten aus dem Berri lebt in Paris, darunter Delatouche, Félix Pyat, Jules Sandeau; der nimmt sie mit offenen Armen auf, aber alles was sie zu ihrer Ausbildung

und Unterhaltung plant, ist mit unerschwinglichen Kosten verknüpft. Da steigt in ihrer Erinnerung der kleine Gamin auf, der in den heimatlichen Gefilden jagte: Aurore beschließt, Männerkleider anzulegen. Die Mode der Zeit ist äußerst günstig, ein langer Gehrock, eine malerische Cravatte, eine Mütze, unter der die kastanienbraunen Locken hervorquellen, und der Student ist fertig. Mit den „Berrichons" besucht sie billige Gasthäuser, Versammlungen, Theaterpremièren. Niemand achtet auf den bartlosen Burschen, der, die Hände in den Hosentaschen, den Magen zwar etwas leer, aber den Kopf voll von Träumen, Melodien und Farben, den Boul' Mich' entlang schlendert, niemand ahnt, daß es eine 27jährige Frau ist, die viel, viel gelitten hat, eine Frau, die sich zugleich als gute Mutter zeigt, denn die Liebe zu ihren Kindern hat sie immer zur zärtlichsten Fürsorge für diese getrieben und ihrer Liebe überhaupt etwas Edles, rein Mütterliches verliehen. Sie hat sie vielleicht auch davor bewahrt, tiefer in die Pariser Bohême zu sinken, als es der großen Schriftstellerin würdig gewesen wäre. Niemand ahnt hinter dem kleinen Studenten die künftige große George Sand. Auch sie selbst nicht. In der Redaktion des Figaro, wo ihr Delatouche durch Feuilletonplaudereien einen kleinen Verdienst schaffen will, sitzt sie ratlos vor dem Papier und bringt es nicht so weit, um 20 Frcs. pro Monat zu erschreiben.

Da gesellt sich ihr Landsmann Jules Sandeau zu ihr, und beide verfertigen den Roman Rose et Blanche, der einigen Erfolg hat. Sie zeichnen ihn Jules Sand; Aurore selbst nennt sich George.

Im Sommer kehrt sie nach Nohant zurück und dort schreibt sie die Indiana; George Sand wird für die Litteratur geboren. Der Roman setzte mit Recht die Kritik in Erstaunen. In einer farbenglühenden, hochpoetischen Sprache wurde hier die Herzensgeschichte einer jungen, schönen, ideal empfindenden Kreolin erzählt, die, gefesselt an einen rohen, alternden Gatten, einem gewissenlosen Verführer, Raymon de Ramière, in reinster Liebe folgt, von diesem verstoßen wird und schließlich einen Jugendfreund heiratet, um weltabgeschieden mit ihm erst wahrhaftes Glück zu genießen. „Indiana", kommentiert das Vorwort, „ist der Typus der schwachen Frau mit verhaltenen Leidenschaften, die die Gesetze unterdrückt haben; es ist die Liebe, die sich an alle Hindernisse der Zivilisation stößt. Raymon vertritt die falsche Moral, wie sie die Gesellschaft beherrscht; der Ehrenmann, wie ihn die Welt versteht, denn die Welt prüft nicht nahe genug, um alles zu sehen". Hier befindet sich das glückverlangende Individuum in vollem Kampfe gegen die Gesellschaft. Diese Sprache war damals völlig neu, und Verwunderung oder Entrüstung erregte die warmherzige Verteidigung, die der Verfasser dem endlich gewonnenen Glück zu teil werden ließ: „Die Gesellschaft soll von denen nichts fordern, die von ihr nichts begehren. Ich glaube nicht, daß das Beispiel ansteckend wirkt. Es gehört zu viel Energie dazu, um mit der Welt zu brechen, zu viel Schmerz, um diese Energie zu erwerben. So laßt in Frieden dieses unbekannte Glück dahinfließen,

das niemand etwas kostet und das sich verbirgt, aus Furcht, nur Neid zu erregen." Wer war dieser plötzlich auftauchende Verteidiger des Rechtes der Leidenschaft? Man vermutete hinter dem Pseudonym eine Frau, die schwer gelitten und gerungen haben mußte und es nun wagte, mit kühner Rücksichtslosigkeit das Recht ihrer befreiten Persönlichkeit geltend zu machen. George Sand ward bekannt und gesucht. Sie fand Nachahmerinnen, gute und schlechte, in allen Litteraturen, in allen Ländern und Lebenssphären. Indiana bewegte damals die Frauenwelt in ähnlicher Weise, wie sie noch vor kurzem Ibsens „Nora" bewegt hat.

Es folgten nun rasch aufeinander „Lélia", „Valentine", „Jacques", seltsame Geburten der Phantasie, echte Blüten der Romantik, die ein ganzes Geschlecht wiederspiegeln, das zwischen Himmel und Hölle einhergeschleudert wird und heute in übersinnlicher Ekstase schwelgt, morgen sich dem tollsten Sinnestaumel ergiebt, ein Geschlecht, bei idealstem Streben von furchtbarster innerer Skepsis zerrissen, das nach Momenten religiöser Ekstase oder pantheistischer Schwärmerei die schändlichsten Blasphemien ausstößt, ein Geschlecht, das in Byron seinen fast übermenschlichen Ausdruck findet, und dessen größter Vertreter in Frankreich Alfred de Musset ist.

Letzterer brachte George Sand um diese Zeit (1834) ein stürmisches Herzenserlebnis. Er folgte ihr nach Venedig, wo der junge Dichter nach kurzem Liebesrausch bald in ein typhöses Fieber verfiel. Seine Gefährtin pflegte ihn mit selbstloser Aufopferung, konnte aber nach seiner Genesung das Leben mit diesem zu sehr der „Maladie du siècle" verfallenen „Kinde" nicht mehr ertragen; beide trennten sich. Mussets „Confessions d'un enfant du siècle" sind der poetische Niederschlag dieses Erlebnisses und zugleich eine in geradezu berückender Sprache geschriebene Charakteristik dieser verzweifelten Generation, die ihr Gefühlsleben zu einseitig und mit dem eigenen Herzblut nährte. George Sand schrieb später den Roman Elle et lui, in dem sie den einstigen Freund arg an den Pranger stellt. Sie, die in ihrer Lebensgeschichte so taktvoll alle persönlichen Angriffe auf Zeitgenossen vermeidet, macht sich hier einer unverzeihlichen Taktlosigkeit schuldig. —

Die Leidenschaftsromane der George Sand schlugen bald die ganze Welt in Bann: diese glühende, phantastische Sprache, diese kühnen poetischen Bilder, dieser unbesiegbare Idealismus, das war's, was die Welt brauchte. Madame de Staëls vielbewunderte „Corrinne" verblaßte neben ihren farbensatten Schilderungen der Natur, neben ihren heißen Beteuerungen der Liebe. So langatmig und deklamatorisch uns viele derselben heute anmuten, ihrem poetischen Gehalt kann sich niemand verschließen, und es sind äußerst wertvolle Dokumente der Spätromantik.

Das Jahr 48 bereitete sich am politischen Horizonte vor. George Sand, die Vielgefeierte, mußte auch Männern näher treten, die sich zu Erneuerern der Gesellschaft berufen fühlten. Ihre juristischen Verhandlungen gegen den Gatten,

die schließlich zu einer Scheidung führten, bei welcher ihr auch ihr Sohn Maurice zugesprochen wurde (1836), hatten sie zunächst mit dem berühmten aufrührerischen Advokaten Michel de Bourges in Verbindung gebracht; weiter traten der Nationalökonom Pierre Leroux und der Begründer eines demokratischen Katholizismus, Abbé Lamennais, in ihren Gesichtskreis. Bald regte sich das demokratische Blut in ihr. Sie schrieb politische Pamphlets in die „Revue indépendante“ und das „Bulletin de la République“ und stellte in einer Reihe von Tendenzromanen wie: „Le Meunier d'Angibault“, „Le Compagnon du Tour de France“, „Le Péché de Monsieur Antoine“ Utopien auf, die den neuesten sozialen Träumen vorauseilten. Dieser Teil ihrer rastlosen Produktion ist weitaus der schwächste; das deklamatorische und tendenziöse Element erstickt alle Natürlichkeit; die Weitschweifigkeit ermüdet, und hier tritt der große Fehler von George Sands Schaffen am stärksten hervor: ihre Planlosigkeit. Sie schrieb stets ohne Disposition, sich ganz ihrer nie versiegenden Einbildungskraft anvertrauend, sie erdichtete stets und beobachtete nie. War sie von einem leidenschaftlichen Empfinden beherrscht, so lag in der Echtheit dieses Empfindens die dichterische Größe, das packende Element; wollte sie nur predigen und belehren, so fehlte der Himmelsodem und ihre redseligen Geschöpfe ermüdeten wie leblose Automaten. Ihre Bauern, die etwa wie Pierre Leroux theoretisieren, sind vollkommen unmöglich. Höher steht der Roman Spiridion, in dem sie die wahre Bestimmung des Menschen und die wahre Religion zu ergründen sucht, über die Ideen des Abbé Lamennais aber nicht hinauskommt.

Zehn Jahre später, und George Sand lebt ruhig und friedlich als Herrin von Nohant. Ihre Lebens- und Herzensstürme sind vorüber. Friedrich Chopin, mit dem sie acht Jahre ihres Lebens in reichstem Geistesaustausch teils in Paris, teils auf verschiedenen Villeggiaturen verbrachte, ist tot. Sie hatte schon vor seinem Hinscheiden mit ihm gebrochen, da sie ihm zuletzt nur Pflegerin sein und alle Launen seines zunehmenden Krankheitszustandes ertragen mußte. Wie bei ihrem Verhältnis zu Alfred de Musset, scheint auch hier die mütterlich-fürsorgliche Seite ihres Wesens treue Hingabe verlangt zu haben, während sich das Unabhängige ihres Charakters gegen die selbstsüchtige Tyrannei dieser genialen aber leicht reizbaren Künstlernaturen aufbäumte. Daher die fortwährenden Kämpfe und das plötzliche Auflösen jener Beziehungen, aus denen ihr dichterisches Schaffen doch reichlich Nahrung schöpfte.

Besuchen wir die Herrin von Nohant, die uns Henri Amic so anziehend in seinem gemütswarmen Buche „mes souvenirs“ schildert. Sie sieht dem Porträt noch ähnlich, das Heinrich Heine einst von ihr gezeichnet hat: „Ihr Gesicht kann eher schön als interessant genannt werden. Der Schnitt ihrer Züge ist nicht von antiker Reinheit, sondern durch die moderne Sentimentalität gemildert, die sie wie mit einem Schleier von Trauer überzieht. Ihre Augen sind mild und ruhig. Sie hat eine gerade, alltägliche Nase; um ihren Mund spielt gewöhnlich ein gutmütiges Lächeln. Ihre Stimme, ohne tiefen Klang, ist

sanft und angenehm. Sie glänzt wenig durch ihre Unterhaltung; sie besitzt absolut nichts von dem prickelnden Geist der Französinnen. Mit liebenswürdigem Lächeln hört sie zu, wenn andere reden, als ob sie die besten der gehörten Worte ganz in sich aufnehmen wollte." Wir finden sie gastfrei, doch wie früher wenig lebhaft in der Unterhaltung; nur ihre tief beseelten Augen sprechen. Sie lebt, umgeben von ihrem Sohne, dessen Gattin und Kindern und von ihrer Tochter Solange, die inzwischen den Bildhauer Cléfinger geheiratet hat. Sie ist eine prächtige Großmutter. Sie erzählt ihren Enkelinnen Märchen und arrangiert Puppenspiele. Mit der litterarischen Welt steht sie durch ihre große Korrespondenz in Verbindung; ab und zu kommt sie nach Paris, um der Aufführung eines ihrer Theaterstücke (zumeist nach Romanen gefertigt) beizuwohnen. Hervorragende Männer besuchen sie, darunter Alexander Dumas und Gustave Flaubert, welch letzterer ihr eine unbegrenzte Verehrung widmet. Ihre Schaffenskraft ist noch immer unversiegt. Romane, Theaterstücke, die freilich wenig litterarischen Wert haben, quellen aus ihrer Feder; sie verfaßt ihre so anziehend geschriebene Lebensgeschichte; sie schenkt der Welt den wertvollsten Teil ihrer Schöpfungen, der wohl alle ihre Werke überdauern wird: ihre Dorfidyllen. Gleich zu Anfang dieser letzten geruhigten Lebensperiode zu Nohant sucht sie alle Erinnerungen an ihre Kindheit wieder. Ihre Liebe zur Natur und zum Landleben leuchtet hinein in ihre Erzählungen, die das Bauernleben schildern: La Mare au Diable, La Petite Fadette, François le Champi u. a. Mit Liebe leitet sie ihre Gestalten einen Band hindurch und empfiehlt sie unserer Sympathie; wir können sie ihnen nicht versagen. Zum ersten Male beobachtet sie, wird klar und geschlossen.

Gleich der Anfang der Mare au Diable ist ein Kunstwerk: „Der Platz war weit wie der auf dem Gemälde von Holbein!*) Die Landschaft, ebenso weit gedehnt, faßten lange Zeilen Baumgrün ein, das der nahende Herbst schon ein wenig gerötet hatte. Dieses weite Terrain war von einem kräftigen Braun, in das die letzten Regen ein paar Wasserfurchen gezogen hatten, die in der Sonne wie feine Silberfäden glänzten. Der Tag war klar und warm, und der eben von der Pflugscharte frisch aufgeworfene Boden strömte einen kräftigen Hauch aus. Am oberen Ende des Feldes lenkte ein Bauer, dessen breiter Rücken und herbe Gestalt an den Holbeinschen erinnerten, nur daß seine Kleidung nicht so das Elend verriet wie dieser, schwerfällig seinen altertümlichen Pflug, den zwei behäbige, weißgelbe Ochsen zogen, wahre Patriarchen der Prairie, hochschultrig, mit langen, niedergekrümmten Hörnern, von jenem alten, arbeitgestählten Schlage, wie sie in langer Gewöhnung gleich Brüdern nebeneinander gehn und der eine den Dienst versagt, wenn er, des andern beraubt, einen neuen Gefährten zugesellt bekommt."

Ist das nicht ein Bild von Millet? Der durch eine poetische Natur-

*) Ein Bild aus Holbeins Totentanz. Der Tod und der Bauer, gab ihr die erste Anregung zu dieser Erzählung.



betrachtung verklärte Realismus der jungen Landschaftsschule zu Barbizon, von dem die Erneuerung der Kunst ausgehen sollte, lebt in diesen schlichten Dorfidyllen George Sands. Wenn wir bedenken, daß bald darauf Zolas und Maupassants Bauern entstanden, so erkennen wir erst in vollem Maße, welche absolute Idealistin auch hinter diesen anscheinend realistischen Bildern steht. Die Schwenkung in die brutale Wirklichkeit macht sie nicht mit; auch hat sie sich nie zur Theorie de l'art pour l'art bekannt, wie es besonders ihr Briefwechsel mit dem größten Vertreter dieser Theorie, Gustave Flaubert, offenbart, der äußerst wertvolle ästhetische Ansichten enthält. Die Form war ihr Nebensache, der künstlerische Mensch als Schöpfer die Hauptsache. Ihr künstlerisches Glaubensbekenntnis fassen kurz die Worte zusammen, die sie ein Jahr vor ihrem Tode für die Gesamtausgabe ihrer Werke schrieb: „Der Romancier ist ein einfacher Erzähler; aber hinter dem Erzähler steht der Mensch. Das Sonderideal des Individuums prägt sich also in seiner Erzählung aus, und die Erzählung steigt oder fällt, je nachdem das Ideal fliegt oder kriecht!"

Am 7. Juni 1876 wurde die Einundsiebzigjährige, die sich noch sehr rüstig fühlte, unerwartet von einem Darmübel hingerafft. Ihr Tod rief eine tiefe Trauer hervor, die sich weit über Nohant hinaus erstreckte. Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat gegenüber dem, was als zu leicht befunden werden muß, reiche, vollwiegende Tugenden in die Wagschale zu legen.



Es währt nicht lange!

Von

Carl Hunnius.

Kaum ist am Bergeshange
Verglüht des Abends Rosenbild,
Da naht mit Harfenklange
Silbern die Nacht und bleich und mild.

Ich lausche still dem Sange,
Der hold aus ihrem Busen quillt,
Mit zauberischem Zwange
Das Herz in süße Träume hüllt.

Was ist's, das ich verlange,
Das meine Brust so stürmisch schwillt?! —
Ich fühl's, es währt nicht lange
Und alle Sehnsucht ist gestillt. —





Feuer.

Erzählung von A. Rantzau.

(Fortsetzung.)

Es kam der letzte Abend in Pölle. Leider sollte er gerade dieses Mal sie nicht allein sehen, denn Gisela hatte es möglich zu machen gewußt, daß Bentheims sie und noch mehrere andere Menschen eingeladen hatten, die den Wunsch ausgesprochen, Gitta zu sehen, — aus Neugier oder thatsächlichem Interesse.

Der Hauptmann in seiner Gutmütigkeit hatte längst den Wunsch. seine berühmte Schwägerin einmal gebührend zu feiern, und so versammelte sich in seinem Hause am Sylvesterabend eine größere Gesellschaft.

Gitta war dieses „Gefeiert-werden" fürchterlich, doch rührte sie die Liebenswürdigkeit ihres Schwagers zu sehr, als daß sie jenen Gefühlen Ausdruck gegeben hätte.

Bei Tisch saß Max Siweden ihr gegenüber. Sie sprachen kein Wort zusammen, aber sie ließen sich kaum aus den Augen.

Wie war es möglich, daß sie sich heute noch trennen sollten!

Gitta gab sich die größte Mühe, auf die geistreiche Unterhaltung ihres Tischnachbarn einzugehen; es war ein Professor der Kunstgeschichte in Dillburg, und er sprach über Kunst und über den Unterschied zwischen Genie und Talent — wie war sie doch sonst bei solchen Dingen Feuer und Flamme, aber jetzt ertappte sie sich dabei, daß sie immer nur auf Max Siwedens Stimme lauschte. Was sprach er denn? Sie konnte es nicht einmal immer verstehen, aber der Klang dieser Stimme traf sie jedesmal bis ins Innerste, er würde sie aus dem Todesschlaf erwecken, dachte sie soeben. — Nach dem Essen saß sie mit Gisela in Andreas engem Boudoir.

„Ob ich's riskieren kann, hier zu rauchen?“ fragte Gisela, „ach, Graf Max, Sie kommen im unpassenden Moment herein: Gitta und ich wollten gerade gemütlich werden und ein bißchen rauchen.“

„Soll ich mich wieder entfernen?“ fragte er, in der offenen Thür stehen bleibend.

„Ach, wenn Sie kein Spielverderber sind, kommen Sie nur herein, viel Platz ist hier freilich nicht, oder rücken Sie diese alte Kommode beiseite; können Sie das mit Ihrem schwachen Arm?“

„Wenn alles sich mit körperlicher Kraft machen ließe, dann wäre das Leben kein Kunststück,“ erwiderte er und schob die schwere Kommode mit einer Hand zur Seite. „Darf ich mich neben Sie setzen, Fräulein von Worleben?“

Gitta deutete auf seinen linken Arm und fragte, ihn starr anblickend: „Waren Sie krank?“

„O, das ist lange her, das ist nicht mehr der Rede wert.“

„Er hat sich ja duelliert, der schreckliche Mensch!“ warf Gisela leicht hin und blies kleine blaue Ringe in die Luft.

„Bitte, Frau Baronin, lassen wir diese alte Geschichte ruhen!“ Er sprang auf. „Ich werde Ihnen übrigens einen Aschbecher besorgen.“

Damit war er schon wieder fort.

„Wie empfindlich!“ meinte Gisela achselzuckend.

„Duelliert?“ fragte Gitta dagegen, „wie kam das?“

Hörte denn niemand das laute, rasche Klopfen ihres Herzens? Sie mußte die Zähne zusammenbeißen und den Atem anhalten, um das dumme, unruhige Ding in ihrer Brust zu bezwingen. „Mein Gott, hast du das nie gehört?“ Gisela riß die Augen förmlich auf. „Das war damals, als du fortliefst, es wurde damals nicht sehr hübsch über dich gesprochen, altes Kind, — und da du Siweden immer mit deiner besonderen Huld beehrt hattest, so dachte er, er müßte für dich einstehen, und schoß sich mit Otto Stratten. Allerdings wurden die Menschen nach dem Duell kopfscheu und schwiegen über die Sache. — Es hieß, der linke Arm sollte ihm abgenommen werden und —“

Graf Siweden trat wieder ein und stellte einen Aschbecher vor Gisela hin.

Er sah finster aus.

Gitta wagte nicht, ihn anzusehen. Zu ihrer Rettung kam Andreas fünfjähriges Töchterchen hereingesprungen.

„Tante Gitta, Papa fragt, ob du uns was hersagen wolltest!“

Gitta stand rasch auf.

Sie hob das Kind mit beiden Armen in die Höhe.

„Du Liebling!" sagte sie atemlos statt aller Antwort und trug die Kleine mit sich fort.

Geschossen hatte er sich um ihretwillen. Schon damals! Gott im Himmel!

„Hersagen" sollte sie etwas? Nein, das war nicht möglich. Sie fühle sich angegriffen, sagte sie mit einem matten Lächeln. Man bat, man bestürmte sie; nein, sagte sie, immer das Kind in den Armen haltend, vielleicht später, im Laufe des Abends; aber, ob denn niemand sie erfreuen wollte, mit Gesang oder Wort? Ach nein, niemand würde sich das herausnehmen vor so einer Künstlerin, das wäre denn doch zu gewagt.

Nur Graf Siweden, — der hatte doch früher so hüsch recitiert; er wurde hereingerufen, vielleicht daß der es that. Alles sprach durcheinander. „Aus Iphigenie", „die Scene mit Orest", „o bitte, bitte!" Dazu lachten die beiden nur, — das wäre viel zu lang und zu schwer.

„Fräulein Eggen will singen!" hieß es dann plötzlich.

„O, das ist schön," wandte Gitta sich erleichtert an die junge Dame, die Tochter des Kunstprofessors.

„Was soll ich denn singen? Kennen Sie: Wenn zwei sich lieben?"

„Ja, das kenne ich," erwiderte Gitta langsam. Max stand neben ihr, sie sahen sich an und plötzlich verstanden sie sich.

Fräulein Eggen saß schon am Klavier, und jetzt scholl ihre helle, leicht vibrierende Sopranstimme durch das Zimmer:

„Wenn zwei sich lieben
Von ganzem Herzen,
Die müssen tragen
Der Trennung Schmerzen.
Wenn zwei sich lieben
Von ganzer Seele,
Die müssen glauben
An Himmelsbefehle.
Wenn zwei sich lieben
Mit Gottesflammen,
Geschieht ein Wunder,
Das bringt sie zusammen!"

Gitta hatte sich niedergelassen. Sie schloß die Augen, sie hatte ein Gefühl, als ob ihr Schicksal sich nahte.

Mit einem Jubelton klang das Lied aus, in demselben Augenblick erhob sich Gitta und verließ, unbemerkt von den Anwesenden, welche die Sängerin umringten, das Zimmer.

Sie ging über den Flur, sie wußte gar nicht, was sie wollte. Oben, da war ja das Arbeitszimmer ihres Schwagers, — da ging sie hin, da war niemand jetzt, das wußte sie; es war keine Lampe da, aber das Mondlicht fiel blendend in das Zimmer, — sie trat ans Fenster, der Schnee glitzerte, die Sterne funkelten, eisig und totenstill lag die Neujahrsnacht über der Welt, nur in ihrem Herzen da war ein heißes, loderndes Feuer —. „Nun wird er gleich kommen", dachte sie, und da ging auch schon die Thür — nicht leise, sondern rasch, energisch wurde auf und zu geschlossen, ein fester Schritt, — sie wandte sich um, und da stand er dicht vor ihr.

Wie weiß war sein Gesicht!

Wie stolz er dastand, nicht wie ein Bittender, wie ein Sieger. Sie umfaßte seine ganze Gestalt mit einem einzigen Blick, so groß war er ihr noch nie erschienen, so männlich schön und strahlend.

„Wozu die Worte?" sagte er leidenschaftlich. „Daß ich dich liebe, weißt du, und daß du mich liebst, weiß ich auch."

Er breitete die Arme aus.

„Komm!" rief er heftig, „komm!"

Sie hob beide Hände in die Höhe.

„Nein," rief sie laut und angstvoll, „nein, nein!" Eine sekundenlange Totenstille trat ein.

„Nein!" sagte sie noch einmal; plötzlich stürzte sie in seine Arme und „doch!" schluchzte sie an seinem Halse. Das Wunder war geschehen!

Er schloß die Arme um sie, ganz fest, als wollte er sie nie wieder loslassen.

„Gitta," flüsterte er, „du und ich, und sonst nichts auf der Welt."

Sie hob den Kopf ein wenig und blickte unter strömenden Thränen zu ihm auf.

Leise, leise strich ihre Hand über sein Gesicht.

„Bist du es?" fragte sie zitternd. „Bist du es wirklich? Du, du!"

Plötzlich versteinerte sich ihr Gesicht.

„O Gott!" stöhnte sie.

„Was ist dir?" rief er ängstlich.

Sie war schon bewußtlos.

Er trug sie aufs Sofa, dann stürzte er hinaus.

„Andrea," rief er, „ach so," verbesserte er sich schnell, „Frau Bentheim, Ihre Schwester —"

„Was ist los?" fragte Andrea, den Kopf aus der Thüre steckend.

„Ihre Schwester ist unwohl geworden," antwortete Siweden gefaßter; „da, im Zimmer Ihres Mannes —"

„Mein Himmel, sie sah heute schon so elend aus! Das kommt von dem langen Schlittschuhlaufen; Gitta übertreibt bei allem so."

Sie stieg mit Siweden und ihrem Mann die Treppenstufen hinauf. Auf Rudolfs Sofa lag Gitta, der Kopf fiel leicht nach hinten, sie war ganz starr und schneeweiß.

„So wird sie aussehen, wenn sie tot ist!" dachte Max entsetzt. Er ging wieder hinaus, um Wasser zu holen; er konnte sie plötzlich so nicht mehr ansehen.

Nach einer Weile kam sie zu sich.

„Wo ist er?" fragte sie schwach.

Rudolf begriff die ganze Sache plötzlich.

„Andrea," sagte er bestimmt, „es ist das Beste, wir lassen sie hier in meiner Stube ganz ruhig liegen. Nicht wahr, Gitta?"

Er beugte sich über sie.

„Ich schicke ihn dir später," flüsterte er, „werde nur erst wieder wohl." Sie zuckte zusammen, dann richtete sie sich auf und seufzte tief. Rudolf blickte besorgt in ihr trauriges, starres Gesicht.

„Habe ich mich geirrt?" fragte er freundlich.

„Nein," erwiderte sie kurz, „schicke — ihn mir gleich."

„Was ist eigentlich los, Kinder? Ich verstehe kein Wort. Möchte sie den Doktor haben?" mischte Andrea sich herein.

Rudolf faßte seine Frau unter den Arm und führte sie aus der Stube.

„Andrea, wir werden etwas erleben."

„Sollten sie sich verloben?" rief Andrea strahlend, in einer plötzlichen Eingebung.

„Ich weiß nicht, — sie müssen sich jedenfalls aussprechen, wir wollen währenddessen zu unseren Gästen gehen, die dürfen nichts merken." —

Nun waren sie wieder allein, Gitta und Max.

„Graf Siweden," sagte sie, sowie er bei ihr eintrat, „Sie müssen mir verzeihen."

Er ging auf sie zu, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand, ganz ruhig; sie wollte sie ihm entziehen, aber sie fühlte sich zu schwach. Sich hintenüberlehnend bat sie stockend:

„Ich beschwöre Sie, mich loszulassen."

„Du bist noch krank," antwortete er liebevoll, „aber mein bist du dennoch; ruhe dich aus und dann sprechen wir weiter."

„Max, quäle mich nicht! Ich war wahnsinnig — vorhin, — ich kann nicht dein sein, nie, nie."

Er schwieg, ihre Hand noch immer fest umschließend.

Er wußte, jetzt galt es den Kampf auf Leben und Tod. „Gitta," sagte er weich, „du hast mir gesagt, daß du mich lieb hast."

„Dann habe ich mich geirrt, o, o — es geht nicht, es kann nicht sein."

„Ich irre mich aber nicht, ich weiß, daß du mich liebst, so fest und sicher wie ich deine Hand hier in der meinen habe, und ebenso fest habe ich dich und lasse dich nicht. Sage nein, wenn du es mit Wahrheit kannst."

„Großer Gott," stöhnte sie, „was kann, was soll ich thun?"

„Sieh mal," fuhr er fort, „ich weiß, was du sagen willst, und damit es ganz klar zwischen uns ist, will ich es gleich aussprechen, woran du denkst. Die Kunst, deine Kunst!"

Plötzlich ließ er ihre Hand los und stand auf. Er verschränkte die Arme über die Brust und sah mit flammenden Augen auf sie herunter.

„Also die Kunst," sprach er weiter, heftig werdend, „die, meinst du, steht zwischen dir und mir.

„Ja, sie stand auch zwischen uns bis jetzt. Aber nun ist sie besiegt von einer größeren Macht. Von der Liebe, deiner und meiner Liebe, Gitta!

„Du hast gedacht: Meine Kunst!

„Ich habe gedacht: Mein Name, meine Ehre, — denn du weißt ebensogut wie ich, daß ein Siweden keine Schauspielerin heiratet, ohne alles aufzugeben, was ihm bis jetzt wichtig und teuer war! Meine Eltern werden mich verstoßen, meine Carriere ist aus, das Erbe meiner Väter geht für mich verloren, ich habe nichts mehr, aber ich habe alles: dich, Gitta, dich!"

Er schwieg.

Sie saß regungslos, ihre weitgeöffneten Augen hingen an seinen Lippen.

Vor ihren Ohren brauste es, wie lauter Orgelklang.

Er rührte sich nicht.

„Siehst du," fuhr er dann fort, immer rascher und eindringlicher sprechend, „ich sage dir ganz offen, ich habe gerungen mit dem

Entschluß, dich um deine Hand zu bitten, lange und schwer, aber meine Liebe mußte siegen! Es ist mir alles wertlos, gegen deinen Besitz! Und du, mit deinem starken, großen Herzen, du solltest deine Kunst nicht aufgeben können, um meinetwillen? Du glaubst vielleicht, du kannst es nicht, aber das ist ein Irrtum, das wäre eng, kleinlich, das wäre dir gar nicht möglich!

„Wir gehören zusammen, du und ich! Alles andere liegt zu unseren Füßen, nenne es Kunst, nenne es Stolz und weltliche Ehre, was ist uns die Welt? Nichts! Was ist das Leben denn wert für uns, wenn wir nicht zusammen sind, du und ich! Was ist das kurze, kleine Leben überhaupt, ohne den Ewigkeitsgehalt der Liebe, — was predigst du denn durch deine Kunst, jeden Tag, jeden Abend — nichts als Liebe und immer wieder Liebe, ihre Macht und ihren Sieg! Gut, setze diesen Gedanken ins Leben um, in die That, steige auf den höchsten Gipfel und sage: ich liebe — Gitta, Gitta, da ist keine Macht, die uns trennen kann, außer dem Tode, und selbst er kann es nicht, denn zwei unsterbliche Seelen, die sich finden, gehören zusammen, ewig! Gitta, Gitta!"

Welch ein Triumph auf seiner Stirn, welch eine Gewalt in seiner Rede.

„Du und ich," sagte sie, die Hände vor das Gesicht schlagend, „das ist unser Schicksal."

Er faßte diese Hände und zog sie an seine Brust.

„Nun sage: geh —, wenn du kannst."

„Ich kann es nicht sagen, denn ich liebe dich." —

Es wurde lange Zeit sehr still im Zimmer.

„Max," bat sie endlich, „nur bis morgen lasse mir noch Zeit. Ich muß in Ruhe denken! Ich reise ja erst morgen nachmittag, komme morgen früh und laß mich jetzt allein, ich bitte dich, ich flehe dich an."

„Ja," antwortete er freundlich, „ruhe nur aus bis morgen, und denke, was du willst, und morgen rufen wir es dann hinaus in die ganze Welt, daß wir das Glück in Händen haben. Unser Glück, Gitta." Noch einmal preßte er sie an sich, stürmisch, fest, dann ließ er sie.

Ihm war zu Mut wie nach einer heißen Schlacht, als er heimfuhr. Nun hatte er das erobert, was er haben wollte.

Aber, hatte er nichts eingebüßt in dem harten Kampf? Und als seine Hand das ersehnte Gut an sich riß, hatte er es vielleicht nicht zerdrückt bei dem gewaltsamen Griff? Er erinnerte sich ganz plötzlich eines Erlebnisses aus seiner Kinderzeit.

Er hatte draußen im Walde einen Vogel gefangen. Er wollte ihn durchaus behalten. Er sperrte ihn in den schönsten Käfig, er fütterte und pflegte ihn mit Aufopferung, aber stumm und traurig saß das Tierchen im Käfig. Warum fielen ihm die bittenden Vogelaugen plötzlich ein? Heut, an seinem Verlobungstage?

Er erinnerte sich, wie er nach vergeblichen Bemühungen, seinen Vogel zu zähmen, ihn in die Hand genommen und betrachtet hatte. „Ich könnte dich jetzt töten, du undankbares Geschöpf, mit einem einzigen Druck!" hatte er gedacht, und dann, entsetzt über sich selbst, hatte er rasch die fest geschlossenen Finger geöffnet, und seine Augen waren dem blitzartig davonfliegenden Vogel noch lange gefolgt.

Nein, Max, mache dir keine thörichten Gedanken, — wahre dein Kleinod, wie ein Mann! —

In dieser Neujahrsnacht wünschte Gitta sich den Tod.

Das, was vor ihr lag, war zu groß, zu viel für sie, sie würde es nicht tragen können, das wußte sie.

Sie lag und dachte und dachte.

Wie lang so eine Nacht ist!

Wie sollte sie zur Ruhe kommen?

Wie Gewißheit finden, ob das, was sie thun wollte, ihr Glück oder ihr Unglück sein würde? Ist denn das Glück die Hauptsache im Leben? Sie konnte zu keinem Ende, zu keiner Klarheit gelangen.

Ihre Gedanken gingen wie im Kreise, immer um dieselbe eine Frage herum — konnte sie ihre Kunst lassen?

O, daß er ihr nicht nachfühlen konnte, daß dies einen Treubruch bedeutete!

Liebte sie ihn denn?

„Ja", sagte sie sich, „wenn ich mir dächte, daß er morgen nicht wieder käme, daß er in dieser Nacht stürbe — o, und ich habe ihm noch gar nicht einmal gesagt, wie ich ihn liebe, schon damals und seitdem immer, immer. Er muß mir helfen, mich herausretten aus diesem furchtbaren Zwiespalt."

So dachte sie, aber wie konnte er ihr helfen?

Er kam mit dem ersten Zuge am nächsten Tage, voller Hoffnung, doch ein einziger Blick in ihr verängstigtes Gesicht nahm ihm ganz plötzlich alle Freude.

Rudolf und Andrea waren in der Kirche.

„Laß uns hinausgehen," sagte sie ernst, „ich kann in der freien Luft freier sprechen, und ich möchte ganz ruhig noch einmal mit dir über alles reden, willst du?"

„Alles, was du willst," sagte er weich. Er küßte sie. Sie ließ es sich gefallen und dann gingen sie hinaus.

Schweigend durchschritten sie die Straßen und waren bald im Freien. Es war ein kalter, klarer Tag.

Pölle war wunderschön gelegen an einem großen See, die Wasserfläche war mit Eis und Schnee bedeckt, starr, eintönig und unabsehbar lag sie da, man konnte kaum das Wasser vom Lande unterscheiden. Hart am Uferrande schritten sie hin, rasch und stumm, die Gegend war menschenleer. Wo wollten sie hin? Nur weiter, immer weiter.

Stolzes, kaltes Schweigen in der Natur, der Wintertod umfaßte alles mit eiserner Hand, und es war, als hätte er sich auch auf ihre Lippen und Herzen gelegt, und als wagte kein lebendiger Ton sich hervor. Als sie so gingen, nahm sie leise seine Hand, er drückte die ihre und so gingen sie weiter, die Kehle war ihm plötzlich wie zugeschnürt, er wartete, bis sie sprechen würde. Jetzt stand sie still.

„Sind wir auf dem richtigen Wege?" fragte sie erschrocken.

„Wie so? Es ist ja einerlei, wo wir gehen, wenn wir nur zusammen sind."

Er sagte das so weich, beinahe kindlich, daß der Sonnenglanz eines Lächelns über ihr Gesicht huschte.

„Das sagst du immer, — aber ich glaube, wir sind einfach auf dem See, wir könnten einbrechen und ertrinken, — sieh mal, wie öde ist es um uns."

„Du hast recht, — laß uns zurückgehen auf unseren Fußspuren. So, nun sind wir wieder an Land, glaube ich; wir haben einen Augenblick über dem Abgrund gestanden."

Sie legte beide Hände auf seine Schultern.

„Und so würde unser Leben sein," sagte sie, „immer über einem Abgrund."

Der Bann war gebrochen.

„Was meinst du damit?"

Seine Stimme war unsicher. Vergebens kämpfte er gegen die unsinnige Angst in seinem Herzen an.

„Ich meine, daß es das einzige ist, — daß — Max, wir müssen uns heute trennen, und für immer. Ich will dich nicht unglücklich machen, du sollst nicht meinetwegen all das aufgeben, wovon du gestern sprachst. Der Gedanke ist so schön und groß, aber die Ausführung nachher ist unmöglich. Ich bin kein Kind mehr, ich habe Erfahrungen, die mich zehn Jahr älter gemacht haben, als ich dir erscheine. Ich

kann ohne meine Kunst nicht leben, und ebenso wenig könntest du später leben ohne Beruf, ohne Zukunft, ein Fremdling in deiner Familie. Laß uns heute scheiden, Max, wo es noch nicht — so — bitter schwer ist, wie vielleicht später." Ihre Stimme brach, sie wandte sich ab.

„Das heißt also, daß es alles aus ist zwischen uns?"

„Es muß sein."

„Weil du mich doch nicht liebst."

„Frage mich nicht, laß uns scheiden."

Er antwortete nicht gleich.

Ein Nebel war vor seinen Augen, er faßte mit der Hand nach seinem Herzen, mußte es nicht springen? Oder war es schon gestorben? Was war das für ein schwerer Stein, der ihm in der Brust lag und ihm den Atem nahm?

„Ich kann dies alles nicht verstehen," sagte er schließlich heiser, „wenn wir uns beide lieben, warum, weshalb — —, was ist da denn zwischen uns? Doch nur Luft!" fuhr er plötzlich heftig auf. „Du kämpfst gegen unsichtbare Geister, Gitta, die laß mich doch bezwingen!"

„Wenn wir eines Sinnes wären," antwortete sie langsam, „dann könnten wir es wagen, aber bei uns würde es ein Kampf sein, Geist gegen Geist — nur eins könnte uns retten, wenn du, — wenn ich meine Arbeit nicht aufzugeben brauchte." Voll tötlicher Spannung hing ihr Blick an ihm.

„Unmöglich!" sagte er.

„O Max, hätten wir uns doch nie gesehen!"

„Ja, das wäre besser gewesen."

Wieder entstand eine lange, beklommene Pause.

„Leb wohl," sagte er tonlos, „ich gehe nun."

Sie gaben sich die Hand und sahen sich völlig trostlos an.

„Gehst du nun? Ich möchte, ich könnte dir sagen wie —"

„Sage lieber nichts mehr, das hilft doch nichts, du denkst doch nur an dich und nicht daran, wie unglücklich du mich machst."

„Max!"

„Du hast eben kein Herz; Theaterspielen, die Komödie des Lebens geht dir über das Leben selbst; es ist nicht wahr, daß du mich liebst, — still, was war das — — ?"

Ein dumpfer Krach drang aus der Ferne zu ihnen herüber und dann ein Schrei — was war das? — Siweden war mit einem Satz am Ufer, sie folgte ihm, in der Ferne, weit, weit auf der unheimlich

stillen Fläche des Sees sahen sie dunkle Gestalten, sie schienen hin und her zu laufen und: Hilfe, Hilfe! scholl es durch die klare Luft.

„Es ist jemand eingebrochen!“ sagte er kurz und warf seinen Ueberrock ab zur Erde.

„Was — willst du?“ stammelte sie.

„Retten.“

„Es geht nicht, das Eis bricht nach allen Seiten, — da sind ja schon Menschen, Max, du —“ sie faßte mit zitternder Hand seinen Arm.

„Gitta, laß mich los, es ist die höchste Zeit, — mein Tod wäre auch wahrhaftig kein Unglück.“ Im nächsten Augenblick glitt seine Gestalt pfeilschnell über das Eis dahin.

Würde es ihn halten?

Sie sah zu ihrer Beruhigung überall Fußspuren im Schnee und sie erinnerte sich, daß ihr Schwager vor einigen Tagen gesagt hatte, der ganze See wäre zugefroren; aber seitdem war Schnee gefallen, viel Schnee. Großer Gott, wenn er einbrach und hier vor ihren Augen ertrank, ihr Max, ihr Ein und Alles auf der Welt! Und sie hatte ihn abgewiesen, mit leerem Herzen jagte er da in den Tod, — jetzt stand er einen Augenblick still, was geschah? — wieder hörte sie ein anhaltendes Krachen und Knacken, nun warf er sich platt auf das Eis, er war der Stelle nah, von wo aus die Hilferufe ertönten, mit den Händen zog er sich weiter; schwankte nicht jetzt die ganze Fläche?

Gitta sank da, wo sie stand, in die Knie. Ihre Augen verdunkelten sich, sie konnte nichts mehr unterscheiden.

Andere Menschen stürzten jetzt an ihr vorbei, Rufen und Schreien hallte durcheinander, sie sah und hörte nichts mehr, sie dachte nur: Da stirbt er jetzt, und ich liebe ihn und habe ihn in den Tod getrieben! Warum, warum! Wegen meiner Kunst. Was ist die — was bin ich? Ach, wenn er nur gerettet wird!

Ja, wenn! Gott konnte ein Wunder thun. Als einziges, heißes Gebet rang es sich aus ihrer Seele: Gott, rette ihn!

Welche Ewigkeit es dauerte! Nun endlich schien es, als ob Menschen sich dem Platze näherten, wo sie kniete, im Schnee, — sie unterschied Worte, wie: „Vorsichtig, immer langsam — er kommt wohl wieder zu sich, legt ihn hier hin — hier ist Land —“

Sie raffte sich auf.

Der leblose Körper eines Mannes wurde herangetragen, sie sah es ganz deutlich — mit wankenden Knieen trat sie näher.

Er war es.

„Max," flüsterten ihre bebenden Lippen.

Sie warf sich über ihn, sie küßte die fest geschlossenen Augen, die weißen, zusammengepreßten Lippen.

„Max," wimmerte sie, „Max!"

„Wir kriegen ihn schon wieder zum Leben, liebe Frau," sagte einer der Leute, die ihn getragen hatten, „lassen Sie uns man machen."

Sie wurde sanft beiseite geschoben und nun alle erdenklichen Wiederbelebungsversuche mit ihm angestellt.

War er wirklich tot?

Nein. Es schien nur so.

„Nun kommt er zu sich! Er lebt!" hörte sie jemand rufen. O, endlich das erlösende Wort. Sie war schon wieder neben ihm, und als er die Augen aufschlug, da sah er — war es ein Traum? — ganz dicht über sich ihre Augen.

Aus tiefer Todesnacht erwachend, war es ihm, als sähe er plötzlich gerad in die Sonne, ein solcher Glanz von Liebe strahlte ihm in ihrem Blick entgegen. Geblendet, erschrocken schloß er die Lider; da hörte er ihre Stimme wieder seinen Namen rufen, und gewaltsam schüttelte er die letzte Erstarrung von sich. Seine Brust hob sich, er bewegte die Lippen:

„Gitta!" sagte er kaum hörbar.

Jetzt sah er sie an, voll und klar.

„Ja, ich bin da und dein, im Leben und im Tode," antwortete sie, der Umstehenden gänzlich vergessend.

„Also doch!" sprach er langsam.

„Ja," wiederholte sie, „doch, und ewig."

IX.

So waren sie verlobt.

„Gitta," redete Andrea ihre Schwester an, „erzähle mir doch noch einmal, wie es alles kam. Gestern in der Aufregung habe ich es kaum begriffen."

Gitta lag auf der Chaiselongue in Andreas Wohnzimmer. Sie hatte die Hände unter dem Kopf verschlungen.

Sie machte einen matten, aber sehr ruhigen Eindruck.

„Was möchtest du wissen, Andrea?"

„Nun, wann und wie ihr euch verlobtet zum Beispiel — schon ehe er einbrach?"

Gitta lächelte.

„Vorher fing es an und nachher wurde es beendigt."

„Was magst du alles ausgestanden haben, Kind, als er so aufs unsichere Eis stürzte. Hat er den Jungen eigentlich gerettet?"

„Ja, Andrea, und dann brach er ein. Im letzten Augenblick zogen sie ihn heraus."

„Wer war der Junge?"

„Der kniff aus, sobald er wieder auf seinen Füßen stand."

„Ob er wohl die Medaille bekommt?"

„Wer? Max? Möglich."

„Warst du noch dabei, als er wieder zu sich kam?"

„Ja, Andrea."

„Mein Himmel! Was sagte er?"

„Dann," antwortete Gitta, „trugen sie ihn in das Haus von Peter Möller, an der Chaussee, weißt du. Da erholte er sich und bekam trockene Kleider."

„Und du?"

„Ich wartete draußen, bis der Wagen kam und uns holte."

„Ja, wir erschraken fürchterlich. Aber nun ist ja alles schön. O, wie wird Onkel sich freuen!"

„Worüber?"

„Ueber eure Verlobung. Nun wird er dir gewiß verzeihen."

„Gewiß. Wenn ich erst Gräfin Siweden bin, dann verzeiht er mir gewiß."

„Spotte nicht, mein Kind; wir sind eben gewisse Sachen unserem Stande schuldig. Nicht nur der Onkel, wir alle sind froh, daß du in die richtigen Bahnen zurückkehrst."

„Seine Eltern werden weniger erfreut sein," meinte Gitta.

„Das wird nun eben deine Aufgabe sein, zwischen Eltern und Sohn die Vermittlerin zu spielen und zu beweisen, daß du dir noch Sitte und Anstand bewahrt hast. Ach, es läßt sich ja gar nicht leugnen, besser wäre es, du hättest die unglückliche Schauspielerei gar nicht erst angefangen."

„Besser wäre —" fing Gitta an, aber sie vollendete den Satz nicht.

„Nach L. brauchst du wohl gar nicht zurück zu reisen?" sagte Andrea nach einer Weile.

„Ja, liebe Andrea," erwiderte Gitta sehr sanft, „ich muß da ja doch alles auflösen und vor allen Dingen" — sie stockte.



„Nun, woran denkst du? Du bist gewiß bange vor der alten Rabenhorst. Himmel, hätte ich eine Angst vor der schwarzen Person! Bleib du nur gleich hier, Gitta, und laß Graf Siweden deinen Kram besorgen. Aber der mag wohl auch nicht mit all deinen Schauspielern da verkehren."

Gitta konnte es nicht anders. Der Gedanke an Isabella hatte ihr zwar eben Herz und Zunge gelähmt, aber jetzt mußte sie lachen.

„Der arme Max!" sagte sie.

„Ich begreife nicht, wie du lachen kannst; ich finde es großartig, was der Mann alles für dich aufgiebt. Willst du im Ernst noch wieder nach L.?"

Gitta erhob sich jetzt langsam.

„Natürlich, Andrea. Mein Kontrakt läuft überhaupt bis zum Mai, und da Graf Siweden — da wir schon im März heiraten möchten, so wird uns der Kontraktbruch noch teuer genug zu stehen kommen. Ah, da ist Rudolf ja!"

„Siweden läßt dich bitten, zu ihm zu kommen, er ruht auf meinem Sopha."

„Danke, Rudolf."

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, seufzte Rudolf tief auf.

„Da haben wir nun die Geschichte. Ob sie gut ablaufen wird, weiß der Himmel."

„Aber, Rudolf, dies ist doch die einzige Lösung. Und wenn sie erst verheiratet sind, wird sie die Theaterpassion schon vergessen."

„Meinst du? Künstlerblut ist ein gefährlich Ding, das hat keine Grenzen, keine Heimat, das verträgt nicht den leisesten Zwang. In seiner Stelle, wenn ich so etwas thäte, würde ich es ganz thun — einfach Adel ablegen und auch auf die Bretter gehen."

„Liebster Benthein!" rief Andrea empört, „man merkt doch, daß du kein blaues Blut in den Adern hast, denn das verleugnet sich nie."

„Verzeih, Andrea," sagte Rudolf ironisch, „wir werden uns noch über Gitta entzweien."

„Ach, was richtet sie alles für Unheil an durch ihre unweiblichen Ideen!"

Rudolf schwieg.

Er begriff manchmal selbst nicht, warum er Andrea Vorleben geheiratet hatte. Sie war als junges Mädchen so anziehend, so weiblich gewesen, nun galten sie für so ein glückliches Ehepaar. Schönes Glück

das! dachte er fast ingrimmig. Er fühlte etwas wie Neid, wenn er an seine Schwägerin und Siweden dachte, da war doch Feuer und Leben dahinter. ---

Währenddessen saß Gitta neben ihrem Verlobten.

„Du siehst aus, als hätte dich jemand gequält," sagte er. „Gewiß Andrea."

„Nein, Max. Das hat mich eigentlich amüsiert. Jede Auffassung hat doch ihre Berechtigung, weißt du. Wie fühlt sich der alte, geliebte Mensch heute?" Sie strich mit den Fingern über seine Stirn.

„Glücklich!" war seine Antwort.

„Ich habe nach L. telegraphiert, ich käme meiner Erkältung wegen erst in einigen Tagen."

„Mußt du denn nach L.?"

Sie sah ihn lange an.

„Keine Stirnfalten, Max — so, ich streiche sie dir fort. Natürlich muß ich."

Sie hatte einen ebenso festen Willen wie er. Das fühlte er.

„Ich habe dich noch kaum, Gitta, und die Angst, dich wieder zu verlieren —"

„Still! Ich habe ‚ja' gesagt, nun verlange ich Vertrauen, aber kein so halbes, wertloses Vertrauen, sondern ein ganzes. Hörst du?"

„Mein Liebling, ich vertraue dir."

„Gut. Weißt du, Max, wir sind beide keine Kinder mehr, und was wir anfangen, wollen wir zu Ende führen. Aber die Kraft, die Kraft dazu, wo finden wir die?"

„In der Liebe, Gitta. Leidest du? Du bist plötzlich so blaß."

„Ach nein!" Sie überwand sich und lächelte.

„Fräulein Gitta, ein Paket für Sie," sagte an der Thür das Dienstmädchen.

„Schön, ich komme. Auf Wiedersehn, Max!"

Sie küßte ihn rasch auf Augen und Mund und verschwand.

Auf dem Flur stand ein Mann, er hielt etwas Schimmerndes in der Hand.

„Das hab ich gefunden, Madame," sagte er, „da wo wir Ihren Mann hinlegten, im Schnee."

Was war es nur?

Die goldene Armkette von Isabella. Sie mußte sie gestern verloren haben und hatte es gar nicht bemerkt.

Mit einer gewissen Scheu nahm sie das blanke, geschmeidige Ding in die Hand. Man hatte darauf getreten, einzelne Glieder waren verbogen, und jetzt gingen sie ganz auseinander. Gesprengt!

Es erregte sie seltsam. Wortlos gab sie dem Manne ein Goldstück, dann ging sie auf ihr Zimmer und legte mechanisch das Armband in eine Schachtel und machte diese fest zu.

„Zerrissen,“ wiederholte sie in Gedanken; „das muß auch so sein. Aber wie sprengt man unsichtbare Ketten?“

* * *

Schweren Herzens blickte Max am nächsten Tage dem Zuge nach, der ihm sein Liebstes entführte.

Noch sah er ihre Gestalt, dann auch die nicht mehr. Aber noch lange sah er ihr weißes Taschentuch, mit dem sie ihm winkte. Plötzlich war auch das verschwunden. Wie eine Riesenschlange wand sich der Zug am Ufer des Sees entlang, und nun jagte er unaufhaltsam durch die Ebene dahin, immer schneller — fort, vorbei. —

Aber sie war sein.

Jetzt zweifelte er nicht mehr. Der große Augenblick, als der Tod die Hand nach ihm ausstreckte, hatte sie vereint. Nun konnte nichts mehr sie trennen.

* * *

In L. in der Villa Rabenhorst ging die alte Schauspielerin geschäftig treppauf, treppab. Mit vorsichtiger Hand ordnete sie einen Strauß Nelken auf Gittas Schreibtisch. Sie kam ja heute wieder.

Isabellas Herz flog ihrem Liebling entgegen.

Da ging die Hausthür.

War sie es?

Sie hatte keine Zeit mehr zum Nachdenken, denn schon flog eine schlanke Gestalt die Treppe hinan, und gleich darauf schlangen sich Gittas Arme um ihren Hals.

„So ist der kleine Vogel wieder gefangen,“ sagte Isabella weich. „Wie ich mich auf dich gefreut habe, Mignonne. Sie war doch nicht schlimm, deine Erkältung?“

Gitta antwortete nicht.

Sie preßte ihr Gesicht gegen Isabellas Brust.

„Mein Kind, du zitterst, du bist doch nicht krank?“

„Ich kann es ihr nicht sagen, ich kann nicht,“ dachte Gitta.

„O, Madonna,“ flüsterte sie stockend, „es war so — anstrengend, laß mich bei dir ausruhen!“

„Gewiß, Kindchen. Gut, daß du wieder hier bist. Komm auf dein Zimmer und sage mir, was dir fehlt. Nicht wahr?“

Gitta ließ sich hinaufführen. Sie hing sich an Isabellas Arm, sie wollte sie gar nicht wieder loslassen.

Isabella blickte sie befremdet an.

„Gitta, sage mir —“

„Nichts, nichts, Madonna, später will ich dir alles — erzählen. Wie wunderschön sind die Nelken, so rot und brennend wie ein Flammenmeer. Wann hatte ich doch einmal ein solches Bouquet in der Hand? Ich kenne den Duft, und — ach so, meine erste Eisenbahnfahrt mit dir Gräfin Katowsky hatte ebensolche Nelken. Weißt du noch?“

„Ja, ich erinnere mich,“ antwortete Isabella langsam.

Sie gingen wieder hinunter. Das Abendessen stand fertig da. Gitta genoß fast nichts, aber sie sprach unaufhörlich, und je eifriger sie redete, desto stiller wurde Frau Rabenhorst. Plötzlich sagte sie strenge:

„Kind, du verhehlst mir etwas!“

Gitta schwieg erschrocken. Sie stand auf, dann schenkte sie sich noch ein Glas Wein ein, stellte es aber wieder hin, ohne zu trinken; dann ging sie durch das Zimmer, planlos, und plötzlich umschlang sie Isabella.

„Madonna,“ sagte sie, ihre zitternde Hand auf Isabellas festgeschlossene Finger legend.

„Nun?“

„Madonna, es ist geschehen, ich, wir — wir sind verlobt.“

Keine Antwort.

Nur ein Zucken der Hand, sonst keine Bewegung, kein Laut.

Gitta hob jetzt den Kopf, den sie bei dem schweren Geständnis gesenkt hatte, und blickte Isabella an. Entsetzt trat sie zurück. So hatte sie sie noch nie gesehen. Ihr Gesicht war aschfahl, unheimlich flackerten die Augen. „Sie könnte mich umbringen,“ durchfuhr es Gitta. Sollte sie fortlaufen?

„Bleib!“ stieß Isabella zwischen den Zähnen hervor. Auch sie stand auf. Fest umspannten ihre Finger Gittas Handgelenke, wie eiserne Klammern. „Verlobt!“ sagte sie heiser und brachte ihr Gesicht ganz nahe an Gittas.

Wie ihre Augen funkelten! Gittas Herz erstarrte, aber sie vermochte nicht, sich zu rühren, wie der Vogel, auf den der Adler niederschießt.

„Verlobt!“ wiederholte Isabella.

Plötzlich stieß sie Gitta von sich. „Geh!“ rief sie zornbebend.

Gitta mußte sich an einem Stuhl festhalten, um nicht zu fallen.

„Höre mich doch an!“ stotterte sie außer sich. „Ich —“

„Nichts will ich mehr von dir hören, wenn du mir nicht sagst, daß du lügst, daß —“ Sie stockte.

„Du Thörin,“ sagte sie dann, „du Thörin!“

Sie sank auf einen Stuhl. Sie schluchzte.

Gitta stürzte zu ihr.

„Madonna,“ flehte sie, „du mußt mich anhören! Ich liebe ihn.“

Isabella gab keine Antwort. Das Gesicht in den Händen vergraben, saß sie da.

Vergebens bat und schmeichelte Gitta. Sie liebkoste sie und nannte sie bei den zärtlichsten Namen. Es war alles umsonst.

Sie hätte ebensogut zu einem Felsen sprechen können, so regungslos und stumm saß Isabella da.

Eine große Hoffnungslosigkeit überkam Gitta. Würde niemand sie je verstehen? Anfangs er nicht und nun Isabella!

Sie ging leise aus dem Zimmer, hinauf in ihr eigenes.

„Was für Kämpfe und Aufregungen muß ich durchmachen?“ dachte sie. „Von einer Scene in die andere!“

Ihr Blick fiel in den Spiegel.

„Bin ich das?“ dachte sie erschrocken. „Was soll aus mir werden?

„In welcher Wut war Isabella, wie sie dastand und mich packte! Eigentlich grandios sah sie aus. Ich habe sie doch schon so gesehen auf der Bühne — diese Scene eben unten! Und wenn nun er erst kommt in den nächsten Tagen, wird es erst recht theatralisch. Wir können ebensogut ins Stadttheater gehen und da auf dem grünen Fußboden weiterspielen. Kunst oder Liebe? Wie sollen wir diese Tragödie nennen?

Sie stand noch immer vor dem Spiegel und starrte ihr eigenes Gesicht an. „Bin ich das?“ dachte sie wieder, „die hier steht und so entsetzlich bitter lächelt? oder Gitta Worleben, die Schauspielerin, die sich eine neue Scene einübt?“

„Mein Gott,“ rief sie plötzlich laut, „ich werde noch ganz irre!“

Sie wandte dem Spiegel hastig den Rücken.

Da lag noch ihr Hut, ihr Schirm. Sie nahm beides und ging hinaus.

Wie eine Nachtwandlerin schritt sie durch den Garten, durch die Straßen, durch das hastende, drängende Menschengewühl.

Einerlei wohin, nur immer weiter! Man muß sich müde laufen, bis man vor Mattigkeit tot umfällt. Dann war das Spiel zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)





Im Frühsommer.

Von

Toni Schwabe.

Eine ganze Bucht von Heckenrosen ist es! Sie hängt über den Rand des Hohlweges, bauscht sich in blühender Fülle und wölbt lange, geschmeidige Zweige von einer Wand hinüber zur andern.

Sieht es nicht aus, als sei für den einziehenden Sommer hier ein Triumphbogen errichtet?

Und so zahllos sind die Blüten, wie im Wettstreit entbrannt mit dem Abendhimmel, wes Rot das köstlichere ist.

Doch da, wo der Sommer einziehen wollte, kommt jetzt ein junges Menschenpaar.

Wie im Traum gehen sie beide, und er hat ganz zaghaft den Arm um ihre Schulter gelegt. So leise berührt er sie, daß bei jedem Schritt seine Hand ein wenig zittert.

Denn siehe, sie haben sich eben zum erstenmal von ihrer Liebe gesprochen. Und nun wissen sie plötzlich nichts mehr zu reden.

Ringsum hat alles Stimmen bekommen: Von den Rosen tönt eine ganz leise, feine, süße Melodie, und das Gras zu ihren Füßen seufzt. Nur die Luft im Hohlweg hält schweigend den Atem an und staut sich in dichten, berauschenden Duftwolken.

Und jeder Schritt, den sie vorwärts thun, führt tiefer, tiefer noch in diese wundererfüllte Märchenwelt hinein.

Da kommt das Ende der Rosenhecke. Schon sehen sie das Korn, welches dahinter steht, in blausilbernem Schimmer hindurchblicken — und dazwischen die feurigen Mohne — —

Ein leichtes Zurückschauern durchbebt das Mädchen — —: allzu brennend, brennend rot ist der Mohn! — — — — — — — — — — — — — —

Nur einen Augenblick. Und dann gehen sie weiter — ruhig weiter zwischen dem sommerduftenden Korn mit den heißroten Blumen — immer noch schweigend —

Nur seine Hand hat sich fester um ihre Schulter gelegt.





Im Zeichen der Weltlitteratur.

Als Goethe zu Eckermann seinen seitdem unzählige Male citierten Ausspruch vom Nahen eines Zeitalters der Weltlitteratur that, hat er wohl kaum geahnt, mit welcher Begierde sich in diesem Zeitalter seine deutschen Landsleute auf die geistigen Erzeugnisse der anderen Völker stürzen würden. Es verlohnte sich, einmal systematisch zu untersuchen, wie es kommt, daß kein anderes Volk so viele Uebersetzungen in seiner Litteratur zählt, wie das deutsche. Man würde wahrscheinlich finden, daß dieser Internationalismus, der ja sich erst voll entfalten konnte im Zeitalter des modernen Verkehrs, eine natürliche Mitgift Deutschlands ist, begründet in denselben Bedingungen wie unsere Führerschaft in Dingen des Verkehrs, aber auch aus derselben Anlage erwachsen, die uns so oft zu kritiklosen Nachahmern fremden Wesens gemacht hat, woraus ersichtlich, daß dieser Zug unseres nationalen Charakters sowohl Vorteile wie Gefahren in sich birgt.

Die Gefahren liegen in der Kritiklosigkeit, mit der das Uebersetzen geübt wird. Ueberproduktion, das Kennzeichen des modernen Industriebetriebes, herrscht auch im Uebersetzergewerbe. Es handelt sich heute nicht mehr darum, lediglich die Meisterwerke der fremden Litteraturen durch Meisterübersetzungen zu Werken der unsrigen zu machen. Zum wenigsten sind solche Bestrebungen sehr selten: außer der deutschen Ibsenausgabe, die bei S. Fischer, Berlin, erscheint, und der bei F. Fontane, Berlin, herausgegebenen Verdeutschung von Maupassant sind nur hie und da Ansätze zu künstlerischen Uebersetzungen; die Regel ist der rohe, handwerkliche Betrieb. Es wäre von Interesse, eine Berufsstatistik der Uebersetzerzunft aufzustellen. Man würde fast stets finden, daß sie aus materiellen Rücksichten, um des bloßen Broterwerbes willen, thätig sind. Eine wahrhafte Kenntnis der fremden Sprachen, wie sie nach unseren heutigen Anforderungen nicht langjähriges Studium der Grammatik, sondern nur eine intime Kenntnis des fremden Geistes, der gesamten Kulturentwicklung verschafft, am liebsten erworben durch längeren Aufenthalt im fremden Lande, ist bei den Uebersetzern selten. Grobe Verstöße gegen den Sinn kann man häufig nachweisen. Ein intuitives Verständnis, ein geniales schöpferisches Können trifft man nur ganz vereinzelt. Wer viel mit Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu thun hat, erkennt mit Besorgnis den Einfluß, den der Stil dieser Uebersetzer auf die überhandnehmende Verwilderung unseres Sprachgefühls übt; die Kunst des Uebersetzens aber sollte im Gegenteil eine Handhabe sein, das Gefühl für die Eigenheit *unseres* Stiles, für die Gesetze unserer eigenen Sprache zu stärken. Unsere Nationalisten haben hier ein weites Feld der Be-

thätigung; die Schule muß den Grund für die Erkenntnis des Sprachcharakters legen, damit im späteren Leben das Sprachgefühl mit instinktartiger Sicherheit sein Urteil zu fällen vermag.

* * *

Der Zufall hat mir da eine bunte Gesellschaft ins Haus geführt: Engländer, Amerikaner, Franzosen, Böhmen, Polen, Holländer, Schweden, Dänen, Norweger, Finnen, Russen. Sie alle unter einen Hut zu bringen, ist nicht möglich. Ebensowenig sie alle zu Worte kommen zu lassen. Mancher hat uns gar zu wenig zu sagen. Aber die Themata, über die sie sprechen, sind doch nicht gar so verschieden. Sie sehen die Dinge von verschiedenen Seiten an, aber über das Weltganze haben doch eine ganze Reihe von ihnen merkwürdig verwandte Anschauungen, — Anschauungen, die sich wiederum auch mit denen berühren, die etwa gleichzeitig bei uns zu Lande ausgesprochen worden sind.

Vor kurzem ist ein Roman von einem jungen fränkischen Dichter erschienen, der bei all seinen technischen Mängeln doch als die Gabe eines Dichters zu gelten hat, Jakob Wassermanns „Geschichte der jungen Renate Fuchs" (Berlin, S. Fischer). Mit großer Kunst ist hier der Typus der modernen Frau hingestellt, die in sich einen dunklen Drang, ein instinktives Bewußtsein einer Bestimmung hat, einer ganz individuellen Bestimmung, ein Sehnen, das in der Gegenwart mit ihrem reichen Schatz an gärenden Gedanken und Empfindungen so besonders stark sich regt: es ist das Gefühl, daß irgendwo ein Mann lebe, der die Ergänzung ihres Wesens darstellt. An dieses Buch wird man erinnert, wenn man George Egertons neuen Roman „Die Mühle Gottes" (Berlin, S. Fischer, übersetzt von Dora Landé) liest. Wie Renate Fuchs wird auch Mary Desmond, deren Geschichte uns George Egerton erzählt, hin und her geworfen in den Tiefen und Untiefen des Lebens. Sie schreitet durch den Schmutz des Elends und durch den Glanz des Reichtums; Entbehrungen und Verlockungen nahen sich ihr, die Gemeinheit tritt an sie heran. Aber sie bleibt rein. Sie bleibt auch aufrecht und verzweifelt nicht, trotzdem es das Schicksal herb genug mit ihr meint: in unaufhörlichem Wechsel der Beschäftigung muß sie sich lange Zeit ihr Brot mit ungeübter Hand verdienen; Entbehrungen und Krankheiten wollen sie oft fast zu Boden werfen; sie wird die Gattin eines Mannes, den sie zu lieben glaubte und von dessen Liebe sie überzeugt war, um nach ganz kurzer Zeit zu entdecken, daß er ein haltloser und gänzlich unwürdiger Lump ist, während sie an ihm eine starke männliche Stütze zu finden gehofft hatte. Sie lernt alle Qualen einer unglücklichen Ehe kennen und alle Sorgen des Mangels. Aber ihr Lebensmut wird nicht gebrochen. Neben ihrem Stolze, dem Erbteil ihres keltischen Blutes, hält ein tiefes Sehnen nach Glück sie aufrecht, die mächtige Ueberzeugung, daß doch noch einmal jemand kommen müsse, dem sie den reichen Schatz von Liebe, ihres Herzens sichersten Besitz, übergeben könne. Und diese Ueberzeugung ist so bezwingend, daß selbst ihr unbarmherzig kritischer Verstand, vor dem keine Illusion bestehen bleibt und der so viele Menschen in ihrem Leben von ihr abgestoßen hat, schweigen muß. Einmal muß doch der Rechte kommen, der Einzige, die andere Hälfte ihrer Seele, der jede ihrer Regungen versteht und dem sie all ihre Liebe mit vollen Händen schenken kann. Aber während Renate Fuchs mit der Sicherheit der Nachtwandlerin zu diesem Ziele ihres Lebens gelangt, muß Mary Desmond resignieren. Sie kommt zu der Ueberzeugung, daß es die Männer, die

die heutigen Frauen brauchen oder ihrer bedürfen, noch nicht giebt. „Aufgabe der Mütter ist es, sie für die Frauen, die uns folgen, zu erziehen." Und so widmet sich Mary Desmond nach dem Tode ihres Mannes der sozialen Bewegung. Hier findet sie fortan Ruhe, hier Wesen, die ihre Liebe brauchen, die zu ihr die Hände hilfeflehend, und eine große sehnsuchtsvolle Frage im Auge, erheben: Mary Desmond will ihnen helfen, sie zu beantworten, und mit der sanften Hand verstehender Liebe ihre Leiden mildern.

Dieser Schluß befriedigt künstlerisch nicht. In George Egerton streiten wie in ihrer Heldin nüchterner Verstand und ein starkes Gemütsbedürfnis. Dieser Streit giebt ihrem Roman auch eine innere Zerrissenheit und verhindert eine einheitliche künstlerische Komposition. Eine nervöse Unruhe liegt über dem Ganzen, etwas Sprunghaftes, das sich auch in der Charakteristik ihrer Gestalten ausprägt, die oft nur blitzartig, für wenige Augenblicke ins Licht treten, um dann wieder zu verschwinden. Mary selbst ist voll ganz persönlichen Lebens, aber eine durchkomponierte Figur ist auch sie nicht. Bei allen Mängeln muß man das neue Werk George Egertons jedoch zu denen rechnen, die einer Uebersetzung würdig sind, und muß auch bei der Uebersetzerin das Streben nach charakteristischer Wiedergabe des Originals anerkennen.

* * *

George Egerton kennt den unerbittlichen, nüchternen Kampf ums Dasein, aber sie hat zugleich den unzerstörbaren Glauben an das Leben, das heißt, an eine Macht der Entwicklung des Menschengeschlechtes, an eine frohe Zukunft, die heraufzuführen wir selbst beitragen können. Es geht ein warmer Strom der Weltbejahung von der Persönlichkeit aus, die wir hinter dem Werke sehen. Auf durchaus anderem Grunde erwachsen ist die Weltanschauung des dänischen Kritikers und Novellisten Hermann Bang, von dem im gleichen Verlage ein Roman „Hoffnungslose Geschlechter" vorliegt. Seine Phantasie reagiert auf die Eindrücke der Wirklichkeit, ähnlich wie die George Egertons. Er kann nicht eine einheitliche Handlung komponieren, sondern reiht Bild an Bild, von denen seine Phantasie jedes mit voller Deutlichkeit in allen seinen Einzelheiten festhält. Er sieht nur Teile und kein Ganzes. Wie sein Schaffen, so ist sein Wesen. Seine Weltanschauung hat keine Kraft und keine Zuversicht. Freilich auch keinen Groll und keine Anklage gegen die Welt. Er sieht nur die unentrinnbare Notwendigkeit ...

William Hög, der einem uralten Adelsgeschlecht entstammt, ist der letzte Sproß an diesem langsam verdorrenden Baume. Von seinem Vater hat, als er eine Ehe einging, ein alter Arzt gesagt, Leute wie er dürften nicht heiraten. „Die Linie ist fertig, die Kraft verbraucht." Die Geschichte dieser Ehe giebt ihm recht. Bei Hög kommt mit den Jahren eine periodisch auftretende geistige Erkrankung zum Ausbruch; die Gattin reibt sich auf in dem Bestreben, ihr Unglück vor der Welt zu verheimlichen. In dieser Luft wächst als Aeltester William auf, der die Zartheit der Nerven und die künstlerische Sensibilität der Mutter geerbt hat. Talente und Gaben entwickeln sich in ihm mancherlei, aber die Hauptsache, die Willenskraft ist von Beginn an flügellahm. Er geht mit einer schweren Last durch das Leben: der Gedanke, ein Hög zu sein, der Gedanke an das Vorbild seiner Ahnen liegt lastend auf ihm. Statt ihn anzutreiben, hemmt dieser Gedanke jeden freien Schritt, und als er sich schließlich auf sich selbst besonnen, eine Lebensaufgabe gefunden zu haben glaubt, da rasselt die furchtbare Kette,

die er durchs Leben schleppt, nur um so vernehmlicher, und ihr Gewicht zieht ihn zu Boden. William Høg hat nach friedlosem Schwanken endlich geglaubt, die Natur habe ihn zu einem großen Schauspieler bestimmt. Der Glaube an sein Talent giebt ihm zum ersten Male Schwungkraft und Elastizität, jedoch als der erste Versuch fehlschlägt, schiebt er sofort mutlos die ganze Sache auf. Und wieder beginnt der aufreibende Kampf zwischen seinem übermächtigen Phantasieleben und dem harten Leben der Wirklichkeit. Er versinkt für eine Zeit im Schlamm und ist dem Wahnsinn nahe. Schließlich aber rafft er sich auf, sein letztes Stückchen Kraft reicht gerade noch zu einem kleinen Werk für die Bühne, es ist, bezeichnend genug, nur ein Einakter. Aber dann ist er fertig mit dem Leben. Der Erfolg seines Stückes täuscht ihn nicht mehr, daß es zu Ende mit ihm ist. So zieht er selbst das Facit seiner Lebensrechnung. „Ich träumte einst, etwas Großes leisten zu können, und war unvermögend. Das ist die traurige Geschichte meines Lebens. — Ein schlechter Mensch zu werden, langsam immer tiefer hinunterzugleiten, in Selbsterniedrigung, vielleicht als Lump zu endigen — dafür war ich zu gut!" ...

Es ist kein Tendenzbuch, kein Bekenntnis irgend einer Lebensanschauung, — es ist nur ein Stück Leben, in den Einzelheiten und in der Gesamtstimmung von überzeugender Echtheit. Aber man liest doch auch eine ganz bestimmte Weltanschauung heraus: einen naturwissenschaftlich begründeten Fatalismus, der das Walten der ehernen Gesetze mit unerbittlicher Klarheit erkennt; kein Dekadent, kein Resignierender, der unerfüllbare Hoffnungen trauernd zu Grabe trägt, sondern nur ein Beobachter und Gestalter des Thatsächlichen ist Hermann Bang. Er ist nicht Moralist, sondern durchaus Künstler, den seine Natur zwingt zu schaffen.

* * *

William Høgs Leben führt ohne Rettung einem Abgrunde entgegen. Bang kennt keine Macht, die ihn an diesem Abgrund vorbeigeleiten, dem Menschen noch im letzten Augenblick die Hand entgegenstrecken könnte, eine Macht, die die „Logik der Thatsachen" störte und den starrsten Entschluß weich machen könnte, eine Macht, die der Verstand vielleicht negiert, die aber trotzdem wirkt. Bang weiß von einer solchen Macht nichts, seine Landsmännin Magdalene Thoresen baut auf ihr ihr ganzes Leben und ihr ganzes Schaffen auf. „Am Abgrund vorbei", (Berlin, Schuster & Löffler) so heißt ihre neue Sammlung, die der Verherrlichung dieser großen Macht geweiht ist, der verzeihenden, errettenden, aufbauenden Macht der Liebe. Alle ihre Menschen scheint ihr Schicksal, d. h. ihr verblendeter Egoismus, zum Abgrund der Verzweiflung führen zu wollen; da aber, im letzten Augenblick, streckt die Liebe sanft ihre Hand aus, und sie sind gerettet. Das ist der gemeinsame Zug, der die einzelnen Novellen, die in ganz verschiedene Lebenssphären führen, miteinander verbindet ...

Das klingt ganz nach Erbauungserzählung, nach sentimentaler Verhüllung der Unerbittlichkeit des Lebens; aber Magdalene Thoresen ist weit entfernt, das Leben zu fälschen. Sie ist durchaus eine künstlerische Natur, die das Leben mit voller Ehrlichkeit und Treue wiedergiebt. Aber sie ist selbst der großen Liebe voll, die für sie die stärkste Lebensmacht ist. In diesem Sinne ist Magdalene Thoresen eine fromme Natur. Aber sie ist alles eher als weich oder gar weichlich. Sie hat im Gegenteil eine Vorliebe für harte und starre Charaktere, schwerbewegliche, störrische Eigene, die trotzig und aufrecht stehen wie die Felswände der

Fjorde. Wer die norwegische Landschaft kennt, der weiß, wie innig in jenem Lande der Zusammenhang zwischen der Natur und den Menschen ist, — sein muß. Beiden, der Natur und den Menschen, wird Magdalene Thoresen gerecht. Wenn sie dann aber Wildheit und Härte und verstockten Egoismus vor jener Macht der Liebe die Waffen strecken läßt, so spürt man, daß ihre Ueberzeugung — oder ihr Postulat — aus einem Herzen kommt, das selbst diese Liebe kennt, wie sie denn in einem Gedichte von sich selbst einmal sagt:

Mag das Leben mich auch stellen,
Wie es will und wo es will —
Ist die Liebe nur gerettet,
Geh das and're, wie es will!

* * *

Die große, heilige Kraft der Liebe ist auch in Sophus Michaelis Dichtung „Aebelö" (Wien, Wiener Verlag) der Schlußakkord. Die Liebe von Mann und Weib nicht als brünstige Leidenschaft, sondern als die läuternde Macht, die den Menschen über die Gegenwart hinaushebt und ihn erkennen läßt, daß er der Sämann der Zukunft ist, die ihn, indem er dem allerpersönlichsten Triebe folgt, gerade zum Aufgeben der eigenen und zum Aufgehen in der fremden Persönlichkeit führt. Auf Aebelö, der kleinen jungfräulichen Schäreninsel, vollzieht sich an der schönen Gro das Wunder der Liebe. Hier kommt in Gro, der keuschen Tochter des gewaltthätigen Ritters Sten Basse, in langsamer Entwicklung die Erkenntnis ihrer Liebe zu dem Junker Sölver zur Reife, den sie zuerst zu hassen, dann wie einen Bruder zu lieben meinte, und in dem doch ihre Seele, lange, ehe sie es wußte, ihr Weibes-Schicksal gefunden hatte. Hier wird sie Weib, während in ihr das Pfand jener Liebe heranwächst, das sie empfangen, ohne es selbst zu ahnen, und doch freiwillig, als sie dem dunkeln Triebe ihrer Seele folgend, schlafwandelnd sich Sölver zu eigen gegeben hat. Und hier wächst sie unmerklich in den Reichtum jenes Glückes hinein, das denen zu teil wird, die ihre Bestimmung erreichen, unbeirrt durch irgendwelche Vorurteile.

Es ist ein Märchen von wundersamem Reiz, dieser Hymnus von Sölver und Gro, ein großes lyrisches Gedicht vom Glück, gedichtet mit all jener Feinhörigkeit der Seele, die man nur bei den Dichtern aus dem Vaterlande Jens Peter Jacobsens findet. Störten nicht in der im übrigen sehr sorgfältigen und feinempfundenen Uebersetzung von Marie Herzfeld einige kleine Manieriertheiten, so würde der Genuß, den man beim Lesen dieses Buches empfindet, ungetrübt sein. Wann sich die Ereignisse zutragen, danach fragt man nicht lange: es ist eine Zeit, wo die Instinkte der Menschen noch frei walten können und Liebe und Haß noch nicht krank sind, — eine Zeit, in der es leider nicht Menschen gegeben hat, die sich wie diese des Reichtums ihrer Seelen bewußt waren!

* * *

Und wiederum hören wir die große, reine, heiligende Macht der Liebe preisen, nicht zwar die Liebe von Mann und Weib, aber doch wieder dieselbe Liebe, die den Menschen läutert und ihn glücklich macht, indem sie ihn seiner Bestimmung zuführt. Es ist die Liebe, die Jesus Christus den Menschen hat bringen wollen. Was würde Jesus sagen, wenn er heute auf die Erde käme und die prüfte, die sich seine Nachfolger nennen? Was müssen sich diese Nachfolger Christi selber antworten, wenn sie sich ernstlich die Frage vorlegen, ob sie

in seinen Fußstapfen wandeln? So hat sich der Amerikaner Charles M. Sheldon gefragt, als er seinen Blick auf das Leben seiner Mitmenschen schweifen ließ, und er ist, wie sein Geistesverwandter Leo Tolstoj, zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß wir unser Leben von Grund aus ändern müssen, wenn wir in Wahrheit sein wollen, was wir zu sein vorgeben, Nachfolger Christi. Und diese Ueberzeugung hat er dann angefangen in Büchern niederzulegen, die ganz unmittelbar die Erlebnisse seiner inneren Erfahrung enthalten und den Weg zeigen, den er für nötig hält, wenn die Menschen von heute mit ihrer Nachfolge Christi Ernst machen wollen. In Amerika, dem Lande, wo alles gleich ins Ungeheure geht und wo die rastlose Hatz nach dem Dollar eine ebenso mächtige Sehnsucht nach innerem Frieden erzeugt hat, in Amerika, dem Lande der religiösen Sekten, der Straßenprediger und der erbitterten konfessionellen Kämpfe, haben Sheldons Bücher eine ungeheure Verbreitung erlangt, und es ist daher schon wegen ihrer Bedeutung als zeitgeschichtliche Dokumente von Wert, sie auch in deutscher Uebertragung kennen zu lernen. Von den drei Büchern, die mir vorliegen, „Richard Bruce" (Kassel, Ernst Röttger), „Robert Hardys Leben" (ebenda) und „In Seinen Fußstapfen", mit dem Untertitel: „Was würde Jesus thun?" (Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht) ist das letztgenannte das bemerkenswerteste. Sheldon ist kein Dichter wie Leo Tolstoj, aber die innere schlichte Wärme seiner Darstellung hilft über seinen Dilettantismus hinweg.

„Was würde Jesus thun?" — Auf diese Frage verpflichten sich auf Anregung ihres Pastors eine Anzahl Bewohner der Stadt Raymond, Angehörige der verschiedensten Berufe, ein ganzes Jahr lang nach bestem Wissen und Gewissen zu antworten und sich nach ihr zu richten in allem, was sie thun, im privaten wie im öffentlichen Leben. Sie halten ihr Wort und — hier kommt in Sheldon der praktische Amerikaner zum Durchbruch — sie erleben es, daß nach einigen unangenehmen Erfahrungen im geschäftlichen Leben ihre Handlungen schließlich nicht ohne Lohn bleiben. Das Märtyrertum erweist sich, wenn wir es ganz brutal ausdrücken wollen, als eine gute Spekulation. Der Geschäftsmann, der seine Angestellten am Gewinn teilnehmen läßt und sie menschlich behandelt; der Zeitungsverleger, der bei jedem Artikel sich fragt, ob Jesus ihn, wenn er eine Tageszeitung herausgäbe, aufnehmen würde, vor allem aber der Pastor selbst erfreuen sich bald des glänzendsten Erfolges, und die Bewegung greift schnell mit Macht um sich, die „Erweckungen" mehren sich von Tag zu Tage. Daß dieser Nachweis in dem Buche geführt und daß er für notwendig gehalten wird, erscheint mir an diesem Buche neben seinem unleugbaren ethischen Werte als besonders bemerkenswert.

* * *

Vom Kampfe des Christentums und seinem siegreichen Vorgehen erzählt auch der Finländer Juhani Aho in seinem großangelegten Romane „Panu" (Leipzig, Georg Wigand, übersetzt von E. Schreck). Aber Aho ist nicht Erbauungsschriftsteller, sondern Künstler, und frei selbst von dem Schatten der Subjektivität. Seine charakteristische Eigenschaft ist es gerade, vollständig in seinen Gestalten aufzugehen: in dieser Hinsicht zeigt „Panu", das große historische Epos vom Kampfe der heidnischen Finnen mit den vordringenden Sendboten der christlichen Kirche, bei aller Verschiedenheit des Stoffes unverkennbare innere Verwandtschaft mit Juhani Ahos früheren Romanen „Ellis Jugend" und „Ellis Ehe".

Ahos Roman „Panu“ hat nicht die große breite Pinselführung des historischen Freskostiles, nicht kühnen Schwung und weithin leuchtende Farben, aber eine bewundernswerte Treue und Echtheit des Kolorites, wie sie nur denen möglich ist, die tief und ganz in der Heimat wurzeln. Und dieses Heimatgefühl giebt seinen Schilderungen der Natur die zwingendste Kraft. Die Bilder dieser weiten Einödenwälder, die der heidnische Karelenhäuptling Panu mit seinen Stammesangehörigen in schweigender Schneeschuhfahrt durchsaust, die Sümpfe und die Seen erblickt man mit voller Deutlichkeit; die Bilder stehen da, fest umrissen und charakterisiert, so daß man sie nie vergißt. Das Bewundernswerteste aber ist, wie Aho seine Menschen hinstellt. Ohne Spur von rousseauscher Empfindsamkeit, ohne Klagen über die verlorene Primitivität des Empfindens, aber auch ohne Hochmut schaut er auf das götzen- und zaubergläubige Volk. Seine Kenntnis der alten Opfer- und Zauberbräuche der Götterlehre ist erstaunlich, aber erstaunlicher noch die Darstellung der heidnischen Gläubigkeit, insbesondere des Zauberers Panu selbst. Er gleicht einem von jenen heiligen Götterbäumen, die man fällen muß, will man sie unschädlich machen. Er ist ein wilder Fanatiker, der in der eindringenden Lehre des „Kreuz-Kjesus“ nicht nur eine persönliche Gefahr ahnt, sondern auch für seine Götter fürchtet, die er in Nöten sieht. Mit wilder Zähigkeit und Kraft sucht er seine Stellung als mächtigstes und zauberkundiges Haupt der Kareler gegen den Pastor zu halten, keine Gewalt, keine List scheut er gegen den verhaßten Feind, dem er doch schließlich unterliegen muß, nachdem er schweres häusliches Leid erduldet und den Abfall seiner Stammesgenossen hat mit ansehen müssen. Der „Kreuz-Kjesus“ hat gesiegt, aber Panu fühlt sich nicht überwunden: stolz geht er nach Abo, um den Flammentod zu sterben.

Kein falscher Zug stört die Einheitlichkeit des kulturhistorischen Bildes. Alles ist aus der Zeit und aus dem Charakter der Kultur heraus gesehen.

* * *

Welch ein Gegensatz zwischen den Gestalten dieses Romans, den starken Geschöpfen einer primitiven Kultur, einfachen und unkomplizierten Menschen, die ohne langes Besinnen dem dunklen Triebe in ihrer Brust oder aber dem blind verehrten Häuptlingswort gehorchen, und den dekadenten, blassen Seelchen, in die der Russe Fjodor Ssologub in seinen vier Erzählungen „Schatten“ (Wien, Wiener Verlag. Aus dem Russischen von Alexander und Klara Brauner) hineinleuchtet. In allen vier Erzählungen stehen Kinder im Mittelpunkt, die der Schatten mysteriöser Zwangsvorstellungen in den Tod oder in die Nacht der Geistesstörung treibt. Man hat das Gefühl der inneren Wahrheit all dieser Geschehnisse, auch wenn man nie eine ähnliche Erfahrung im Leben gemacht hat. Die psychologische Kunst des Verfassers bewundert man unbedingt. Die Kenntnis der menschlichen Seele und die suggestive Kraft der Darstellung verwickelter seelischer Vorgänge sind eine nationale Mitgift der Landsleute Dostojewskis, die Fjodor Ssologub in ungewöhnlich reichem Maße zu teil geworden ist. Besonders in der letzten der vier Erzählungen, „Rajetschka“ betitelt, zeigt sich die Kunst Ssologubs auf der Höhe. Ein Schatten verfolgt den kleinen Mitja, immer ist er um ihn, bald schmeichelnd, bald drohend, immer wachsend und schließlich seine ganze Seele umklammernd, so daß er ihm willenlos ergeben ist und ihm folgt, wohin er winkt. Dieser Schatten ist die Gestalt eines toten kleinen Mädchens, das Mitja hat aus dem Fenster des vierten Stockwerks auf die Straße stürzen

und zerschellen sehen. Der Anblick läßt die bewegliche Phantasie des Knaben nicht mehr los. Ueberall erscheint ihm Najetschka. Das Kind, das er nie bis dahin gesehen, wird sein Idol, die Vertraute seiner Seele, auf sie bezieht er jedes Ereignis seines Lebens, sie ist ihm ein Trost in seinem armen Dasein des Sohnes einer brutalen Herrschaftsköchin, sie umschwebt ihn in der Schule und auf der Straße, sie ändert sein ganzes Wesen, umspinnt ihn mit Träumen und Wünschen, von denen er selbst nichts weiß. Und eines Tages, da der arme, getretene und mißhandelte Junge nicht mehr aus noch ein weiß, steht er plötzlich vor dem Hause Najetschkas. Er sieht das kleine Mädchen deutlich an der Treppe stehen, von ihren hellen Gewändern, auf denen rote Rosen blühen, und von ihren Zöpfen gehen leichte Flammenwellen aus. Ihre Augen leuchten wie zwei Abendsterne, geheimnisvoll zieht sie ihn nach sich. Er folgt ihr, beseligt erst, dann voll Angst, denn er glaubt sich verfolgt von seinen Feinden, den rohen Lehrern und Mitschülern, aber die kleine Naja faßt ihn beruhigend an der Hand und führt ihn mit sich ... „Der bleiche Knabe kletterte auf das Fensterbrett im vierten Stock. Das Fenster war offen. Er hielt sich mit den Händen am obersten Fensterrahmen fest, wandte sein Gesicht der Treppe zu und begann mit nach außen gekehrtem Rücken aus dem Fenster zu steigen. Seine Füße glitten plötzlich ab ..."

Ssologub, dessen Name mir zum ersten Male begegnet, verwertet hier eine psychische Erscheinung, die in dieser Potenzierung den Charakter des Pathologischen hat, die aber an sich ein Besitztum jedes Menschen ist, und für die wir daher auch unmittelbares Verständnis haben: die Zwangskraft der Vorstellungen. Wir kennen sie alle, die Macht, die diesen seelischen Gebilden innewohnt und unser Handeln beeinflußt, das unheimliche Locken und Ziehen eines Gedankens, den wir als unseren Feind erkennen und in dessen Macht wir uns doch rettungslos gegeben fühlen. Das Kind mit seinem starken Phantasieleben und seiner schwächeren Erkenntnis der Wirklichkeit ist diesen Mächten noch viel widerstandsloser ausgesetzt als der Erwachsene. Aber es sind reale Mächte, mit denen wir alle rechnen müssen und die sich erkennen und eingrenzen lassen, Schatten eines Lichtes, das wir ergründen können.

Andrer Art sind die Schemen, die wir in dem gleichnamigen Buche der englischen Schriftstellerin Vernon Lee kennen lernen, die in der Uebersetzung von M. von Berthof gleichfalls im Wiener Verlag erschienen sind. Diese Schemen scheinen einer Welt zu entstammen, die das Vergangene und Künftige umfaßt und doch das Gegenwärtige beeinflussen kann. Sie existieren möglicherweise nur in der Phantasie jener Personen, denen sie erscheinen, aber sie sind doch so mächtig, daß sie unter Umständen über die Gestalten der realen Welt den Sieg davontragen. Es sind Geschichten, bei denen einer das Gruseln lernen könnte; sie zeugen sämtlich von einer virtuosen Erzählungskunst, wie sie im englischen Roman nachgerade zur Tradition gehört; aber uns überkommt eben nur ein Gruseln, nicht der Schauer, mit dem wir dem unbegreiflichen Walten des dunklen Schicksals gegenübertreten. So sind diese „Schemen"-Novellen im Grunde nicht mehr als Spielerei, obgleich hie und da blitzartig ein Licht in wirklich ahnungsvolle Seelentiefen leuchtet. Jeder rationalistischen Deutung hat die Verfasserin von vornherein vorgebeugt und durch kleine geheimnisvolle Einzelheiten auch noch weiter dafür gesorgt, daß der Vorwitz der Erklärungssüchtigen gestraft werde.

* * *

Die Suggestionskraft dieser Erzählungen reicht nur für den Augenblick des Lesens. Wir glauben nicht an diese geheimnisvollen Vorgänge. Nur das größere Geschick der Darstellung unterscheidet sie von gewöhnlichen Sensationsnachrichten der Zeitungen. Das Buch aber, mit dem ich diese Uebersicht schließe, giebt uns einen unverlöschlichen Eindruck und erfüllt uns mit schauernder Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Lebens: Maupassants „Zur See“ (München, Albert Langen), dessen Verdeutschung leider von Fehlern nicht frei ist.

In keinem Buche läßt uns Maupassant so tief in sein Inneres schauen wie in diesem Tagebuche einer Meerfahrt, die er im Jahre 1888 auf seiner Yacht Bel-ami an den Küsten der Riviera unternimmt, einsam, den Menschen entflohen und ganz dem Zauber des Alleinseins hingegeben. Ein tiefer Pessimismus durchzieht diese Betrachtungen. Die Tragik der Künstlernatur, die alles Leiden mit gesteigerter Macht fühlt, an deren Nerven die brutale Hand der Wirklichkeit fortgesetzt unbarmherzig reißt und deren Schmerzen noch durch Krankheit gesteigert werden, aber auch die Wonnen des künstlerischen Rausches sprechen aus diesen Tagebuch-Notizen, die zum Teil in einer Ekstase geschrieben sind, die nicht mehr von dieser Welt ist.

Diese Seele ist auf immer zerrissen; nur selten vermag sie nocheinmal harmonisch zu erklingen. Die große Natur, das erhabene Wunder des Meeres heilt die Schmerzen des kranken Dichters. Der Psychiater wird in diesem Tagebuche schon deutlich die Spuren der späteren Erkrankung erkennen. Der Gedanke, der den Dichter in seinem Wahnsinn mit so unaufhörlichen Schmerzen gequält hat, der Gedanke, daß die Menschen einsam sein müssen, und keine Brücke von Seele zu Seele führt, kehrt in diesen Grübeleien schon hartnäckig wieder. Die zerrütteten Nerven nötigen den Dichter, oft zu dem betäubenden Aether zu greifen, der ihm dann auf Stunden an Stelle der quälenden Wirklichkeit Zauberländer und berauschende Phantasien erscheinen läßt. Dazwischen stehen geistvoll und graziös erzählte Anekdoten, geschichtliche Reminiszenzen, Beobachtungen über Volksleben 2c. Ein wunderbar reiches und tiefes Buch, dessen Kenntnis zum Verständnis Maupassants unerläßlich ist ...

Dr. **Gustav Zieler.**



Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke. Von Karl Joël, Professor an der Universität Basel. Berlin 1901, R. Gaertners Verlag (H. Heyfelder).

Es sind neun, in den Jahren 1893 bis 1900 entstandene Vorträge und Aufsätze, die Joël einem weiteren Publikum bietet: „Die Zukunft der Philosophie“, „Das ethische Zeitalter“ („Der neue Geist“), „Das Herz der Wissenschaft“, „Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe“, „Die Frauen in der Philosophie“, „Philosophen-Ehen“, „Die Sphinx des Pessimismus“, „Stirner“, „Philosophie und Dichtung“. Sie alle sind ausgezeichnet durch eine prächtige, bilderreiche Diktion, durch eine überaus anmutige, geradezu künstlerische Form, wie sie sich bei Philosophen nicht oft findet. Getragen ist die Darstellung von einem tiefinnerlichen Pathos, überall vibrieren die Schwingungen echtester Leidenschaft für den Gegenstand. Der Verfasser hält sich gleich weit entfernt von dem trockenen

Tone nüchterner Fachwissenschaft wie von dem seichten Geschwätz dilettantenhafter Oberflächlichkeit; trotz all der schön dahinfließenden Sätze spielt er nicht mit seinem Stoffe, sondern man merkt, daß es ihm um ein gründliches Eindringen zu thun ist. Für ihn ist die Philosophie nicht eine trockene, halb erstorbene Wissenschaft, sie bedeutet ihm eine lebendige Wirklichkeit, einen mächtigen Kulturfaktor, „die alte, angestammte Königin menschlicher Weisheit — wenn auch im Bettler- und Trauergewande". Diese formvollendeten, des Interessanten und Anregenden so viel gewährenden Aufsätze suchen „überall das Leben im Denken, aber auch das Denken im Leben aufzudecken, überall den Zusammenhang des Zeitlichen und Persönlichen mit dem Abstrakten und Sachlichen hervorzukehren". Die Philosophie soll Fühlung haben mit dem Leben, sie ist eine normative, wertgebende Wissenschaft, die durch die Ethik zu einer Metaphysik führen soll und muß, „denn der religiöse und metaphysische Sinn werden immer am Kulturbau der menschlichen Seele die Kuppel ausgestalten, und gegen die grandiose Monumentalität der Kuppel beweist es nichts, daß die heutige mehr praktische als architektonische Zeit die glatten und niedrigen Dächer vorzieht". Energisch setzt sich Joël für die vielgeschmähte Spekulation ein, die nichts anderes heißt als „die Welt durchleben im Denken", für den Idealismus, dem der Geist in seinen zwecksetzenden Funktionen die höchste Wirklichkeit bedeutet, der in den Ideen die treibenden Mächte alles Geschehens erblickt.

Das Buch Joëls ist eines jener in letzter Zeit sich immer mehr häufenden Anzeichen dafür, daß die Philosophie anfängt, „des trockenen Tones satt" zu werden, daß sie mehr sein will, als eine bloße Zusammenfassung des von den Einzelwissenschaften gewonnenen Wissensstoffes. Die Philosophie strebt wieder danach, Weltanschauung zu sein, freilich nicht, wie im Zeitalter Hegels, mit souveräner Verachtung der Erfahrung, sondern auf Grundlage derselben. Als Ethik insbesondere will die Philosophie wieder Einfluß ausüben auf das Leben, kurz, sie will schöpferisch sein. Joël irrt nicht, wenn er behauptet, der Typus solcher normativer Wissenschaft beginne, nachdem er lange geschlummert, „wieder die Augen aufzuschlagen, um dem historisch-naturwissenschaftlichen Typus, der nur das Ordnungsprinzip der Ursache kennt, die Alleinherrschaft streitig zu machen".

Dr. Rudolf Eisler.





Der Wert einer Kirche.

(Evangelische Rundschau.)

„Kann ein Sozialdemokrat Christ, ein Christ Sozialdemokrat sein?" ist eine in theologischen und kirchlichen Kreisen viel erörterte Doktorfrage. Das Kieler Konsistorium hat vor einiger Zeit eine praktische Antwort darauf gegeben, indem es ohne weiteres die Wahl eines Sozialdemokraten zum Kirchenältesten bestätigte. Wenn der Mann treu und ehrlich am Gemeindeleben mitarbeiten will, soll man ihn um seiner politischen Stellung willen nicht daran verhindern; beabsichtigt er kirchenfeindlich im Geiste seiner Partei aufzutreten, kann man sich seiner immer noch entledigen. Eine treffliche Entscheidung, mit Freude zu begrüßen, wie alles, was dazu beiträgt, uns über die Verquickung kirchlicher und politischer Fragen hinauszuführen. England kann Deutschland darin ein Muster sein. Dort gehören überzeugte Christen den verschiedensten Parteistellungen an.

Schwieriger als die Frage: „Kann ein Sozialdemokrat Christ sein?" ist die andere: „Kann ein Sozialdemokrat Pfarrer bleiben?" Sie ist aufgeworfen, als Göhre, der nach Aufgabe seines Frankfurter Pfarramts die Rechte des geistlichen Standes beibehalten hatte, 1899 zur sozialdemokratischen Partei übertrat. Das brandenburgische Konsistorium besaß die erfreuliche Besonnenheit, zunächst in keiner Weise gegen ihn einzuschreiten und damit unsere Frage nicht von vornherein zu verneinen. Erst als Göhre mehrfach in Presse und Versammlungen radikal gegen das Bekenntnis der Kirche vorging und die „völlige Ablehnung jeder heutigen Form der Kirche" zu seiner Losung machte, gab ihm die Behörde in sehr ruhiger Weise zu verstehen, daß er unter diesen Umständen „jedenfalls auch keinen Wert mehr darauf legen werde, noch weiterhin Träger der Rechte des geistlichen Standes der preußischen Landeskirche zu sein." Göhre leistete darauf freiwillig Verzicht. Die Sachlage ist so einfach, daß ganz verschieden über kirchliche Fragen denkende Männer, wie Stöcker und Baumgarten*), dem Verfahren der kirchlichen Behörde unumwunden zustimmten. Wir würden hier kaum noch davon Notiz nehmen, wenn nicht Rade, dessen Feder neuerdings immer häufiger in sensationelle Farben getaucht ist, aus dieser Entscheidung Anlaß zu heftigen Klagen und Vorwürfen genommen hätte, die in den Ausführungen gipfeln: „Wie

*) In der Rundschau seiner „Monatsschrift f. d. kirchliche Praxis". Februarheft.

denken sich die verantwortlichen Leiter unserer Landeskirchen die zukünftige Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und sozialdemokratischer Arbeiterschaft? Wie glaubt die Kirche an diese Kreise wieder heranzukommen? Daß diese Arbeiter in absehbarer Zeit von ihrer Partei lassen, scheint nach menschlicher Erwägung ausgeschlossen. Verzichtet also die Landeskirche auf diese Scharen? Es hat das Vertrauen der Arbeiterschaft zur Kirche durch die Hinauskomplimentierung Göhres einen tödlichen Stoß bekommen. Und was nun?"

Es wäre sehr einfach, Rade mit einer Reihe von Gegenfragen zu antworten. Schon die Ueberschätzung der Persönlichkeit Göhres, dem von seiten der Genossen durchaus kein ungemischtes Vertrauen entgegengebracht wird, gäbe Anlaß dazu. Oder glaubt Rade die Arbeiterschaft dadurch zu gewinnen, daß die Kirche zum Sprechsaal wird, indem jeder mit schrankenlosem Radikalismus über alle kirchlichen Ordnungen herziehen könne? Wir haben solche Zeiten gehabt, in denen das Landrecht bestimmte: Inwiefern Geistliche bei innerer Ueberzeugung von der Unrichtigkeit der Grundbegriffe ihrer Religionsgemeinschaft ihr Amt dennoch fortsetzen können, bleibt ihrem Gewissen überlassen. Aber noch damals verlangte man wenigstens, daß ihre öffentlichen Aeußerungen unanstößig seien. Und doch war Verfall, nicht nur des kirchlichen, sondern ebenso alles religiösen Lebens die Folge dieses Standpunktes. Oder glaubt Rade die Achtung vor der Kirche wirklich zu heben dadurch, daß ihre Diener das Recht erhalten, möglichst viel auf „jede heutige Form der Kirche" zu schelten?

Aber die Frage ist zu ernst, um sie so zu erledigen, denn es ist in der That eine Lebensfrage für unsere Kirche: Kann unsere Arbeiterschaft noch für Kirche und Christentum gewonnen werden? Viele sagen mit Rade: Nein. „Zwischen diesem Landeskirchentum und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sehe ich keine Brücke mehr." Sicherlich ist die Spannung sehr groß. Als neulich in der großen Heilstätte in Beelitz eine Kapelle gebaut werden sollte, lehnten die Arbeitervertreter die dafür geforderte Summe einstimmig ab, sie wollten nicht einmal von dem Troste der Religion für Kranke und Sterbende etwas wissen. Sicher ist ferner, daß die Kirche und ihre Diener noch in ganz anderer Weise auf die Gedankenwelt der Arbeiter eingehen müssen. Sicher ist vor allem auch, daß die Kirche in ihren Synoden und Gemeindevertretungen den Arbeitern viel mehr Gelegenheit zum Mitwirken geben muß als bisher. Aber bei aller Geneigtheit zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung scheint es mir grundfalsch zu sein, doch immer nur der Kirche Buße zu predigen. Thatsächlich wird z. B. in treuer Seelsorge bereits viel von der Kirche auch für Arbeiterkreise geleistet. Noch nicht genug, selbstverständlich, aber vergeblich ist auch die bisherige Arbeit nicht. Und vor allem: Niemand soll treue Arbeit brach legen, indem er sagt, sie nütze doch nichts, die Arbeitermassen seien zu entfremdet, um je den Weg zur Kirche zurückzufinden. Volksmeinungen und Volksströmungen wechseln sehr schnell. Wer hätte es anno 48 und fast mehr noch am Anfang der sechziger Jahre gedacht, daß in unserm Volke jemals andere als republikanische Gesinnung herrschen könne? Ein so besonnener Mann wie Ihering schrieb von jener Zeit später an Bismarck: „Kein Wunder, daß ich der Monarchie nicht ergeben war, und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde." Eine ähnliche Umstimmung der Anschauungen unserer

Arbeiterwelt auf religiösem Gebiete sollte unmöglich sein? Ebensowenig, wie wir die Hoffnung aufgeben, daß unsere Arbeiter noch einmal national empfinden werden, können wir auf die andere verzichten, daß sie noch einmal Verständnis für den Wert unserer evangelischen Kirche bekommen sollen. Sind nicht leise Anzeichen solcher Umstimmung bereits vorhanden? Muß die sozialdemokratische Partei ihr nicht schon öfters Rechnung tragen? Würde es einer ihrer Redner heute wagen, wie Bebel seiner Zeit als selbstverständlichen Satz auszusprechen: Wir erstreben auf politischem Gebiete den Republikanismus, auf ökonomischem den Kommunismus, auf religiösem den Atheismus!? Der Materialismus macht die Seelen nicht satt. Als Zeichen der Zeit kann es gelten, daß die Leitung der Leipziger Volkshochschulkurse im Jahre 1901 auch den Pastor Bonhoff zu ihren Vorträgen zuzog. Die Vorträge Bonhoffs liegen nunmehr gedruckt vor.*) Es ist ein etwas abgeblaßtes Christentum, dazu in ziemlich abstrakter Darstellung, und dennoch erfreuten sich diese Vorträge nach unverdächtigem Zeugnis eines regen, stetig wachsenden Besuches. Angesichts solcher Erscheinungen sollen wir mutlos sein? In sensationelle Klagen ausbrechen? „Arbeiten und nicht verzweifeln", die alte Losung Carlyles, wird auch hier ihr Recht behalten.

* * *

Voraussetzung für alle solche Ausführungen ist natürlich, daß überhaupt der Wert einer großen organisierten Kirchengemeinschaft, wie wir sie in unsern Landeskirchen haben, anerkannt wird. Das ist nicht ohne weiteres der Fall. Vielfach werden Frömmigkeit und Kirchlichkeit geradezu in einen Gegensatz zu einander gestellt. Da kommt zur rechten Zeit ein nach Form und Inhalt anregender Vortrag von E. Förster über „Die Rechtslage des deutschen Protestantismus 1800 und 1900".**) Scharf sind darin die beiden Pole des vergangenen Jahrhunderts gegenübergestellt. 1800 giebt es überhaupt noch keine Kirche, sondern in Lehre, Verfassung und Kultus herrscht völlige Freiheit, fast Willkür. Gemeinde und vor allem der Geistliche haben weitesten Spielraum, und der Individualismus kann sich frei entfalten. Erst zwischen 1800 und 1900 liegt „die Entstehung der evangelischen Kirche als einer mit eigner Zwangsgewalt ausgestatteten Größe", und im Jahre 1900 wird „unverkennbar der Einfluß des Pfarrers und Theologen aus dem Gottesdienst noch mehr ausgeschaltet, das Individuelle, Oertliche noch mehr abgeschliffen, das Subjektive und dem Einzelfall Angepaßte noch mehr ins Unrecht gesetzt, dagegen das Institutionelle, Objektive, Autoritäre noch weiter gefördert und ausgebaut", kurz, die Kirchlichkeit überwuchert die Freiheit. So urteilt Förster und malt dabei, bei allem Streben nach Unparteilichkeit, 1800 doch wohl etwas zu licht und 1900 recht dunkel. Denn was hat alle Freiheit von 1800 zu stande gebracht? Förster selbst citiert Hases vernichtendes Urteil: „die Freien wie die Frommen dachten an das nahe Ende der christlichen Welt." Heute dagegen herrscht doch nicht nur Förderung des

---

*) Christentum und sittlich-soziale Lebensfragen. Vier volkstümliche Hochschulvorträge. Leipzig, Teubner. Mk. 1,60.

**) Gießen, J. Ricker 1900. Wer sich über den gesamten Verlauf des kirchlichen und religiösen Lebens im 19. Jahrhundert in großen Zügen unterrichten will, sei bei dieser Gelegenheit auf R. Seeberg, An der Schwelle des 20. Jahrhunderts, Leipzig, Deichert, verwiesen.

Institutionellen, so daß „der Pfarrer aus einem Zeugen des Evangeliums zum Beamten des Kirchenorganismus“ wird, sondern viel mehr lebendiges Zeugnis, weit angeregteres und mannigfaltigeres, reicheres religiöses Leben als vor hundert Jahren. Kirchlichkeit und Frömmigkeit, soweit sie beide auf gesunden Bahnen wandeln, hängen doch enger zusammen, als zumeist geglaubt wird, denn „die Religion haßt die Einsamkeit“. Förster selbst hat dafür ein starkes Empfinden und besitzt darum den von seinem Standpunkt aus anerkennenswerten Mut, zu betonen: trotz alledem, „wir müssen Kirchlichkeit und Kirchentum pflegen“. Ich möchte noch weiter gehen: Wir wollen dankbar annehmen und mit vollem Ernste nachprüfen, wo wir auf Schäden der heutigen Kirchlichkeit aufmerksam gemacht werden; wir wollen mit äußerster Sorgfalt darüber wachen, daß nie Kirchlichkeit Selbstzweck werde, sondern stets nur ein Mittel bleibe, Frömmigkeit, Leben in Gott zu erwecken und darzustellen; aber ebenso dürfen wir nie außer acht lassen, daß die organisierte Kirche, diese Erziehungsanstalt und Glaubensgemeinschaft, als Hüterin des Glaubenslebens dem Volke unentbehrlich, und zumal heute, in unserer auf das Materielle gerichteten Zeit, die bedeutsame Trägerin ideeller, für die Gesundheit der Volksseele unschätzbarer Güter ist. Wir kommen nicht dadurch weiter, daß wir auf unsere Landeskirchen und ihre allerdings offenkundigen Mängel immer nur schelten, sondern allein dadurch, daß wir, Geistliche und Laien, uns zusammenschließen, um bessernde Hand anzulegen in ernster, treuer, charaktervoller Arbeit.*)

* * *

Denen freilich, die in jeder Organisation immer nur die Beschränkung der eigenen werten Persönlichkeit sehen und alles Heil nur von einer schrankenlosen Freiheit der Gemeinden oder noch mehr der Geistlichen erwarten, wird das alles wenig Eindruck machen. Ihnen zu Nutz und Frommen sei kurz die Geschichte einer amerikanischen Gemeinde erzählt, wie ich sie im Echo of Clio Street Evangelical Church zum 75sten Jubiläum der Ersten deutschen protestantischen Kirche von New-Orleans neulich aufgezeichnet fand.

Deutsche Auswanderer haben am Anfang des vorigen Jahrhunderts diese Gemeinde unter unsäglichen Leiden begründet. Schon in Holland wurden sie verraten und bestohlen. 1000 von ihnen mußten in so kleinen Segelschiffen die Reise über den Ocean antreten, daß nur 597 das Gestade der Neuen Welt erblickten. Unglückliche Ueberlebende, denn in Amerika wurden „ihre Dienste meistbietend verkauft“, d. h. nicht viel anderes als Sklaverei erwartete sie im Lande der Freiheit. Ein kleines Häuflein unter ihnen that sich zusammen, um Gottesdienste miteinander zu feiern. In den Häusern von Gesinnungsgenossen oder auch im Wagenschuppen eines Gönners wurden deutsche Predigten gelesen,

*) Ich glaube diese Sätze nicht so auffassen zu müssen, als ob mit ihnen einer sachlichen, aber freimütigen Kritik der ja auch vom Herrn Verfasser zugestandenen „offenkundigen Mängel“ unserer Landeskirchen entgegengetreten werden solle. Insbesondere ist jede Trübung des eigentümlichen Wesens und Berufes von Religion und Kirche durch politisch-soziale „Interessen“ auf das entschiedenste abzuwehren. Auch der bloße Schein, als ob sich die Kirche von parteilichen Rücksichten auf irgend welche Klassen oder sonstige äußere Machtfaktoren bestimmen ließe, muß auf das peinlichste verhütet werden. Dies nur zur Vermeidung immerhin möglicher Mißverständnisse und gewiß auch im Sinne des Herrn Verfassers.

D. T.

wurde deutsch gebetet und gesungen. Allmählich bildete sich eine kleine Gemeinde, die seit 1834 ihren eigenen Pastor, sogar eine kleine Kirche hatte. Doch bald begann eine neue Leidenszeit. Unsere Deutschen lebten ja im Lande der Freiheit, und waren sie ökonomisch gedrückt, so wollten sie wenigstens auf geistlichem Gebiete ihre volle Freiheit haben. Alles, was nach Zwang aussah, auch die Einfügung in einen größeren kirchlichen Organismus, war verpönt. Sie suchten ihre Geistlichen, wo sie eben welche fanden. Und was für Leute fanden sie? „Nachdem die Gemeinde etwa elf Monate predigerlos gewesen, meldete sich auf eine Annonce in der täglichen Zeitung ein Dr. Kaeßmann, der die Gemeinde im Handumdrehen so bezauberte, daß schon nach zwei Wochen seine Ordination zum Predigtamt in den Zeitungen angekündigt wurde. Ehe dieselbe ausgeführt werden konnte, zog der Herr es vor, die ihm anvertrauten Bücher und Geräte für Speise und ‚Trank' zu verpfänden und das Weite zu suchen." Man vermietete nun das Gotteshaus an eine andere Gemeinde, doch so, daß die Zeit von 10—12 vormittags zum Gottesdienst frei blieb. Aber bald berichtete der neue, würdige Pastor, daß er „am Sonntagmorgen zu beschäftigt sei, um zu predigen; nachmittags wolle er es thun." Die Gemeinde kündigte ihm darauf und erließ neue Anzeigen in den Zeitungen. Es meldeten sich auch immer neue Geistliche, aber die meisten waren zweifelhafte Gesellen, welche „die Geschichte ihrer Vergangenheit, auch ihr ehrliches Gewerbe, so sie je eins betrieben, in die stillen Fluten des Oceans versenkt und sich dafür den Titel eines Doktor, Kandidaten oder Pastoren beigelegt hatten." Kündigte man ihnen, so bildeten sie flugs Gegengemeinden und suchten die wohlhabendsten Gemeindeglieder zu sich herüber zu ziehen. Die Gemeinde empfing ihre neuen Pastoren schließlich nur noch mit geheimem Grauen, aber sie war doch frei, frei von allen Kirchen und Synoden, diesen „Verbindungen von Dunkelmännern, Duckmäusern, herrschsüchtigen Tyrannen und Freiheitsräubern". Endlich, im Jahre 1879, als wieder einmal ein gar zu ungeistlicher Geistlicher in der Versenkung verschwinden mußte, überwand die Gemeinde ihre Besorgnis vor der Beschränkung ihrer Freiheit und wandte sich an die „Evangelische Synode von N.-A." Diese sandte sofort einen tüchtigen Prediger, trat mit großem Geschick und reicher Liebe nach einem Schadenfeuer für die ihrer Orgel beraubte Gemeinde ein, und seitdem hat unsere Gemeinde, nach der Festschrift zu schließen, durch die Anlehnung an den größeren Organismus eine feste Grundlage gewonnen, so daß nun eine ruhige Entwicklung und ein stetiges Aufblühen des kirchlichen Lebens zu verzeichnen ist.

In diesem Bilde ist gewiß manches „amerikanisch", aber das zeigt es doch mit Deutlichkeit, daß die Gemeinden keinen dauernden Gewinn haben, wenn sie sich von den großen kirchlichen Organismen absondern. Nur eine Kirche kann einen gediegenen und tüchtigen geistlichen Stand heranziehen; und in dem Schutze der Gemeinden gegen Uebergriffe der Geistlichen, sowie der Geistlichen gegen tyrannische Gelüste der Gemeinden liegt nicht zum geringsten der Wert eines großen kirchlichen Organismus. Ja, im letzten Grunde verbürgt er mehr Freiheit der Bewegung für Geistliche und Gemeinden, als wenn diese in geistiger Vereinzelung völlig allein auf sich stehen.

* * *

Zum Schluß sei es dem Rundschauer gestattet, einen Augenblick in den Stil des Chronisten zu verfallen, um einige Ereignisse zu notieren, die der Beachtung wert sind.

In Madrid ist am 25. April F. Fliedner gestorben, ein unermüdlicher Vorkämpfer der evangelischen Kirche. Wenige Wochen vor seinem Tode hatte er noch den ersten Teil seiner Lebenserinnerungen*) herausgeben können, die neben allerlei überflüssigem Anekdotenkram auch interessantes Material zur Lebensgeschichte seines Vaters und ergreifende Schilderungen aus den Choleralazaretten des böhmischen Feldzugs bringen.

Von erfreulicher Bedeutung für die Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse wird hoffentlich die sächsische Synode werden, die Anfang Mai getagt hat. Sie ist mit energischer Vertretung der evangelischen Sammlungsbestrebungen in die Fußstapfen der württembergischen Landessynode getreten.**) Auch ihre Stellung zur Feuerbestattung ist erwähnenswert. Bei aller Hochhaltung der alten christlichen Sitte des Begrabens will sie doch dem Geistlichen im Trauerhause oder in einer kirchlichen Leichenhalle eine Feier vor der Ueberführung eines Verstorbenen zur Verbrennung nicht versagen. **Christian Rogge.**



Rom und Bourges: ein Blick nach Süden und nach Westen.

(Katholische Rundschau.)

Das heilige Jahr mit seinen Pilgerzügen und Seligsprechungen ist für Rom dahin. Für einen Peripatetiker des Geistes handelt es sich beim Rückblick nicht um Peterspfennige und Prunkfeste; er schaut auf die ernsteren Züge des eigenartigen Bildes. Die eigentliche Seele des Jubeljahres war, wie man bemerken mußte, nicht mehr wie noch 1825 der religiöse Bußgeist und die Wiederherstellung des Reiches Gottes im Innern: dies Jubiläum ist eine Wallfahrt zum Stuhle Petri, eine Huldigung für das Papsttum geworden. Darum trotz der modernen Verkehrsmittel der starke Rückgang — vom Katholischen zum Klerikalen. Die Deutschen — das ist ein anderer vielsagender Charakterzug — sind am stärksten bei dieser Huldigung für den apostolischen Stuhl beteiligt; die Engländer erschienen erst nach dem Ablauf des heiligen Jahres. Den Pilgern zeigte sich in Rom der Glanz des Papsttums, — aber auch die Thatsache, daß die Regierung des geeinten Italien das Versprechen des Königs Humbert zu erfüllen und das ganze Jahr hindurch der kirchlichen Feier einen ungestörten Verlauf zu

*) Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen. 2. Auflage. Berlin, Warneck 1901.

**) Siehe Dezemberheft des „Türmer“, Seite 309.



sichern wußte. Die Agitatoren für die Wiederherstellung des Kirchenstaates sind wohl von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Rom als die Hauptstadt Italiens für den Papst die Gefangenschaft im Vatikan bedeutet. Ob wohl die Pilger mit dieser Anschauung in ihre Heimat zurückgekehrt sind? Oder haben sie dafür in den prunkvollen Basiliken das langgesuchte Ideal des Christentums gefunden?

Wenn die Pilger in der Elastizität ihres Denkens nach der Art des Erzbischofs Ireland zu beurteilen wären, hätte die Agitation für den Kirchenstaat keine Ernüchterung durch die Jubiläumserfahrung zu befürchten. Denn zum Staunen der Kurialisten und Amerikanisten hat sich Erzbischof Ireland in seinen Reden wirklich zum Dogma von der Notwendigkeit des Kirchenstaates bekehrt. Das ließe sich vielleicht noch verstehen: aber mit welcher Begründung! Wer nicht Souverän ist, belehrt uns der nordamerikanische Erzbischof, der ist außer stande, seiner Ueberzeugung und Pflicht gemäß seines Amtes zu walten, außer stande, für die Wahrheit des Glaubens und das Gesetz der Gerechtigkeit einzutreten! — Wie ist denn das Christentum zur Weltreligion geworden? Etwa durch Souveräne? Dann hätte Christus wirklich besser gethan, als souveräner König den Thron Davids wiederherzustellen und die Weltherrschaft des Messiasreiches mit den Machtmitteln der Souveräne zu begründen! Hätte Erzbischof Ireland recht mit diesen Ansichten von Ueberzeugungsmut und geistiger Selbständigkeit, dann wäre der Aktivismus und Progressismus, dessen Wortführer Ireland selber — war, in der katholischen Kirche verloren. Allein die thatsächlichen Bedürfnisse empfinden den Zauber des Purpurs nicht — und verleugnen sich darum auch nicht.

Es war wohl mit unter dem Eindruck der prunkenden Kirchenfeste des Anno santo, was Professor Adolf Harnack bewog, von der katholischen Papstkirche zu sagen, sie sei nicht weniger eine Entwicklungsform des römischen Cäsarismus in der Form des römischen Pontifex Maximus und Augustus, als des Evangeliums Christi. — Harnack hat bei diesem weittragenden Urteil vieles für sich, was wir auch zu würdigen wissen. Gleichwohl hat er bei obigem Ausspruch die rhetorische Wirkung der strengen Wahrheit vorgezogen. Die Machthaber der römischen Kirche, noch weniger natürlich die Mitglieder der katholischen Hierarchie, fühlen sich durch solche Angriffe nicht getroffen: ganz anders durch Hoensbroechs neuesten Vorstoß gegen die sittliche Wirksamkeit des Papsttums. In Vorwürfen, wie sie Harnack erhebt, findet man nur einen neuen Beweis, daß die protestantische Theologie das Wesen des Katholizismus — und der Menschheit — nicht kenne, vielleicht nicht einmal kennen wolle, um ungestört durch besseres Verständnis protestieren zu können. Auch der Hinweis auf die Unfehlbarkeit entscheidet nicht. Man muß sich von dem Banne des Eindrucks und der Schlagworte befreien. — Es ist nicht leicht, unfehlbar zu sein; es ist sogar sehr schwer, als unfehlbar zu gelten. Unfehlbarkeit — bedeutet eine ungeheure Verantwortung und Gefahr — zumal in einer so argusäugigen, kritischen Zeit. Das empfindet man auch in Rom. Man erzählt zwar, Leo XIII. habe es einmal bedauert, trotz seines langen Pontifikates noch nie zur Ausübung seiner lehramtlichen Unfehlbarkeit gekommen zu sein: und doch sollte man meinen, dies stehe ihm jeden Tag frei. Gegner und Verteidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit haben sich wohl etwas ganz anderes darunter vorgestellt, als was thatsächlich geworden ist. Es giebt freilich auch Dogmenhistoriker, welche meinen, die

Definition eines Dogmas sei dessen ehrenvolle Bestattung. Die Kurialisten suchen zwar jede Kundgebung des Papstes, ja sogar der päpstlichen Kongregationen, mit der Wucht der Unfehlbarkeit auszustatten, um den Widerstand ihrer Gegner zu entkräften. Allein der Lebende hat immer ein großes Mittel, das nie versagt, wenn er es nur zu handhaben weiß: es heißt Distinguo. Es ist auch gut so, daß die Katholiken den Ultrapäpstlichen nicht ohne weiteres glauben, wenn sie sich auf die Unfehlbarkeit berufen: denn die französischen Romfeinde, die Gemeinde der von Rom abgefallenen Priester, haben schon mit Behagen die Widersprüche in den Kundgebungen Leos XIII. zusammengestellt. Man glaubt sogar in katholischen Kreisen in ein und derselben Encyklika über das Bibelstudium zu bemerken, daß der zweite Teil im reaktionären Sinne des Kardinals Mazella wieder entkräfte, was der erste Teil ausführe. Es ist ein eigentümlich tragisches Verhängnis, das mehr oder minder gern wiederkehrt: — gegen das Ende des Pontifikates erhebt sich immer gewaltiger die Macht des roten und des schwarzen Papstes. Leo XIII. steht allem Anschein nach unter diesem tragischen Verhängnis: gegen das Ende seines Pontifikates verfolgt und unterdrückt er, was er im Anfang desselben selbst angeregt und gefördert hat. Das Fiasko des großen Antifreimaurerfeldzugs hat der Reaktion die Richtung nach innen gegeben. Die Gönner und Förderer des Taxil-Aberglaubens haben es verstanden, den Papst zu überzeugen, ein ähnlicher Betrug und Mißbrauch werde für die Zukunft am besten dadurch unmöglich gemacht, daß man durch eine schärfere Index-Verordnung die Bibel unter festeren Verschluß und die theologische Wissenschaft unter strengere Vormundschaft bringe. Die Verurteilung des katholischen Aktivismus und Progressismus bei den germanischen Nationen sollte zugleich der romanischen Inferiorität auch für weitere Zukunft die hierarchische Superiorität sichern. Gleichzeitig nahm der Kampf gegen den deutschen Volksgesang und gegen die deutsche Sprache im Gottesdienst überhaupt, sowie gegen die theologischen Fakultäten einen neuen Anlauf.

Dieser Vorstoß gegen die Bibel, gegen die wissenschaftliche Theologie, gegen die Volkssprache und gegen allen Aktivismus des Geistes auf unmittelbar religiösem Gebiet ist für die außerkirchliche Kritik natürlich ein hinreichender Beweis, daß die römische Hierarchie mehr der Erbe des antichristlichen Cäsarismus als des Evangeliums Christi sei. Allein nichts liegt der Hierarchie ferner als die Absicht, das religiöse Leben und die Regungen des Geistes unterdrücken zu wollen. Man will wirklich nichts anderes, als das Erbgut des Glaubens und der Offenbarung unversehrt bewahren und den Völkern nahebringen. Darum der Zaun um die Bibel, um die Theologie, um den Gottesdienst, um die Ueberlieferung: jede Berührung mit Lebendem erscheint für das kostbare Vermächtnis als eine Gefahr der Veränderung. Als ob das Göttliche nicht selber die Berührung mit dem Leben auf allen Gebieten suchte — trotz allen Unkrauts, das bei kräftiger Lebensentwicklung unvermeidlich ist! Als ob das Göttliche nicht stark genug wäre, um das Menschliche in sich umzuwandeln und das Feld zu behaupten! Dieses Mißtrauen der Hierarchie ist selber der sprechende Beweis dafür, wie stark das Menschliche in das Göttliche eindringen kann, ohne es zu gefährden. Daher der Volksspruch bei Rompilgern und andern: Daß die Kirche trotz aller Engherzigkeit der Hierarchie fortbestehe, sei der Beweis für den Schutz des Heiligen Geistes. Der große Reichtum bringt auch Gefahren mit sich; die

bedenklichste dieser Gefahren ist vielleicht die, aus einem freien Besitzer zu einem Sklaven seines Besitzes, zum Kerkermeister seiner Reichtümer zu werden. Je gewaltiger das Erbgut, desto größere Ansprüche stellt es an den Geist des Besitzers. Die griechische Kirche zeigt das Mißverhältnis zwischen Besitz und Besitzer im allerhöchsten Maße: dort traut sich nicht einmal die Hierarchie, die Reichtümer des Christentums in modernes Geistesleben umzusetzen. Man fühlt sich durch den Besitz mehr gebunden als belebt. Die Hierarchie sieht ihre Würde darin, zum Wächter am Grabe Christi berufen zu sein, nicht zum Genossen seiner Auferstehung. Aber die Wächter an Christi Grab haben seine Auferstehung nicht hindern können; sie werden wohl auch die Auferstehung des Christentums nicht verhindern. Tolstojs Exkommunikation ist zwar von kirchenrechtlichem Standpunkt aus begreiflich, — aber immerhin beklagenswert; denn Tolstoj hat doch etwas vom Geist des Evangeliums in sich, und es muß befremden, daß eine der seltenen Geistesthaten, die man von der Kirche des Orients erfährt, das Anathem über einen Mann des christlichen Idealismus ist.

Doch man weiß, daß die Hierarchie der Kirche in ihren vielfach befremdlichen Maßnahmen von den besten Absichten für Glauben und Seelenheil geleitet wird. Die Güte der Absicht ist allerdings kein Ersatz für den Schaden, den die Maßnahmen selber zur Folge haben. Allein man weiß auch, daß der Buchstabe ein strengerer Herr ist als der Geist. Die Hirten der Kirche fühlen sich selber viel mehr gebunden, als bindegewaltig. Der Buchstabe ist klein und leicht; aber als Prinzip hart und schwer. Auch wenn man ihn dem Geiste gegenüber bevorzugt hat, weil man sich vor dem unstäten, kritischen und unberechenbaren Wesen des Geistes fürchtet: der Buchstabe ist nur scheinbar der stille Hintergrund und der dienstwillige Herold; er fesselt die zuerst und am festesten, welche durch **ihn** herrschen wollen.

Man hat die Bibel den papiernen Papst genannt; man wollte dadurch die Gebundenheit des Protestantismus als eine noch stärkere Gebundenheit als die des Katholicismus darthun. Es ist viel Wahres daran, **wenn** der Buchstabe maßgebend ist. Aber immerhin bliebe die Bibel doch auch für den Katholiken, was sie als geschriebenes Gotteswort bedeutet. Ist der **Geist** maßgebend, in Bibel und Kirche, so ist der tote Buchstabe eine unerschöpfliche Quelle des Lebens, des Denkens, des Liebens: — im Sinne Christi — und **überall**: — nicht bloß in Rom. Der **Primat** bringt es seiner Idee nach nicht mit sich und darf es in seinem eigenen Interesse nicht mit sich bringen, daß das geistige **Leben** des katholischen Christentums in Rom und seinen Ordensschulen konzentriert sei, so daß die katholischen Nationen von der Theologie und Kultusordnung leben, die dort gepflegt wird. Der Primat der Autorität bedeutet keinen Primat in der Wissenschaft und Theologie, im Leben und Wirken. Die germanischen Nationen sind auch nicht gewillt, auf ihre wissenschaftlichen Errungenschaften zu verzichten und das sacrificio dell' intelletto im Geistesleben zu bringen, damit Rom so billig als möglich zum Zentrum der katholischen Wissenschaft werden könne.

Rom hat überall die Vorteile der weltgeschichtlichen Katastrophen zu ernten verstanden. Was keine Anstrengung vermochte, hat die große Revolution erzielt: die Ueberwindung des Gallikanismus. Die französische Kirche wurde innerlich und äußerlich aus dem Boden des Kirchenrechts und der geschichtlichen Ver-

gangenheit herausgehoben und ultramontanisiert. Allein gewisse Erinnerungen und Gewohnheiten sind der ältesten Tochter Roms geblieben: sie ist nicht so geduldig und fügsam, wie das katholische Deutschland. Man nimmt es mit keiner römischen Verordnung so ängstlich, wie rechts des Rheines, auch nicht mit der kirchlichen Druckerlaubnis für Bücher. Ein Kongreß, wie der zu Bourges vom 11.—14. September 1900 gehaltene, ist ein Beweis, daß das geistige und nationale Empfinden im französischen Klerus trotz allem ein stärkeres ist, als in Deutschland. Im katholischen Deutschland ist ein reicherer Vorrat an Gründen und Anlässen, an Recht und Kraft zu einer Kundgebung wie der von Bourges: aber wäre eine solche That in Deutschland möglich gewesen? Trotz aller Universitätsbildung und ihrer günstigen Wirkung für Geist und Charakter: wir brauchen, wie es scheint, sehr viel Nachhilfe, um in gewissen Dingen den französischen Nachbarn ebenbürtig zu werden. Zwar steht neben Bourges auch der marianische Kongreß zu Lyon mit seiner sentimentalen Mystik und seiner romantischen Proklamation des Königreichs Mariens: allein um so wirksamer der Kontrast!

Die Abbés Lemire und Dabry, unterstützt von patriotisch und kirchlich weitblickenden Bischöfen, hatten den Kongreß zu Bourges trotz aller Gefährdung ihres Werkes seit zwei Jahren vorbereitet. Es brauchte zwar die höchste Selbstbeschränkung und Verzichtleistung, um noch in letzter Stunde das Dilemma zwischen Schisma und Loyalität zu vermeiden und so den Zweck selbst zu vereiteln; allein Wesentliches gelang. Der französische Weltklerus hat sich erhoben, um die Vorherrschaft des Ordensklerus zu brechen und das Testament Mannings zu erfüllen. Der Weltklerus will die Führung des gläubigen Frankreich in religiöser Hinsicht wieder selbst in die Hand nehmen und das Priestertum des Geistes, des Gedankens, der Wissenschaft und der Theologie selbst ausüben, das seither die Kongregationen großenteils unter sich verteilt hatten — und noch verteilt haben. Andere Methoden für das religiöse Lehren und Wirken, war die Losung; mehr Evangelium, mehr Nächstenliebe! Der Klerus dürfe sich nicht im Uebernatürlichen isolieren, mahnte der Bischof Rumeau von Angers. Mit feurigen Worten verkündete der Generalvikar von Albi, A. Birot, die Liebe zum Vaterland und zur Gegenwart als die Pflicht des Klerus.

Allerdings hatten viele Reformfreunde im französischen Weltklerus weitergehende Forderungen gehofft: vor allem eine schroffere Stellungnahme gegen die Seminarbildung, diese systematische Fernhaltung vom wirklichen Leben; wirkliche Wissenschaft in Philosophie, Bibelkritik und Kirchengeschichte; die Selbständigkeit des Klerus im Sinne des Trienter Konzils anstatt des régime de bon plaisir épiscopal; den Kampf gegen die systematische Zentralisierung und Mechanisierung in Rom; die gründliche Befreiung der Weltgeistlichkeit von der theologischen und kirchenpolitischen Bevormundung durch die Kongregationen, Sulpizianer, Jesuiten, Assumptionisten, Dominikaner. Sogar die Abschaffung des Cölibats erstrebten manche.

Einer ließ sich durch alle Klugheit und Opfer der Veranstalter des Kongresses, auch durch dessen bischöfliche Gönner nicht beschwichtigen: der aus den Zeiten des Syllabuskatholizismus fast allein noch übrig gebliebene greise Bischof von Annecy, der streitbare Mgr. Isoard. Er hielt an seinen Klerus eine Ansprache, die als Flugschrift durch ganz Frankreich verbreitet wurde. Darin verkündigt er sein Anathem über den Kongreß von Bourges: Bourges

sei ein Schisma, eine direkte Drohung gegen die Unwandelbarkeit des Glaubens und der Kirche, ein Versuch zur Einführung des Parlamentarismus und des Syndikats in der Kirche, das Ende der Hierarchie und der kanonischen Disziplin, kurz das Jahr 1789 in geistlicher Form.

Der streitbare Bischof erhob diese Anklagen gegen die Teilnehmer des Kongresses in solcher Schärfe, daß sich besonders die Erzbischöfe von Bourges und Besançon, dessen nächstbeteiligte Gönner, beleidigt fühlen mußten. Sie erhoben in Rom Klage, und die zur Erledigung des Streits eingesetzte Kardinalskommission entschied am 20. Dezember 1900: Ueber die Kongresse selbst behalte man sich das Urteil vor. Allein in der Art und in der Ausdrucksweise seiner Kritik habe B. Isoard die gebührende Rücksicht gegen die beiden Erzbischöfe nicht gewahrt. Er möge denselben durch geeignete Erklärungen Genugthuung leisten. — Der Bischof von Annecy erfüllte diese Forderung durch folgende Kundgebung: Der Papst habe einer Versammlung von Priestern seinen Segen gesandt, nicht aber einem Kongreß und nicht einem geistlichen Parlament. Einem solchen hätte er seinen Segen entzogen. Der Kongreß von Bourges sei eine anormale Erscheinung, die nicht wiederkehren dürfe. Schlimme Bestrebungen hätten sich der französischen Geistlichkeit bemächtigt und auf dem Kongreß zu Bourges eine Art Gutheißung gefunden. Das erste Verwerfliche sei der Versuch, den Priester zu teilen — in den Mann der Kirche und des Vaterlandes — nach Art des von der klerikalen Partei selbständigen Abbé Lemire. Das zweite Verwerfliche sei der Versuch, die bischöfliche Regierung der Kirche durch eine Art von kirchlichem Parlamentarismus zu ersetzen. Das dritte Verwerfliche sei leider allzusehr hervorgetreten: man wolle die katholischen Glaubenslehren modernisieren, das katholische Dogma mildern. Es sind dieselben Befürchtungen und Beweggründe, welche in dem fast gleichzeitigen Erlaß des Bischofs Senestrey von Regensburg gegen den bayrischen Seelsorgerverein dargelegt werden. Bischof Isoard bedauert, daß er in seiner früheren Kundgebung die beiden Erzbischöfe nicht ausdrücklich ausgenommen habe: je ne pensais pas que ce fût nécessaire. — Isoard behauptet also seinen Standpunkt mit Kraft und Ironie.

Man muß sich hüten, die Lage des kirchlichen Katholizismus in Frankreich für zu ungünstig zu halten: die Wurzeln des katholischen Empfindens in der französischen Nationalseele sind zu tief. Das zeigt sich auch bei der beiderseitigen Stellung zu dem Gesetz, mit welchem die Republik den Ordensgesellschaften die Herrschaft im Staate aus der Hand nehmen wollte. Man fühlt sich beiderseits zu sehr als dieselbe französische Nation, als daß das Laienelement den Kongregationen besonders wehe thun könnte. Es sind ja ohnedies nicht die Orden überhaupt, sondern nur die geld- und herrschsüchtigen Orden, die bedroht sind. Die Fäden intimen Zusammenhangs umstricken sogar den Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau; auch er, wird versichert, fühlt sich dem Haupte der französischen Jesuiten, dem P. du Lac gegenüber, nicht recht frei: durch die persönlichen Sympathien wird geschützt, was von den Parteigrundsätzen mit Todfeindschaft und Vernichtung bedroht wird.

Es fehlt demnach nicht an Zeit und Muße, weder für die Kongregationen noch für die Geistlichkeit Frankreichs überhaupt, um den die französische Kirche bedrohenden Bewegungen wirksam gegenüberzutreten. Man mag auch zugeben, daß Gedanken, wie sie Brunetière, der „Laienkardinal" Frank-

reichs zu Lille entwickelt hat, in Frankreich noch mehr Grund und Aussicht haben, als in Deutschland, das es doch mit der Religion ernster und tiefer nimmt. Brunetière ist der offene Interpret des jesuitisch-kirchenpolitischen Katholizismus, wenn er in scharfem Gegensatz zum Geiste des priesterlichen Kongresses von Bourges bei der Vernunft nur Schwäche und Unfähigkeit findet. Er predigt die dreifache Unfähigkeit der Erfahrungs-Wissenschaft, der Philosophie und der Theologie, insbesondere der Exegese und Kirchengeschichte: daraus ergiebt sich ihm die Schlußfolgerung: Also zum Papste, zur Kirche, zum Glauben! Fideismus ist die Losung: die Vernunft vermag nichts! — Mit Feuer rief der impulsiv bekehrte Freigeist zu Lille aus: Ce que je crois? ... Allez le demander à Rome! Der Laie braucht sich nicht mit der genauen Feststellung der Wahrheiten zu plagen, die zum Glauben gehören: die grundsätzliche Bereitwilligkeit und Unterwerfung genügt. Was zum Glauben gehört, hat die Autorität zu bestimmen; das zu studieren ist Aufgabe der Theologen: für den Laien genügt der Gehorsam, das Kirchengebot und die kirchenpolitische Arbeit.

Diese Grundsätze werden es nicht vermögen, den Angriff auf den Katholizismus in Frankreich abzuwehren. Da gilt es, sich die Wahrheiten anzueignen, die Sabatier in seiner Auseinandersetzung mit dem Jesuitenprovinzial P. du Lac ausgesprochen. Bei dem gegenwärtigen Kampfe handle es sich nicht darum, ob die Kongregationen sich sachliche Verdienste um das Land erworben hätten oder nicht. Er selbst anerkenne die frommen Werke, die guten Absichten, auch einige Vorzüge der Methoden. Aber was die Nation wolle, sei die Mündigkeit des geistigen Lebens: l'ésprit de libre examen, l'émancipation de la pensée, l'ésprit de la science purement rationnelle. Das ist es, was ihr bedroht, und das ist's, was euch bedroht! Das Prinzip des blinden Gehorsams und der absoluten Autorität sei ein zu hoher Preis für irgend welche Dienste und Verdienste um das gemeine Wohl. — Dieses Prinzip, das den Aufschwung der katholischen Wissenschaft in Frankreich lähmte, das Männer wie Mgr. d'Hulst, Duchesne und nunmehr Loisy nach Möglichkeit zu lähmen und zu vernichten drohte, gefährdet den Katholizismus ebenso wie den Kulturfortschritt überhaupt. Der offene Abfall des frühern Jesuiten, des Geologen Rénard zu Gent, beweist, wie notwendig die Exegese im Sinn eines Loisy ist. Die Wissenschaft des in aller Weisheit der Jesuitentheologie herangereiften Geologen kann mit dem biblischen Schöpfungsbericht nur in Widerspruch kommen, wenn jene Auffassung die allein berechtigte ist, welche Loisy im Namen der religiösen wie der natürlichen Wahrheit stets bekämpft hat. Der Glaube, der zu sich selbst Zuversicht hat, hat auch Zuversicht zu Vernunft und Wissenschaft. Die Wissenschaft dient dem Glauben gerade dann am erfolgreichsten, wenn sie nicht zur Dienstbarkeit für die Kirche verpflichtet wird: als freie Forschung führt sie ihm die Geister zu. Der ängstliche Katholizismus eines Kardinals Richard verdammt die Männer der Wissenschaft, weil sie mit dem Zaun in Konflikt geraten, den man zum vermeintlichen Schutze des Glaubens errichtet hat; der hochsinnige Katholizismus eines Erzbischofs Mignot von Albi verzichtet auf den Zaun, weil gerade der Zaun die Wissenschaft mit dem Glauben in Gegensatz bringt.

Ein Sehnen nach lebendigem Christentum geht durch die Völker: die Aufgabe der Kirche und des Priestertums wäre es, dieses unbestimmte Sehnen in deutliche Gedanken zu übersetzen. Dann würden kraftvolle Bestrebungen religiösen

Lebens auf allen Gebieten das Ansehen und den Ruhm der Kirche steigern. Sobald die Volksseele einmal ein Ungenügen an vorhandenen Zuständen empfunden hat, ist es nicht bloß überflüssig, sondern gefährlich, kein anderes Heilmittel anerkennen zu wollen, als die stets wiederholte, mit der Verpflichtung zum Glauben und mit dem Verbot jeder Kritik eingeschärfte Versicherung, daß die bestehenden Religionsverhältnisse unverbesserlich gut und vollkommen seien, weil die Kirche göttlicher Stiftung sei. Man übersieht dabei, daß die Sache göttlich sein kann, aber die Art, wie man sie an den Menschen heranbringt, nicht bloß menschlich, allzu menschlich, sondern geradezu ungöttlich, vernunftwidrig, unwürdig.

Zu viel Kirchliches, zu wenig Christliches: das ist die Stimmung, welche durch die Völker geht; zu viel Form und äußere Verpflichtung, zu wenig Vertrauen zur Initiative und Mündigkeit des Geistes, zu viel Bemühung, um die Geister in der althergebrachten Unmündigkeit wenigstens im religiösen Denken und Leben niederzuhalten: das ist die Stimmung, aus der sich die heftigen Eruptionen erklären, welche in Frankreich und Oesterreich, neuestens auch in Spanien und Portugal gegen Rom und die geistige Vorherrschaft gewisser Ordensgesellschaften anstürmen. Es ist der Protest gegen einen gewissen Superlativ des hierarchisch und klösterlich gestimmten Christentums. Das Evangelium von den passiven Tugenden, von dem gehorsamen Verzicht auf Kritik und eigenes Urteil, nicht bloß im Glauben, sondern auch in kirchenpolitischen Dingen, findet bei den katholischen Nationen Europas, soweit sie sich der großen Kulturaufgabe verpflichtet fühlen, kein Verständnis. Die Passivität des Geistes macht wohl geeignet und bedürftig für die geistige Zucht und Bevormundung durch die Ordensschulen; sie schafft auch die günstigsten Daseinsgrundlagen für die Blüte jener klösterlichen Kongregationen, welche in genialer Art Weltflucht und Herrschsucht, Armut und Großbesitz zu vereinen wissen: allein die katholischen Nationen glauben sich zu Höherem berufen, als zum Unterthan und Zögling des jesuitischen Militarismus. Die frische Morgenluft des 20. Jahrhunderts und die starke Herausforderung der katholischen Nationen durch die protestantische Ueberlegenheit auf vielen Gebieten lassen trotz aller Vorschriften von oben jene greisenhafte Religionsstimmung nicht aufkommen, die auf Kritik und Fortschritt verzichtet und in der Bevormundung selig ist.

Dr. Erwin Flammer.



Aus der Vorwelt.

Man mag über die näheren Beziehungen zwischen Menschen und den höchststehenden Vertretern der Affenwelt denken, wie man will, und der darwinistischen Auffassung dieser Frage grundsätzlich widersprechen oder nicht, so bleibt es für jeden Gebildeten interessant, zu hören, wie die Wissenschaft bemüht ist, in das Dunkel vorgeschichtlichen Menschentums Licht zu bringen, dem modernen Menschen den ersten Ahnen vorzustellen. Dem offenen oder stillen Gegner der Entwicklungslehre mag es da vielleicht recht ergötzlich vorkommen, wenn er berühmte Gelehrte mit gewichtigen Argumenten für die Affennatur dieses oder jenes

fossilen Fundes eintreten und wieder andere, nicht minder tüchtige Forscher dieselben Funde als zweifellos menschlichen Ursprunges erklären hört.

Fossiler Ueberreste, die man bei dieser Suche nach dem ursprünglichen Menschen zum Vergleiche heranziehen kann, giebt es nichts weniger als viele. Der Dryopithecus, von welchem man in Württemberg und im südlichen Frankreich Ueberreste gefunden hat (so einen auffallend großen Unterkiefer mit steilem Kinn und fast menschlichem Gebiß), der aus Funden in Südfrankreich und in der Schweiz bekannte Pliopithecus, der Pliohylobates, von dem ein Oberschenkel bei Eppelsheim vorgefunden wurde, dann die höchststehende Form des Paläopithecus aus den vielgenannten Sivalikschichten in Vorderindien sind die letzten echten Affen der Vorwelt. Dagegen haben wir es mit Uebergangsformen zu thun bei dem im Jahre 1856 aufgefundenen Neanderthalmenschen, bei dem Engisschädel aus dem Maasthale, bei den Funden aus der Schipkahöhle in Mähren und von La Naulette in Belgien. Mehr als alle diese Funde hat aber ein Fund des niederländisch-indischen Militärarztes E. Dubois bei Nachgrabungen in der Nähe des Gehöftes Trinil auf Java, bestehend aus einem Schädeldach, einem Oberschenkelbein und zwei Backenzähnen, von sich reden gemacht. Dubois hielt und hält diesen Fund für Ueberreste einer Zwischenform von Affe und Mensch und nennt diesen seinen Affenmenschen Pithecanthropus erectus. Seit dem internationalen Zoologen-Kongreß zu Leyden im Jahre 1895, auf welchem Dubois seinen Fund den Gelehrten vorführte und seine Ansicht verteidigte, ist über diesen Affenmenschen eine ganze Litteratur erschienen. Virchow, Ranke, Kollmann, v. Zittel, Selenka und andere halten diese Knochenfunde für zweifellose Reste eines Affen; Turner, Cunningham, Martin, Lydekker, Matschie, Keith und andere erklären sie ebenso bestimmt für menschliche Ueberreste, und wieder Haeckel, Dames, Marsh, Nehring, Verneau, Schwalbe schreiben diese Ueberreste einer Zwischenform zwischen Affe und Mensch zu. Neuerlich tritt nun Wilser mit sehr interessanten Argumenten dafür ein, daß der Affenmensch von Java eine Zwischenform zwischen Affe und Mensch sei, aber nicht etwa der Stammvater des Menschen, sondern eine ausgestorbene Seitenabzweigung des menschliches Stammbaumes.

In seinen „Menschenrassen“ (Heidelberg 1899) tritt Wilser der zuerst von Asa Gray aufgestellten Theorie bei, daß der Mensch sich vom Nordpole aus über die Erde verbreitet habe. An den Polen muß sich ja die fallende Eigentemperatur der sich abkühlenden Erde zuerst fühlbar gemacht haben. Da nur am Nordpol Land war, mußten hier Hand in Hand mit den Veränderungen der Lebensbedingungen neue Pflanzen- und Tierarten sich bilden. Hier in dem Polarlande Arktogäa, das heute nur mehr durch Grönland, Island, Spitzbergen, Franz Josephsland, Nowaja-Semlja, Grinell-Land und die Parryinseln vertreten ist, ist auch der Ort der Menschwerdung, das Paradies, zu suchen. Von hier aus hat sich im Verlaufe der fortgesetzten Abkühlung der Erde der Mensch über die ganze Welt verbreitet. Es kam daher in immer weiterer Abkühlung zur Bildung der verschiedenen Zonen gegen den Aequator hin, und immer wieder entstanden in Anpassung an die geänderten Lebensverhältnisse neue Tier- und Pflanzenarten und auf demselben Wege verschiedene Menschenrassen. Die rasseveredelnden Einflüsse nordischen Lebens kamen aber den erstentstandenen Rassen um so weniger zu gute, je früher sie vom polaren Urstamme abgezweigt waren. So ließ die wiederholte Eiszeit im harten Kampfe um die Existenz die leistungs-

fähigste Menschenrasse erstehen. Während die Epigonen der schon frühe vom Norden nach dem Aequator gewanderten Menschen auf tiefer Stufe stehen geblieben sind, unter dem Einflusse der Geist und Körper lähmenden Hitze, in mühelosem Lebenserwerbe entarteten, verweichlichten und in Gehirn- und Schädelbildung, Form der Kiefer, Zähne, Gliedmaßen, des Beckens u. s. w. mit allen Merkmalen der Entwicklungshemmung ihre niedere Entwicklungsstufe verraten, sind unter der stählenden Einwirkung eiszeitlicher Lebensverhältnisse die kampfgeübten, geistig und physisch hochentwickelten Menschen Nordeuropas, die großen, blondhaarigen, langköpfigen Kulturmenschen, die Welteroberer und Weltbeherrscher entstanden.

Als nun, meint Wilser, aus der nordischen Tier- und Pflanzenheimat Vorwesen von der Art des Affenmenschen von Java auf dieser Insel eintrafen, muß es im hohen Norden schon wirkliche, sprachfähige Menschen gegeben haben. Die später nachgekommenen Formen höherer Entwicklungsstufe haben die schon früher vom Nordpollande nach dem Aequator vorgedrungenen Pithecanthropus-Wesen verdrängt und keinesfalls zu weiterer Entwicklung zugelassen. So hält also Wilser den Pithecanthropus für eine ausgestorbene Zwischenform, die es nicht zu weiterer Fortentwicklung brachte. Menschen und Affen stellen zwei Aeste eines Stammbaumes vor, die schon vor sehr langer, kaum meßbarer Zeit abzweigten, nebeneinander herlaufen und des überbrückenden Ueberganges entbehren. Beide diese Aeste leiten zu einer Ursprungsquelle zurück, welche uns Vorwesen mit äffischen und menschlichen Merkmalen zeigt; von diesen Vorwesen haben sich, von einander getrennt, einerseits die Affen, andererseits die Menschen herausgebildet. Man hat ja dieses den Affen und den Menschen gemeinsame Vorwesen, den Pithecanthropus alalus, als lang- und starkarmiges, kurz- und dünnbeiniges, wadenloses, am ganzen Körper behaartes, dunkelfarbiges Geschöpf mit langköpfigem, schiefzähnigem Schädel, bei stark eingebogenen Knieen aufrecht gehend, lebhaft ausgemalt. Weder nach dem Fundorte, noch nach dem anatomischen Baue war der Affenmensch von Java ein solches Vorwesen. Wohl ist sein Schädeldach geräumiger als das irgend eines bekannten Affen, aber lange nicht so voluminös, wie das des Menschen. Kiefer und Zähne wieder sind weit stärker als beim Menschen, aber nicht so kräftig wie beim Gorilla. Und soll die Arktogäa die Urheimat der Menschheit sein, dann ist die der Diluvialzeit angehörige Fundschicht des Pithecanthropus von Java viel zu jung, als daß bei dem enormen Unterschiede zwischen dem Menschen von heute und dem vorgeblichen Affenmenschen von Java letzterer als Stammform des Menschen angesehen werden und zum heutigen Menschen sich fortentwickelt haben könnte. Wilser will also in dem Träger der auf Java aufgefundenen Knochen nicht den Stammvater der Affen und nicht den des Menschen, sondern eines der Bindeglieder zwischen dem heutigen Menschen und den gemeinsamen Vorfahren der Affen und Menschen, nicht einen Affenmenschen Pithecanthropus, sondern einen Vormenschen Proanthropus erblicken.

Es ist von verschiedener Seite behauptet worden, daß die ursprünglichen Menschen Pygmäen waren. Die Akkas Zentralafrikas, die Veddas auf Ceylon, die Hottentotten und andere lebende Pygmäenvölker würden da die lebenden Bindeglieder vorstellen. Am Schweizerbild bei Schaffhausen hat Dr. Nuesch einige Skelette aus der neueren Steinzeit aufgefunden, welche, nach den abgenützten Zähnen zu schließen, bei vollkommen ausgebildeten Knochen jedenfalls

ausgewachsenen Individuen zugehörten, aber nur eine Länge von 140 cm zeigten. Gegen diese Ansicht von der Zwergnatur der ursprünglichen Menschen ist neuerdings der Münchener Paläontologe M. Schlosser aufgetreten. Er läßt den Menschen aus der Gruppe der Langarmaffen hervorgehen, zu welchen er außer den Gibbons auch die oben erwähnten Pliopithecus und Dryopithecus zählt. Auch er hält Dubois' Affenmenschen nicht für die Stammform des Menschen, welch letzterer sich schon vor jenem von den Langarmaffen abgezweigt und, wenn auch nicht als der Mensch von heute, schon in der Tertiärzeit gelebt habe. Auch die heutigen Menschenaffen zweigten aus derselben Gruppe ab; sie unterscheiden sich von den ausgestorbenen Menschenaffen und vom Menschen durch den längeren Oberarm, vom Menschen durch die Gegenüberstellbarkeit der großen Zehe. Hat aber nicht auch das kleine Menschenkind, ehe es sich dem aufrechten Gehen angepaßt hat, diese Fähigkeit der Opponierbarkeit der großen Zehe?

In diesen Für- und Widerstreit über die Herkunft des Pithecanthropus von Java fällt so recht zeitgemäß Garners Buch „Die Sprache der Affen". Es ist wohl schon vor fast zehn Jahren geschrieben, tritt aber in seiner deutschen Uebersetzung durch Professor Marshall, den bekannten Leipziger Zoologen, erst jetzt vor einen größeren deutschen Leserkreis. Von „sprechenden" Tieren ist ja nicht zum ersten Male die Rede, giebt es doch schon lange „sprechende" Amazonen, Kakadus, Jacos, Araras, Halsbandsittiche, Raben, Elstern, Stare, Gimpel, denen sich in neuester Zeit Wellensittiche, Sperlingspapageien, ja sogar der Kanarienvogel zugesellt haben. Hört man die glücklichen Besitzer solcher Sprecher der Tierwelt, dann verfügen diese Redner über einen ganz unglaublichen Sprachschatz, den sie in eigener Wortkonzeption täglich zu vermehren und bei passender Gelegenheit sicher anzuwenden wissen, während wieder minder enthusiasmierte Zuhörer den Papageien alle Sprachfähigkeit absprechen und in deren sogenanntem Sprechen lediglich automatisches Herleiern, mechanisches Nachplappern von Worten zu erblicken vermögen. Den Amerikaner Garner veranlaßten verschiedene Beobachtungen, die er in dem zoologischen Garten zu Cincinnati gemacht hatte, der Frage über die Tiersprache nachzugehen. So hatte er unter anderm die Beobachtung gemacht, daß kleine Affen, welche in der Nachbarschaft eines großen, sehr wilden Mandrills untergebracht waren, diesen stets beobachteten und dabei die ihm zunächst befindlichen den weiter entfernten Kameraden durch verschiedene Rufe mitzuteilen schienen, was der Mandrill thue, ob er in seinem Schlafkäfige sich befinde, bei der Mahlzeit sei, sich herumtreibe u. s. w. Nach weiteren Beobachtungen in den zoologischen Gärten von New-York, Philadelphia, Chicago und in verschiedenen Menagerien kam Garner auf den glücklichen Einfall, Lautäußerungen der Affen mit Hilfe eines Phonographen aufzunehmen. Als er so ein Affenpärchen nach längerem Beisammensein trennte und dann verschiedene Rufe des einen und des anderen Aeffchens phonographisch aufnahm und bald den einen, bald den andern Affen hören ließ, waren die Tiere ganz verblüfft und suchten eifrig nach dem Kameraden, dem sie diese Rufe des Apparates zuschrieben. Ein kleines Kapuzineräffchen schien immer ganz gleiche Rufe auszustoßen. Garner fand aber bald, daß sich die Töne in der Klangfarbe unterschieden und dann ganz verschiedene Bedeutung hatten. Das Aeffchen rief anders, wenn es trinken, anders, wenn es essen wollte. Ein anderes Kapuzineräffchen ließ in der Erregung einen in der Höhe dem F-Forte auf dem Klavier entsprechenden Ton hören, der

sich etwa wiedergeben läßt, wenn man den Rücken seiner Hand kräftig küßt und den entstehenden Ton um einige Sekunden verlängert. Des Aeffchens Ruf nach „Trank“ war um drei Oktaven, sein Ruf nach „Speise“ um vier Oktaven tiefer. Als Garner den das Verlangen nach Speise bedeutenden Ruf des Kapuzineräffchens phonographisch aufgenommen hatte und dann fünf braunen Kapuzineraffen des Zentralparkes zu New-York vorführte, gaben sofort alle darauf Antwort und kamen nach vorne zum Gitter. Wer sich in unseren modernen Tiergärten für die großen und kleinen Vertreter der Affenwelt mehr interessiert und sich mit ihnen näher einläßt, wird finden, daß die Kapuzineräffchen zu den zuthunlichsten, plaudersüchtigsten Kleinaffen gehören. Steht man ihnen zu Gesicht, so halten sie einem eine ganze Standrede. Garner hat solches Kauderwelsch verschiedenster Töne phonographisch aufgenommen und den Apparat anderen Kapuzineräffchen wieder vorsprechen lassen, die ganz verblüfft dem Apparate sich näherten, sich von ihm wieder zurückzogen, leise antworteten und ganz außer Fassung gerieten, als ihnen während des Sprechens ein Spiegel vorgehalten wurde und sie nun erst recht nicht wußten, woher denn der ihnen so bekannte Redeschwall rühre. Wie kleine Knaben beim Spiele sich warnend zurufen, stieß ein sehr intelligentes braunes Kapuzineräffchen ein deutliches „i-tsch-g-k“ aus, während es ein „c-h-i“ mit kurzem i und gutturalem c-h hören ließ, wenn sich jemand näherte, den es nicht fürchtete. Unsere allbekannten Bettler im Affenhause, die Rhesusaffen, rufen „nqu-u-w“, wenn sie Futter wollen. Garner hatte diesen Futterruf im Zentralpark mittels des Phonographen aufgenommen und ließ ihn am nächsten Tage neuangekommene sieben Rhesusaffen hören; sofort antworteten alle Affen und gaben, als man ihnen Mohrrüben und Aepfel zeigte, dieselben Rufe von sich. Diese und viele andere Versuche führten Garner zu der Ueberzeugung, daß die Rufe, deren sich die heutigen Affen bedienen, doch weit mehr seien, als eine bloße Reihe aneinander gefügter, ächzender, grunzender Laute, daß man aus verschiedensten Gründen das Recht habe, von einer „Affensprache“ zu reden. Die Laute der Affen seien vorher überlegte, willkürliche, artikulierte, immer an bestimmte Individuen und ersichtlich zu dem Zwecke gerichtet, um sich verständlich zu machen. In der Art, wie sich die Affen beim Rufen benehmen, wie sie die Laute hervorbringen, komme zum Ausdrucke, daß sie wissen, was sie mit dem Rufe ausdrücken wollen. Sie machen nach den einzelnen Rufen Zwischenpausen und warten die Antwort ab, sie wiederholen den Ruf, wenn die Antwort ausbleibt, sie rufen nur, wenn jemand in der Nähe ist, sie blicken den, dem ihre Rufe gelten, an, sie verstehen die Rufe anderer Individuen ihrer Art und beantworten sie in gleicher Weise, sie lassen sich bei diesem Verstehen nicht durch Gesten und äußere Zeichen oder psychisch beeinflussen, denn sie fassen diese Töne auch auf, wenn der Mensch oder der phonographische Apparat sie hören läßt. Der gleiche Laut bedeute ihnen immer die gleiche Sache, und immer reagieren Affen derselben Art auf dieselben Laute in gleicher Weise. Ueberdies erzeugen die Affen diese Laute mit Hilfe ihrer Stimmorgane und modellieren sie, wie es der Mensch thut, mit Zähnen, Lippen, Zunge. So Garner! Denke darüber jeder, wie er wolle, jedenfalls sind das interessante Beobachtungsresultate, die, manch phantastischer und auch manch unwissenschaftlicher Auffassung und Behauptung entkleidet, gewiß viele anregen dürften, auf dem angegebenen Wege eigene Beobachtungen anzustellen.

Und noch sind wir heute mit unseren Mitteilungen über nahe Beziehungen zwischen Menschen und Affen nicht fertig. Nach allerneuesten experimentellen Untersuchungen sollen Mensch, Orang, Gibbon und Chimpanse blutsverwandt sein. Bisher hat sich die Wissenschaft beim Nachweise der Blutsverwandtschaft zwischen zwei lebenden Wesen an morphologische Thatsachen, anatomische Argumente, entwicklungsgeschichtliche Ergebnisse, paläontologische Beweise, Kreuzungsversuche gehalten, ohne auf solchem umständlichen Wege immer zu sicherem Ziele gelangt zu sein. Einen anderen, einfacheren Weg hat nun Hans Friedenthal eingeschlagen. In Verfolgung der Ursachen anfänglicher Mißerfolge bei Bluttransfusionen zu Heilzwecken, bei welchen Tierblut zur Injektion kam, gelangte man zur Erkenntnis, daß sich Blutkörperchen nur mit dem Serum von gleichartigen oder sehr nahe verwandten Tieren mischen, während sie vom Blutwasser fremdartiger Tiere aufgelöst werden, man also nur das Blut eines Tieres mit dem eines anderen zu mischen und dann das Serum zu untersuchen brauche, um über die Blutsverwandtschaft beider Tiere Aufschluß zu erhalten. So hat man Blutmischungen zwischen verschiedensten Tieren vorgenommen, das Blut der Wanderratte mit dem der Hausmaus, das des Feldhasen mit dem des Kaninchens, das des Pferdes mit dem des Esels, das des Hundes mit dem des Wolfes und des Fuchses zu mischen vermocht, ohne daß es zu einer Auflösung der Blutkörperchen gekommen wäre. Wurde aber Hunde- und Katzenblut gemischt, oder Pferdeblut Kaninchen, Meerschweinchen, Kälbern, Lämmern, Menschen eingespritzt, oder Menschenblutserum mit dem Blute von Igel, Hund, Katze, Meerschweinchen, Kaninchen, Rind, Pferd, Nachtreiher, Haushuhn, Taube, Kreuzotter, Ringelnatter, Wasserfrosch, Aal gemischt, so wurden die Blutkörperchen durch das Serum aufgelöst. Es bestehen also zwischen dem Blute verschiedener Tiere gleicher Familie keine merklichen Unterschiede, wohl aber zwischen dem Blute von Tieren verschiedener Unterordnungen und Ordnungen, und man kann daher bei Transfusionsversuchen keinesfalls Menschenblut durch Blut vom Rinde, Pferde, Schafe ersetzen. Begreiflicherweise war man nun auf das Verhältnis zwischen dem Blute des Menschen und der Affen neugierig. Man mischte das Serum des menschlichen Blutes mit dem Blute von Halbaffen, Krallenaffen, südamerikanischen Klammeraffen, altweltlichen Hutaffen, Javanern, Babuins, Lapunders und fand, daß das Serum die Blutkörperchen solchen Affenblutes auflöste. Als man aber das Menschenblutserum mit dem Blute der sogenannten anthropomorphen Affen: Orang-Utang, Gibbon und Schimpanse mischte und an diesen Affen Transfusionsversuche mit menschlichem Blute machte, wurden die Blutkörperchen durch das Blutserum des Menschen nicht aufgelöst und traten in dem Befinden der Versuchsaffen keine Störungen ein. Diese Affen stehen also hinsichtlich der Beschaffenheit ihres Blutes dem Menschen physiologisch näher als irgend ein anderes Tier. Im Lichte dieser Blutuntersuchungen erklären sich uns aber auch manche Rätsel bei der Kreuzung verschiedenartiger Tiere, bei dem Zustandekommen fruchtbarer und unfruchtbarer Bastarde.

Wir haben vorhin von einer Hypothese berichtet, welche die Wiege irdischen Lebens nach dem Nordpollande von einst verlegt. Es mag da am Platze sein, einen anderen Versuch, die allgemache Verbreitung der Tierwelt über die ganze Erde zu erklären, in aller Kürze zu erwähnen. Bedenkt man, wie überaus lückenhaft unsere geologischen und paläontologischen Kenntnisse hinsichtlich Südamerikas, Afrikas und

weiter Gebiete Asiens noch sind, wie wenig wir über das aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Inlandeise liegende Südpolarfestland wissen, und wie unsicher unsere Rückschlüsse auf einige, heute im Meere versunkene Landverbindungen zwischen den einzelnen Festländern sind, so erscheint es ganz selbstverständlich, daß unsere Vorstellungen von der allgemeinen Ausbreitung der Tiere über die Erde nur ganz hypothetische sein können. Vor kurzem hat der amerikanische Paläontologe Henry F. Osborn auf Grund vergleichender Studien den Versuch gemacht, in Umrissen eine Geographie der Tertiärzeit-Tierwelt zu geben. Große isolierte Landgebiete lassen in weiterer Entwicklung der einheimischen Tierwelt nach bestimmten Richtungen neue charakteristische Tierarten erstehen. So können in weit voneinander entfernten Gebieten unter gleichen Lebensverhältnissen selbständige ähnliche Tierformen sich bilden. Osborn nimmt nun drei große Faunengebiete der Tertiärzeit an: die Neogäa (das heutige Südamerika) mit fünf autochthonen Tierarten, unter ihnen die Zahnarmen; die Notogäa (das heutige Australien) mit zwei Tierarten, Beuteltieren und Kloakentieren, und die Arktogäa (die heutige alte Welt und Nordamerika), die Urheimat von vierzehn Tierarten, darunter ausgestorbene Zahnarme, Halbaffen, Flattertiere, Insektenfresser, Raubtiere, Nagetiere, Affen, Paarzeher, Unpaarzeher u. s. w. Wenigstens zeitweise sind diese drei großen Faunengebiete durch festes Land miteinander verbunden gewesen. Man denke sich die heutigen Festländer mit den Platten, auf welchen sie ruhen, um 200 Meter gehoben, so müßten diese einstigen Landverbindungen aus dem Wasser hervortreten. Ueber diese Landverbindungen hinweg haben die drei großen Faunengebiete in wiederholten Ein- und Auswanderungen ihre Tierwelt ausgetauscht. Die erste zwischen der Neogäa einerseits und den beiden anderen Gebieten andererseits erfolgte große Tierwanderung brachte den drei Faunengebieten die autochthone Tierwelt. Eine zweite Tierwanderung erfolgte von dem Südpolfestlande nach Afrika hin, eine dritte von ebendaher nach Australien, eine vierte aus der Arktogäa. Afrika war der große Mittelpunkt einer selbständigen Tierartenbildung; von hier aus sind nach Osborns Anschauung vom Anfange bis zum Abschlusse der Tertiärzeit drei große Tierauswanderungen nach Norden erfolgt, von wo sich dann die eingewanderten Arten über die ganze Arktogäa weiter ausbreiteten und auch in die Neogäa vordrangen.

Wenn der nichtfachmännische Leser von all den längst ausgestorbenen Tierformen von einst hört oder in einem der modernen Riesenmuseen wunderlichst gestaltete Vorweltwesen in mehr oder weniger erhaltenen Ueberresten vor Augen geführt sieht, mag sich ihm wohl der Gedanke aufdrängen, ob denn die uralten Tierformen wirklich alle ausgestorben sind, ob sich denn gar nichts aus früher Vorzeit in die Jetztwelt herein gerettet hat. Die alten Geologen freilich hatten auf solche Fragen ein kategorisches „Nein!“ zur Hand. War ihnen doch die heutige Schöpfung unter fortwährenden Katastrophen, in einer Reihe von Weltuntergängen und gänzlichen Neuschöpfungen erstanden. Die moderne Geologie aber ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß allgemeine Unterbrechungen des organischen Lebens auf der Erde gar nicht stattgefunden haben, daß vom ersten Entstehen organischen Lebens an bis heute die Entwicklung des Tier- und Pflanzenreiches in zusammenhängender Weise vor sich gegangen sei. So sind im Verlaufe der Jahrtausende Tier- und Pflanzenformen verschiedenster Art in das Leben der Erde eingetreten und wieder verschwunden, aber nicht urplötzlich aus der Reihe

der Lebewesen ausgeschieden, sondern allmählich durch neue Formen verdrängt worden. Die eigentümlichen Trilobiten spielen in der cambrischen Formation eine Hauptrolle, beginnen in der Devonformation stark zurückzugehen und sind in der Permformation verschwunden. So hat die heute herrschende Welt der Knochenfische die einst so artenreichen Ganoiden und Knorpelfische allmählich fast ganz verdrängt. Alle die Riesen der vorweltlichen Lurch- und Kriechtierwelt zu Lande und zu Wasser sind nach und nach vom Schauplatz irdischen Lebens abgetreten und haben höher entwickelten Formen Platz gemacht. Wie lebende Ruinen einer langentschwundenen Lebwelt ragen die Störe und Haie, die merkwürdige Brückenechse Neuseelands, die wunderlichen Molukkenkrebse, die Kloakentiere Australiens in die heutige Tierwelt herein. An manchen Tierformen scheint der Zeiten Wandel ganz spurlos vorübergeglitten zu sein, denn einige Schnecken und Muscheln, z. B. die Lochmuschel Lingula aus dem Stamme der Molluskoiden, erscheinen heute noch so, wie sie schon vor uralten Zeiten in cambrischer und silurischer Zeit auftraten. Solchem Rückblicke in lang vergangene Erdepochen mag es ganz märchenhaft erscheinen, wenn Gerüchte von der Existenz gewaltiger Ungeheuer auftauchen, die man längst schon zu den Gewesenen zählt. Es hat einmal elephantengroße Faultiere und riesige Gürteltiere gegeben, wie die gigantischen Exemplare des ausgestorbenen Mylodons aus der amerikanischen Diluvialzeit in unseren Museen beweisen. Nun spukt seit Jahren das Gerücht, in Höhlen des südlichsten Südamerikas lebe noch ein dem ausgestorbenen Mylodon verwandtes Riesentier, das die einheimischen Indianer als sehr gefährliches, langhaariges, langbekralltes, vierfüßiges Tier schildern. Wie konnte all den zahlreichen Estanciabesitzern der Pampasebene oder den Jägern des Waldgebietes ein ochsengroßes Tier unbekannt bleiben? Oder sollte das triste Eisgebiet der wilden Cordilleren einen so großen Vierfüßler ernähren und verbergen können? Auf die Spuren dieses unbekannten Tieres führte das Auftauchen mit grauroten Haaren bedeckter, zwei Centimeter dicker Hautstücke, in welchen kleine, kaffeebohnengroße Knöchelchen eingebettet waren. Kein bekanntes lebendes Tier hat solche Knocheneinlagerungen der Haut, wohl aber sind solche von fossilen Funden in den Pampasschichten Argentiniens bekannt. Die erwähnten Hautstücke stammen aus einer großen Höhle Patagoniens, in deren Eingange Kapitän Eberhard, Greenshild und v. Heinz eine ochsenfellgroße Haut ohne Kopf- und Fußteile aufgefunden hatten. Im Jahre 1896 suchte Dr. Nordenskjöld auf seiner Reise durch das südwestliche Patagonien die erwähnte Höhle auf und fand gleichfalls ein Stück solchen Felles, einige Knochen, eine Klaue und Haarballen. Im Jahre 1899 hatten von der Universität Stockholm ausgesandte Gelehrte (Nordenskjöld und Borge) die Höhle weiter untersucht und Unterkiefer, Zähne, Klauen, Haarbüschel des mylodonartigen Tieres aufgefunden. Dann war Hauenthal an eine genauere Untersuchung der Höhle gegangen und hatte an verschiedenen Stellen Hirsch- und Guanacoknochen, Schalenstücke einer Miesmuschel, ein etwa einen Meter langes und 90 Centimeter breites Fell mit den charakteristischen Knocheneinbettungen, kleinere Fellstücke, einzelne Zähne, Klauen, Knochen, Haarbüschel, zwei ziemlich gut erhaltene Schädel des ominösen Höhlenbewohners, alle diese Ueberreste in einer mächtigen Mistschichte mit 25 Centimeter hohen, 12 Centimeter dicken Kothballen, außerdem Knochen eines bernhardinergroßen Nagetiers, Zähne eines pferdeartigen Tieres, Knochenreste einer mehr als löwengroßen Katze und noch andere Knochenreste aufgefunden.

Hauenthal bestimmte diesen plumpen, ochsengroßen Vierfüßler als Grypotherium. Sowohl Hauenthal als seine Vorgänger hatten außer diesen Knochen Knochenpfrieme, Stücke von kleineren Schnüren, Steinsplitter, von hergestellten Pfeilspitzen herrührend, also zweifellose menschliche Spuren aufgefunden. Der ganze Höhleneingang war von einem Walle herabgefallener Blöcke versperrt; an der rechten Seite waren aber die Blöcke ersichtlich von Menschenhand weggewälzt. Auch die vielen Knochenfragmente, die stellenweise sogar aufgehäuft waren, die Abtrennung des Kopfes und der Beine von dem Felle, die von einem Schlage mit einem schweren Gegenstande herrührenden Verletzungen an dem Unterkiefer und dem Schädel deuten auf die einstige Gegenwart des Menschen in der Höhle. Wann nun die Höhle zuerst bewohnt war und wann sich die mächtige Mistschichte gebildet hat, das läßt sich wohl genau nicht bestimmen. Hauenthal verlegt die Entstehung der Höhle selbst in die Zeit zwischen der ersten großen patagonischen Eiszeit und der zweiten patagonischen Vereisung, die Bewohnung der Höhle in prähistorische Zeit, welche in Patagonien lange nicht so weit zurückliegt, wie in Europa. Da sich in der Höhle, die aus einer größeren und einer kleineren besteht, außer den Ueberresten des Grypotheriums auch Knochenreste von Pferd, Guanaco und amerikanischem Strauß vorfinden, müssen beide Höhlen noch in historischer Zeit bewohnt gewesen sein. In der kleineren Höhle, in welcher die Gefahr des Herabfallens großer Blöcke von der Decke weniger zu befürchten war, lebte der Mensch, im größeren Raume das von ihm als halbwildes Haustier gehaltene Grypotherium, das, plump und unbehilflich, leichter zu erjagen und daher rascher auszurotten war, als das flüchtige Guanaco. Hauenthal ist nicht der Meinung, daß das Grypotherium heute noch lebt. Aber es dürfte wohl vor dreitausend Jahren noch gelebt haben und in der Tradition der Eingeborenen, dichterisch ausgeschmückt, noch fortleben, wie die Kunde von den riesigen Moas in den Sagen und Heldengesängen der Maori. Professor Ameghino vom La Plata-Museum, ein genauer Kenner der geologischen und paläontologischen Verhältnisse Patagoniens, dem als einem der ersten ein Stück der vielerwähnten Lederhaut zugekommen ist und der das Tier Neomylodon Listai nennt, ist, entgegen der Ansicht anderer Gelehrter, welche aus den anderen vorgefundenen Knochen auf das gleichzeitige Aussterben des Neomylodon mit den Riesenfaultieren schließen, der Meinung, daß das Neomylodon noch lebt oder doch erst seit ganz kurzer Zeit verschwunden ist. Er ist der Ansicht, daß die neben den Knochen dieses Höhlenbewohners vorgefundenen anderen Knochen unrichtig bestimmt wurden, hält die vorgefundenen Ueberreste des Riesennagers zur Bestimmung für zu spärlich, die Knochen der vermeintlichen ausgestorbenen Pferdeart für solche des Wildpferdes der Anden und Südpatagoniens und die wenigen Knochen der Riesenkatze für Ueberreste der heute noch in Patagonien vorkommenden alten Jaguarart. Schon der auffallend frische Zustand der aufgefundenen Häute spreche für eine nicht allzusehr entfernte Vergangenheit des Neomylodon. Die Eingeborenen, denen man diese Häute zeigt, schreiben sie einem Tiere „Jemisch" zu, welches Wort etwa kleine Steinkörnchen bedeutet. Sie behaupten hartnäckig, daß das mit starken Schneidezähnen ausgerüstete, kleinohrige, kurzbeinige Tier in Höhlen des inneren Zentral-Patagoniens lebe, sich auch im Wasser leicht bewege und nur nachts zu sehen sei. Manches davon stimmt mit älteren Berichten über den Su oder Succarath. Su oder Suce aber nannten die alten Teneltschen ihre Mäntel,

und Carth oder Carrath die Haut; sie haben damals, als sie noch kein Reitervolk waren und noch nicht den leichteren Lamafellen den Vorzug gaben, jedenfalls ihre Mäntel aus der Haut des Neomylodon hergestellt. Hoffentlich bringen die wissenschaftlichen Nachforschungen, welche nunmehr im Gange sind, Licht in die dunklen Geheimnisse der Höhle am Ultima Esperanza.

Dr. Friedrich Knauer.



Theatralischer Kehraus.

Die Berliner Theater schwärmen jetzt, wie die Bienen im Frühling, aus und in der Welt herum. Der beste Beweis, daß die diesjährige Campagne als erledigt gilt. In die leeren Häuser sind Gäste eingezogen in bunten Volkstrachten, Schlierseer, Schwarzwälder, Elsässer: theatralische Vertreter der Parole Heimatskunst. Neben diesen leichten Sommervögeln tauchten schüchtern auf einigen Bühnen noch einige Spätlinge auf, die in dieser stillen Ruhezeit eine letzte Beachtung sich erzwingen wollten.

Zwei von ihnen gehörten dem im vergangenen Winter so fruchtbar hervorgetretenen Genre der Nachmittags-Sondervorstellungen an, Byrons „Sardanapal“ und Keyserlings „Dummer Hans“; einer war eine legitime Première, Hawals „Mutter Sorge“.

In einem Atem dürfte man wohl eigentlich Byrons Sardanapal, dem die Zeit ihren Edelrost verlieh und das stolze Schicksal seines Dichters eine zwar verblaßte, doch immer noch nicht erloschene Aureole, nicht mit solchen kaum gesehenen und schon vergessenen dramatischen Eintagsfliegen nennen. Aber der launische Zufall hat die drei nun einmal auf kurze Zeitspanne zusammengeweht. Und dann, von diesem äußeren Gesichtspunkt abgesehen, haben diese Disparaten doch noch etwas Gemeinsames. Freilich negativer Natur. Das berühmte Werk, das wie manch berühmtes viel erhoben und wenig gelesen wurde, wirkte, wenn es auch der Abglanz eines feinen Geistes schien, eklektisch-epigonisch; und eklektisch-epigonisch, aber ohne Abglanz und ohne feinen Geist, wirkten auch die Dramen der beiden Zeitgenossen.

* * *

Der Sardanapal wurde vom Akademischen Verein für Kunst und Litteratur zur Aufführung gebracht, dem Verein, der mit seinem tapferen dramaturgischen Strategen Dr. Oberländer im Zeichen des Königsdramas so oft siegte, dem wir die Anschauung des Oedipus und der Orestie verdanken.

Diesen Festspielen hoher Erhabenheit folgte als Nachspiel nun noch einmal ein Königsdrama, ein Königsdrama aus jüngerer Zeit und aus matterem Blut.

Positives zu geben hatte die Sardanapalaufführung nicht, nur ein sekundär-historisches Interesse erweckte sie. Sie ermöglichte eine Nachprüfung und Re-

vidierung überkommener Begriffe, ein Ziehen litterarischer Bilanzen, ein Neuauseinandersetzen mit alten Erscheinungen.

Byron hat bei dieser Begegnung nicht gewonnen. Er hat viel mehr als die wirklich Großen, die bei jedem Wiedersehn uns neu beschenken, der Zeit den Tribut zahlen müssen. Seiner Dichtung und ihrem Ruhm kam sein eigenes Lebenskunstwerk, der glänzende Stil seines Daseins, sein souveräner Hochflug und sein romantischer, von Kampf- und Ritterlichkeitspoesie verklärter Ausgang zu Hilfe. In dem Maße, wie uns die Gestalt entschwand, ließ auch seine Dichtung nach. Unvergeßbar freilich bleibt die melancholisch-holde Landschaftslyrik des Childe Harold, das kecke, funkenhelle Florettgeklirr sprühender Don Juanstanzen. Der Sardanapal aber ist verblaßt.

Am Stoff kann das nicht liegen. Im Gegenteil. Die leuchtend-schwelgerische Vorstellung dieses rosenbekränzten Fürsten der Freude, der das Dasein zum Fest steigern wollte, voll unersättlicher Genußfähigkeit und künstlerischem Raffinement bis ans Ende, dem Sterben in königlicher Schönheit auf purpur- und schätzebeladenem Scheiterhaufen wäre gerade lockend für eine wesentliche Richtung modernen Dichtens, für die schwelgerische Luxuspoesie, wie sie vor allem durch d'Annunzio repräsentiert wird.

Auch der Verwegenheitsrausch des eigenen, auf sich beharrenden Willens, das Launische der Stimmung, das keine Fessel und keinen Zwang duldet, ist neuerer Dichtung sehr verwandt.

Byron hat diese Töne alle angeschlagen, er hat sie sicher auch echt gefühlt, war ja selbst aus Sardanapals Geschlecht, und die ihn kannten, die von dem Zauber seiner fascinierenden Persönlichkeit umsponnen waren, ergänzten unbewußt beim Lesen alles zur Fülle und strahlendem Ueberfluß.

Wir Nachgeborenen können das nicht mehr, und wir wollen es auch nicht. Wir müssen uns an das halten, was da ist, und warten, was uns daraus für ein Eindruck kommt. Der aber ist im Verhältnis zu dem Stoff, der uns das Reichste erwarten läßt, arm. Und wir erkennen, daß Byron seine künstlerischen Mittel hier nicht mit der lächelnden Verschwendung ausstreut, die wirklich sardanapalisch wäre. Die Illusion verwirrenden Prunks und der Fülle des Lebensgefühls erweckt er nicht, und seine Symphonie aus Wein- und Liebesliedern klingt dünn. Das „Dekorative" des Dichterischen, das raffinierte Künstler wie d'Annunzio und Hofmannsthal in unseren Tagen zu einer schwülen Ueberreife ausbildeten, ist hier nur in bescheidenem Maß.

Und wendet man sich von den dichterischen Requisiten zum Menschlich-psychologischen, so geht es ähnlich. Etwas vollere Ausbeute giebt es hier zwar. Einige Stellen hoher lyrischer Schönheit umschmeicheln das Ohr, aber die Bruchstücke des Sardanapalbildes fügen sich nicht zum Ganzen. Diese Gestalt spricht, und was sie spricht, ist oft schön, bedeutungsvoll und trifft uns, wie jenes: „Ich trage tausend Menschlichkeiten in mir", oder jene furchtbar prächtige, nachtglühende Traumvision von Nimrod:

ein stolzer, finstrer Mann
Mit Totenantlitz, das ich nicht erkannte,
Doch hab' ich's schon gesehn, ich wußte nur
Nicht wo: es waren Riesenzüge fast;
Sein Aug' stand still, doch blitzte es; sein Haar
Fiel auf die breite Brust in langen Locken;



Ein mächt'ger Köcher hing ihm um mit Pfeilen,
Beschwingt von Adlerfittichen, die borstig
Sich durch das Schlangenhaar gedrängt.

Aber Momentanwirkungen sind das. Das, was unser Kunstgefühl hier erwartet, die Illusion einer die Grenzen der Menschlichkeit übersteigenden Gestalt in ihrer ganzen Lebenstotalität zu empfangen, die bleibt aus.

Die dramatische Führung kommt uns opernhaft vor, oder akademisch historien-bildlich. Konventionell ist die übliche Verschwörung mit der üblichen königlichen Verzeihung. Ueberhaupt wird Byron sofort unpersönlich schematisch, sobald er statt lyrischer Tonart die dramatische wählen muß, um einen scenischen Fortgang zu erzielen. Hätte er es gewagt, dies Spiel lediglich auf Stimmung zu stellen, vielleicht wäre es ihm noch eher geglückt, so aber anerkannte er die Forderung nach Handlung. Und die Handlung wurde nun wirklich libretto-mäßig. Statt den Sardanapal al fresco auf einem Riesenhintergrund von Festen zu malen, bringt ihn der Dichter in kleinliche Duettsituationen mit der ganz schattenhaft geratenen Griechensklavin Myrrha. Und das Motiv, auf das diese Gestalt gestellt ist, der Konflikt, daß sie den König liebt, ohne ihn achten zu können, ist nicht geeignet, das Temperament des Stückes zu schüren.

Ein Motiv ist fruchtbar und führt zu einer der wenigen dramatisch wirksamen Scenen, das Verhältnis des Königs zu seiner Gattin Farina, die er — im Moment des Abschieds erkennt er's — wirklich liebt, und die er nicht ertrug, weil dieser Liebe die Pflicht beigemischt war und er alles haßte, „was wie 'ne Kette aussah“.

Doch kennen wir Dichter, die dies Motiv voll tieferer Menschlichkeit ausgestaltet haben, vor allem Grillparzer im jähen König der „Jüdin von Toledo“, in der es doch ganz anders lodert als in Byrons Sardanapal, trotz seines Feuerzauberschlusses.

Und noch manch andere falsch wirkende Töne stören. In den Sardanapalstil paßte ein stolzjauchzendes Ende in Schönheit, im Sinne der trotzigen Hebbelverse aus den Nibelungen:

Wie ihre wilden Väter sich
Mit eigner Hand nach einem lust'gen Mahl,
Bei Sang und Klang im Kreise ihrer Gäste
Durchbohrten, wenn des Lebens beste Zeit
Vorüberschien, ja wie sie trunknen Mutes
Wohl gar ein Schiff bestiegen und sich schwuren,
Nicht mehr zurückzukehren, sondern draußen
Auf hoher See im Brudermörderkampf
Der eine durch den anderen zu fallen
Und so das letzte Leiden der Natur
Zu ihrer letzten, höchsten That zu stempeln.

Das Aeußere solch stolzen, majestätischen Todes hat Byron seinem Helden allerdings bereitet: den königlichen Scheiterhaufen mit Thron und Kostbarkeiten und dem Duft verbrannter Schätze. Aber das Gefühlserlebnis hat er matt gemacht durch moralisierende Nutzanwendung. Dieser Sardanapal will das Fanal nicht nur entzünden, um berauschten Triumphtod zu genießen, sondern auch, um gereinigt von den groben Flecken zu sinnlicher Natur ein warnendes Beispiel zu geben: „Jahrhunderten zu leuchten, rebell'schen Völkern, allzu üpp'gen Fürsten“. Diese stark betonte Läuterung und Besserung ist sehr erbaulich, aber ein feineres

Stilgefühl wird die Pointe: Sardanapal als Erzieher und moralische Bildungsanstalt, für diesen Stoff als eine künstlerische Schwächung und Verwässerung empfinden. So scheidet man von diesem Königsdrama kleinlichen Maßes kühl, und der Gewinn ist die nun sicher gegründete Erkenntnis, daß unter den Vergangenheitskünstlern zweiten Grades uns Kleist, Grillparzer, Hebbel unendlich mehr bedeuten als der englische Lord.

* * *

Von den beiden zeitgenössischen Werken ist das eine, „Mutter Sorge“, ein Muster österreichischen Epigonenstücks aus dritter Hand. Ein Ragout aus verschiedenen Ingredienzien zusammengekocht. Raimund der Schutzpatron gab die allegorische Figur, die leibhaftig als Mutter Sorge natürlich grau in grau auftritt; Karlweiß und das Volksstück lieh den bewährten Gegensatz zwischen dem hartherzigen Reichen und dem kreuzbraven Armen und die zum Schluß sich prompt durch billige dramatische Beglückung vollziehende Umwandlung und gerechte Ausgleichung. Das allzu Altbackene des bürgerlichen Rührstückes wurde etwas aufgefrischt durch kleine realistische Mätzchen, durch einige gut beobachtete, aber allzu bewußt und absichtlich angebrachte Detailzüge. Dies Absichtliche, Rezeptmäßige des Stückes ist sein schlimmster Fehler. Und es ist interessant zu beobachten, und das rechtfertigt überhaupt nur die Heranziehung dieser Minderwertigkeit zu unserer Betrachtung, wie dieselben Dinge uns bei dem echten Dichter hold und naiv berühren können, und bei dem unechten sentimental und lächerlich.

Diese Einführung allegorischer Gestalten in das realistische Bild des Alltagslebens ist bei Raimund voll Poesie, sie wirkt wie die Verkörperung des Weltbildes aus einer reinen kindlichen Vorstellungsphantasie heraus, und dies Märchenmäßige in Strafen und Belohnen ist voll der unbestimmten Ahnung der Großmutterfabeln und der lieblichen Träume von holden Feen. Bei diesem Epigonen aber ist alles vergröbert. Der Duft fehlt und die graue Gestalt am Ofen in dem Armeleutewinkel, die immerfort mitredet und dem Zuschauer die fadenscheinig-dünnen Vorgänge noch aufdringlich kommentiert, ohne daß es die anderen Personen hören, wirkt abgeschmackt und thöricht.

Und die poetische Gerechtigkeit, daß der hartherzige Reiche zum elenden Hausierer wird und der arbeitsame, grausam unterdrückte Handwerker während eines Zwischenaktes aus einem des letzten Besitztums Beraubten zum wohlhabenden Meister im Bratenrock, erscheint banal. Das kommt von der schiefen Mischung der Gattungen in diesem Stück. Dies „Ende gut alles gut“ ohne Motivierung wäre lieblich, wenn schwebende Märchenatmosphäre wirklich wie ein leichter Schleier sich um die Alltagswelt hier spinnen würde. Da aber die Märchenelemente nur äußerlich hineingeflickt sind und die realistische Ausmalung des Details, die Bemühungen, das Wirkliche zu betonen, Räuspern und Spucken abzugucken, überwiegen, so machte der in Wonne schwimmende Schluß nur den Eindruck des auf die dankbare platte Rührseligkeit spekulierenden gefühlvollen Gruppenbildes.

* * *

Wie sich das österreichische Epigonenstück in schlechten disparaten Stilmischungen vergreift, so auch das deutsche: „Der dumme Hans“ von E. von Keyserling.

Auch dieses möchte das reale Weltbild mit Märchensternen durchleuchten. Hauptmannsche und Bierbaumsche Motive klingen zusammen. Persönlich-Eigenes

ist wenig zu spüren. Und wenn man auch nicht behaupten kann, daß dieser junge Kunstwerber bewußt unehrlich arbeitet, so kann man doch sicher sagen, daß er für seine Sehnsucht, wenn sie auch echt gefühlt ist, keine echten eigenen Töne findet.

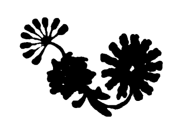
Reminiscenzenpoesie ist das alles. Auch an Knut Hamsuns „Viktoria" denkt man bei diesem verträumten Waldjungen und seiner Comtessengespielin vom Schloß, der durch seine versonnenen Vorstellungen und sein inneres Mitschwingen mit dem Flüstern und Rauschen der Blätter in die Aermlichkeit der Häuslerhütte Traum- und Märchenillusionen bringt.

Dazu kommen dann die bewährten dekorativ-stilistischen Motive aus Bierbaums Lobetanz, gekünstelte Primitivität und Naivetät. Ein Empireschloß voll schattenhafter Gestalten, die bewußt wie Gespenster ihrer selbst gezeichnet sind.

Schließlich die Henker- und Todesstimmung des letzten Aktes, die grotesk aus Schauer und Humor gemischt sein soll. Da sitzt der „dumme Hans" im Gefängnis. Der despotische Herr vom Schloß, der die Waldhäusler aus ihren Hütten vertreiben und den Wald abholzen und morden will, ist meuchlings auf der Jagd erschossen worden. Bei einem fortgeworfenen Gewehr fand man den „dummen Hans". Und der verrät den wirklichen Thäter nicht, sondern nimmt die That auf sich und stirbt für den geliebten Wald.

Der letzte Akt in der Zelle mit dem Besuch des Schloßfräuleins, das wie ein Traum bei ihrem Gespielen erscheint, dem grotesken Kerkerwärter, dem spukhaften Henker soll wie ein Marionettenmärchenspiel wirken.

Bierbaum in der vorletzten Scene des Lobetanz hat dies Verwischt-Visionäre mit raffinierten Mitteln erreicht. Keyserling trägt mühsam die typischen Ingredienzien zusammen, doch suggestiv wird er nicht. Das Zeitlos-Traumhafte, das Dekorativ-Stilisierte des verwunschenen Schlosses, das Waldweben steht neben den Scenen der Armeleutemalerei, ohne daß die Elemente sich verschmelzen. Ausgedacht und spintisiert, nicht innerlich geschaut ist dies realistische Märchenspiel und in dem Kehraus dieses Winters noch ein letzter trüber Beweis von der Armut in unserem dramatischen Nachwuchs. **Felix Poppenberg.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Ein Wunderkind des alten Roms.

Die Klage wegen Ueberbürdung der Schulkinder — so liest der Türmer im Berliner „Courier" — sind wir gewohnt als etwas recht Modernes, als eine Folge der Ueberschätzung des Wissens, die in unserer Zeit Platz gegriffen hat, anzusehen. Im Gegensatz dazu weist man auf das klassische Altertum

mit seiner starken Betonung der körperlichen Erziehung hin. Nun erzählt uns jedoch ein Philologe Dr. Kotelmann in der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“ einen Fall von Ueberbürdung aus dem alten Rom, der mit dem Tode des Knaben endete. Die Geschichte des unglücklichen Jungen weist eine ganze Reihe typischer Züge auf. Seine Eltern haben ihm ein Totendenkmal gesetzt, das im Palast des Rates der Stadt auf dem Kapitol in Rom aufbewahrt wird. Die Grabanlage enthält eine kleine Grabkammer für die Asche des Verstorbenen, über der sich ein viereckiges Postament mit eingelegter Marmortafel erhebt. Oben darauf steht das Denkmal aus weißem Marmor, das 1.15 Meter hoch ist und von einem niedrigen Dache gekrönt wird. In einer halbrunden Nische auf der Vorderseite steht ein Knabe, mit Tunika und faltenreicher Toga bekleidet; seine Rechte hat er vorn an die Brust gelegt, in der Linken hält er eine zum Teil entfaltete Bücherrolle. Zu den Seiten der Nische ist eine griechische Inschrift, darunter sind sechs lateinische Zeilen und zwei griechische Epigramme angebracht. In dem Giebelfelde darüber aber ist ein Lorbeerkranz mit flatternden Bändern dargestellt — handelte es sich doch um einen kleinen Sieger im Wettkampf! Die lateinische Inschrift giebt über den Knaben Auskunft. Die wörtliche Uebertragung lautet: „Den seligen Geistern geweiht. Dem Quintus Sulpicius Maximus, Sohne des Quintus von der Claudischen (Tribus), aus römischer Familie. Er lebte 11 Jahre 5 Monate 12 Tage. Dieser steigerte, nachdem er im dritten Wettstreit-Fünfjahr unter zweiundfünfzig griechischen Dichtern aufgetreten war, die Gunst, welche er wegen seines zarten Alters erregt hatte, durch sein Talent bis zur Verwunderung und ging mit Ehre (aus dem Kampfe) hervor. Die extemporierten Verse sind deswegen beigefügt worden, damit es nicht den Anschein gewinne, als hätten die Eltern ihren Empfindungen nachgegeben. Quintus Sulpicius Eugramus und Lucinia Januaria, die tiefbetrübten Eltern, haben (dieses Grab) dem liebevollsten Sohne und sich und ihren Nachkommen errichtet.“ Der erwähnte Wettbewerb fand im Jahre 94 n. Chr. unter Domitian statt. Beim „dritten Kampf“ wurde um den Preis in der Musik gerungen, worunter auch die Dichtkunst, insbesondere das Improvisieren lateinischer und griechischer Verse, zu verstehen ist. Der elfjährige Quintus Sulpicius Maximus hatte sich dabei mit dem griechischen Stegreifgedicht, das auf seinem Denkmal mitgeteilt ist, ausgezeichnet. Es behandelte das Thema: „Welcher Worte sich wohl Zeus bedient haben möchte, als er den Helios schalt, daß er den Sonnenwagen dem Phaëton anvertraut hatte“. Die ganze Rede ist ein frostiges Machwerk; trotzdem erlangte der junge Dichter unter 52 Mitbewerbern einen Preis. Der kleine Sulpicius ist das richtige Opfer der Elterneitelkeit. In dem ersten Epigramm klagt er, daß er Tag und Nacht von den Musen nicht habe ablassen können und deshalb durch Krankheit und Erschöpfung ganz zu Grunde gegangen sei. Seine Eltern haben augenscheinlich das Talent ihres Sohnes überschätzt und das „Wunderkind“ jedenfalls immer von neuem zum Lernen angestachelt. Deshalb bekleideten sie ihn schon im zwölften Lebensjahre, statt, wie sonst üblich, im fünfzehnten mit der Toga virilis, und sie teilten noch nach seinem Tode sein Preisgedicht öffentlich mit, damit es ja jeder gebührend bewundere. Ein Jammerbild, steht der arme Junge vor dem Beschauer — der Künstler hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Schon die Aufstellung der Porträtfigur in einer Nische giebt ihr etwas Düsteres. Die Augen sind beschattet, das Haar in die Stirn

herabgekämmt. Und über den höchst charakteristischen Gesichtsausdruck urteilt Helbig: „Dieses verwelkte Gesichtchen mit seinem abgespannten Ausdruck vergegenwärtigt in der deutlichsten Weise die jammervollste Existenz eines geistig überanstrengten und physisch herabgekommenen Wunderkindes."



Cromwell und Bonaparte in neuer Beleuchtung.

Der Politiker John Morley, bekannt durch seine Monographien über Burke (1867), Voltaire (1871), Rousseau (1873), Diderot (1878), Emerson (1884), hat im Nachtrabe der zahlreichen von Cromwells Geburtsjubiläum (25. April 1599) hervorgerufenen Schriften ein neues Werk über den Revolutionshelden erscheinen lassen.*) Er beschäftigt sich indessen nicht mit dem Feldherrn, nicht mit dem Glaubensfanatiker, er will auch nicht ein eingehendes Bild seines äußeren Lebensverlaufes geben: er verfolgt nur die Evolution des Staatsmannes und kommt zu dem Resultat, daß Cromwell — abgesehen von der äußeren Politik, wo es auf die Bethätigung eines unbeugsamen Willens und einer starken Hand ankam — niemals ein bedeutender Staatsmann gewesen ist. Nach den schön gefärbten Zeichnungen dieses von sittlichen und geistigen Gebrechen nicht freien Mannes, welche die kritiklose Verhimmelung Carlyles von seiten der freisinnigen Historiker Englands hervorgerufen hat, begrüßen wir ein solches Urteil mit vollster Zustimmung. Man kann unmöglich einen großen Politiker sehen in einem Manne, der als Regent eine viel schlimmere Tyrannei auszuüben sich gedrungen fühlt, als es die seines legitimen Vorgängers gewesen ist, welche er als Volkstribun aufs heftigste bekämpft und mit Thron- und Lebensraub bestraft hat.

Aber auch so ist das Bild Cromwells, das Morley gezeichnet hat, an einzelnen Stellen zu hell ausgefallen und bedarf der kritischen Retouche. Es muß bestritten werden, daß Cromwell erst nach Naseby genötigt wurde, als politischer Führer aufzutreten. Den antimonarchischen Geist, den fanatischen Haß Andersgläubiger hat er in seinem nur aus Independenten zusammengesetzten Heere, wenn nicht gepflanzt, so doch bewußt gepflegt lange vor Naseby. Ob er weitschauende politische Pläne mit diesem Verhalten verfolgte, weiß man nicht, da er nicht gewohnt war, seine innersten Gedanken auszusprechen. Es ist möglich, daß er ursprünglich weiter nichts im Sinne hatte, als sich für alle Eventualitäten in seiner militärischen Gemeinde eine stets bereite, furchtbare Waffe zu schaffen. Daß er sie einmal gegen das verhaßte presbyterianische Parlament, dem er doch die vollste Ergebenheit heuchelte, gebrauchen würde, das wußte er ebenfalls geraume Zeit vor Naseby. Es ist eben undenkbar, daß er als militärischer Demagog nicht hätte Politiker sein sollen.

*) Oliver Cromwell. By the Right. Hon. John Morley. London, Macmillan. 1900.



Bei seiner vorhandenen Neigung zur Heuchelei, die von einem so vorurteilslosen Historiker wie Ranke nicht bezweifelt wird, war es ferner undenkbar, daß er mit dem Könige, den er doch nicht absichtslos den Händen des Parlaments gewaltsam entrissen hatte, bona fide in Verhandlung getreten wäre. Ein so naiver Politiker kann er nicht gewesen sein, daß er eine Aussöhnung mit dem Könige für möglich gehalten hätte. Er wußte vielmehr ganz sicher, daß sein Kopf verloren war, wenn Karl wieder den Thron bestieg. Was er wollte, war nichts anderes, als die moralische Macht, die er mit seiner Verfügung über des Königs Person besaß, gegen das presbyterianische Parlament verwerten und sich mit Zustimmung des Königs zum zeitweiligen Herrn der Situation machen. Was danach aus dem Könige geworden wäre, weiß Gott; den Thron hätte er nie wieder bestiegen. Morleys Ansicht ist daher nicht richtig, daß Cromwell die besten Absichten dem Könige gegenüber gehabt habe, diese aber einerseits durch dessen Unehrlichkeit, andererseits durch den leidenschaftlichen Haß der Soldateska vereitelt worden wären. Karl sah in Cromwell ganz richtig einen heuchlerischen, unversöhnlichen Feind, gegen den Heuchelei eine berechtigte Notwehr war.

Man darf also nicht sagen, daß der brave Cromwell von seinen Soldaten überhaupt vom rechten Wege fortgerissen wurde — das Gefühl der Loyalität hat er nach Rankes Ansicht nie gekannt; er wurde von ihnen nur weiter fortgerissen, als er selbst gehen wollte: zur Ermordung des Königs, die zu wollen er sich schließlich durch Selbstsuggestion zwang. Das Verbrecherische der That hätte ihn freilich nicht rühren können; aber er erkannte ihre Thorheit, er wußte, daß er vor den unablässig auf ihn einstürmenden Folgen dieser That die Rüstung niemals würde ablegen können. Diese That war es denn auch, die ihm als die einzige Frucht heißer, langwieriger Arbeit und schwerer Schuld eine dürre, keimlose Tyrannis in den Schoß legte.

* * *

Es ist für den normalen Menschen natürlich, bei der Vernichtung einer großen Willens- und Geisteskraft, auch wenn sie sich zum Schaden der Mitmenschen bethätigt hat, Mitleid zu empfinden. Dies ist denn auch das Grundgefühl, auf dessen Antrieb Lord Rosebery sein Buch über Napoleon geschrieben hat.*) Die Extreme in der Auffassung des Helden, wie sie durch Thiers' und Lanfreys Werke gekennzeichnet werden, läßt er links und rechts liegen und wählt vorsichtig seinen Weg zwischen den verschiedenen Quellen über die letzten Lebensjahre hindurch, um zu dem Ziele der wahren Erkenntnis des Charakters Napoleons I. zu gelangen — eine Geschichte der letzten Lebensjahre will er ausgesprochenermaßen nicht geben. Von sämtlichen Quellen, die über die letzten Jahre Napoleons vorliegen, läßt er in einer mehr als die Hälfte des Buches einnehmenden, sehr sorgfältigen kritischen Untersuchung nur Gourgauds Aufzeichnungen gelten, die „in brutalem Realismus ohne Schmeichelei und Vorurteil", wie sie geschrieben sind, doch ein günstiges Bild des Imperators erkennen lassen.

Rosebery überschätzt Napoleon nicht: er nennt ihn ein Genie mit überragendem Intellekt und riesenhafter Energie; die sittliche Größe spricht er ihm ab. Seine Hauptfehler waren ein unersättlicher Ehrgeiz, die Leidenschaft des Krieges, „des Hasardspieles der Götter", und eine verhängnisvolle Fähigkeit der

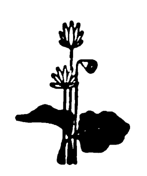
*) Napoleon: The Last Phase. London, A. L. Humphreys. 1900.

Phantasie, sich in eitlen Hoffnungen zu wiegen und an der Erfüllung seiner Wünsche nie zu zweifeln. Die letztere Eigenschaft, das natürliche Produkt seines Glückes und seiner Selbstanbetung, hat ihn nach Roseberys Ansicht allein zu Falle gebracht; ohne sie hätte die Macht der Welt ihn nicht überwinden können. Welches Unheil er im einzelnen auch über die Menschheit gebracht haben mag, er war doch der Mann des Schicksals: „Für den Philosophen, welcher an die göttliche Leitung der menschlichen Angelegenheiten glaubt, wurde er in die Welt gesandt als eine große natürliche oder übernatürliche Kraft, als Zuchtrute oder Gassenkehrer, um eine ungeheure Wirksamkeit zu entfalten, zum Teil positiv, aber hauptsächlich negativ; und als er das Werk vollendet hat, wird er fortgeholt so schnell, wie er kam, wie Cäsar, Attila, Tamerlan . . . Er kehrt den Boden Europas mit Feuer rein. Als das Schwert und der Geist der Revolution, wenn auch im Pompe des Purpurs, sucht er die alten Monarchien Europas heim und zwingt sie, in ihren Häusern aufzuräumen." Ohne ihn, meint Rosebery, wäre die politische Entwicklung der europäischen Staaten unmöglich gewesen, wenn sie auch nicht sofort nach ihm folgte.

Von solchem Standpunkte aus, der aber doch wohl zu einseitig von dem mächtigen Eindruck dieser großen Persönlichkeit bestimmt wird und dem Auge den Tiefblick in die unsäglichen Leiden einer ganzen Welt entzieht, kann man allerdings das endliche Schicksal dieses Uebermenschen als unerhört jammervoll empfinden. Das Gesetz der Vergeltung aber, auf dem unser ganzes Rechtsleben beruht, verlangte die Strafe der Isolierung, die ja viel schwerer war als der Tod. Dem andern Tadel freilich, den Rosebery gegen sein Land ausspricht, wird man gern beistimmen: daß man Napoleon den Kaisertitel absprach, daß man ihn in eine elende Hütte einquartierte, die weiter nichts als zwei kleine, niedrige Stuben enthielt, daß man ihm einen Komfort verwehrte, den selbst der einfache Bürgersmann schwer entbehren würde, und ihn unter das Regiment eines fühllosen, stumpfsinnigen Kerkermeisters stellte, das waren unwürdige Quälereien, das war jene bekannte englische Grausamkeit, die noch heute kein Mitleid mit dem gefallenen Feinde kennt. —

Lord Rosebery hat sich, wie er sagt, lange von dem Unrecht, das sein Vaterland dem großen Manne angethan hat, bedrückt gefühlt; so ist dieses Buch ein Akt der Selbstbefreiung und jedenfalls das Bekenntnis einer vornehmen Seele. Schon 1896, bei Gelegenheit der Centenarfeier des Todestages des Dichters Burns, setzte der Politiker das litterarische Ausland in Erstaunen durch den tiefen Gehalt und die edle Form der Gedenkrede, die er in Dumfries hielt; sie war unzweifelhaft das Beste von allem, was über den Dichter damals gesprochen und geschrieben wurde. Nach der Veröffentlichung dieses Buches müssen wir sagen: Lord Rosebery gehört zu den bedeutendsten Schriftstellern, über welche England heute verfügt.

—r.





Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Betrachtungen, die ein Bild in mir anregte.

Vor kurzem stand ich in der Münchener neuen Pinakothek vor einem Bilde von Gabriel Max: Ein im Bett aufrechtsitzendes bleiches, junges Mädchen blickt mit andachtsvoller Begeisterung auf ein vor ihr liegendes kleines Kruzifix. Die Hände, auf die sie den Kopf gestützt hält, zeigen sehr ausgeprägt Wundmale. „Die ekstatische Jungfrau Katharina Emmerich“ stand im Katalog. Das Bild übte eine eigentümliche Anziehungskraft auf mich aus, nicht nur, weil es mit Meisterschaft gemalt war, sondern noch mehr, weil es allerlei Gedanken in mir anregte. Es war mir, als ob aus dem Bilde heraus ein Lichtstrahl in meine Seele fiele und manches erhellte, was mir bisher im Nebel des Zweifels dunkel und unglaubhaft erschienen war. Hatte der Künstler hier vielleicht mit genialem Seherblick eine tiefe Wahrheit zum Ausdruck gebracht: Die Thatsache, daß ein Gedanke, wenn er mit Intensität auf ein und dieselbe Sache gerichtet wird, eine Kraft werden kann, die sogenannte Wunder vollbringt? —

Dieselbe mystische Kraft, die hier in der frommen Jungfrau lebendig geworden, war wohl auch thätig bei der neuen, vielverspotteten, geistigen Heilmethode, die von Amerika nach Europa herübergekommen ist und auch in Deutschland in kurzer Zeit viele Anhänger gefunden hat. Ich rief mir ins Gedächtnis, was ich in der Hauptsache davon gehört hatte, welche Weltanschauung die Basis dazu bildet.

Ein einheitlicher Geist, Gott, beherrscht das ganze Weltall. Alles ist seine Offenbarung, die Materie ist an und für sich ein Nichts, sie ist sozusagen nur verdichteter Geist. Dieser ist das Ewige, Wahre, Unvergängliche, und in diesem Urquell wurzelt unser tiefstes Selbst.

Das sind nun keine neuen Ideen, es ist uralte Weisheit. Schon die alten Indier lehrten die Einheit alles Seins, und in der Bibel heißt es von Gott: „in ihm leben, weben und sind wir.“ Das Neue, was uns die Scientisten — so nennen sich die Anhänger der geistigen Heilmethode — bringen wollen, ist die Lehre, daß auf diesem Glauben, wenn er mit ganzer Seele erfaßt wird, nicht nur die geistige, sondern auch die leibliche Gesundheit des Menschen beruhe. Sie behaupten, daß durch tiefe Gedankenkonzentration, bei der all ihr Wünschen und Denken in der Sehnsucht aufgeht, sich eins zu fühlen mit der allwaltenden gött-

lichen Kraft, sie sich von körperlichen Leiden befreien könnten, weil der Geist dann die Herrschaft über die Materie erlange. Dem Kranken, der sich nach Heilung sehnt, geben sie den Rat, sich ganz und gar der Vorstellung hinzugeben, daß er im Grunde ein geistiges Wesen sei, ein Teil vom Allgeist, der alles erfüllt, erhält und beherrscht. Die Vorstellung, daß Gott in uns allmächtig sei, soll sich dann, verbunden mit der gläubigen Erwartung und festen Zuversicht, daß er uns helfen kann, als die Kraft erweisen, welche fähig ist, die gestörte Harmonie im Körper wieder herzustellen. —

Sind diejenigen nun im Recht, die solche Annahme einen thörichten Wahn nennen und die geistige Heilmethode in das Reich des Aberglaubens einreihen möchten, der eines aufgeklärten, wissenschaftlich gebildeten Menschen des 20. Jahrhunderts nicht würdig sei?

Ich vertiefte mich wieder in den Anblick des so lebensvollen, sprechenden Bildes. Der Künstler, der die stigmatisierte Jungfrau Katharina Emmerich mit solcher Liebe gemalt und ihr den gottbegeisterten Ausdruck verliehen hat, hielt sie keinesfalls für eine Betrügerin, als welche sie seiner Zeit von den Männern der Wissenschaft angesehen wurde, weil sich mit der gewöhnlichen Schulweisheit das seltsame Phänomen der Wundmale an Händen und Füßen der Kranken nicht erklären ließ. Später hat die offizielle Wissenschaft ähnliche Erscheinungen zugeben müssen, als der zuerst stark angefeindete Hypnotismus die Prüfung bestanden und sich als eine Thatsache erwiesen hatte. Ein Geldstück erzeugt Brandwunden in der Hand des Hypnotisierten, wenn der Hypnotiseur ihm versichert, es wäre heiß, und er würde sich verbrennen. Solche und ähnliche Experimente sind vielfach gemacht und so genau kontrolliert worden, daß jeder Betrug dabei ausgeschlossen war. Damit scheint mir die Ehrenrettung der Katharina Emmerich gegeben. Ist es erwiesen, daß durch suggestive Einwirkung eines anderen organische Veränderungen im Körper erzeugt werden können, warum sollte eine Autosuggestion nicht dasselbe vermögen? Die fromme Jungfrau hat, indem sie auf das Kruzifix blickt, ihre Sinnesorgane allen äußeren Eindrücken verschlossen, ihr ganzes Fühlen und Denken ist wie in einem Brennpunkt auf das Leiden des Erlösers gerichtet, und in ihrer mystischen Verzückung möchte sie eins sein mit ihrem Heiland, auch dieselben Leiden erdulden wie er. Das intensive Versenken in den einen Gedanken wird dann eben zur selbst gegebenen Suggestion, und was sie im Geiste erschaut, kommt äußerlich zum Ausdruck. Auch von Franz von Assisi und anderen Heiligen wird das Wunder berichtet, daß die Wundmale Christi an ihrem Körper sichtbar geworden seien. Das konnte man bisher für eine fromme Mär halten, doch scheint mir nach dem, was wir jetzt über Hypnotismus und Suggestion wissen, die Annahme, daß solche Erscheinungen in Wirklichkeit vorgekommen sind, durchaus berechtigt. Wer hat überhaupt das Menschenrätsel in all seinen Tiefen erforscht? Wir wissen nicht, was für Kräfte im Unbewußten liegen, die in Ausnahmefällen, wenn die besondern Bedingungen dazu gegeben sind, aus ihrer Latenz treten können. Uebrigens sehen wir ja täglich, daß das Seelische im Menschen den Körper stark beeinflußt: Scham ruft Erröten hervor und Schreck Erbleichen. Die Furcht vor einer Krankheit kann diese herbeiführen, und sogar den Tod verursachen. Ein bekanntes Beispiel ist das mit einem verurteilten Verbrecher vorgenommene Experiment: Man hatte ihm gesagt, er würde die Todesstrafe durch Verbluten erleiden, denn es sollten ihm die Adern geöffnet

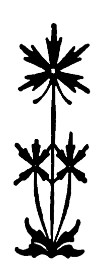
werden. Der Mann ist dann wirklich gestorben, während ihm langsam Wasser über den Rücken gegossen wurde, nachdem man ihm die Augen verbunden und einen kleinen Hautritz gemacht hatte.

Wenn aber durch Furcht Krankheit, ja sogar der Tod hervorgerufen werden kann, warum nicht auch umgekehrt durch freudiges Vertrauen und zuversichtliches Hoffen Gesundheit? Diese Schlußfolgerung liegt jedenfalls sehr nahe.

Den Fanatikern unter den Anhängern der neuen Lehre, die im Vertrauen auf die göttliche Kraft nun jeden ärztlichen Rat für unnütz erachten, möchte man allerdings zu bedenken geben, daß der göttliche Geist, wenn er überall waltet, sich auch in den Fortschritten der Wissenschaft bethätigen muß, und man nicht annehmen darf, daß diese zwecklos seien; aber warum sollten wir nicht zugeben, daß das seelische Element im Menschen ein mächtiger Faktor ist, der sich unter besonderen Umständen auch geradezu als eine heilende Kraft erweisen kann?

Ein interessantes Problem, wert, es einer Prüfung zu unterziehen, scheint mir immerhin die Lehre von der geistigen Heilmethode zu bieten. Und ist es nicht eigentlich ein schöner Gedanke, daß wir die Fülle des Lebens und der Kraft finden werden, wenn wir uns ganz in den Urquell unseres Seins versenken! —

H. von Stedern.





Von Natur und Kunst.

Im ersten Jahrgange habe ich über eine Umfrage bei Berliner Schulkindern berichtet, die deren Anschauung von der Natur feststellen sollte. Die Leser werden sich erinnern, daß das Ergebnis überaus betrübend war. Jetzt hat ein Hamburger Lehrer denselben Versuch gemacht, und das Ergebnis ist genau so betrübend. Von 120 zehn- bis sechzehnjährigen Kindern hatten unter anderen 49 nie pflügen gesehen, 58 niemals eine Schafherde erblickt, 79 nie ein Veilchen wachsen sehen, 90 nie eine Nachtigall gehört. 89 hatten keinen Sonnenaufgang, 33 keinen Sonnenuntergang gesehen. Der Lehrer kommt zu dem Schlusse: „Sie kennen Theater und Konzert, Ausstellungen und Museen, Bazare und Warenhäuser, kurzum die Dinge der Kultur und Ueberkultur, aber die Grundlagen aller Kultur, die Anschauungen von den Dingen, von dem Leben in der Natur sind ihnen weltenfremd. Eine Kochausstellung haben sie gesehen, aber fragt sie einmal, wie das allergewöhnlichste unserer Nahrungsmittel entsteht, das Brot, wer von ihnen kann ein klares, auf Anschauung gegründetes Bild geben? Eine Raubtierfütterung anzusehen ist ihnen ein Hochgenuß, aber laßt sie einmal erzählen, wie eine Schwalbe sich die Nahrung sucht, wie ein Spätzlein trinkt, und sie werden euch mit großen, fragenden Augen ansehen. Von Hunderten und Aberhunderten der gewöhnlichsten Dinge und Thätigkeiten haben sie nur Worte, aber keine Anschauung, also auch keine Vorstellung, also auch keinen rechten Begriff."

* * *

„Sie kennen die Dinge der Kultur und Ueberkultur, aber die Grundlagen aller Kultur, die Anschauungen von den Dingen, von dem Leben in der Natur sind ihnen weltenfremd": — beschränkt sich diese Beobachtung nur auf unsere Großstadtkinder oder drängt nicht vielmehr unsere ganze Entwicklung von der Natur und dem Natürlichen ab in eine künstliche, gemachte Welt ohne Seele und zeugendes Leben?

Wir glauben unseren Gesichtskreis durch die Errungenschaften der Technik, des modernen Verkehrs wunder wie zu erweitern und werden dabei innerlich doch immer enger und ärmer. Während wir mit unseren Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonen den ganzen Erdball „beherrschen“, verlieren wir die Herrschaft über die Geheimnisse, die eine winzige Erdenscholle birgt. Wer auch nur mit dem kleinsten Stückchen Natur in lebendiger, inniger Wechselwirkung bleibt, ist der wahre, geborene Herr der Erde, denn auch das kleinste Stückchen Natur verbindet ihn mit der Allnatur und dem Allgeist, der Quelle alles Lebens und aller wirkenden Kraft. Wir ersetzen diese Verbindung durch den — Telephonanschluß. Der eine Mensch ruft hinein und der andere Mensch antwortet; in das Schallrohr der Natur wird nicht hineingerufen. Und je größer die Entfernung zwischen den beiden redenden Menschlein, um so mehr thun sie sich darauf zu gute, um so größer, glauben sie, ist ihre Weisheit. Saite um Saite der Naturgesetze spannen wir über unsere Lebensharfe und die einzelne wissen wir auch ganz geschickt zu benützen als Mittel des Verkehrs, der Verständigung, des praktischen Gebrauchs. Aber eine Melodie können wir ihnen nicht entlocken, eine Harmonie nicht herausbringen. Das Ganze ist ein wüstes, unschönes Geklimper, wie wenn ein Kind mit seinen Patschhändchen über die Saiten tatschte. Oder ist unser Leben harmonisch?

Mit unseren Ohren, die so weit hören, unseren Augen, die so weit sehen, verlernen wir mehr und mehr das Gehör und den Blick für das Ganze, für das Allernächste und Allereinfachtiesfte. Den einzelnen Laut, die einzelne Erscheinung, wer könnte sie schärfer wahrnehmen, als wir mit unseren künstlichen und überfeinerten Sinnen! Aber die Melodie? Aber das Bild? Spezialistentum in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Litteratur; Bruchstücke allüberall. Nichts Ganzes, nichts Großes, nichts Einheitliches. Daher das Ungenügen, die fressende Skepsis, der Pessimismus und in seinem Gefolge der Materialismus mit dem unvermeidlichen Geschäfts- und Schachergeist.

Sind wir in der That schon so weit? Wir alle, wir Deutschen als Volk, nicht nur als großstädtische Pflastertreter und sensationsbedürftige Nervenkünstler? Nein, Gott sei Dank noch nicht, noch lange nicht. Noch ist Berlin nicht Paris, noch haben wir nicht den von manchen so heiß ersehnten zentralistischen nurdeutschen und darum undeutschen Einheitsbrei, sondern deutsche Stämme und Provinzen mit ausgeprägtem Eigenwuchs und -mark; noch bedeuten uns die Berliner „Bretter“, „Brettls“ und „Ueberbrettls“ lange nicht die „Welt“. Deshalb aber müssen wir uns wehren, mit Händen und Füßen wehren gegen die Suggestion, als ob wir schon in dem Sumpfe der Naturverleugnung und seelischen Verelendung angelangt wären und nun wohl oder übel darin zappeln müßten, um auf der „Höhe der modernen Kultur“ zu schwimmen. Diese Suggestion ist eine mächtige, denn sie strahlt von einem Spiegel aus, den man gewohnt war, als den Spiegel der Volksseele zu betrachten, und der heute in so vielen Fällen nur dem Hohlspiegel eines großstädtischen Kuriositätenkabinettes gleicht.

„... Der Mann der Unendlichkeit, des Lächelns seelischer Harmonie und Gesundheit, der Mann, der sich, tiefernsten Auges emporschauend, eins weiß mit der Weltseele und darum auf das Ganze schauen muß, soll sich auf einen einzigen Kärrner, Handwerker, Durchschnittsmenschen konzentrieren, dessen körperliches, also vorübergehendes Elend sorgsam schildern und die düstere Schilderung mit einem ebenso düstern Fragezeichen abbrechen? Hier ist ein Grundfehler unserer Künstler und Mathematiker: sie sind matte „Fragmentarier", wenn man das Wort gestattet. Ein schwindsuchtskranker und gewissenskranker Tischler und hungernde Weber sind Bruchstückchen der Welt; sehe ich nur dies Fetzchen, nur die Raupe, nur den Morast und seine nächste geschändete Umgebung, so ist mein Blick kein großer und kein voller Blick und darum auch ein *fälschender* Blick, jenes Naturausschnittchen aber trotz, nein wegen alles Protokollierens eine Lüge. Auf das Ganze sieht der Dichter von Gottes Gnaden, der große Dichter. Auf das Ganze zu sehen, das Elend mit Sonne zu überwinden und im Glück Maß zu halten, ist aber nur dem möglich, dem das Weltall bis in die tiefsten Sternen-Nebel eine gewaltige *Harmonie* ist, nur dem möglich, der den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht gefunden hat: nur dem, der aus einer irgendwie *religiösen Weltanschauung* seine Kunstanschauung ableitet.

„Dies ist der Schwerpunkt. Die Horizonte eurer vernüchterten Litteratur sind in buchstäblichem Sinne zu eng. *Die Probleme echter Tragik drehen sich alle im letzten Grund um Gott oder ein religiös erfaßtes Schicksal*; der Kampf des einzelnen und seiner blinden Leidenschaft wider den Willen des Weltganzen: das ist Tragik. Und die klare Harmonie des einzelnen mit dem Weltganzen, das ist jene tiefe Freude, jener Humor, der in Shakespeares Freudenspielen lacht und liebt. Das gilt von den griechischen Tragikern wie von der Renaissance und den Spaniern; ihre Kunst wäre bei all ihrer lebenstrotzenden Kraft unverständlich, wenn man diese unendlichen *Horizonte* wegnähme, diese Horizonte der Phantasie und Mystik, die in den letzten Urgrund der Dinge weisen. Das eben ist ja das absolut Befreiende, aus aller Erdengesellschaft und allen Staatsgesetzen Hinausreißende, das Endlose und nie Auszulernende an großer Kunst großer Persönlichkeiten. Sie reißt uns aus der Dunsthülle dieser Insel hinaus ins Weltall; und von da aus sehen wir dann, liebevoll und erhaben zugleich, die Menschlein und ihr Lieben und Leiden. Das ist das Befreiende auch noch in der tiefsten Tragik, die ohne diese Harmonie des dichterischen Blickes nur traurig und niederdrückend wäre. Darum immer das versöhnende Schlußwort in Shakespeare; darum die Gesundheit, die der Harmonische sogar seinen Schurken und Elenden giebt; darum das Versöhnung-Suchen der griechischen Tragiker.

„Auf den Blick kommt alles an; und der ist nur eine geballte Flamme und Ausstrahlung unseres gesamten Seelenlebens. Heute haben wir diesen religiös-philosophischen Blick des absolut freien, weil nur an Gott gebundenen

Dichters nicht; ihr arbeitet und seufzt da unten im Dunstkreis und in den Anschauungen des Flachlandes, von dem eure Anschauungen nicht wesentlich verschieden sind. Ihr bietet uns folglich nur traurige Erlebnisse oder mürrische Satire: — niederdrückend ist beides. Ihr seid nicht fröhliche Kinder Gottes, wie Luther sagen würde; ihr geht unter in der Welt des Scheins, mit Plato zu reden. Ihr seid witzig, geistreich, bitter und lustig; aber aus eurem Wesen strömt nicht jenes kraftvolle Glück, sich eins zu wissen, komme, was kommen mag (‚Es kann dir nix g'schehn!‘), mit der ‚oversoul‘, wie Emerson sagt, mit der Seele des Weltalls.

„So und nur so erklärt sich das Geheimnis aller echten Poesie. Nicht als Künstler schlechthin sind Homer und Dante, Aeschylos, Michelangelo oder Shakespeare so bedeutend: nein, als Künstler von religiös-philosophischer Grundstimmung der Seele und (erst von da aus abgeleitet) von Freiheit und unbefangener Heiterkeit des Weltblicks. Erst aus ihrer Weltanschauung floß ihre Kunstanschauung. Diese herrlichen Menschen sind im wörtlichen Sinne wie hohe Berge aus dem Dunst der Erde hinausragend in das blaue Weltall; sie sind groß, hochragend und hehr; sie sind Könige der Erde ...“

Es ist unser trefflicher Fritz Lienhard, der das schreibt. Er hat kürzlich seine gesammelten Aufsätze, darunter auch solche aus dem Türmer, in einem Bande „Neue Ideale“ (Berlin, Georg Heinrich Meyer) vereinigt. Eine Empfehlung ist wohl überflüssig, die Türmerleser kennen und schätzen ihren Lienhard. Aber ich kann mir nicht versagen, noch einige weitere Stellen aus dem Buche mitzuteilen, weil ich meine eigenen Anschauungen über das Thema, das wir heute besprechen, nicht anders und jedenfalls nicht besser auszudrücken vermöchte:

„Jede Persönlichkeit braucht einen gewissen Spielraum, eine gewisse Bewegungsfreiheit, braucht Ellenbogenweite und einen einsamen, aber menschennahen Hügel des Ueberschauens. Sie gedeiht nicht im abschleifenden Gewimmel, sie kann nicht breit und voll und tief werden in der Hast des Werktags. So groß die Gefahr der Einsamkeit ist, weil unsere besten Charakterkräfte ja erst durch Reibung der Gegensätze entfaltet werden: heute ist die Gefahr viel größer, im demokratisch-nivellierenden Gewimmel zu verflachen und der Kräfte gesammelten Gemütes bar zu werden. Massen-Ansammlungen und dauernde Geselligkeit, wie sie jetzt durch das Anwachsen der Großstädte, der Industrie &c. über die menschliche Gesellschaft hereinbrechen, drohen die seelische Sammlung des einzelnen zu ersticken. In Fabriken oder Setzereien, in Cliquen, Vereinen, Redaktionen, Bureaus und Kasernen gedeiht an und für sich nicht das beste Menschentum; da gedeiht wesentlich Geistesgegenwart, Rührigkeit, Geschäftsklugheit, und last not least der verflachende faule Witz. Und so viel wertvolle Arbeitstüchtigkeit in diesen Räumen zu spüren ist: — über das tiefere und reinere Gemütsleben legt sich der Staub des dortigen Aufenthalts ebenso wie

über die Lungen. Und wir Menschen — ich sage: Menschen —, die in diesen Gebäuden mit vielen anderen zusammen Nummern und Maschinenschrauben sein müssen: wir haben alle Ursache, außerhalb der Bureaustunden den wahren, den höheren Menschen wieder aufzurichten und in seinem Stolz und Persönlichkeits-Bewußtsein zu hegen. Nicht am Biertisch, nicht beim Skat, nicht auf langweilig-unnatürlichen Soireen — wohl aber mit Mitteln, die das Gemütsleben fördern und die Seele adeln.

„Und hier setzt der Kulturwert der Poesie, der Kunst und Religion ein. Ihr Litteraten habt ja alle, alle Fühlung mit der deutschen Familie, mit dem deutschen Volksgeist da draußen über das Reich hin verloren! Ihr überschaut nicht mehr weitsichtig und weitherzig diese buntfarbigen Landschaften und Berufe unseres großen Volkes; ihr fühlt euch nicht mehr als Sprecher zu vielen guten Menschen eurer deutschen Sprache, ja zu den Besten eurer Zeit und Nation; es fällt euch nicht ein, euch zu Männern und Helden zu erziehen oder euch eins zu fühlen mit dem weiten Volks- und dem weiteren All-Geist. Ziellos euren künstlerischen Einfällen, Grübeleien und Spielereien hingegeben, formt ihr eure eigene Unreife zu „interessantem Kunstwerk", laßt euch genügen am Zuhören eines verschwindenden Bruchteils unseres Volkes, eines Bruchteils, der sich noch dazu, nach Lage der Dinge, meist aus den Emporkömmlingskreisen von Berlin W. zusammensetzt, die ja in Berliner Kunstsalons, Konzerten und Premièren leider das überwiegende Publikum bilden und von Berlin aus den Kunstfreunden im Reiche — soweit sich das Volk überhaupt noch um diese sein differenzierte Litteratur kümmert — den Geschmack diktieren. Religion ist Privatsache, sagt die Sozialdemokratie; man könnte ebenso kläglich hinzufügen: Litteratur ist Salonsache, ist Berliner Spezialsache. Das Volk, die Gesamtheit, die Nation, auch in ihren besten und guten Ständen, ist mit ein bißchen Unterhaltung in Zeitschriften und ein bißchen Stadttheater reichlich befriedigt.

„So ist die Sachlage. Kein Vertuschen hilft da etwas. In unserer Litteratur ist nicht der Pulsschlag der Volksseele. Und wer heut mit ernstem Wollen, mit stolzem Nationalbewußtsein und reichem Vorrat an Gemüts- und Geisteskräften, aber ebenso regem Gefühl für die Gesamtheit dieser deutsch fühlenden und deutsch sprechenden Menschen in die Litteratur eintritt, der sieht sich schmerzlich erstaunt vor die bange Wahl gestellt: Volk oder Litteratur? Menschentum oder Künstelei? Persönlichkeit oder Technik? Für mich ist die Frage entschieden. Voller Mensch sein, ist nötig; Litterat sein, ist überflüssig; in Berlin W. beliebt sein, verdächtig . . .

„Es soll nur ruhig herauskommen: Menschentum gilt zuerst, dann erst die Kunst und die Form, da hilft alles nichts. So war es immer und so wird es bleiben. Eines Richard Dehmels bohrende Lyrik — um einen Typus zu nennen — mag einer dekadent-erotischen Tiefstimmung gesuchten, gequälten, gekünstelten Ausdruck, aber immerhin Ausdruck gegeben haben: daß aber diese

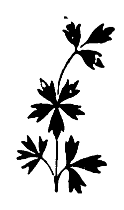
und alle verwandte Lyrik blanke Entartung, Verkümmerung oder Mißbildung ist und keinen Zukunftswert hat, muß man eben mit dem Instinkt des Gesunden empfinden. Und man wird es empfinden. Die Richterin Zeit wird sprechen. Man wird es empfinden: die erotischen Nerven in all diesen Feinmodernen und Hypermodernen der Großstadt sind in einer so einseitigen Weise aufgewühlt, daß die seelische Freudigkeit und Schöpfer-Einfalt in Tüfteleien untergegangen ist. Das sind keine Könige, zu deren Ueberlegenheit wir aufschauen; sie wollen es auch nicht sein, sie wollen Menschen sein: wären sie doch Vollmenschen, wären sie doch weniger Tier! ...

„Das Anwachsen der Großstädte, die soziale Not und die Entwickelung der Presse haben so viel Verschiebungen und leere Stellen mit sich gebracht, daß nun auch die Litteratur überlaufen wird von Angeboten. Und da die Poesie ihren Mann nicht nährt, so drängt sich — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — die Fülle der jungen Gerne-Dichter in den Journalismus. Die viel geknetete Sprache dichtet und denkt ja allmählich für uns selber, man liest von Kind an Blätter und Bücher, die landläufige Stilistik der Presse ist von einem gewandten Gymnasiasten leicht zu treffen — und so kommt es, daß kaum konfirmierte Jünglinge bereits mitreden im immer anwachsenden Chorus der Kritiker, Essayisten und Novellisten. Und was nun da alles — in den Tagen der Neu-Romantik — an psychologischen Feinheiten und Ueberraschungen zu Tage gefördert wird, wie da die tiefsten Probleme des Ehelebens von blutjungen Söhnen braver Familien analysiert werden, wie da stilistische Wirkungen miteinander um die Wette rennen — es ist für den ruhigen Beobachter eine Komödie. Aber das Publikum, dem solch ein unfertiger und aufgeregter junger Mensch stilistisch geläufig Bücher und Kunstwerke zerpflückt — das Publikum sagt: ‚es liest sich gut‘ und meint ‚die Zeitung sagt‘, während doch so oft ein Kindskopf dahinter sitzt ...“

So hält Lienhard der „Litteraturjugend von heute“ ihren Spiegel entgegen, und er ist wahrer als der, in dem sie uns die Welt zeigt. Es ist ja leider Thatsache, daß ein großer Teil auch des ernsteren Publikums sich allmählich von der Kritik der „Kindsköpfe“ und litterarischen Cliquen eine übertriebene Wertschätzung jener hypermodernen Kunstprodukte hat suggerieren lassen und sie als Offenbarungen unendlich tiefer Wahrheit und Weisheit anstaunt. Es wird den guten Leuten zwar von alledem ganz dumm, sie vermögen bei allem Kopfzerbrechen in dem gepriesenen Werke keinen rechten Zusammenhang, keinen vernünftigen, zu Ende gedachten Gedanken zu entdecken, aber um so tiefer, glauben sie, müsse das Geheimnis liegen, und um nicht als rückständig oder als Banause zu erscheinen, macht man den albernen Schwindel mit und thut so, als ob man zu den „Eingeweihten“ gehöre, wo doch in absolut nichts „einzuweihen“ ist. Nur so ist es zu erklären, daß Litteraten, die keinen leidlich stilisierten deutschen Aufsatz zu stande brächten, mit direkt blödsinnigem, „symbolistischem“ Gestammel, mit dem kindischen Lallen völligen künstlerischen Un-

vermögens sich einen weitbekannten „Namen“ gemacht haben, daß ordinäre pornographische Schilderungen, besonders aus weiblicher Feder, als feinste Blüte realistischer „Seelenanalyse“ bewundert werden, wo es sich doch einfach um Ausgeburten einer abnormen physisch-sexuellen Vorstellungswelt handelt, deren breite Prostituierung vor der Oeffentlichkeit zwar eine tüchtige Portion Schamlosigkeit, aber keinerlei außerordentliche dichterische Qualitäten erfordert. Und ist es nicht die Kritik von „Kindsköpfen“, die solch gärende Unreife, wie etwa den „philosophischen“ Gehalt der „Versunkenen Glocke“ — die dichterischen Schönheiten im einzelnen hat niemand wärmer gewürdigt als ich — zum Gegenstande einer ganzen Broschürenlitteratur mit tiefsinnigen „Deutungen“ gemacht und dieses hilflose, konfuse Hinundhertasten nach irgend etwas, was wie Weltanschauung aussieht, neben, ja über den Goetheschen „Faust“ gestellt hat?

Es muß das alles doch einmal frei und meinetwegen auch frech herausgesagt werden, damit der Bann gebrochen und namentlich unsere ehrlich, aber noch unklar ringende, für alles „Neue“ nur zu leicht empfängliche Jugend nicht länger genasführt wird. Diese ganze Kunst, als solche, nicht nur als Technik betrachtet, hat keine Zukunft. Sie endet in der Sackgasse, in eitler Selbstbespiegelung, gliederverrenkendem Artistentum und ist ja auch schon zum Teil glücklich auf dem „Ueberbrettl“ angelangt. Sie hat keinen nährenden, fruchtbaren Mutterboden, sie wurzelt weder im Volksleben, noch in der Natur, geschweige denn in Gott. Eine „Kunst“ aber, die zu Gott weder ein Verhältnis hat, noch auch — was das eigentlich Trost- und Hoffnungslose ist — überhaupt sucht, das ist keine Kunst und kann auch nie eine werden.





F. W. B. z. W. — Fr. S., S. — A. S., B. — A. v. S., G. — K. v. H., B. Verbindlichen Dank. Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

H. R., C. (Ont.) Warum sollte der T. Ihnen wegen der Blättlein, die Sie von Zeit zu Zeit aus dem Far West zu ihm herüberflattern lassen, denn böse sein? Er dankt Ihnen vielmehr für Ihre freundschaftliche Anhänglichkeit. Und das letztgesandte Blättlein, „Die Nacht", käme mit einer kleinen Aenderung beinahe in Betracht.

A. H., S. b. B. Nach den wenigen Proben läßt sich „objektiv" nur sagen, daß sie nicht „türmerreif" sind. Uebrigens, warum dies melancholische Spiel mit Tod und Sterben? Das ist allemal verdächtig, d. h. es legt die Vermutung nahe, daß der Verfasser solcher Todespoesien noch sehr — jung und lebensfreudig ist. — Für Ihre frdl. Zustimmung zum Tagebuch verbindl. Dank.

G. B., St. Die Gedichte hat der T. leider nicht verwenden können. Den Abonnementsauftrag hat er dem Verlage weitergegeben, der ihn inzwischen wohl ausgeführt hat.

Dr. B., B. Das Uhdesche Bild „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" können Sie sowohl direkt von der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München XX, beziehen, wie auch von jeder größeren Kunsthandlung, in Berlin z. B. von Amsler & Ruthardt, W., Behrenstraße 29a.

Pension Kleiststraße, Berlin W. Auf Ihre Frage nach dem Verfasser des Buches „Xenien von Einem" haben wir sowohl aus dem Leserkreise wie auch vom Verfasser selbst die Auskunft erhalten, daß es Max Bewer in Dresden ist. Der Autor bemerkt dazu, daß die „Xenien" zwar anonym erschienen, daß er aber in der Schrift „Ein Goethepreis" diese Anonymität aufgegeben habe.

M. B., D. — Frhr. v. W., B. — Reg.-R. C. v. M., B. — Dr. B., B. Verbindlichsten Dank für die liebenswürdige Auskunft sowohl wie das dadurch dem T. bewiesene Interesse.

Dr. E. M., Weimar. Aus Ihrer freundl. Zuschrift, für die wir Ihnen verbindlichen Dank sagen, ersehen wir mit aufrichtiger Befriedigung, daß der im vorigen Tagebuch wiedergegebene Bericht der „Frankf. Ztg." über angeblich in Weimar verübte Pietätlosigkeiten an goethegeweihten Stätten mindestens als eine tendenziöse Entstellung des Sachverhalts sich erweist. Sie schreiben: „Diese Versuche, Stimmung gegen unsern jungen Großherzog zu machen, setzten sehr bald nach seinem Regierungsantritt ein. Schon damals hieß es, man beginne den altehrwürdigen Park zu zerstören und lasse Bäume fällen, die der alte Herr immer geschont haben würde. Das Hofmarschallamt hielt sich damals zu der Erklärung gemüßigt, daß die Beseitigung der fraglichen Bäume noch von dem verstorbenen Großherzog angeordnet worden wäre, der sich persönlich von der Notwendigkeit derselben überzeugt hätte. Nun taucht dieselbe Nachricht in anderer Form auf. Der Thatbestand ist folgender: Auf einer südlich vom Gartenhaus Goethes gelegenen Wiese ist eine Reitbahn angelegt worden, d. h. es ist die Wiese ausgeebnet und der Zug der Reitbahn durch große neu angelegte Bosketts angedeutet worden. Dabei haben einige — ich glaube drei — Bäume niedergelegt werden müssen. Die Landschaft hat aber dadurch nur gewonnen. Von den Fenstern des Goetheschen Gartenhauses kann man dies Stück Wiese kaum erblicken. So wie der Park zu Goethes Zeiten dort aussah, ist er freilich schon lange nicht mehr, da der Ilmlauf reguliert und eine Fahrstraße dort angelegt ist, aber bereits vor langen Jahren. Die Nachricht der Frankfurter Zeitung ist also durchaus irrtümlich und ihre Klage unbegründet."

El. E., Str. Verbindlichsten Dank für die freundliche Uebersendung der „Straßburger Zeitung" mit dem Zitat und der interessanten Ergänzung der „Kleinen Zeitung" des vorigen Tagebuchs.

L., C—g b. Z. Herzlichen Dank für das liebenswürdige Schreiben. Das Hauptgewicht in dem Goetheschen: „vom Rechte, das mit uns geboren ist," muß allerdings auf das „uns" gelegt werden, was aber nicht ausschließt, daß auch das „geboren" seine volle Bedeutung behält. Goethe hat das vielsagende Wort nicht ohne Absicht gewählt. In dem „geboren" wird eben das Naturrecht des Lebenden im Gegensatz zu dem papierenen Rechte der Ueberlieferung betont. Wie fast alle derartigen Aussprüche im Faust enthält auch dieser nicht nur einen, gleich auszuschöpfenden Gedanken, sondern eine Fülle von Beziehungen. Das ist es ja, was uns bei noch so häufigem Genuß des einzigen Werkes immer wieder mit neuen befruchtenden Anregungen überflutet. Die betr. Tautologie ist allerdings — „hart" und hat den T. nicht wenig verdrossen. Dem, der eine Handschrift oder Korrektur auf die Fehler hin liest, können solche Entgleisungen leichter entgehen, als dem unbefangenen Leser, und gerade die dümmsten und unwahrscheinlichsten Fehler werden öfter übersehen, als die feineren, auf die sich das Augenmerk des Korrektors in erster Reihe richtet. Ergebensten Gruß!

H. T. 13. Sie rügen die Ankündigung der Janssenschen „Geschichte" als eines „gefährlichen Tendenzwerkes" im Anzeigenteil des T.s und richten an ihn das Ersuchen, überhaupt keine Anzeigen von der betr. Verlagsbuchhandlung mehr anzunehmen. Abgesehen davon, daß dem Herausgeber keinerlei Bestimmung über den Inseratenteil des Blattes, die Beilage von Prospekten u. dergl. zusteht, daß er vielmehr diese Ankündigungen erst mit dem fertigen Hefte zu Gesichte bekommt, wie alle anderen Leser auch, kann er sich auch grundsätzlich nicht auf Ihren Standpunkt stellen. Eine solche Zensur, wie die von Ihnen gewünschte, würde dem T. mit Recht den Vorwurf schulmeisternder Bevormundung seiner Leser und furchtsamer Engherzigkeit den Betroffenen gegenüber zuziehen. Praktisch wäre das Verfahren nicht einmal durchführbar, denn woher sollte sich der Herausgeber oder die Verlagsbuchhandlung über die Würdigkeit aller ihnen zugehenden Ankündigungen unterrichten? Es bleibt nur übrig, alle augenscheinlich oder bekanntermaßen unsittlichen, marktschreierischen, schwindelhaften u. dergl. Anzeigen streng auszuschließen, und das ist bisher nach bestem Wissen und Gewissen stets geschehen. Im vorliegenden Falle aber handelt es sich um die Anzeige eines allbekannten Werkes von so allbekannter Tendenz, daß wohl niemand bei etwaiger Anschaffung über die Eigenart dessen, was er sich anschafft, im Unklaren sein wird. Wem aber sonst nichts Näheres darüber bekannt ist, wird sich das teure Werk (8 Bände für 55 Mark) auf Grund einer bloßen Anzeige gewiß nicht zulegen. Die „Gefahren", die Sie von Ihrem Standpunkte aus befürchten, sind also auch nicht einmal vorhanden. Es ist hier nicht der Ort, ein Urteil über das Werk abzugeben, aber daß es ein unbedeutendes sei, hat noch keiner seiner Gegner behauptet. Bekämpfen mag man es vom entgegengesetzten wissenschaftlichen, politischen und konfessionellen Standpunkte aus so viel und so scharf wie möglich, aber dieser Kampf muß offen und mit geistigen Waffen ausgefochten werden, nicht durch ein Totschweigesystem, das überdies — bei 18 Auflagen und einer sensationellen Berühmtheit — ebenso aussichtslos wäre, wie es der Würde einer gefesteten wissenschaftlichen und Glaubensüberzeugung widerstrebte. Der Türmer hat dies beliebte System an seinem eigenen Leibe erfahren, als eine Reihe großer katholischer Blätter sich weigerte, die „gefährlichen" Beilagen der Verlagsbuchhandlung aufzunehmen. Wie gefällt Ihnen das? Sollte er sich nun des gleichen, von ihm s. Zt. als recht — bezeichnend empfundenen Verfahrens schuldig machen? Im Interesse jener katholischen Organe und des deutschen Katholizismus überhaupt hat es den Türmer gefreut, daß jene merkwürdige Sperre, ebenso plötzlich und geheimnisvoll, wie sie über ihn verhängt worden war, später wieder aufgehoben wurde, ohne daß doch der T. seine Haltung auch nur um ein Jota verändert hätte. Die Richtung des Türmers in konfessionellen Fragen ist ihm durch seine ganze Eigenart, die eigentümlichen, besonderen Aufgaben, die er innerhalb der deutschen Publizistik zu erfüllen hat, unbeirrbar vorgezeichnet: — „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Muß unsere christliche Welt heute an dieses heidnische Wort erinnert werden? Kampf ist notwendig, ist unvermeidlich. Niemandem einen Vorwurf daraus, daß er für sein Bekenntnis, seine Ueberzeugung tapfer und ehrlich kämpft. Und im Kampfe geht es nicht ohne Wunden ab. Aber müssen denn alle nur und immer „kämpfen"? Soll niemand die in Zorn und bis zum Haß Entbrannten erinnern, daß sie doch alle Kinder Eines Vaters sind, und daß alle Gegensätze verschwinden gegen „das Eine, was not thut"? Giebt es nicht auch im Kriege neben denen, die Wunden schlagen, solche, die Wunden verbinden? Und sollte diese Thätigkeit so ganz außerhalb der Aufgaben unserer Religion und des „Rahmens" eines christlichen

Blattes liegen? So stellt sich denn auch der Türmer in den konfessionellen Kämpfen gewissermaßen unter das Zeichen des „Roten Kreuzes“. Es giebt auf beiden Seiten genug Blätter, die den Kampf predigen und führen, und es soll sie daraus, soweit er ehrlich und ohne Haß und Hetze geführt wird, beileibe kein Vorwurf treffen. Der Türmer aber hat andere Aufgaben; wie ihn bedünken will: keine schlechteren. Wollte er nun, wie Sie wünschen, eine angesehene Verlagsbuchhandlung wie die Herdersche in Freiburg — mag ihre Richtung noch so „tendenziös“ sein — einfach „boykotten“, was sollte er da dem katholischen Leser erwidern, der etwa das gleiche Verfahren gegen den — vom katholischen Standpunkte aus betrachtet — doch auch „tendenziösen“ „Protestanten“ verlangte, dessen Ankündigung sich in friedlichem dos à dos mit der Herderschen befindet? Gewiß soll der Geist dieser Blätter ein „gut evangelischer“ im tiefsten Sinne sein, der Herausgeber macht aus seinem persönlichen Bekenntnis auch gar kein Hehl; aber ist denn die Zerklüftung zwischen evangelischen und katholischen Deutschen schon so weit gediehen, daß sie nicht einmal mehr eine Zeitschrift gemeinsam lesen können und dürfen? Das wäre doch im christlichen und nationalen Sinne ein geradezu entsetzlicher Gedanke! Und sollte ein Austrag religiöser Gegensätze durch eine mehr oder minder geschickte Inseratenregie gerade — „evangelisch“ sein? — Der T. würde es aufrichtig bedauern, wenn er Sie durch diese Darlegungen enttäuscht haben sollte, er hofft aber, Sie werden sich überzeugen lassen und ihn wie von Anfang an auch fürder so hinnehmen, wie er nun einmal ist und nicht anders kann. Frdl. Gruß!

A. Sch., z. Zt. Greifswald. Ihre gefl. Ergänzung zu den Mitteilungen über den mustergiltig schneidigen Betrieb in der „Woche“ ist so amüsant, daß wir sie der Mit- und Nachwelt nicht vorenthalten dürfen: „Von einem in den Kolonien gefallenen deutschen Offizier brachte die ‚Woche‘ ein Bild, das ihn mit seiner Frau darstellte. Als dessen Bruder — ein Rittergutsbesitzer bei Kottbus, der es mir selbst erzählte — um Berichtigung ersuchte, da ja sein Bruder gar nicht verheiratet (!) gewesen sei, entgegnete die Redaktion, daß sie bei der ‚Masse des Stoffes‘ solche Kleinigkeiten nicht korrigieren könne!! Uebrigens scheint solcher Schwindel in Berlin gang und gäbe zu sein, denn gestern sah ich in Castans Panoptikum öffentlich zwei Figuren als De Wet und Botha ausgestellt, ohne daß auch nur eine davon die geringste Aehnlichkeit mit einem der beiden Helden hätte. So etwas wagt Berlin uns Provinzlern zu bieten! Oder bietet es das den klugen Berlinern selbst?“ Ach ja! — Herzl. Gruß!

C. M., K—l. — P. B., K—au. — E. H. u. E. Sch., D—f. Der Verfasser der Skizze „Kreuzigung“ schreibt uns: „Die kleine Arbeit will als ein Gedicht in Prosa betrachtet werden. Ich habe sie geschrieben, um mich von dem Eindruck zu befreien, den der in ihrem Beginn geschilderte unfreiwillige Aufenthalt in einer größeren Fabrikstadt auf mich gemacht hatte; das Bild der Kreuzigung auf dem Fabrikhof stieg im Verlauf meines Verweilens ganz ungesucht in mir auf. Ueber das, was ich gemeint habe, möchte ich folgende Andeutungen geben: Wir leben heute in einem Zeitalter der Verstandeskultur. Die Herrschaft der Maschine bedroht zahllose Menschen mit körperlicher Entartung und seelischer Aushungerung. Sie pfercht sie in den Großstädten zusammen, entvölkert die ländlichen Bezirke, entwurzelt zahllose Existenzen und macht sie zu Sklaven einer unbarmherzigen und segenlosen Arbeit. Das Geld ist Trumpf. Diese durch und durch künstlichen Zustände legen den Garten der Erde öde und machen die Menschen unfruchtbar, sie schließen andererseits auch das Jenseits zu. Jegliche Gemütskultur wird von ihnen befehdet und wo nur angängig zurückgedrängt. Kann den von der zentralisierenden Industrie unterjochten Menschen nicht geholfen werden? Lagarde wünschte schon 1853 in seinen ‚Deutschen Schriften‘, daß wieder einfache, reine, großartige Verhältnisse eintreten möchten, daß in unserem Vaterlande nicht länger der Zusammenhang und das Zusammenleben mit der Natur in der undeutschesten Weise vernachlässigt würde. Man müsse den Heimatlosen wieder eine Heimat geben. Aber die Hohenpriester der heute herrschenden Kultur, seien sie Juden oder Christen, stehen den darauf gerichteten Bestrebungen feindlich gegenüber. Wie ihre Gesinnungsverwandten in Jerusalem vor 1900 Jahren richten auch sie über der von ihnen verwüsteten Erde das Kreuz noch heute auf und nageln den Gott daran. Der Gott in meiner Skizze ist eine Personifikation der Hoffnung, daß einst die Gemütskultur über die reine Verstandeskultur siegen werde; er hat Züge von Christus, wie von Balder. Die ‚Edda‘ schildert übrigens auch den neun Nächte lang am windbewegten Weltbaum hängenden Odin, wie er die Runen aufwärts hob und dann sterbend zu Boden stürzte. ‚Anstöße‘ zu geben hatte ich natürlich nicht beabsichtigt — oder doch nur Perpendikelanstöße.“

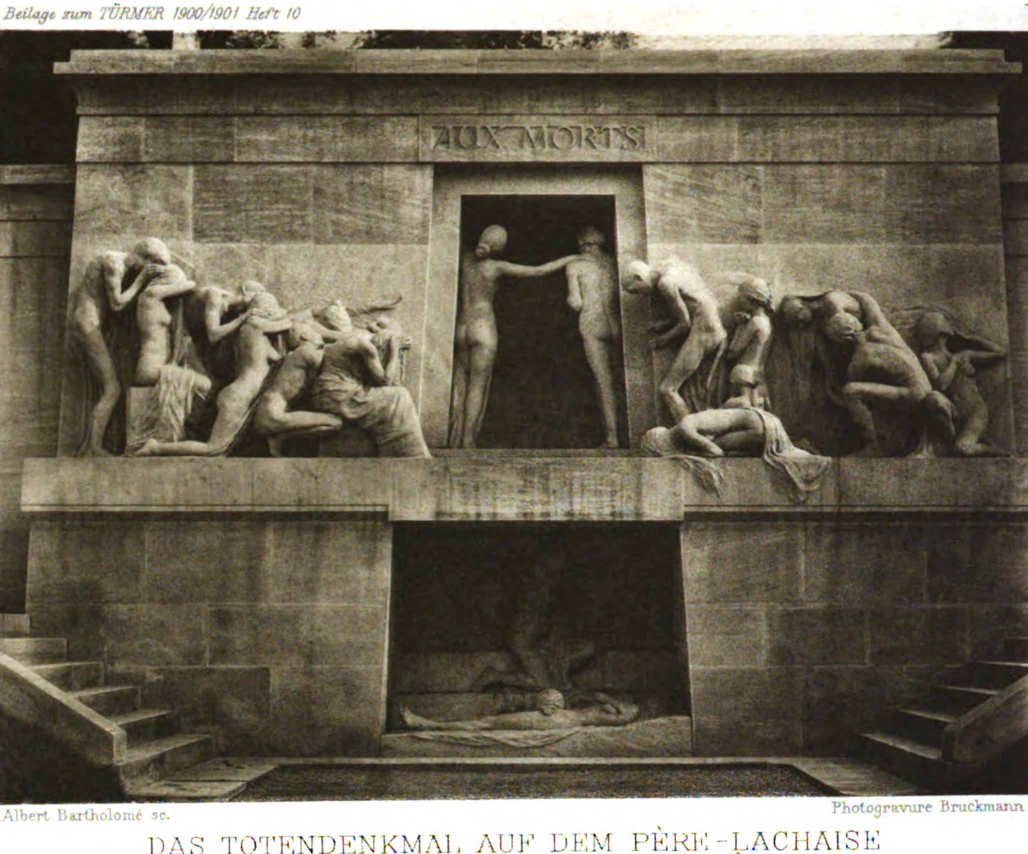
E. H. u. E. Sch., D—f. Ueber „Kreuzigung“ finden Sie umseitig die gewünschte Aufklärung. — „Toni“ von Maupassant sind Sie leider nicht gerecht geworden. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß wir Deutsche an derartige, bei scheinbarer Absichtslosigkeit und scheinbarer Geringfügigkeit psychologisch sowohl wie in der Form auf das Feinste geschliffene Sachen nicht gewohnt sind und ihnen daher auch zunächst kein rechtes Verhältnis entgegenbringen. Wir suchen eben in ihnen etwas ganz anderes, als worin ihr eigentümlicher Wert, ihre künstlerische Meisterschaft besteht. Wir suchen vor allem „Tendenz“, tiefe Probleme, volle, manchmal aber auch recht plumpe Akkorde. Wir wollen alles im hellsten Sonnenlichte mit möglichst geringer innerer Mitarbeit betasten und ergreifen, unsere geistigen Augen möglichst wenig anstrengen. Es muß alles ins hellste Licht getaucht sein, „in die Augen springen“, scharf und klar umrissen, allemal aber einen „tieferen Gedanken“ haben, wobei wir nur zu leicht vergessen, daß die tieferen Gedanken nicht auf der Oberfläche liegen. So darf man an diese Art Kunst nicht herantreten. Man muß sie gewissermaßen in halbverdunkelter Seelenkammer genießen, d. h. von allen äußeren, grellen Effekten und gewohnten Wirkungen absehen. Dann wird man wahrnehmen, wieviel echtes künstlerisches Feuer auch diese kleinen Brillanten ausstrahlen. So auch „Toni“. Welche meisterhafte Charakteristik der Bäuerin auf den paar Zeilen, welche feinen und doch mit genialer Kühnheit verschlungenen psychologischen Beziehungen, welcher diskrete, unnachahmlich „gehaltene“ und geschlossene Vortrag überwältigend komischer Dinge! Ueber dem Ganzen ein feines, ironisches Lächeln — man muß sehr scharf hinsehen, um es zu bemerken —, kein lautes, plumpes Mitlachen, wie es am Biertisch und bei den meisten unserer deutschen „Humoristen“ so beliebt ist — um die schwierigen Zuhörer mit fortzureißen. Ein leiser, ganz leiser Stich ins Karikierende, an die alten Schwänke Erinnernde, aber in so sicherer, eleganter Linienführung, daß es nur wie eine Abrundung, eine glänzende Umrahmung des Ganzen wirkt. Könnte ich mit Ihnen die kleine Skizze Zeile für Zeile durchgehen, ich würde Ihnen eine Fülle feinster Motive nachweisen. Wie köstlich ist z. B. der erwachende Konkurrenzneid des Bauern auf die Henne geschildert oder die liebevolle Hingabe, mit der er sich allmählich seinem neuen, lebenspendenden Berufe zu widmen beginnt, oder die unsäglichen Vaterfreuden am Schluß, die vielleicht nur noch durch die köstliche Aussicht auf das Hühnerfrikassee übertroffen werden. — Ein Gesamturteil über Maupassant sollen diese Ausführungen natürlich nicht sein, ein solches finden Sie in meinen „Problemen und Charakterköpfen“, wo ich auch die tiefen Schatten dieses unerschöpflichen Erzählergenies keineswegs übergangen habe. Seien Sie überzeugt, meine verehrten Damen, wenn im Türmer zuweilen auch Sachen erscheinen, an denen man auf den ersten Blick sozusagen „nichts Besonderes finden kann“, so steckt allemal doch etwas Besonderes dahinter. Man muß nur suchen, freilich auch das nötige Organ mitbringen. Ueber „Toni“ ist mir erzählt worden, daß die Skizze in sehr, sehr peinlich auf litterarische Sauberkeit bedachten Familienkreisen vorgelesen wurde und dort auch bei älteren und jüngeren Damen — „alt“ sind Damen bekanntlich n i e — Thränen der Heiterkeit, aber keinerlei „Verletzung des ästhetischen Gefühls“ verursacht hat. Und warum sollen die Türmerleser nicht auch mal herzlich lachen? Jedenfalls haben Sie aufrichtigen Dank für Ihre offene Aussprache und wenden Sie sich, bitte, nur immer, wenn Sie dergleichen litterarische Gewissensfragen bedrücken, an Ihren sehr ergebenen Türmer, dem es nur Freude macht, so liebenswürdig-eifrigen Leserinnen nach bestem Wissen und Können zu dienen.

Wegen Raummangels und aus anderen Gründen mußte abermals ein ganzer Teil der „Briefe“ in letzter Stunde für das n ä c h s t e Heft zurückgestellt werden. Der Türmer bittet also die davon Betroffenen um freundliche Nachsicht und Geduld. Für die liebenswürdigen Sympathiekundgebungen, die ihm in letzter Zeit wiederum zugegangen sind, sagt er aber schon heute den verehrten Freundinnen und Freunden seinen herzlichsten Dank!



Ein Leser des Türmers, dem vom ersten Jahrgang der zweite Band (April—September 1899) fehlt, sucht diesen zu kaufen. Angebote erbittet der Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Albert Bartholomé sc. Photogravure Bruckmann

DAS TOTENDENKMAL AUF DEM PÈRE-LACHAISE



Leben.

Von

Fritz Lienhard.

> Die Wolken wollen den Mond verdunkeln: er rächt sich, indem er sie versilbert. Hebbel.

Meine verehrte gnädige Frau!

Es wird mir ein künstlerischer Genuß sein, eine schwere Frage allmenschlicher Art fast kinderleicht zu gestalten, indem ich mich nach den rechten herzlichen Worten dafür umsehe. Ich will so klar und warm Worte über Sie ausschütten, als ständen die Akazien da draußen bereits in Blüten, als schüttelte der Wind die weißen Zierate in Fülle auf Sie nieder — Sie sollen gar nicht merken, wie diese einfache Plauderei Sie und mich an den letzten Lebensquell führen wird.

Ich habe mir einen lichten Sonntag dazu ausgesucht. Heut ist auf allen Hügeln und in allen Thälern unseres lenzlichen Deutschlands Feiertag. Aber ganz besonders auf den Hügeln. Denn die Hügelungen dieser Erde recken sich wie Jubel oder Seufzer, wie Gebet und Sehnsucht von dieser fliegenden Scholle empor; sie sind wie erhobene Arme, die empor und hinausgreifen ins vollere Licht. Auf den lichtnäheren Hügeln bauten die Menschen, als noch Poesie und Religion in ihnen wirksam war, ihre Sonnentempel und Gotteskirchen. Aus

den Glockentürmen dieser Kirchen rauchen heut noch, wie ein Duft aus Blumenstengeln, Wohlklang und metallene Akkorde hinaus und hinan ins große Weltall und hinab in die Wohnstätten der kleinen Menschen.

An Sonntagen ist die Lufthülle der Erde stiller als sonst oder doch melodischer als sonst. Die Werktagsgeräusche sind verstummt, und statt ihrer schwingt die Luft in den Schallwellen vieler Glocken und Gesänge. In England, wo sogar die rauhen Laute der fahrenden Eisenbahnen am strengeren Sonntag aufhören, spürt man das noch mehr. Wenn man morgens die Fenster öffnet, zieht gleichsam in und mit der wohllautvollen, schwach bewegten Luft der Tag Gottes, der Tag der Sonne, der Tag der reinen, weißen Helle beruhigend in Sinn und Seele ein.

Ich habe mir diesen mild=melodischen Sonntag ausgesucht, verehrte Freundin, um in diesem sehr auf das Gefühl gestellten Briefe zu Ihnen zu plaudern.

* * *

Kürzlich las ich eine gehaltvolle Schrift, die Sie freilich, verehrte Frau, nicht zur Hand nehmen werden, da sie zu viel Beschäftigung mit den behandelten Gegenständen voraussetzt. Ein Naturforscher macht darin seinen Sorgen Luft (Raoul Francé, Der Wert der Wissenschaft; Dresden, Verlag von Reißner), und zwar Sorgen so tiefer Art, daß sie an den Lebensnerv gehen. Dieser Mann gehörte zu jenen zahllosen Schwärmern der Gegenwart, die auf dem Wege der exakten Wissenschaft das Lebensrätsel schlechthin lösen möchten. Endlich aber war er der Tretmühle müde. „Wenn ich auf das werdende Geschlecht der Naturforscher blicke, befällt mich ein mißtrauisches Erstaunen, welch seltsame Nötigung jetzt alle treibt, nur fortwährend zu schaffen, zu suchen, zu entdecken, niemals aber beschaulich zu werden, das Entdeckte zu genießen und für ihr Leben zu verwerten. Wie wenn sie gar nicht darum lernten, um zu wissen, wie wenn der Zweck des Wissens nur das Nochmehrwissen wäre." Er klagt bitter über die „tiefen und häßlichen Spuren dieser Eilfertigkeit," über die „unglaubliche Leichtfertigkeit, mit der man heute an die Enträtselung des Daseienden geht", über den „enormen Wust wirklich unnützen Wissens", über die „neue Religion, die aus der Naturwissenschaft geschöpft ist, nämlich den Materialismus, der, durch etwas Spinozismus vertieft, Monismus genannt wird" — er bringt seine Klagen geistvoll und in bedeutender Sprache vor. Und seine Vorwürfe gegen diese ganze rastlose „Inventuraufnahme der Erscheinungswelt" mündet in den nachdrücklichen Wunsch aus: die Naturwissenschaft solle sich ohne Anmaßung auf das Zugängliche beschränken; „das dem Verstande Unzugängliche aber zu ahnen und in glücklichen Momenten zu erfassen, ist die Aufgabe der Philosophen und Künstler, die in intuitiver Vision das über aller Einzelerscheinung Thronende schauen" . . . Und mit einem starren und energischen Hinweis auf Goethe schließt er sein Idealbild eines Gelehrten ab. An Goethe verehrt er „das ins Große gesteigerte und auf die Wissenschaft angewendete Künstlertum". *

* [illegible] S. 342

Meine verehrte Freundin, was mag diesen Forscher derart irre gemacht haben an dem heutigen Betrieb seiner nützlichen und angenehmen Wissenschaft? Verdanken wir nicht der Spezialforschung des verflossenen Jahrhunderts ganz erstaunlich viele Errungenschaften? Angefangen von der entdeckten und eingefangenen Kraft des Dampfes bis zu den neuesten Entdeckungen auf dem Gebiet der Elektrizität, von den Bazillen bis zu den Röntgenstrahlen, von der Tiefseeforschung bis zu den Polarfahrten, von der Vervollkommnung der kleinen Apparate und Werkzeuge im Haushalt bis zu den furchtbarsten modernen Festungs- und Marinegeschützen: — hat da die moderne Wissenschaft nicht Triumph über Triumph gefeiert? Haben wir nicht auf dem Gebiete der Rassenkunde, der Seelen- und Nervenvorgänge, der vergleichenden Sprachforschung, der Bibelkritik, der Vererbung und Zuchtwahl und Anpassung u. s. w. merkwürdige Einzelheiten herausgefunden? Wollen wir nun an alledem einfach irre werden und verzweifelt ins „Künstlertum" flüchten? Ist diese Wissenschaftsflucht nicht eine Art Weltflucht, vergleichbar der Tagesflucht der alten Mönche, die aus dem unerträglichen Staatsgefüge des römischen Epigonenreiches in die ägyptische Wüste flohen und nur mit den Sternen der Nacht und dem Heiland am schlichten Holzkreuz und dem Gott in ihrer vereinfachten Seele Zwiesprach hielten?

Der Philosoph Nietzsche hat an diesem Zwiespalt zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Weltbetrachtung schwer gelitten; er ist vielleicht hieran zu Grunde gegangen. Denn sehen Sie, liebe Frau, den richtigen Wissenschaftler, der mit seinem Gelehrtentum bis ins Einzelste hinein blutigen Ernst macht, verfolgt seine zergliedernde Art des Schauens und Schlüssezіehens wie ein Gespenst. Auf diesem Wege liegt Verknöcherung oder Wahnsinn. Und dieser wissenschaftliche Wahnsinn hat nun in der That in unsere Litteratur und unser Geistesleben Einzug gehalten, und wir müssen daraus flüchten in eine andere Schauensart hinein.

„Aber wieso denn?" fragen Sie im ersten Augenblick erstaunt. „Zwar haben Sie schon immer den Wert eines hohen Menschentums als Grundlage von aller Kunst und Kultur in Ihren Aufsätzen und Werken hervorgehoben; aber, lieber Freund, es giebt doch gewiß auch unter den Gelehrten viele sehr nette Leute, ich kenne reizende Menschen, die im übrigen in einem ganz einseitigen Berufe aufgehen. Und eine Art Litterat — sind ja Sie selber?!"

Ganz recht! Es kommt auf den äußeren Beruf als solchen nicht viel an. Man kann als Bauer wie als General, als Theologe wie als Gelehrter ein wertvoller Mensch, ein Edelmensch sein. Hier handelt es sich aber um die Gesamtstimmung einer Zeit, um die Windrichtung einer ganzen Epoche; und der Wind unseres Zeitgeistes weht vom einheitlichen Menschentum und vom durchgöttlichten Menschentum hinweg in die verwirrende Fülle nüchtern erfaßter Erscheinungen hinein. Ich werde Ihnen sofort in Worte fassen, daß ich dem gegenüber beherrschendes „Lebensgefühl" und edel entfaltetes „Menschentum" verlange und was ich darunter verstehe.

Nicht das Hirn, sondern das Herz denkt den größten Gedanken, wie sich Jean Paul im „Hesperus“ einmal ausdrückt. Unser Herz aber oder unsere Seele oder der Kern unserer Persönlichkeit ist ein Funke aus dem Lebenslichtmeer Gottes. Wenn das Herz durch die Ausstrahlungen verwandter Herzensmenschen und großer Persönlichkeiten zitternd erweckt ist und aufblüht, wie eine Pflanze unter Sonnenkuß, ganz instinktiv, durch Lebensberührung und erst in zweiter Linie durch Studium: so ist diese neue, das ganze Wesen durchdringende Liebe von nun ab Richtschnur unseres Handelns. Dies ist kein Widerspruch zu jenem Nachdenken und Studium, das wir inzwischen vom Gehirn aus betrieben haben; nein, dies ist vielmehr die ganz unerläßliche und notwendige Ergänzung, ohne die jene Wissenshaufen tote Masse sind. Vom Herzen eines Persönlichkeitsmenschen aus strahlt die Flamme, die unsere Umwelt erleuchtet und erwärmt, die zugleich unsere Erkenntnisse und Pflichten ordnet und sichtet. Und wenn das an sich so wohltätige, zu unserem Aufblühen ins Werk gesetzte, zu unserer Lebens-Entfaltung bestimmte Staatsgefüge und gesellschaftliche Gefüge in Mechanismus und Maschinentum erstarrt, so daß sich der Persönlichkeits-Mensch nicht mehr entfalten kann: so ist dies die schwerste Gefahr nationalen und individuellen Lebens. Mit aller Macht müssen dann die Wenigen, denen Gott die Gnade und Kraft gab, in freier Entfaltung Lebenskräfte auszuströmen über ihre Mitgefangenen, in erster Linie die Dichter und Künstler und schöpferischen Geister, ihre Stimme erheben und den Ton des Lebens, den erquickend-warmen, heimatlichen, elektrisch ansteckenden Ton durchgöttlichten Menschentums werbend hinausklingen lassen in die unmelodischen Geräusche der Staats- und Gesellschafts-Maschine.

Lebensgefühl nenne ich diese hohe Gabe des Genies, des Befreiers. Dies Gefühl aber ist wie eine Art Fluidum, wie eine Art Magnetismus, wie eine stark entwickelte, leuchtende Luftkraft, die in und um einen hohen Menschen wirksam ist. Kein Dogma und kein Moralgesetz, diese notdürftigen und notwendigen Formeln, bringen solches Lebensfluidum einem Menschen bei. Vom Herzen und seinen Erlebnissen, besonders seinen Leiden und Enttäuschungen, aber auch seiner Sehnsucht aus entwickelt sich diese — Substanz, möcht' ich beinahe sinnlich sagen. Es ist eine Innigkeit, eine stille und feste Kraft, die alles vergoldet, was sie anfaßt, die aber freilich ihren durch Bildung veredelten Instinkt dafür sorgen läßt, daß er eben nicht alles ohne weiteres anfaßt. Dies neue Lebensgefühl hat mit der naiven Lebensfreude, die für einen gebildeten und bewußten Kulturmenschen nicht mehr möglich ist, nur manche Erscheinungsform gemeinsam. Aber über ihrer hellsten Heiterkeit liegt etwas Gedämpftes, über ihrem tiefsten Schmerz etwas Vornehmes: in beiden Fällen ist sie dort vor Uebermut, hier vor Verzweiflung bewahrt. Sie hat den Unwert des Erdenlebens voll erlebt, aber sie hat in neuem Erwachen auch den vollen Wert dieser fliegenden Scholle, auf der wir Menschen wachsen, in sich aufgenommen. Denn — und jetzt kommt die Hauptsache: — solchen Menschen ist der Sinn

aufgegangen für die **Unendlichkeit** und die **Göttlichkeit** aller Schöpfung und ganz besonders der Menschenseele. Ihr tiefstes Wesen ruht in jener Fülle des schöpferischen Lichtes, das man seit Jahrhunderten **Gott** nennt.

Sie fühlen sehr wohl, liebe Frau Sonne — so nennen wir Sie ja so oft und so mit Recht! —, daß ich Ihnen gar nichts Neues sage, daß ich vielmehr nur zum Winter-Abschied zusammenfasse, was ich öfters in diesen Blättern gepredigt habe. Alle Erfindungen und modernen Erkundungen in höchsten Ehren: aber von dort aus allein kommen wir dem „Eins ist not" **nicht** näher. Einfangen und formulieren in Systemen läßt sich diese Welt nie; nur **erleben** läßt sich ihr Geheimnis, nur vorleben und nachleben läßt sich dies letzte und tiefste Rätsel. Die großen Menschen aller Zeiten und Völker haben uns immer nur, in wechselnden Worten, dies Eine gekündet: das Wesen des **Lebens**, indem sie es uns **ausstrahlten**. Alle ihre Thaten waren Ausstrahlungen, alle ihre Worte waren überfließende Tropfen voll Leuchtkraft aus dem übervollen Eimer ihres Wesens. So befreiten sie uns Grübler aus den Banden wissenschaftlicher, theologischer, ethischer oder ästhetischer Dogmen und machten uns zu wahren Gotteskindern. Und sie selber und ihr Wesen sind nicht einzufangen in ein erschöpfendes Dogma — so wenig wie die reiche Natur selber, so wenig wie das reichere Göttliche, die beide uns umleuchten und in uns weben und leben.

Sehen Sie, liebe Frau, das ist es, was so ganz wunderbar herrlich aus einem lebensvollen Genie mitten in die Vernünftelei der Mittelmäßigkeit hineinsprüht! **Leben** ist es! Es ist eine unendlichfarbige Sonnenkraft, die im Taudiamanten ebenso funkelt wie in einer genialen Menschenseele. Und genial ist nicht nur Goethe oder Bismarck: diese Genialität steht dem **Wesen** nach, wenn wir Mut und Glück haben, **uns allen offen**, diese Genialität ist in Kindern und im Volke und in reichen Frauenherzen instinktiv lebendig. In den Fischern von Galiläa blühte sie auf, als Christus mit seinem Herzensmagnetismus sie berührte, während die Pharisäer bildungsverknöchert staunten und nicht begriffen. Dies Lebensgefühl ist Gottesgefühl, ist „ewiges Leben", aufsprießend aus der Scholle und hineinragend ins Gotteslicht, aus der irdischen in die himmlische Heimat, „Heimatkunst" hier und dort. Es ist gewissermaßen, als ob wir Menschen elektrische Verbindungssäulen wären zwischen Himmelskraft und Planetenkraft: von oben und von unten her strömt Kraft in uns ein, stößt zusammen und erzeugt das, was wir mit Freuden nennen: eine reiche und starke **Persönlichkeit**. Bloßes Erdentum wäre plumper Naturalismus, bloßes Himmelstum blaß hinsiechende Ideologie: beides vereint, knisternd und funkelnd ineinander überspringend, oft einander nutzvoll bekämpfend, wobei die himmlische Kraft aber den Sieg behält: das ist volles und echtes Menschentum: voll Kraft und Süße, voll Befreiungskraft für glückliche Zuschauer und alle Lebensbedürftigen dieser Gesellschaftswelt.

Meine verehrte Freundin! Ihr herzensguter und seelenvoller Gatte ist seines Zeichens kluger Elektrotechniker: grüßen Sie den lieben Freund und seine

wunderbare Wissenschaft dazu, von der ich noch viel Ueberraschungen erwarte. Kein Jota unserer vielen Entdeckungen soll aufgegeben werden, das laßt uns festhalten! Aber es giebt in uns selber, in unserem Gemüts- und Seelenleben Elektrizitäten und Dampfkräfte und Lichtwirkungen so wundersamer Art und so himmlischer Substanz, daß sie in der That, wie jener oben genannte Wissenschafter fordert, nur im „Laboratorium" des dichterischen, des künstlerischen und des religiösen Menschen in Wort und Werk einzufangen sind. Es giebt geheimnisvolle, sittliche Mächte und Instinkte von unwiderstehlicher Funkenkraft, es giebt unwägbare religiöse und nationale Mächte, die mehr bedeuten als alle Geschütze des Heeres und der Marine, Mächte von elementarer Lebenskraft, die heute brach liegen, die nicht in zeitgemäßen Formen entfaltet sind, Mächte der Beseelung unseres Reichskörpers und modernen Menschheitskörpers. Diese Gemütsmächte und Lebensinstinkte („Leben" im obigen weiten Sinne!) möcht' ich endlich wieder frei sehen, einen Bismarck der Reichsseele möcht' ich erleben, unser unausrottbar tiefes deutsches „metaphysisches Bedürfnis" möcht' ich kraftvoll in neuen Formen an der Arbeit sehen — so stark belebend, daß, wie ich schon sagte, kein Jota unserer äußeren Errungenschaften bekrittelt und verworfen, sondern nur nach Möglichkeit umgesetzt würde in liebeverklärtes und freudeatmendes Leben!

Sie in Ihrem Umkreise, liebe deutsche Hausfrau, besitzen und bethätigen diese vergoldende Kraft des Königs Midas. Grüßen Sie mir Ihre drei herzigen Elschen! Sie alle bethätigen dort mitten durch alle Wechselstimmungen des Alltags das Leitwort „Gut sein und glücklich machen!", das ich meinem Lebenslied und Frühlingslied von den Schildbürgern zu Grunde gelegt habe. Und jene buchwaldumwehte Luft und Liebe Ihres gesunden deutschen Hauses möcht' ich ins Große und ins ganze Reich übertragen sehen. Sie war im großen Goethe mächtig, den wir jetzt einstimmig als die bedeutendste Künstler-Persönlichkeit und Menschen-Persönlichkeit des letzten Jahrhunderts verehren. Und strahlen Sie nun in Ihrem Umkreise diese Kraft der Liebe und wahrer Herzensbildung aus, so sind Sie eine Dichterin der That, so schaffen Sie mit an den zartesten Fäden deutscher Kultur, ohne jemals ein Wort öffentlich miträsonniert zu haben, wie die Damen von der fortgeschrittenen Emanzipation, so küss' ich Ihnen lächelnd als einer bedeutsamen Mitarbeiterin die gütige und fleißige Hand. Denn das deutsche Haus ist ja der gegebene feste und innerste Kreis, in dem sich wertvolle Menschen entfalten können; und wenn wir viele solcher blühenden Beete haben, wie es Ihr Haus ist, so steht es gut um unseren Garten Deutschland. Noch einmal, liebe Freundin: wir haben so bitter lange mit Seziermesser und Mikroskop die Welt betrachtet und — mörderisch zerstückelt, daß ich nun alle Mächte des Gemütes, alle Kräfte des deutschen Herzens wieder anflehen und aufrufen möchte, unser Lebensgefühl zu vertiefen und einheitlich mit der Kraft durchgöttlichter und edelmenschlicher Persönlichkeit die Welt beseelen zu helfen. Alle Mächte des Gemütes, als da sind: das deutsche

Herz, das deutsche Haus, die edeldeutsche Frau, das reine Mädchen- und Kindestum, der empfindungsstolze und empfindungsstarke Mann, der begeisterungsfähige Jüngling — sie alle sollen wieder zu Worte kommen und aufbauen helfen an der noch unstarken Seele unseres starken Reiches!

Sie sehen, meine verehrte Freundin, von Ihren holdstimmigen und sonnigen Kleinen bis hinauf zu Goethe und anderen Heroen der Weltgeschichte ist kein Riß, kein Zwiespalt. Derselbe Funke lebt in ihren Lockenköpfchen, wie er in jenem großen Kinderfreund zur Flamme ward. Und Sie wissen, was der Heiland der Welt, der wie ein Meteor aus den Sphären auf diesen Stern kam, von den Kindern und ihrem tiefen erzieherischen Wert für uns alle gesagt hat. Dies ist es ja eben immer wieder, dieser „hohe Stil des Lebens" (Jean Paul), was der oben genannte Lebenssucher und Naturforscher will. „Mehr persönliche Seele!" ruft Ruskin, und man kann hinzufügen: mehr Menschentum, weniger Papiertum! Und wenn ich für mein Teil die Gnadengabe hätte, in dichterischen Werken das auszuleben, was ich hier unvollkommen in den Aufsatzton einspanne, so müßte mein Schaffen in Tragik und Humor, in Vers und Prosa ein einziges und einheitliches Lied des Lebens sein, von der kleinen Scholle meiner irdischen Heimat bis hinauf in die ewige Heimat.

Sehen Sie, liebe Hausfrau: was der unstet suchende Knabe und Jüngling spät versteht und erst bitter erlernen muß, habe auch ich erst als Mann langsam erleben gelernt: Goethes zuerst fast spießbürgerlich anmutendes Wort von der weisen Beschränkung. Er schrieb zum Beispiel an Eckermann (1823, 14. August): „Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht hervorgeht." Dies Wort wird sofort in der ganzen Weite und Schönheit, in der es gemeint ist, durch folgende Fassung an anderer Stelle in rechte Beleuchtung gesetzt: „Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit." Wie ist das tief und einfach! Wie schauen wir plötzlich, fast erschrocken, aus unserem Unendlichkeitsflug, wo wir Gott suchten, auf die nahe, übersehene Sekunde und hören beschämt und erstaunt die Worte jenes lächelnd-schlichten und doch so hoheitsvollen Lebenskünders, daß das Reich Gottes in uns ist und das Gute so nahe liegt! Für den Menschen, der diese zweierlei Optik, diesen ausruhenden Naheblick und diesen fliegenden Fernblick hat, ist Humor und Tragik kein Widerspruch; und ein Idyll kann er so bedeutsam gestalten wie eine Tragödie. Es ist ja kein Tod im Weltall, liebe gnädige Frau, und nichts ist groß, nichts ist klein! Ich spekuliere wahrlich nicht gern über Unsterblichkeit und Jenseits, eben weil ich tief durchdrungen bin von einem unerschöpflichen Lebensgefühl, das man auch „Glauben" (pistis) nennen könnte. Und diesen Glauben umschrieb Luther als eine „lebendige verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade". Und mir ist, da ich von diesem Kirchenmann und deutschen Mann rede, als müßte ich meine Ueberzeugung bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß zwischen hohem Menschentum und reinem Christentum kein Unter-

schied bestehe. Wenn wir uns doch einigen könnten, wir konfessionell zerspaltenen Deutschen, auf dem gemeinsamen Boden eines hinreißenden und doch erdenfesten lebenstiefen Idealismus, über alle notwendigen Dogmen hinüber! Ich selbst verdanke den Evangelien unermeßlich viel; aber über Dogmen und dergleichen sprech ich mich auch hier und zu Ihnen so wenig aus wie über Unsterblichkeit und andere spekulative Dinge. Wertvoll wird das alles erst dann, wenn es sich in Lebenskraft umsetzt, wenn es die Strahlen, die von unserem Herzen belebend und beseelend ausgehen, stärkt. Diese Lebensstrahlen ewiger Art sind das Wichtige. Sie weben um uns ein Kleid, das nie vergeht, auch wenn wir die Hülle, die den Bedingungen dieses Planeten entsprach, den Körper, im sogenannten Tode abschütteln. Die wahre Liebe ist ewig, verehrte Freundin; diese wahre Liebe aber, die nichts anderes ist als göttliche Lebenskraft, unendlich tief gefaßte Lebenskraft, hat unserem Wesenskern in den Werktagen dieses fliegenden Sternes ein leuchtend Kleid gewoben, das sich von innen heraus immer mehr verklärt, dessen Verfertiger wir selber sind samt der in uns wirkenden Individualität und Gotteskraft. Wollt' ich in Spielereien diesen Brief von der Unendlichkeit des Lebens enden lassen, liebe Freundin, ich würde Ihnen ausmalen, wie ich mir die unermeßlichen, anscheinend leeren Räume des blauen Weltalls voll unsichtbaren Lebens denke, so bunt und reich wie die Tierwelt im Wassertropfen, die wir ja vor Erfindung des Mikroskops auch nicht schauen konnten. Aber das sind Spielereien. Wir bedürfen ihrer nicht, die wir lebensbewußt und schaffend wandeln im goldenen Lichte unseres kleinen Planeten.

* * *

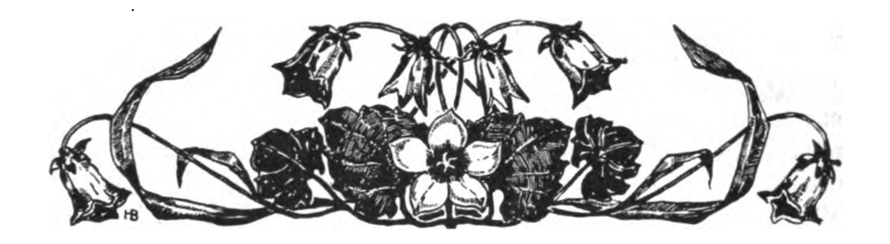
Vielleicht hab' ich das lockende Versprechen des Anfangs, kindereinfach zu plaudern, im Schwung der Freude an meinem Stoff nun doch sehr unvollkommen gehalten. Sehr viele haben gewiß nicht mit uns gelesen. „Gefühlsphilosophie“, sagt der Rationalist. Und in der That: das Beste an dieser kurzen Betrachtung muß zwischen den Zeilen bleiben. Aber Sie haben es herausgefühlt, das weiß ich.

Wenn ich nun zu Ihnen in den leuchtenden Sommer komme, so sollen mir Ihre Elschen Kinderlieder singen, und Sie selbst, Frau Nachtigall, sollen am gewohnten Klavier Platz nehmen, während der Hausherr die Maibowle prüft und der andere Hausfreund mit Verständnis schweigt. Ich meinesteils freue mich auf meine Sopha-Ecke. Sie haben einen bitterschweren Arbeits- und Krankheitswinter hinter sich: wir wollen mit jenem wahrhaft heiteren Scherz, dessen Hintergrund vom Lebensernst untermalt ist, die Gläser in die Sonne heben und klingen lassen: „Dem Leben, meine Freunde! Ob wir Dichter seien oder Elektrotechniker, Hausfrauen oder Hausfreunde — dem Leben ein dreifach Hoch!“

Wir wissen, wie tief wir nach Ursprung und Ausgang das unzerstörbare, herrliche Leben fühlen und fassen.

Auf Wiedersehen!





Vom Religionsunterrichte in unsern Volksschulen.

Von

Wilhelm Meyer-Markau.

„Komm hernieder in Macedonien und hilf uns!"
(Apostelgesch. 16, 9.)

Man erwarte in der folgenden Abhandlung keine erschöpfende Arbeit über den Religionsunterricht in unsern Schulen; mir liegt nur daran, den Finger einmal auf zwei nach meiner Ansicht wunde Punkte dieses Unterrichtsgegenstandes zu legen. Der erste ist die Ueberbürdung unserer Schuljugend mit religiösem Lehr- und Lernstoffe.

Die Lehrer der Volksschulen, wo häusliche Nachhilfe kaum vorkommt, können nämlich im Religionsunterrichte vor lauter Einprägen, Aufsagen- und Erzählenlassen nicht Zeit gewinnen, den Stoff geistig zu vertiefen; Wort- und Sacherklärungen müssen in diesem so sehr wichtigen Unterrichtsgegenstande vielfach genügen. Wer Gelegenheit hat, Lehrpläne und Pensenverteilungen für den Volksschulunterricht aus verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes miteinander zu vergleichen, der wird überall auf vorgeschriebene massenhafte Anhäufung religiösen Unterrichtsstoffes stoßen, ganz so, als handle man hierin nach dem Dr. Eisenbartschen Grundsatze: „Viel hilft viel!" Das Uebel ist allerorten verbreitet, so daß es sich erübrigt, hierfür besondere Belege zu bringen.

Soweit es möglich ist, an der Hand der Pensenverteilung und des dazu vorgeschriebenen biblischen Geschichtsbuches es festzustellen, müssen beispielsweise die Kinder einer sechsklassigen Volksschule außer etwaigen neuen Stoffen im Pfarrunterricht in den acht Schuljahren im Schulunterrichte 1) verstehen, erzählen und aufeinander beziehen lernen: 133 biblische Geschichten; 2) auswendig lernen: 212 Liederstrophen; 3) desgl. mindestens 337 Bibelsprüche; 4) desgl. die fünf Hauptstücke des Katechismus mit den dazu gehörigen dogmatischen u. s. w. Erläuterungen, nebst den sprachlich schwierigen Erklärungen Luthers, die eigentlich zumeist einer Erklärung dieser „Erklärungen" bedürfen; 5) desgl. 34 besondere Gebete. Ferner werden 6) mit ihnen 24 Abschnitte

aus der Kirchengeschichte behandelt; 7) treibt man mit ihnen ziemlich eingehende Bibelkunde; 8) werden sie bei einer Zahl von fast 100 hebräischen geographischen Namen mit der Geographie des jüdischen Landes bekannt gemacht; 9) wird Luthers Haustafel mit ihnen behandelt. Als letzte und 10. Nummer kommen dann noch 10 Psalmen mit zusammen 122 Versen hinzu, die der eifrige Lehrer auch noch allesamt lernen lassen wird. Das ist wahrlich ein Religionswissen, womit vielleicht mancher Theologe, soweit es sich um Auswendiglernen handelt, in die Enge zu treiben sein dürfte. Und wie oft mag da so ein armes, stoffbepacktes Kind beim Einlernen immer noch neuen Stoffes im letzten Schuljahre seufzen:

Mach End', o Herr, mach Ende
Mit aller unsrer Not!

Der Fachmann, sowie auch der, der es zu sein glaubt, sie werden mir vielleicht entgegenhalten, daß vom zweiten Schuljahre an manche biblischen Geschichten, Sprüche und Liederstrophen vom vorigen oder aus noch früheren Jahren ja nur wiederholt werden. Ich will hier nicht weiter sprechen über diese Methode des ewigen Drehens im Zirkel herum, d. i. von den sogen. konzentrischen Kreisen, wonach das Kind von jedem Ostern ab acht Jahre hindurch mühsam den sich stetig vergrößernden Stoffballen immer und immer wieder den Lernberg empor zu wälzen hat, um ihn dann vom Gipfel wieder zum Fuße hinabschnellen zu sehen. Aber eins muß doch gesagt werden: die Forderung, daß die Schulkinder neben täglich neuem Stoffe den alten fortdauernd „präsent" haben sollen, wie der revisionstechnische Ausdruck lautet, zeugt nicht von besonderem pädagogischen Verständnisse. Als ob die Kleinen das alles, was im Laufe des Schuljahres in den verschiedenen Fächern an sie herangebracht wird, ein Jahr lang und länger zu behalten vermöchten! An den Stoffen soll die geistige Kraft geübt werden, das sollte bis auf gewisse Ausnahmen ihr Schulzweck sein. Die Jungen tragen die Leitern, an denen sie klettern lernen, doch nicht auch ständig mit sich herum! Hingegen verlangt man bei Wissensstoffen nur zu oft das geistige Klettergerüst, den Unterrichtsstoff, gleich dem kleinen Einmaleins u. dgl. Gedächtnisnotwendigkeiten jederzeit „präsent". Hapert's damit, so setzt es für den Lehrer eine schlechte Note, wenn nicht gar Maßregelung. So sollten, um nur ein Beispiel anzuführen, die armen Würmer des ersten Schuljahres dem Revisor die sechs Tagewerke der mosaischen Geschichte nennen. Da dies natürlich, und vom pädagogischen Standpunkte angesehen, glücklicherweise nicht „eingepaukt" worden war, so mußte der Lehrer zur Strafe ein Protokoll unterschreiben. Denn wer revidiert zumeist unsere Volksschulen? Wer schreibt ihnen die Unterrichtsstoffe vor? Leute, die niemals oder nur ganz vorübergehend in praktischer Arbeit einer wirklichen Volksschule gestanden haben. Da müssen denn, dank pädagogischem Unverstande, die Kinder, besonders im Religionsunterrichte, der Revisionen wegen mit Wissensstoffen förmlich erdrückt

werden, so daß den eigentlichen Schularbeiter ein Widerwillen gegen solch geistige Wurststopfmethode überkommt. Aber was hilft's! Der Lehrer hat sein Maß zu erfüllen, mag die Klasse 60, 80, 90 und mehr Schüler aufweisen! Und greift er in seiner Verzweiflung ob fortwährenden Mißlingens der geistigen Dressur zum Stocke, um „einzubleuen", was man von ihm bis zum letzten Heller fordert, so sitzt derselbe Herr Revisor, der die Vorschrift der Stoffüberhäufung erließ oder doch guthieß, mit strafender Amtsmiene über solch gefühllosem Sünder zu Gericht und diktiert oder erwirkt neue Maßregelung. So laviert der Lehrer fortwährend zwischen der Skylla Stoffüberhäufung und der Charybdis „Prügelerlaß" hin und her. Das ist ja eben das Unglück: beim Revidieren klingt Aufsagen von Sprüchen, Katechismustext, Gesangbuchliedern, Psalmen u. dgl. m. niemals nach den Kinderthränen, die so oft daran kleben, sondern dem Lehrer nur, sobald die Kleinen im Hersagen nicht bombensicher sind, nach „Nasen". In einer katholischen Monatsschrift waren jüngst folgende sehr treffende Sätze zu lesen: „Die Lehrer leisten im Durchschnitt sehr viel. Daraus sieht die Unterrichtsverwaltung, was möglich ist, und sie will mehr. Hier erinnert die Schulschraube an die Steuerschraube ... Dieser Fortschritt der Anforderungen liegt aber darin begründet, daß des Lehrers Wirksamkeit eine instrumentale ist, der nichts zu sagen, nur zu leisten hat. Hierin ist die ganze Hölle der Schulqual begraben. Kann der Lehrer nicht mehr nach seiner Ueberzeugung, nach seinem Wissen und Gewissen die Unmöglichkeit der geforderten Ansprüche darthun und zurückweisen, so hört hier die Wissenschaftlichkeit auf. Hier hört auch die Schule auf, eine Wohlfahrtseinrichtung zu sein; sie wird zum Haßobjekte des Volkes. Es wird geleistet, unter wie vielen Thränen und Verwünschungen, das weiß weder der Regierungsrat noch der Kreisschulinspektor ... Solange der Lehrer als Instrument angesehen wird, wird sich mit seiner Wirksamkeit die Härte der Rücksichtslosigkeit verbinden; denn er hat sein ‚Brot' zu wahren und für Frau und Kinder zu sorgen. Er ist ein Automat ..."

Wie werden denn die religiösen Memorierstoffe vielfach geistiges Eigentum der Schüler? Der Lehrer giebt ein paar Wort- und Sacherklärungen — mehr Zeit zur Behandlung ist nicht vorhanden —, und dann heißt's: „Lernt das Lied, die Sprüche, das Katechismusstück zur nächsten Stunde", d. i. zumeist zum folgenden Tage. Und nun rackert sich das arme Kind zu Hause ab mit der Masse des religiösen Lernstoffes in den vielfach veralteten Formen und Wendungen in Bibel, Gesangbuch und Katechismus, daß es zum Steinerbarmen ist.*)

*) Der katholische Pfarrer Hansjakob schreibt im „Abendläuten": „Selbst im Religionsunterrichte wird viel zu viel auf das Auswendiglernen daheim gehalten. Da giebt es Katecheten, bei denen die Kinder geplagt werden, bis sie eine biblische Geschichte wörtlich hersagen können. Ich nenne das sinnlose Dressur und Gehirnplage ... Christus, der Herr, hat gesagt, man solle seine Wahrheit **lehren** und nicht auswendig**lernen lassen.** Die besten Christen lebten in jenen Jahrhunderten, da man den Menschen das Christentum durch münd-

Hat einmal ein verständiger Mensch in biblischem Geschichtsbuche, in Kirchenlied oder gar Katechismuserklärung ein Wörtlein nach zeitgemäßem Sprachgebrauche verbessert, flugs wird von zuständiger Stelle wieder ein paar Jahrhunderte rückwärts revidiert. Und wer hat den Schaden davon? Allein das unmündige Kind! Es muß sich die veralteten Sprachformen und -wendungen „zum unverlierbaren Eigentum" einprägen, während es daneben in der Schule wie ein Deutscher im 20. Jahrhundert mit gerade hinreichender Mühe und Not sprechen und schreiben lernt, da ihm nur das liebe Platt von daheim geläufig von den Lippen fließt.

„Jedesmal, wenn ich viel religiösen Memorierstoff für zu Hause aufgeben muß, steht mir mein armes verstorbenes Töchterlein vor Augen. Wie hat sich doch das Kind mit dieser Art Auswendiglernen abängstigen müssen und es mußte doch sein!" sagte mir jüngst ein Lehrer. Und ein anderer erzählte von seinem Söhnlein, das im Nebenzimmer über das Biblische Geschichtsbuch gebeugt dasaß und lernte und lernte, was ihm sein Lehrer aufgegeben; und immer noch wollte es nicht in den widerspenstigen Kopf hinein. Plötzlich packt der Knabe sein Biblisches Geschichtsbuch und schleudert's in die Stubenecke. Scheu schielt der arme Schelm zum Vater im Nebenzimmer hinüber, ob der wohl gesehen, wie sein gottloser Sohn gefrevelt hat. Doch der thut, als habe er nichts bemerkt. Da schleicht der kleine Sünder zur Ecke, langt nach seinem Buche, setzt sich aufs neue hinter den Tisch und nimmt in Selbstüberwindung sein Schulkreuz wieder auf sich.

Um aus der Schulpraxis anschaulich zu berichten, welch unsägliche Schwierigkeiten religiöse Memorierstoffe Lehrern und Schülern bereiten, gebe ich aus meinem Schultagebuche wieder, was ich erst vor ein paar Wochen darüber niederschrieb: „Heute hatte ich im vierten Schuljahre das Lied ‚Nun danket alle Gott' mit vorwiegend Arbeiterkindern, deren Haus- und Umgangssprache Plattdeutsch ist, zu behandeln. Es widerstrebte meinem pädagogischen Gewissen, die Strophen, in Kürze erklärt, zum Lernen aufzugeben; es ist das, trotzdem wir stoffgeplagten Schulmeister oft nicht anders handeln können, schlimmer als Tierquälerei, weil die reinste Kinderquälerei. Ich habe erklärt, wieder erklärt und wiederum erklärt; vorgesprochen und wieder vorgesprochen und wiederum vorgesprochen; aus dem Biblischen Geschichtsbuche es lesen lassen; es an die Wandtafel geschrieben und ablesen lassen: ‚Und noch jetzund gethan' zuerst, und sodann in Strophe 3: ‚Jetzund und immerdar', — — und die Schwächsten haben es weder sprachlich noch inhaltlich begreifen können. Und dann erst: ‚Als der ursprünglich war!' Fast 3/4 Stunden hat es gedauert, eine einzige der drei Strophen einzuprägen. Und andern Morgen ging's trotzdem noch nicht bei allen Schülern! Dreiviertel Stunden von vier Religionsstunden der Woche mit einer einzigen Strophe zu-

liche Lehre und nicht durch Bücher und durch Auswendiglernen beibrachte! Aber heutzutage ist ja die ganze Erziehung nur Schablone und Dressur. Wir leben in alleweg im Zeitalter des Unteroffiziers . . ."

bringen müssen, und dann den Blick auf den geistigen Speisezettel werfen! Denn was schreibt mir die Pensenverteilung für jene eine Schulwoche vor?

a. Biblische Geschichten:

1. Hochzeit zu Kana.
2. Speisung der 5000 Mann.
3. Petri Fischzug.
4. Jesus stillt den Sturm.

b. Memorierstoffe:

1. Die Werke, die ich thue u. s. w.
2. Reich wird der arme Mann u. s. w.
3. Er kennt die rechten Freudenstunden u. s. w.
4. Wir sahen seine Herrlichkeit u. s. w.
5. Tischgebete.
6. Nun danket alle Gott u. s. w. Str. 1—3.
7. 1. Artikel: ‚... und noch erhält, dazu Kleider u. s. w.' bis ‚... alle Güter.'
8. Der Segen des Herrn macht reich u. s. w.
9. Wer mir will nachfolgen, der nehme u. s. w.
10. Ach bleib mit deiner Gnade u. s. w. Str. 1—6.
11. Mir ist gegeben alle Gewalt u. s. w.

Da offenbarte sich, wie uns Lehrern ja fast stündlich, der verwerfliche ‚didaktische Materialismus' in schroffster Form. O du heiliger Pestalozzi!"

Das Lied „Nun danket alle Gott" muß in der Schule gelernt werden, das ist selbstverständlich; aber warum schon im vierten, und nicht erst im sechsten oder siebenten Schuljahre! Ja, warum? Diese und viele andere Verfrühungen des religiösen Lehr- und Lernstoffes verdanken wir Pädagogen niemand anders als den Theologen. Hätten beispielsweise die Mediziner denselben Einfluß auf das Schulwesen wie die Geistlichen, so würden die Lehrer unter einer Stofflast in Anthropologie, und in der Naturkunde überhaupt, zu seufzen haben. Nun, was nicht ist, kann ja durch die im Anrücken befindlichen Schulärzte nachgeholt werden!

Der Fachgelehrte verliert gar zu leicht den Maßstab für das, was von seinen vielseitigen Kenntnissen wirklich kinderleicht und von Kindern stofflich zu bewältigen möglich ist. So spricht aus allen mir bekannt gewordenen Vorschriften und Stoffverteilungen im Religionsunterrichte, aus allen eingeführten biblischen Geschichtsbüchern und Katechismen der Theologe und nicht der Pädagoge, selbst auch dann, wenn der Urheber niemals den Talar getragen hat; denn die „Sprache Kanaans" ist im Schulsache dasselbe, was andernorts der goldene Schlüssel ist; dieser Sesam öffnet alle Thüren treppaufwärts. Und wer in der Beamtenlaufbahn voran will, darf nicht nach rechts und links sehen, er muß nur an sich und seine Vorgesetzten denken.

Es ist eine Scheinwahrheit, beim Kind werde dasjenige, was es in der Schule noch nicht verstehe, späterhin im Leben doch sicher wirken; und manchem Sünder, der im Leben das Beten verlernt habe, sei auf dem Sterbebette ein Trostsprüchlein, ein frommer Liedervers aus seiner Schulzeit als Not- und Todesseufzer über die Lippen gekommen. Aber ein Gebet wie eine unverstandene Beschwörungs- und Zauberformel anwenden lehren, kann nun und nimmer die Aufgabe einer verständigen pädagogischen Lehrkunst sein. Der Religionsunterricht soll die Herzen warm machen, und das kann er nur, wenn er zuvor die Köpfe klar macht; denn der Weg zum Herzen führt bei allem, auch beim religiösen Unterrichte durch den Kopf, soll anders nicht religiöse „Gefühlsduselei" bei der Jugend groß gezogen werden. Die psychologische Wissenschaft macht mit ihren Lehren auch vor der religiösen Unterweisung nicht halt; sie umfaßt das ganze Werden und Sein des menschlichen Geistes.

Nicht genug damit, daß der Theologe in der Schule die geistige Fassungs- und Lernkraft des Kindes für sein Fach in erster Linie beansprucht, indem er den religiösen Unterricht inhaltlich bestimmt und fast täglich die ersten, also die unterrichtsbesten Schulstunden für Religion vorwegnimmt: nein, er entzieht das Kind obendrein auch noch dem anderweitigen Schulunterrichte. Vom zwölften Lebensjahre an müssen die Schüler wöchentlich zweimal vor ihm erscheinen, um Katechumenen- und Konfirmandenunterricht zu empfangen, wobei der Pfarrer im wesentlichen mit dem Pfunde wuchert, das der Lehrer den Kindern in der Schule mit Mühe und Not „anvertraut" hat. Bei den öffentlichen Prüfungen vor der Konfirmation klingt es freilich nicht selten anders. Doch das nur nebenbei, weil sachlich unwesentlich! Warum aber verlegt man den pfarramtlichen Religionsunterricht nicht auf den schulfreien Mittwoch Nachmittag, anstatt daß man die verständnis- und lernfähigsten Kinder jahraus, jahrein dem Schulunterrichte in weltlichen Fächern entzieht? Selbst in Städten entgehen den Kindern auf diese Weise wöchentlich fast $2 \times 2 = 4$, und vor Ostern wohl gar 4×2 Stunden, da der Schulweg nicht dem kirchlichen, sondern dem weltlichen Unterrichte laut Vorschrift entzogen wird. Und wie erst auf dem Lande in Filialdörfern! In Frankreich hat man in richtiger Erkenntnis dieses Mißstandes den Geistlichen für die religiöse Unterweisung der Kinder den ganzen Donnerstag eingeräumt, der dieserhalb schulfrei ist. In Deutschland hingegen ist es noch nicht genug damit, daß der Kirche im Lehr- und Stundenplane unserer Schulen überall der Vorzug bereitwilligst zugestanden wird, sondern aus dieser Bevorzugung leitet die Kirche obendrein das Aufsichtsrecht über die Volksschule her, macht gar der religiösen Erziehung wegen dies Aufsichtsrecht dem Staate streitig. Da kann man sich des Gedankens nicht erwehren, ob es nicht besser sei, den Religionsunterricht gänzlich aus dem Lehrplane der Schule auszuschalten und ihn vollständig der Kirche und ihren Dienern zu überlassen. Selbst strenggläubige Christen finden diesen Gedanken erwägenswert. Es ist freilich nicht zu verkennen, daß dadurch die Lehrer, besonders in einfachen länd-

lichen Verhältnissen, Einbuße in ihrem Ansehen erleiden würden. Aber das Schulregiment würde dann der Kirche von selber entgleiten. Dann hätten die Herren Geistlichen auch die Arbeit im Religionsunterrichte allein; und Arbeit von unten herauf bringt Einsicht in die Arbeitsschwierigkeiten. Die Jugend freilich fährt trotz aller jetzt angehäuften Unterrichtsschwierigkeiten vor der Hand doch noch besser dabei, wenn der pädagogisch geschulte Lehrer den Religionsunterricht erteilt. Bei einer Trennung würde man bald einsehen lernen, daß dasjenige, was der geistliche Schulinspektor zur Ausübung der Schulaufsicht heute nicht zu bedürfen scheint, zur praktischen Schularbeit sehr von nöten werden würde: pädagogische Fachbildung!

Allein das sind Dinge, die noch in weiter Ferne vor uns liegen. Die Pädagogik hätte, bevor an diese Trennung ernstlich gedacht werden kann, vorher noch einen ganzen Berg Probleme zu lösen, nämlich wie sie ohne religiöse Unterweisung durch den Schulunterricht die sittliche Erziehung der heranwachsenden Staatsbürger zu gewährleisten vermöchte. Möglich, daß Frankreich, wo diese Trennung seit Jahrzehnten besteht, für uns Erfahrungen mitsammelt. Je nachdem, wie jenseits des Wasgenwaldes die Folgen der Trennung sich zeigen werden, könnten wir Deutsche uns späterhin vielleicht entscheiden, wofern deutsches religiöses Gefühls- und Empfindungsleben an französischem überhaupt gemessen werden kann. —

Indem wir nun im folgenden auf einen zweiten Mißstand im christlichen Religionsunterrichte den Finger legen, beantworten wir damit zugleich die Frage nach einer Möglichkeit der Entlastung unserer Schüler in religiösen Wissensstoffen. Es handelt sich um das Alte Testament als Unterrichtsgegenstand. Ein schwieriges Kapitel! So sehr schwierig, weil man kaum darauf rechnen darf, vorurteilsloser Prüfung der vorgebrachten Auseinandersetzungen zu begegnen. Nicht nur der Geistliche, sondern auch der Laie ist auf diesem Gebiete zumeist in einseitigen Vorstellungen befangen; denn nichts ist schwerer, als gegen gewohnheitsmäßiges Herkommen anzukämpfen. Der Vater, überbürdet von des Lebens Sorgen und Mühen, die Mutter, einen Augenblick ausruhend inmitten der häuslichen Geschäftigkeit, sie hören den Knaben, das Mädchen die Geschichte vom Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten, oder vom goldenen Kalbe, oder selbst auch von Elias und den Baalspriestern sich einprägen, und alte liebe Erinnerungen steigen vor ihrem geistigen Auge empor aus längst vergangenen Kindertagen, in denen sie, gleich ihren Lieblingen heute, jene Erzählungen lernten; und goldiger Sonnenschein umspinnt die alte, traute biblische Geschichte und lullt das Nachdenken über die Worte, die zum Ohre von des eigenen Kindes Lippen emporklingen, ein und nimmt den Sinn gefangen mit ganz anderen Gedanken als denen, die die Geschichte in ihnen wecken sollte. Sie hören mit dem Herzen, nicht mit dem Kopfe; und wo das Gefühl das erste Wort hat, da müht sich der Verstand zumeist vergeblich um ein ernstes und nüchternes zweites. Und so hören im Grunde genommen die Alten die

Worte so gedankenlos, wie sich die Jugend sie wieder einprägt, — Worte von so gefühlertötender Grausamkeit, wie ein Kindesohr sie nicht vernehmen sollte: „Um Mitternacht schlug der Herr alle Erstgeburt. Da entstand ein großes Wehklagen; denn es war kein Haus, darin nicht ein Toter war." Oder: „Gürte ein jeder sein Schwert um seine Lenden und erwürge jeden, der vom Herrn gewichen ist. Da fielen 3000 Mann." Oder: „Greift die Propheten Baals! Sie griffen sie, und Elias — grausig für ein Kindesgemüt! — schlachtete sie alle 450." — — Auf gut Glück habe ich drei Geschichten herausgegriffen; ich könnte leicht ein Dutzend zusammenbringen, in denen ein Menschenleben wie ein Nichts geachtet erscheint. Man nehme doch einmal ein biblisches Geschichtsbuch zur Hand und lese nüchternen Sinnes und kritischen Blickes nach, wie der rachsüchtige Judengott des Alten Testamentes die Menschen von der Erde tilgt mit Wasser, Feuer, Schwert und womit immer! Und dabei sind's fast stets Menschen, die Menschen auf sein Geheiß erwürgen, erschlagen, spießen u. s. w. müssen. Und folgen sie nicht willig, so werden sie vor seinem Angesichte verworfen. Dabei wird vom Zebaoth nichts vergessen, was „seinem Volke" jemals Uebles geschehen ist, sei's auch hundert und mehr Jahre her. So spricht der Herr (zu Saul): „Ich habe bedacht, wie die Amalekiter den Israeliten den Weg verlegten, da sie aus Aegypten zogen (d. i. vor rund 400 Jahren!!). So ziehe nun hin und schlage sie; schone sie nicht, sondern töte Menschen und Vieh." Schlechte Eltern, schlechte Lehrer, die das Kind nicht Rachsucht als etwas Abscheuliches erkennen lehren! Hier aber erscheint Gott selbst als von fast unauslöschlicher Rachsucht beseelt vor dem geistigen Auge des Kindes. Man verschließe sich doch durch Ertötung des Verstandes dem Gedanken nicht, daß die Gottesidee der alttestamentlichen Juden eine sehr unvollkommene war. Es schmiegt sich dem kindlichen Auffassungsvermögen ja freilich sehr wohl an, wenn der liebe Herrgott durch den Paradiesgarten wandelt und mit dem guten Adam und der braven Eva wie ein Vater mit seinen lieben Kindern verkehrt und nachher wie ein zürnender Vater beide wegen ihres Ungehorsams in Strafe nimmt. Nicht ganz unbedenklich ist es indessen schon, vom Kalbfleisch essenden Herrgott bei Abraham zu erzählen. Das steht unserer Vorstellung von Gott und göttlichem Wesen schnurstracks entgegen; denn uns ist Gott ein Geist, und zwar nur Geist. Nun aber gar der alttestamentliche rachsüchtige Judengott in seinem schrecklichen, Mensch und Tier vertilgenden Zorne! Dem Christen, insbesondere dem germanischen Christen, ist Gott vorwiegend der Gott der Liebe. Ueble menschliche Eigenschaften, wie Zorn und Rachsucht, ausgebildet bis zum Uebermaße, sind der Gottesvorstellung eines Christenmenschen unfaßbar. Dort, bei den alttestamentlichen Juden, der Gott der Rache*), hier, beim neutestamentlichen Christen, der Vater der

*) Es kann hier nicht in Betracht kommen, daß in den Propheten Gott auch schon als Gott der Liebe erkannt wird; im Bibl. Geschichtsbuche werden nur alttestamentliche Geschichten oben bezeichneter Art erzählt.

Liebe! Welch ein unvereinbarer Gegensatz! Ist es denn pädagogisch zu rechtfertigen, dem Kinde zuvörderst das Zerrbild und dann das wahre Bild dieses Vaters der Liebe vor die Seele zu führen? Daß Gott den Sünder straft, kann man an Geschichten des Neuen Testaments hinreichend nachweisen. Um diesen Satz des Sittengesetzes kindlichem Gemüte, weich wie Wachs, einzuprägen, braucht man nicht durch Ströme menschlichen Blutes mit dem alten Judengott zu waten. Ja, hätte man Kannibalen zu lehren, da wären so starke Exempel göttlichen Zornes wohl am Platze! Aber bei unsern Kindern bedarf es nicht dreier Spieße, in des ungehorsamen Sohnes (Absaloms) Herz gerannt, um sie beispielsweise zu gehorsamen, dankbaren Kindern zu erziehen. Dasjenige Kind, das dadurch zur Ehrfurcht vor Vater und Mutter erzogen werden müßte, ist schon in zarter Jugend so entarteten Herzens, daß auch dieses Kraftmittel als Wort ohne Wirkung sein Herz durchgleiten wird. Das immer wiederkehrende Erzählen davon, wie wenig ein Menschenleben im Alten Testamente wiegt, kann auf das kindliche Gemüt nur abstumpfend wirken. Wenn selbst ein Vater zum Messer greift, um seinen Sohn zu schlachten*) — man male sich die Scene nur einmal mit eigenem Herzblute aus! —, wie soll dann ein roh veranlagtes Gemüt so erzogen werden können, daß es späterhin in Schauder zurückbebt vor dem Gedanken, auf seinen Nebenmenschen das Messer zu zücken!

Die Umarbeitungen alttestamentlicher Geschichten in den biblischen Geschichtsbüchern für den Schulgebrauch beweisen übrigens am einwandsfreiesten, daß man sich sehr wohl bewußt ist, wie wenig viele biblischen Historien den Schulzwecken zu dienen vermögen. Man prägt gewisse Geschichten auf Kosten historischer Wahrheit einfach um. Aus dem Bauernverknechter und Kornwucherer Joseph wird ein Retter der Aegypter und anderer Völker, aus dem Betrüger Jakob ein frommer Mann, aus dem herrschsüchtigen Priester Samuel ein teurer Gottesmann u. s. w. Man vergleiche auch einmal, was in einer wissenschaftlichen Geschichte des jüdischen Volkes aus dem, laut Alten Testamentes, bösen Saul, dem frommen David und dem weisen Salomo wird!

Arthur Schulz schreibt in der „Deutschen Schulreform": „Eine außerordentliche Belastung des Gedächtnisses wird durch die Beschäftigung mit dem Alten Testamente herbeigeführt. Daher wird es eine der ersten und vornehmsten Aufgaben unserer Zeit sein, diesen Ballast aus unserm Religionsunterrichte zu entfernen. Denn es giebt in Wirklichkeit keinen einzigen stichhaltigen Grund, weshalb wir Deutsche, und besonders unsere Jugend, mit den Erzählungen und Daten der jüdischen Geschichte gequält werden müssen. Etwa, weil wir die Persönlichkeit Christi dann nicht verstehen würden? Oder weil nur die Juden als auserwähltes Volk zur Anschauung eines einzigen Gottes gekommen seien? Schon Schleiermacher hat dies mit kräftigen Worten zurückgewiesen:

*) Ich erinnere auch an die religiösen Wahnsinnsthaten, die diese Geschichte im Gemüte einfacher Menschen schon erzeugt hat; und eine solche Geschichte wird jahraus, jahrein in jeder Volksschule behandelt!



„Es giebt kein auserwähltes Volk, weil unser himmlischer Vater alle Nationen der Erde gleichmäßig mit seiner Liebe umfaßt. Demzufolge beruht die hergebrachte Anschauung unserer christlichen Theologie, wonach Israel bezüglich seines angeblich frühzeitigen und privilegierten Jehovahglaubens als ein bevorzugtes Gottesvolk betrachtet wird, auf grober Unkenntnis oder absichtlicher Geringschätzung der Gottesverehrung aller übrigen vormals heidnischen Kulturvölker. Zumal die arisch-keusche Religion der alten Germanen braucht hinsichtlich ihres Wertes als Heilsvorstufe unsers Christenglaubens keinen Vergleich mit dem semitischen Judentum zu scheuen."

Ebenso sagt der jüngst verstorbene Professor Max Müller in Oxford:

„Die Behauptung, Gott habe sich keinem andern Volke, als den halsstarrigen Semiten Palästinas offenbart, ist eine christliche Ketzerei schlimmster Art."

Und daß die Kenntnis des Alten Testaments notwendig wäre, um besser auf Christus vorzubereiten, das wird von dem Oberpfarrer Dr. Katzer in Löbau in folgender Weise als ein unentschuldbarer Irrtum nachgewiesen. Er sagt:

„Ein schlagender historischer Beweis für die Entbehrlichkeit des Alten Testamentes seitens aller nichtisraelitischen Schulen ergiebt sich aus der Thatsache, daß die Juden selbst durch ihre Hebräerbibel keineswegs empfänglicher für das Christentum geworden sind als alle übrigen Kulturvölker ohne die letztere. Wir verstehen den Heiland der ganzen Menschheit nicht aus dem Alten Testamente, sondern umgekehrt dieses und alle andern Geschichten von den geistigen Bewegungen der Völker aller Zeitepochen erst durch Christum und nur durch ihn. Bloß das Alttestamentlich-Jüdische als Heilsanbahnung zu betrachten und als Heilsvorschule zu berücksichtigen, bekundet eine oberflächliche Einseitigkeit, der von vornherein jede Fähigkeit abgeht, den ganzen Christus als Erlöser der Welt zu begreifen."

Auch ein Theologe, Professor Beyschlag, schreibt: „Es ist keine Möglichkeit, auch nur Gymnasiasten in ein allseitiges Verständnis des Alten Testamentes einzuführen, und gewisse Partien taugen aus sittlichen Gründen ein für allemal nicht für Kinderaugen. Man thue doch nicht so, als ob das Alte Testament in demselben Sinne unsere heilige Schrift wäre wie das Neue; es ist's nur unter Vorbehalt der tiefgreifenden Kritik, die Christus an ihm übt . . . Wird das nicht beobachtet, dann werden den Kindern aus gewissen Lehren des Alten Testamentes geradezu unchristliche Gedanken über Gott und Gottes Willen beigebracht."

Unser Kaiser will nach seiner Schulrede in den höheren Schulen des Landes junge Deutsche, nicht Griechen und Römer erzogen haben. Sieht man sich den Religionsunterricht in unsern Volksschulen an, so scheint es fast, als wolle man in ihnen nicht junge Deutsche, sondern an der Hand ihrer alttestamentlichen Nationalgeschichte junge Juden erziehen. Ich nehme wieder einen Lehrplan zur Hand, der obendrein noch lange nicht zu den unvernünftigen gehört, und finde darin vorgeschrieben: für das erste Schuljahr 14, für das

zweite 19, für das dritte 32, für das vierte 53, für das fünfte 58, für sechstes bis achtes in abwechselnd zweijährigem Kursus 65 Geschichten des Alten Testamentes, insgesamt — die Behandlung erfolgt in sogen. konzentrischen (d. i. sich wiederholenden und erweiternden) Kreisen — also für die acht Volksschuljahre die 65 alttestamentlichen Geschichten der Oberstufe. Aus dem Neuen Testamente, das für Christenkinder doch ungemein wichtiger ist, fordert derselbe Lehrplan für die acht Schuljahre nur drei Geschichten mehr. Da könnten wir Christen von den Juden lernen, und mir persönlich, der ich kein Antisemit bin und nicht etwa deshalb gegen das Alte Testament in zu großer Ausdehnung als Unterrichtsgegenstand christlicher Schulen das Wort genommen habe, fällt das auch gar nicht schwer. Vor mir liegt ein Büchlein, betitelt: „Geschichtlicher Religionsunterricht. Erste Abteilung: Biblisch-geschichtlicher Religionsunterricht. Von Dr. H. Sondheimer, Bezirksrabbiner in Heidelberg, Ritter des Zähringer Löwenordens I. Klasse. 14. Aufl. Lahr, Moritz Schauenberg. 1896.“ — Im „Normallehrplan für den jüdischen Religionsunterricht an Volks- und höhern Schulen bis zur Obertertia einschließlich“ findet sich nach jenem Büchlein unter „Biblische Geschichte: 1. u. 2. Schuljahr“: „Von der Schöpfung bis zum Tode Josephs mit passenden Bibelversen. 3.—6. Schuljahr in abwechselndem Turnus vom Tode Josephs bis zum Abschluß der biblischen Zeit.“ Damit ist der biblische Geschichtsunterricht in jüdischen Schulen beendet. Und nun vergleiche man damit die 65 alttestamentlichen Geschichten in christlichen Volksschulen, die diese bis zum letzten Schultage des achten Schuljahres „präsent“ haben müssen! Wir Christen sind also thatsächlich jüdischer als die Juden selbst! Wie man es überhaupt verantworten zu können glaubt, Kindern das ganze Alte Testament mit seinen zahlreichen unsittlichen Stellen in die Hände zu geben, vermag ich nicht zu verstehen. Daß aber unser evangelisches Volk seiner Jugend das Alte Testament trotz solchen Inhaltes ruhig in Händen läßt*), beweist einmal, wie mächtig die Gewohnheit des Herkommens zu wirken fähig ist, und sodann, wie wenig die Eltern im Grunde genommen die Bibel eingehend lesen. Würde das Alte Testament von Eltern und Kindern gemeinsam gelesen, die Eltern müßten an vielen Stellen in Scham erröten vor den fragenden Blicken ihrer Kinder, die sich auf sie richten würden.

Allein noch nicht genug damit, daß wir unsern deutschen Christenkindern ungeeigneten jüdischen Geschichtsstoff zur religiösen Erziehung darbieten, wir muten den ungelenken Zungen unserer Kleinen obendrein zu, daß sie sich verrenken an einer Unzahl fremder, hebräischer Namen. Ich habe mir die Mühe nicht verdrießen lassen, aus einem zur Zeit in einer halben Million Auflage verbreiteten Biblischen Geschichtsbuche die darin vorkommenden hebräischen u. s. w. Namen zusammenzustellen. Wer hätte wohl für möglich gehalten, daß wir unsern

*) Die Juden selber geben ihre Bibel Kindern nicht in die Hand; sie haben hierfür eine besondere Bearbeitung, also eine Schulbibel.

deutschen Volksschülern zumuten, sich über 300 Namen einer fremden Volksgeschichte einzuprägen! Denn nicht weniger als 300 Namen sind es, und zwar ganz allein in biblischer Geschichte des Alten Testamentes, in Bibelkunde und in Geographie Palästinas; Neues Testament und Kirchengeschichte sind darin noch nicht einmal inbegriffen. Unter diesen fremden Namen befinden sich manche, über deren Vorkommen im Zusammenhange der betreffenden biblischen Geschichte kaum alle Theologen sofort Auskunft zu geben vermögen. Macht es ein Kind besser — denn darauf sollte doch im Religionsunterrichte ganz besonderes Gewicht gelegt werden —, wenn es zu unterscheiden vermag zwischen Ahab und Ahas, Abarim und Abiram, Abimelech, Ahimelech und Elimelech, Elias und Elisa, Elieser und Eleasar, Gad und Gath, Gibea und Gilboa, Bethsaida und Bezeda, Hor und Hur, Jabes, Jabos, Jabok und Jakob, Kidron und Kison, Micha und Michal, Nahor, Nahum und Nain, Simon und Simeon, Sinai und Sinear, zu schweigen von Abram und Abraham, sowie Sarah und Sarai u. s. w; wenn es von Moabitern, Midianitern, Amalekitern, Ammonitern, Hethitern und ähnlichen unbedeutenden, profangeschichtlich längst verschollenen Völklein zu erzählen weiß u. dgl. m.?

Die 300, in der Volksschule zumeist überflüssigen und vorwiegend hebräischen Namen werden ja freilich, das sei besonders gesagt, nicht reihenweise, nicht systematisch vokabelgemäß eingeprägt. Das ist selbstverständlich nicht der Fall. Aber man kann im Unterrichte gar nicht um sie herum: der Stoff hängt ja daran, man kann ihn beim Unterrichten gar nicht davon loslösen. Und so lernen unsere deutschen Bauern- und Bürgerkinder im Schweiße ihres Angesichtes die 300 alttestamentlichen Namen mit, um sie glücklicherweise nach ihrer Schulzeit fast allesamt bald wieder zu vergessen. Die Namen charakterisieren so recht den Einfluß des theologischen Fachgelehrtentums auf den Volksschulunterricht. Wo da im Kindeskopfe für die viel notwendigeren und der Zunge sich anpassenden Namen der vaterländischen Geschichte hinreichend Raum geschaffen werden soll, vermag ich nicht zu sagen. Aber unsern Schultechnikern in maßgebenden Stellungen scheint das Judentum für unsere Jugend wichtiger zu sein als deutsches Volkstum; denn in welcher deutschen Volksschule werden wohl 68 Abschnitte deutscher Geschichte gleich den 68 jüdischen alttestamentlichen Geschichten eingehend bis zum fast wörtlichen Nacherzählen und mit Lehrbeispielen, patriotischen Gedichten, deutschen Kernworten (Sprüchen) zu jedem Geschichtsbilde behandelt!*)

Soll die Volksschule nun aber ganz und gar auf den alttestamentlichen

*) Interessant ist auch ein Vergleich der Zahl der Religionsstunden in Volks- und höheren Schulen: dort wöchentlich 4, hier nur 2. Der Volksschüler empfängt in 8 Schuljahren bei jährlich 40 Schulwochen 1280 Religionsstunden. Wer auf der höheren Schule mit dem 15. Jahre sein Einjähriges erhält und dann abgeht, erhielt nur $9 \times 40 \times 2 =$ 720 Religionsstunden, also 560 weniger als ein Volksschüler! Dabei ist noch außer Betracht gelassen, daß in vielen deutschen Volksschulen in den beiden letzten Schuljahren 5 Religionsstunden erteilt werden, was ein weiteres Mehr von 80 Stunden ausmacht.



Geschichtsstoff zur sittlich-religiösen Erziehung unserer Jugend verzichten? Der Ansicht bin ich nicht. Abgesehen von dem rein äußerlichen Grunde, daß in breiteste Schichten unsers Volkslebens eine große Zahl Vorstellungen aus dem jüdischen Litteraturschatze der vorchristlichen Zeit eingedrungen ist, von dem der junge Christ alsdann nichts wissen würde, so bieten doch auch manche alttestamentlichen Geschichten vortreffliche ethische Momente, die sich auch der christliche Erzieher nur sehr ungern wird entgehen lassen wollen. „Einfachheit ist das Siegel der Vollkommenheit, oft gar der Größe," hat ein hervorragender Schulaufsichtsbeamter einmal gesagt. Wer wird dem nicht zustimmen? Einfach und für ein Kind nicht zu schwer durchsichtig sind die Verhältnisse, von denen manche alttestamentlichen Geschichten in naiver, kindlicher Weise berichten. Wie sinnig ist z. B. die Erzählung von Paradies und Sündenfall! Wie rührend die Anhänglichkeit der treuen Ruth! Wie anschaulich offenbart sich die strafende Hand der Gerechtigkeit in der Geschichte vom armen Naboth! Und mag man mit wissenschaftlich überlegener Miene auch lächeln über die naiven Anschauungen, die sich in der mosaischen Schöpfungsgeschichte offenbaren, wer möchte sie doch wohl unter seinem Schulwissen gern missen? Auch der Gesetzgeber des Alten Bundes, dessen kurzgefaßter Sittenkodex noch heute mustergültig genannt werden muß, soll unsern Schülern ebenfalls nicht fremd bleiben. Ich würde darum vorschlagen, die folgenden acht Geschichtsbilder des Alten Testaments in freilich zumeist sehr verkürzter und zusammengefaßter Form dem Lehrplane der Volksschulen weiterhin zu belassen:

1. Schöpfung, Paradies und Sündenfall.
2. Sintflut und Noah.
3. Eine ganz kurze Geschichte Abrahams.
4. Desgl. von Joseph, vorwiegend in seiner Jugendzeit.
5. Moses als Gesetzgeber der zehn Gebote.*)
6. Ruth.
7. Das Allerwichtigste von Saul, David und Salomo.
8. Naboths Weinberg.

Daneben könnten die Schüler aus der hebräischen Poesie auch einige Psalmen kennen lernen.

Halten die Theologen ein Mehr aus dem Alten Testamente für durchaus geboten für unsere Christenkinder, so können sie dies im Konfirmandenunterricht noch immer nachholen. Die Volksschule hat genug geleistet, wenn sie zu der Unmenge des von ihr zu behandelnden anderweitigen Stoffes obige Geschichtsbilder aus dem jüdischen alttestamentlichen Schriftentume den Kindern darbietet. Wenn der Satz wahr ist, daß es in Deutschland eines Jahrhunderts bedarf, eine Verkehrtheit einzuführen, eines weiteren Jahrhunderts, sich von dieser Ver-

*) Aber nicht der Zeremonial- und sonstigen religiösen Gesetze! Werden doch unsere Christenkinder in allen Volksschulen ganz genau bekannt gemacht mit den Arten der Opfer, ja selbst mit Einrichtungen und Größenverhältnissen von Stiftshütte und Tempel!

kehrtheit zu überzeugen, und endlich eines dritten Jahrhunderts, diese Verkehrtheit abzuschaffen, so wird freilich noch viel Wasser zum Meere hinablaufen, bevor unsere armen Volksschüler von unnötigen religiösen Lehr- und Lernstoffen, vor allem von überflüssigen alttestamentlichen, befreit werden.

Schließlich aber — und damit werde ich mich auf jeden Fall zu trösten wissen — ist „kein Wort, das der Wahrheit dient, umsonst gesprochen; und die Wahrheit, auch die pädagogische, bricht sich doch Bahn"!



Haltet den Gaul.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Wie kroch er träge, wie schlich er faul
Einher auf der Kindheit Wegen,
Der alte, hinkende Gaul der Zeit,
Mocht' nichts zur Eil' ihn bewegen!

Wie grast' er schläfrig vom Zifferblatt
Der Uhr die langen zwölf Stunden
Und rupfte einzeln und mit Bedacht
Die Hälmlein sich der Sekunden!

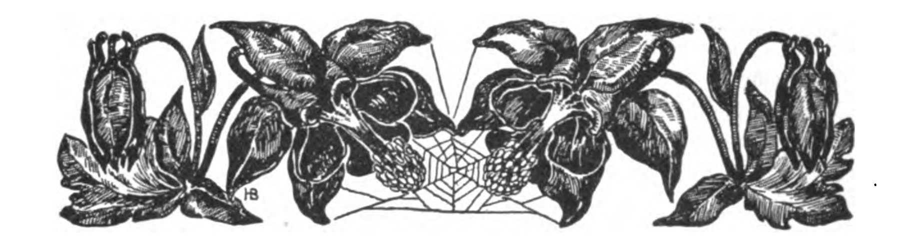
Wohl schlug des Reiterleins Herz drauf los,
Was aber wollt' es ihm nützen,
Der Gaul ging seinen elenden Schritt
Und thät sich nimmer erhitzen. — — —

Hilf Gott, hilf Gott, welche Fliege hat
Die alte Mähre gestochen?
Sie stürmt als wie der leibhaftige Wind,
Die jüngst so faul noch gekrochen!

Sie rast dahin, wie der Strom zu Thal,
Wie der Herbstwind über den Hügel,
Wie der Wolke Schatten über die Flur,
Dem Reiter schwinden die Bügel.

Er streckt die Arme ins Leere aus,
Und unter des Rosses Hufen
Verstäubt das Leben — haltet den Gaul!
Doch niemand hört sein Rufen!





Mondschein.

Von

Guy de Maupassant.

Abbé Marignan trug seinen Schlachtennamen*) mit Recht. Er war ein großer, hagerer, fanatischer Priester, etwas überspannt, aber grundehrlich. Sein Glaube stand felsenfest. Nie kam ihm ein Zweifel. Er meinte seinen Gott genau zu kennen, seine Wege, seinen Willen, seine Absichten.

Wenn er mit großen Schritten in der Allee seines kleinen Pfarrgartens auf und nieder ging, stieß ihm manchmal die Frage auf: „Warum hat Gott das gemacht?" Dann suchte er beharrlich, indem er sich in Gedanken an Gottes Stelle versetzte, und fand fast immer eine Antwort. Er war nicht der Mann, in frommer Demut zu sagen: „Herr, deine Wege sind unerforschlich!" Nein, er meinte: „Ich bin Gottes Diener! Daher muß ich die Gründe seiner Handlungen kennen, und wenn ich sie nicht kenne, muß ich sie erraten."

Ihm erschien alles in der Natur mit bewundernswerter, strenger Logik geschaffen. Das „Warum" und das „Darum" hielten sich immer die Wage. Das Morgenrot war geschaffen zu einem fröhlichen Erwachen, der Tag zum Reifen der Ernte, der Regen, sie zu begießen, die Abende, in den Schlaf hinüberzuleiten, und die dunkle Nacht zur Ruhe; die vier Jahreszeiten entsprachen völlig allen Bedürfnissen der Landwirtschaft.

Aber er haßte die Frauen, er haßte sie unbewußt, und er verachtete sie aus Instinkt. Oft wiederholte er Christi Worte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!" Und er fügte hinzu: „Man sollte meinen, daß Gott selbst mit seinem Werke unzufrieden gewesen."

Das Weib war für ihn zwölfmal unrein, wie der Dichter sagt. Sie war die Versucherin, die den ersten Mann verführt und ihr verfluchtes Hand-

*) Marignano, heute Melegnano in der Lombardei. Sieg der Franzosen über die Schweizer 1515 und über die Oesterreicher 1859. (Anm. d. Uebers., Georg von Ompteda.)

werk noch immer trieb; ein schwaches, gefährliches und geheimnisvoll aufregendes Weien. Und mehr noch als ihren verderbenden Leib haßte er ihre liebende Seele.

Oft hatte er ihre Zärtlichkeit gefühlt, und obgleich er unnahbar war, so setzte ihn doch dieses nimmer ruhende Bedürfnis nach Liebe in Verzweiflung.

Nach seiner Ansicht hatte Gott die Frau nur geschaffen, den Mann zu versuchen und zu prüfen. Man durfte sich ihr nur mit größter Vorsicht nahen, immer vor einer Falle auf der Hut. Und waren nicht in der That die ausgebreiteten Arme, der zum Küssen geöffnete Mund eine Falle für jeden Mann?

Duldsam war der Abbé nur gegen Nonnen, die ihr Gelübde unnahbar gemacht. Und dennoch behandelte er sie mit Härte, weil er immer im Grunde ihres eingekerkerten, demütigen Herzens noch diese ewige Zärtlichkeit ahnte, die sogar bis zu ihm drang, wenn er auch Priester war. Er fühlte sie in ihren Augen, die feuchter in Frömmigkeit glänzten als die der Mönche, in ihrer religiösen Verzückung, in die sich ihr Geschlecht mischte, in ihrer Liebe zu Christus, die ihn empörte, weil sie Weibesliebe, Fleischesliebe war. Er fühlte diese verfluchte Zärtlichkeit sogar in ihrem Gehorsam, er hörte sie süß aus ihren Stimmen, wenn sie mit ihm sprachen, er las sie in ihren zu Boden geschlagenen Augen und in ihren schicksalsergebenen Thränen, wenn er sie hart zurechtwies.

Und wenn er das Kloster verließ, schüttelte er sein Priestergewand und ging mit langen Schritten davon, als ob er einer Gefahr entronnen wäre.

Er hatte eine Nichte, die mit ihrer Mutter in einem kleinen Hause der Nachbarschaft lebte. Und er gab sich alle Mühe, aus ihr eine Ordensschwester zu machen.

Sie war hübsch, ein wenig leichtsinnig und spottsüchtig. Wenn der Abbé ihr eine scharfe Predigt hielt, so lachte sie, und wenn er böse gegen sie ward, umarmte sie ihn heftig und drückte ihn ans Herz, während er verzweifelt versuchte, sich aus der Umarmung zu befreien, die ihm doch leise Wonne ins Herz goß, da sie in seinem Herzen das väterliche Gefühl erweckte, das in jedem Manne schläft.

Oft sprach er ihr von Gott, von seinem Gott, wenn er an ihrer Seite durch die Felder schritt. Sie hörte ihm kaum zu, betrachtete den Himmel, die Wiese, die Blumen, mit einer Lust zu leben, die aus ihrem Auge leuchtete. Ab und zu lief sie davon, um einen Schmetterling zu haschen, und wenn sie ihn brachte, rief sie: „Sieh doch, Onkel, wie hübsch er ist! Ich möchte ihn küssen!" Dieses Bedürfnis, die kleinen Schmetterlinge oder irgend eine bunte Blüte zu küssen, erregte und empörte den Priester, der darin immer diese unausrottbare Zärtlichkeit wiederfand, die in jedem Frauenherzen schlummert.

Da teilte ihm plötzlich die Frau des Sakristans, die dem Abbé Marignan die Wirtschaft führte, vorsichtig mit, seine Nichte hätte einen Geliebten. Das regte ihn fürchterlich auf, und er blieb vor Schrecken stehen, wie er war, mit eingeseiftem Gesicht, denn er rasierte sich gerade.

Sobald er soviel Fassung wiedergewonnen, daß er nachdenken und sprechen konnte, rief er:

„Das ist nicht wahr, Melanie! Sie sagen die Unwahrheit."

Aber die Bäuerin legte die Hand aufs Herz:

„Unser Herrgott soll mich strafen, wenn ich lüge, Herr Pfarrer. Ich sage Ihnen, jeden Abend läuft sie hin, wenn Ihre Schwester zu Bett gegangen ist. Sie treffen sich am Flusse. Sie brauchen nur mal hinzugehen zwischen zehne und Mitternacht."

Da hörte er mit Rasieren auf und lief heftig hin und her, wie er es immer that, wenn er ernst nachdachte. Und als er wieder anfing, sich den Bart zu kratzen, schnitt er sich dreimal von der Nase bis ans Ohr.

Den ganzen Tag über redete er vor Empörung und Zorn kein Wort. Zur Wut des Priesters über die unbesiegliche Liebe kam noch die Verzweiflung des Pflegevaters und Vormundes, des Seelenhirten, der sich betrogen, bestohlen und hintergangen fühlte von seinem Kinde, jene egoistische Beklemmung der Eltern, denen die Tochter anzeigt, daß sie sich, ohne sie zu fragen und gegen ihren Willen, selbst einen Mann gewählt.

Nach seinem Essen versuchte er ein wenig zu lesen, aber er konnte es nicht. Er wurde immer verzweifelter, und als es zehn Uhr schlug, nahm er seinen Stock, einen mächtigen Eichenknüttel, dessen er sich bei seinen nächtlichen Gängen zu bedienen pflegte, wenn er einen Kranken besuchte. Und der dicke Knotenstock, den er in seiner kräftigen Bauernfaust herumwirbelte, schien ihn anzulachen. Da hob er ihn plötzlich und ließ ihn zähneknirschend auf einen Stuhl niederfallen, dessen Lehne zerbrochen zu Boden fiel.

Er öffnete die Thüre, um zu gehen. Aber auf der Schwelle blieb er gebannt stehen. Er war ganz überrascht über den Mondenschein, der so hell leuchtete wie fast niemals. Und da er schwärmerischen Sinnes war, schwärmerisch wie wohl einst die Kirchenväter, diese träumenden Dichter, so zerstreute ihn das plötzlich, und die großartige, klare Schönheit der fahlen Nacht bewegte ihn sehr.

Sein Garten war lichtüberflutet. Die Reihe der Obstbäume warf einen schmalen Schatten auf die Allee, während große Geißblattpflanzen, die sich an der Mauer seines Hauses emporrankten, süße Düfte ausströmten und in den milden, hellen Abend etwas aushauchten wie eine Seele. Er atmete lang und tief und sog die Luft ein wie der Trinker den Wein. Dann ging er mit langsamen Schritten beglückt und verzückt dahin und hatte beinahe seine Nichte vergessen.

Sobald er aus dem Dorfe war, blieb er stehen, um die Landschaft zu betrachten, die von dem weichen Lichte übergossen war und ganz eingetaucht in den süßen, schmachtenden Reiz dieser stillen Nacht. Ab und zu klang das kurze metallische Quaken der Frösche, und in der Ferne sangen die Nachtigallen, deren leichte, zitternde Musik einen träumen läßt und die Gedanken verlöscht, einen zur Liebe stimmt und zum Schwärmen im Mondenschein.

Der Abbé setzte sich wieder in Gang und sein Herz wurde schwach. Er wußte nicht warum. Er fühlte sich plötzlich wie müde, wie ermattet. Er hatte Lust, sich niederzusetzen, hier zu bleiben, zu betrachten und Gott zu bewundern in seiner Schöpfung.

In der Ferne zog sich schlängelnd, den Biegungen des kleinen Flüßchens folgend, eine lange Pappelreihe hin. Feiner Dunst, wie weißer Dampf, den die Mondenstrahlen durchbrachen, lag silbrig leuchtend über den Ufern und bedeckte den gewundenen Lauf des Wässerchens wie mit leichter, durchsichtiger Watte.

Der Priester blieb wieder stehen. Die Bewegung seiner Seele wuchs und bedrängte ihn.

Ein Zweifel, eine unbestimmte Unruhe bemächtigte sich seiner. Er fühlte in sich eine jener Fragen aufsteigen, die er sich oftmals stellte:

„Warum hatte Gott das gemacht?“ Da doch die Nacht für den Schlaf bestimmt ist, wo das Nachdenken aufhört, wo man ruhen soll und alles vergessen! Warum hatte er sie reizender gemacht als den Tag? Süßer als das Morgenrot und den Abend? Warum leuchtete dieses langsam dahinwandelnde, lockende Gestirn dort oben, das poetischer ist als die Sonne und bestimmt scheint, mit seinem milden Scheine Dinge zu bestrahlen, die zu zart und wundersam sind für das helle Licht des Tages, warum leuchtete das durch die Nebel?

Warum ruhte der kunstvollste Sänger der Vogelwelt sich nicht aus wie die anderen? Warum sang er die Nacht hindurch in der verwirrenden Dämmerung?

Warum lag dieser Schleier über der Erde? Warum bewegten diese Schauer sein Herz? Warum griff es ihm in die Seele? Warum ward sein Körper matt?

Wozu all diese Schönheit und Verführung, die die Menschen doch nicht sahen, da sie schliefen? Wem war dieses Wunderschauspiel bestimmt? Dieser Ueberfluß an Poesie, die der Himmel auf die Erde senkte?

Der Abbé begriff es nicht.

Aber da erschienen drüben am Wiesenrande unter dem Blätterdach der in Dunst getauchten Bäume zwei Schatten, Seite an Seite.

Der Mann war größer und hielt die Geliebte umschlungen. Ab und zu küßte er sie auf die Stirn. Und sie belebten plötzlich diese unbewegte Landschaft, die sie wie ein göttlicher Rahmen umgab, eigens für sie gemacht. Beide schienen eins, ein Wesen, für das diese stille, schweigende Nacht bestimmt war. Und sie kamen auf den Abbé zu wie eine lebendige Antwort, wie die Antwort, die der Herr auf seine Frage gab.

Der Priester blieb stehen, mit klopfendem Herzen, ganz verwirrt. Er meinte, ein biblisches Bild zu sehen, wie die Liebe von Ruth und Boas, die Erfüllung des göttlichen Willens, in einem der Vorbilder, von denen die heilige Schrift erzählt. Und in seinem Kopfe summten die Verse des Hohen Liedes, der Liebeszwiegesang, die versengende Poesie dieses glühenden Buches der Liebe.

Und er sagte sich: „Vielleicht hat Gott solche Nächte geschaffen, um die Liebe der Menschen in einen Zauberschleier zu hüllen.“

Er wich vor diesem Paar zurück, das immer noch eng umschlungen dahinging. Und doch war es seine Nichte. Aber jetzt fragte er sich, ob er nicht im Begriff sei, gegen Gottes Willen zu handeln? Erlaubte denn Gott nicht die Liebe, da er sie augenscheinlich mit solcher Herrlichkeit umgab?

Und er floh erschrocken davon. Er schämte sich fast, als ob er in einen Tempel eingedrungen, den er nicht das Recht hatte zu betreten.



Waldnachmittag.

Von

Maurice von Stern.

Feierlich träumt das Gelände
Schwimmend in Sonntagsruh'.
Blätterbedacht im Geblende
Ruhen wir, ich und du.

Schläfrig schallt in den Zweigen
Zärtlicher Vogelgesang.
Süßes, atmendes Schweigen
Geht seinen Abendgang.

Sonne in goldigen Tupfen
Lagert auf moosigem Grund.
Hirsche und Rehe rupfen
Blätter friedlich im Rund.

Fern aus dem Dorf die Choräle
Mahnen an Lieb' und Leid
Und die verdämmernde Seele
Bebt in Vergänglichkeit.





Shakespeare in Frankreich.

Von

Eugen von Jagow.

Vor kurzem machte der Litterarhistoriker Jusserand in einem Buch über Shakespeare darauf aufmerksam, daß sich ein Exemplar von dessen Dramen in der Bibliothek Ludwigs XIV. befunden habe. Aber daß es von diesem gelesen oder gar verstanden wurde, ist mehr als unwahrscheinlich. Wie sehr das klassische Drama des „großen Jahrhunderts“, die Tragödie eines Corneille und Racine, das gerade Gegenteil der Shakespeareschen ist, das hat Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie“ mit unvergleichlichem Scharfsinn nachgewiesen. Das klassische Drama Frankreichs aber war im Grunde genommen nur eine Apotheose des Sonnenkönigs, der ebenso gut wie „l'État, c'est moi“ auch hätte sagen können: „Frankreichs Kunst bin ich,“ und dies im Gegensatz zur Shakespeareschen, die nichts weniger als höfisch war. Der Hof von Versailles bildete den geistigen Mittelpunkt Frankreichs, ja leider beinahe Europas, er lieferte auch den großen Dramatikern jener absolutistischen Zeit die Vorbilder, und das Sublime, Majestätische einerseits, das Konventionelle, schablonenhafte Regelmäßigkeit, steife Würde, Schwulst und Ziererei andrerseits sind charakteristisch für ihre Kunst. Selbst die Revolution der französischen Romantiker, welche nicht annähernd so tief ging, wie man wähnt, hat deren Ueberlieferung nicht unterbrochen, und noch immer steht der französische Kunstgeschmack unter dem Joch der berüchtigten drei Einheiten. Was Wunder, daß auch heute das Verständnis für den von Voltaire für Frankreich entdeckten Dichter des „Othello“ nur noch ein sehr geringes ist. Berührt es übrigens nicht beinahe drollig, daß ein Litterarhistoriker von der Bedeutung Larroumets zwar mit Lessing darin übereinstimmt, daß Aristoteles durchaus nicht die drei Einheiten vorgeschrieben hatte, aber daß er (Larroumet) in deren Entdeckung — im Gegensatz zu Lessing — ein Verdienst sieht, ein Verdienst der französischen Kunst, um die wir sie allerdings nicht beneiden. Er sagt nämlich ausdrücklich: „Alle Anstrengungen der französischen Tragödie waren seit deren Ursprung in der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zu ihrem Niedergang mit Voltaire und Ducis, bis zu ihrem Untergang mit den Neuklassikern

des Kaiserreichs und der Restauration darauf gerichtet, durch Ausscheidungen und Zusammenziehungen die Handlung straffer zu machen, das Interesse stufenweis zu steigern und die Wahrscheinlichkeit herbeizuführen. Daher die famosen Einheiten, welche von dem Bedürfnis nach einer Autorität unter den Schutz des Aristoteles gestellt wurden, aber durchaus eine französische Schöpfung sind." Und er fährt dann fort: „Unser ganzes tragisches Theater war eine Reihenfolge von Krisen, d. h. von Handlungen, die in dem Augenblick behandelt werden, wo sie zum Abschluß gelangen. Es scheint wirklich, daß dasjenige Shakespeares absichtlich die Einheiten verkennt und ihrer spottet."

Voltaire war, wie gesagt, der erste, welcher Shakespeares Dramen für die französische Bühne zu gewinnen trachtete. Was dabei herauskommen konnte, läßt sein Urteil über den großen Briten erraten: „Shakespeare, der Corneille von London, beiläufig bemerkt ein großer Wahnwitziger und mehr Gilles als Corneille ähnelnd, hat bewunderungswürdige Stellen in seinen Werken." Aus dem „Othello" wurde eine „Zaire", ein Werk voller Unnatur und Künstelei, das im Grunde genommen nur ein Plagiat, und noch dazu ein das Original verballhornisierendes war. Freilich gab Voltaire vor, daß Shakespeare für den französischen Kunstgeschmack völlig ungenießbar sei, daß kein Vergleich zwischen diesem „groben Genius" und der eleganten französischen Tragödie möglich sei, und so that er denn auch sehr empört, als es sich Letourneur beikommen ließ, die Dramen des Engländers wörtlich zu übersetzen und diesen als Voltaire ebenbürtig zu bezeichnen.

Unter dem Kaiserreich wurde man wieder auf einen gewissen Shakespeare aufmerksam, den der große Voltaire als einen „Wilden", einen „Tiger" bezeichnet hatte. Ducis, der nur noch den Litterarhistorikern bekannte, in jener Zeit vielbewunderte Dramatiker, verballhornisierte ihn nun seinerseits, indem er dessen übermenschliche Gestalten auf das Procrustesbett der damaligen Poetik spannte, in die Handlung die Philosophie und Empfindelei des 18. Jahrhunderts hineingeheimniste und den Scenenwechsel des Originals durch die Einheit des Orts vor dem konventionellen Tempel ersetzte. Die Figuren erhielten ein halb atheniensisches, halb pariserisches Gepräge und sogar ihre Namen wurden umgewandelt, so Desdemona in Hedelmona. Bezeichnend für die Ducisschen — Verbesserungen ist der Schluß des „Othello". Hedelmona wird nicht roh erwürgt, sondern von dem ritterlichen Mohren mit einem eleganten Dolch elegant umgebracht. Und selbst das erschien den guten Parisern noch zu grausam. Warum die arme unschuldige Desdemona überhaupt umbringen? Und Ducis entsprach gern dem Zeitgeschmack. Othello sieht rechtzeitig seinen Irrtum ein, beugt wie ein Minnesänger vor der Geliebten ein Knie, bittet um Vergebung, und gerührt verzeiht Brabantio dem versöhnten Pärchen, wozu die Musik eine rührende Weise spielt. So gefiel das Stück, und um so mehr, als der große Talma, der Liebling Napoleons, diesen gezähmten Mohren spielte. Man sollte fast meinen, der brave Ducis habe, wenn nicht das Ehebruchsdrama, so doch die Ehebruchskomödie der modernen Zeit vorgeahnt.

Trotz der Bewunderung, die Viktor Hugo, Musset und Alfred de Vigny für Shakespeare bekundeten, wußten die Romantiker mit diesem Riesen doch auch nichts Rechtes anzufangen, und wenn sie auch gegen seinen häufigen Scenenwechsel weniger einzuwenden hatten und es mit den drei Einheiten minder genau nahmen, so blieben doch auch ihnen seine Charaktere, seine Stoffbehandlung, sein dramatischer Aufbau völlig fremd, so fühlten doch auch sie beständig das Bedürfnis, die Kühnheiten des großen Briten und seine gewaltige Sprache, seine genialen Bilder abzuschwächen. Bezeichnend dafür ist die Vignysche Othello-Uebersetzung, die, trotzdem sie — ein Fortschritt! — eine sogenannte „wörtliche" war, doch noch vorsichtiger, als treu war. Die Wahl des Stückes schien eine glückliche zu sein, denn einmal liebt der Franzose auf der Bühne die Behandlung erotischer Vorgänge, vor allem der Eifersucht, und dann ähnelt die Führung der Handlung mehr als in andren Stücken Sheakespeares der des klassischen französischen Theaters. Auch ging es bei der Aufführung Othellos im Théâtre-Français, der vornehmsten Bühne Frankreichs, während der ersten Akte ganz ruhig und gesittet zu. Man sah sich ab und zu etwas verblüfft an, erstaunt über die Kühnheiten des englischen Halbwilden, aber man spendete gewissen Stellen doch Beifall. Aber die Taschentuchscene verdarb alles. Als der Mohr, urteilslos und blind vor Wut und Eifersucht, wiederholt das Taschentuch forderte, da ging das Lachen, Johlen und Pfeifen los und die Berserker des Parterre warfen sogar mit Fußbänkchen und Operngläsern nach der Bühne. Jusserand weist in seinem schon erwähnten Buche über Shakespeare, den, beiläufig bemerkt, von allen Franzosen der Historiker Taine wohl am besten verstanden hat, in überzeugender Weise nach, daß selbst die Romantiker trotz ihrer mehr scheinbaren, als thatsächlichen Kühnheiten nicht aufhörten, den englischen Dichter dem französischen Geschmack anzupassen.

Im Jahre 1882 wagte es das Odéontheater, den „Othello" in ungefähr wörtlicher Uebersetzung aufzuführen. Man warf nicht mehr mit Fußbänkchen nach dem wütenden Mohren, man schüttelte sich nicht mehr vor Lachen über das Taschentuch, denn man wähnte die Augen ganz Europas auf sich gerichtet, und Tout Paris wollte für „litterarisch" gelten. Aber man raunte sich zu, daß es schrecklich langweilig sei, und ein Kritiker fand die erlösende litterarische Formel für dies Mißbehagen, und bald erklärte alle Welt mit ihm, die Logik, die Klarheit seien das höchste Gesetz des romanischen Theaters, und ihnen widerspreche die nebelhafte Phantastik des angelsächsischen Dichters. Und ganz dasselbe, nur mit etwas andren Worten, sagt noch heute der Universitätsprofessor und Theaterkritiker des „Temps", Herr Larroumet.

Was Wunder, daß der „Othello" sehr bald wieder vom Spielplan des „Odéontheaters" verschwand, und daß Herr Porel, der nach de la Rounet die Leitung jener Bühne übernahm, sich nicht mehr getraute, einen unverfälschten Shakespeare vorzuführen. Er that es ja überhaupt nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, — d. h. auf Wunsch und Drängen einer kleinen, aber mächtigen Shakespearegemeinde, die sich trotz der geringen Wahlverwandt-

schaft des englischen und französischen Geschmackes in den letzten Jahrzehnten nun doch gebildet hat. Porel inscenierte im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Shakespeareschen Werken, den Sommernachtstraum, Viel Lärmen um nichts, Macbeth u. s. w., aber nur sogenannte Adaptationen, was man mit Bearbeitungen, richtiger aber mit dem derberen Wort Einschlachtungen übersetzen kann. Ganz nach den überkommenen Grundsätzen der französischen Tragödie wurde da gestrichen, gedeutet, hinzugedichtet, umgedichtet, bis das Ganze endlich mehr einem Opernlibretto, als dem Original des größten dramatischen Dichters aller Zeiten glich. Mit dem häufigen Scenenwechsel Shakespeares befreundete man sich mehr, als zu den Zeiten eines Ducis, aber nur, weil die Maschinentechnik und Dekorationsmalerei gewaltige Fortschritte gemacht hat und man durch häufig sich wandelnde, pomphafte Dekorationen und Lichteffekte, sowie durch rührselige Musikeinlagen auf das große Publikum eine stärkere Anziehung auszuüben hoffte, als es — die Kunst des englischen Meisters vermochte. Porel trieb in seiner Weise Meiningerei und verfuhr zehnmal historischer, als der Dichter, den er aufzuführen hatte und dem er, shakespearescher als Shakespeare, ein Verständnis für Ort- und Zeitfarbe andichtete, das dieser niemals in dem Maße besessen hat und besitzen konnte. Für diese melodramatische Zustutzung Shakespeares kann man übrigens Porel und später auch die Comédie française, die ihrerseits den Hamlet mit starkem äußeren Erfolge aufführte, nicht allein verantwortlich machen. In der Heimat des Dichters selbst, in London, hatte sich schon Irving, der Leiter des Lyceum-Theaters, desselben Verbrechens an dem Geist der Dichtung schuldig gemacht.

Was die zahlreichen Shakespeare-Adaptationen noch weichlicher und unerquicklicher macht, ist der unglückselige Alexandriner mit seinem monotonen Paarreim, der dem Ungestüm der Handlung einen unerträglichen Zwang auferlegt. Damit nicht genug, pfuschten nun auch die Schauspieler allerhand spezifisch Französisches in den armen verstümmelten Text hinein, sei es, daß sie des Dichters gedankentiefe Worte mit dem hohlen Pathos eines auf dem Kothurn von Corneille Dahinschreitenden, sei es, daß sie die getragensten, poesievollsten Stellen mit der nüchternen Natürlichkeit eines Dumas- oder Ibsen-Darstellers vortrugen. Guitry-Macbeth glich im Odéontheater irgend einem modernen Lohengrin und gebärdete sich in seiner weißleuchtenden Rüstung wie ein kulissenreißerischer Triumphator. Im „Hamlet", den das erste Theater Frankreichs sich nicht scheute, in der elenden Uebersetzung von Alexander Dumas und Paul Meurice zur Darstellung zu bringen, bot Mounet-Sully, einer der bedeutendsten Schauspieler unsrer Zeit, in der Titelrolle allerdings eine hochinteressante Leistung. Das war durch und durch ein französischer Hamlet, für den deutschen Geschmack allerdings oft unerträglich durch seine Uebertreibungen, durch seine geradezu pathologische Leidenschaftlichkeit, durch die Betonung des Erotischen, des Liebeswahnsinns, durch die willkürliche Veränderung des Textes zur Begründung dieser oberflächlichen Auffassung, — aber es war immerhin eine charakteristische Leistung. Das Bedauerliche an der Sache indessen war, daß

das Publikum nur ihretwegen in die Comédie ging, die manchmal schon Tage vorher ausverkauft war. Man fragte nicht: Haben Sie ‚Hamlet‘, sondern: Haben Sie Mounet-Sully spielen sehen? Das große Publikum und ein gut Teil von „Tout Paris“, das sich für das feinfühligste Premièrenpublikum der Welt hält und für die Zweideutigkeiten eines Meilhac oder Dumas auch thatsächlich das feinste Verständnis besitzt, sah an dem Meisterwerk Shakespeares nur einen, allerdings bedeutenden Vorzug, nämlich daß es eine ungewöhnlich dankbare Virtuosenrolle enthalte. Es sah im Dänenprinzen das männliche Seitenstück zur Kameliendame, warum denn auch die „große Sarah“, wie die Pariser ihre Sarah Bernhardt zu nennen belieben, der Versuchung nicht widerstehen konnte, auch den Hamlet zu „creieren“. Leider vermochte sie sich indessen nur seine Hosen, nicht aber auch seinen Geist anzueignen. Auch der Lady Macbeth vermochte sie mit ihren Theatermätzchen nicht recht beizukommen. Die glänzende Rhetorik ihrer Donna Sol (in Viktor Hugos „Hernani“), als welche sie mit ihrer sprichwörtlichen Goldstimme alle Nebenbuhlerinnen besiegte, das Pathos ihrer Phädra versagten, als es galt, die in der Charakteristik so tiefangelegte Figur jenes ehrgeizigen Heldenweibes zu verkörpern, zu dem Macbeth bewundernd spricht: „Gebäre mir Männer aus deinem unbezwinglichen Stoff.“

Es ist nicht leicht zu sagen, warum Shakespeares Genius dem romanischen, insbesondere aber dem französischen Empfinden fremdartig ist und fremdartig bleiben dürfte, denn merkwürdigerweise ist er von italienischen Darstellern — ich erinnere nur an Rossi und den noch genialeren Salvini! — weit mehr erfaßt worden. Letzteres erkläre ich mir, beiläufig bemerkt, dadurch, daß die italienische Schauspielkunst so gut wie keine Tradition besitzt, und daß somit ihr Shakespeare-Verständnis durch eine solche nicht erschwert wurde.

Shakespeare liebt es, wie Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas“ sehr gut auseinandergesetzt hat, das Ringen des Helden, die inneren Konflikte, die diesen aus einem Zustand der Ruhe bis zur höchsten Leidenschaft und deren Auslösung durch die That treiben, darzustellen. Die griechische Tragödie dagegen setzt erst nach dem Höhenpunkt der Shakespeareschen Handlung ein, und ihr verwandt ist die klassische Tragödie Frankreichs. Larroumet drückt denselben Gedanken in seiner Weise aus, wenn er in den eingangs angezogenen Worten von „einer Reihe von Krisen, d. h. von Handlungen spricht, die im Augenblick behandelt werden, wo sie zum Abschluß gelangen“. Daher eine ganz andre dramatische Technik, als bei Shakespeare, daher das ausschließliche Hinarbeiten auf die Aktschlüsse, in welche die künstlich unterhaltene Spannung ausläuft. Bei Shakespeare giebt es, sozusagen, nur eine einzige Spannung, die bis zum Schluß des Stückes währt und an die Nerven des Zuschauers allerdings gewaltige Anforderungen stellt, beim französischen Theater dagegen könnte man von einem Stück in so und so vielen Spannungen reden. Der Franzose aber, der für die großangelegte Technik des Briten kein Verständnis hat, bezichtigt ihn gerade des Mangels an Technik. Daher der verblüffende Ausspruch Larroumets: „Shakespeare scheint keine andre Regel zu besitzen als seine Laune...

Aus unsrem Sinn für Logik erklärt es sich, daß wir einen solchen Wert auf technisches Geschick, auf das Handwerk, auf die kunstvolle Behandlung des theatralischen Stoffes mit einer sinnreichen Oekonomie legen." Racine sei das Muster dieser Poetik. Also weil Shakespeares Poetik eine absolut andre als diejenige Racines ist, fehlt es ihm am technischen Geschick, ist er ein Dilettant, dem, wie einmal ein Pariser Kritiker ganz unverfroren erklärte, ein Sardou gefehlt hat, um seine Werke zu überarbeiten. Wenn man den Franzosen Glauben schenken wollte, so fehlte es Shakespeare, der „verschwenderisch wie die Natur" ist, an dem rechten Maß und Gleichgewicht, so gäbe er statt „der Illusion des Lebens" oft nur dessen Bild, so wäre sein Theater sogar nicht einmal das Bild, sondern nur „der Traum des Lebens". Hoffentlich fordert der Leser von mir keine Erklärung dieser großen Worte, die Larroumet gelassen ausspricht — denn ich verstehe sie ebensowenig, wie dieser Kritiker den großen Briten, für den er übrigens trotzdem schwärmt. In einigen Punkten hat er vollkommen recht. Um so wunderbarer ist es, daß er für die Technik Shakespeares so wenig Verständnis besitzt.

Er schreibt nämlich: „Während die französische Tragödie vorwiegend oratorisch ist, ist das Drama Shakespeares vorwiegend poetisch. Unsre tragischen Dichter wenden sich an die Vernunft, er an das Gefühl." Heißt das nicht auf deutsch: der eine ist ein Dichter, die andren sind es nicht? Denn ohne eine Berufung an das Gefühl keine Kunst —! Und niemals werden sich die Franzosen mit Shakespeares Stil befreunden, der statt weichlicher Umschreibungen die Dinge beim rechten Namen nennt, und zwar weit mehr als selbst die modernen Naturalisten, bei denen die Künstelei genau so groß ist, wie bei den Preciösen des Hôtel Rambouillet, denn es giebt ebensogut eine Unnatur in der Vorliebe für das Gemeine, wie in der Vorliebe für das übertrieben Sittsame, Zimperliche, Gezierte.

Shakespeare geht den Franzosen u. a. viel zu weit in der Schilderung der physischen Liebe, und daran nehmen die Verweichlichten Anstoß trotz ihrer Vorliebe für schlüpfrige erotische Motive. „Wir sind mehr galant, als sinnlich," meint Larroumet. Ich glaube, er schmeichelte den Parisern. Die wahre Erklärung für ihre Antipathie ist die Abwesenheit der prickelnden Sinnlichkeit bei Shakespeare, sagt doch unser Kritiker selbst: „In jedem Franzosen schlummert ein Paul de Kock." Man kann es gar nicht besser ausdrücken. Shakespeares Leidenschaft erschreckt den Schwächling, der ihrer nicht fähig ist, sie erschreckt ihn wie dessen Figuren, die keine Spur von Lebensform besitzen, die sich ungebärdig wie Barbaren benehmen, statt sich den Umgangsformen der Pariser Philister anzupassen und den Gesetzen der gesellschaftlichen Convenienz zu beugen. Und darum, wie aus so manchen andren Gründen, wird Shakespeare den Franzosen immer ein Fremder, ein Barbar, ein Gulliver bleiben.





Des Menschen Sehnsucht.

Eine Legende vom verlorenen Paradies.

Von

Eberhard König.

Es schwand und schwand. Endlose Einsamkeiten
Verschlangen's mehr, das blüh'nde, sel'ge Land;
Ein letztes Düften trug der Wind aus Weiten
Den beiden nach. Der letzte Gruß, er schwand.
Nun friedlos Wandern, müder Füße Schreiten,
Zwei Herzen schrei'n das eine nur: Verbannt!
Nacht seine Stirn, trostlos das Aug' der andern,
Kein Wort, nur Schritt um Schritt, nur Wandern, Wandern!

Schon sinkt der Tag. Des Weibes Füße bluten,
Ihr Busen keucht und ihre Lippe brennt.
Im Westen breiten sich des Abends Gluten,
Osther umdämmert Nacht das Firmament:
Ihm weht's im Nacken noch wie Flammenruten,
Wie Cherubzorn — rastlos er eilt und rennt;
Waldnacht umschattet sie. Mit Wehgestöhne
Zusammenbricht das Weib, das sünd'ge, schöne!

Er hemmt den Fuß, erhellt die trotzversteinte,
Dräuende Stirn von warmen Mitleids Schimmer:
Mit ihr! die Wonne, Schuld und Bann ihm einte,
Sein Herz zerreißt ihr leises Schmerzgewimmer,
Zur Seite kniet er ihr und sieh — er weinte:
Ja, dich! dich ließ mir Gott, dich geb' ich nimmer! —
Und schließt sie stumm ans Herz, und fühlt's im süßen,
Herzwarmen Kuß wie dauernd Edengrüßen.

Dann ruhn sie still. Der Nacht trostreiche Schatten
Um beider Gram und Liebe mild sich schlossen.
Stillsicher neigt sie an die Brust des Gatten
Ihr müdes Haupt, von weichem Blond umgossen,

Ein letztes Schluchzen aus der Brust, der matten,
Dann war der Stunde Not in Traum zerflossen! —
Nun ihres Busens Atmen leis er lauschte,
So sanft wie das, das weich durchs Nachtlaub rauschte.

Sacht auf das schwellende, das Waldmooskissen
Ließ er ihr Haupt, ihr schlummerschweres, gleiten,
Sacht tritt er aus des Dickichts Finsternissen
Hinaus: wo mondhell sich die Lande breiten,
Und sieht! und staunt, in Traumbann hingerissen:
Der Mondnacht ahnungsüße Herrlichkeiten,
Der Sterne ew'gen, festlich-stillen Reigen —
Und atmet kaum vor dem erhabnen Schweigen!

Er sieht und lauscht — und lauscht und sieht — und faltet
— Und betet doch nicht! — Hand in Hand beklommen:
In ihm sich's knospend, wonnig-weh gestaltet,
Ein ewig Feuer, einmal still entglommen!
Er fühlt ein Neues, das nie mehr veraltet,
Ewigkeitsahnen heiß ihn überkommen —
Ein Ruf, ein Weh, ein süßes Heimatsehnen
Heimkehrgewiß! wie sel'gen Trost in Thränen!

Zum erstenmal in mondlichtduft'ge Fernen
Verliert sich seine Seele mit dem Blick,
Zieht's ihn hinauf zu ernsten, hohen Sternen,
Ahnt's ihm wie schauensel'ger Geister Glück,
Darf er der Sehnsucht Herzensschläge lernen!
Edler Besitz! den raubt uns kein Geschick! —
Der Schönheit Sinn will bebend sich erschließen,
Sein Ew'ges möcht' ins Ew'ge sich ergießen.

Nun stolz, beseelt sein Blick, ein neugeweihter,
Und sel'ger schimmernd in der Thräne Glanz!
Hochatmend dehnt die Brust er, ein Befreiter,
Er möcht' sich heben und verwehen ganz,
Des Mondes Licht zu trinken, möchte weiter
Ins All veratmen! ziehn im Sternenkranz! —
Bis Gottes Hand er hielte: Nicht verhehle
Mir's länger, Herr: Ewig ist meine Seele!

Und sieh! der Mensch, in allen Weltenweiten,
Dem großen Ruhn, allein ein wachend Herz! —
Wie fürstlich jetzt, beseelt sein hohes Schreiten,
Wie sicher strahlt sein Aug' jetzt sternenwärts!
Mondlichtumhellt sieh ihn die Arme breiten,
Und seines Mundes Laut jauchzt hell wie Erz:
„Wie keimend-drängend Leben, ungeboren,
„So lebt's und ist! — was mir die Schuld verloren!

„Ich weiß, ich weiß! Im Tode wird's entbunden,
„Was sehnsuchtweh dies Herz zusammenzieht;
„Ich weiß, ich weiß! Einst wird es neu gefunden,
„Was, mir so eigen-nah, mich ewig flieht!
„Dank dir, o Gott, der süßen Sehnsuchtwunden,
„Dafür im Paradies mir Balsam blüht;
„Dank dir für all der Schönheit ahnend Schauen,
„Dank dir für all des Ew'gen ahnend Grauen!"

Der reis'ge Mond im nächt'gen Stundenkreise
Er sinkt und sinkt, mitzieht der Sterne Heer —
Da öffnet Quelle sich um Quelle leise
In seiner Brust von Schönheitbildern mehr:
Dem Träumer ringt die erste Sehnsuchtweise
Sich aus der Seele voll und klängeschwer,
Und jetzt! — erträumt mit seiner Seele Blicken
Er sie, der Mannesseele Urentzücken!

Das Weib, der Sehnsucht innigster Gedanke!
Der Seele Werderuf sie neu erschafft:
So heilig-schön wie nie, die Schmiegsam-Schlanke,
Schmückt sie die Inbrunst neuer Leidenschaft,
Berauscht vom nie geahnten Dichtertranke,
Singt er ein Liebeslied in stolzer Kraft:
Von ihr, der Menschenblüte ohnegleichen,
Der Liebenden, an Edens Schönheit reichen!

Und als im Osten gar, wie Flor von Rosen
Auf Nebelkissen, hold der Tag erblüht,
Da schwillt zu Jubeltönen, fessellosen,
Im Morgengruß sein junggeboren Lied! — —
Schon schmiegt ein weicher Arm sich, weiblich Kosen,
An ihn, deß Antlitz schöpferselig glüht:
Sie ist's, die Morgenschöne, tauig-Reine! —
Heil, hoffend Paar im jungen Morgenscheine!





Feuer.

Erzählung von A. Rantzau.

(Fortsetzung.)

„Grüß Gott, Fräulein von Woxleben!“ Tom Voigt stand vor ihr. Er griff nach ihrer Hand kameradschaftlich, erfreut.

„Endlich sind Sie wieder da! Wissen Sie, daß die Jungfrau von Orleans in Arbeit ist? Morgen früh werden Sie zur Probe erwartet. Ich wollte gerad nach Hause und meine Rolle einstudieren; kommen Sie mit, helfen Sie mir! Direktor Bucher und ich sind uns über eine Stelle uneins, Sie müssen entscheiden.“

„Warum ich?“

„Nun, Sie sind doch jetzt unser aller Meisterin. Lesen Sie dies einmal zu Hause durch und sagen Sie mir dann Ihre Meinung.“

Er reichte ihr ein Exemplar der „Jungfrau“ und studierte selbst nachdenklich an seiner Rolle weiter.

Sie schritt gedankenlos neben ihm her und blätterte in dem dicken Heft, ohne zu lesen.

In ihrem Hirn wogten die Gedanken durcheinander.

„Die ‚anderen‘,“ sagte er plötzlich, „sind beim Regisseur. Kommen Sie mit hinein?“

„Es ist so spät und kalt, ich muß nach Hause.“

„Gut, so begleite ich Sie!“

„Sie können mir gratulieren, Herr Voigt, ich habe mich verlobt.“

Voigt stieß einen kleinen Pfiff durch die Zähne.

„Gratuliere herzlich!“ sagte er spöttisch. „Aber, was meinen Sie eigentlich damit?“

„Nun, daß ich heiraten werde!“

„Alle Achtung! Darf man auch erfahren, wen?“

„Einen Jugendfreund von mir, Graf Siweden.“

Tom Voigt blieb stehen.

„Nicht möglich!" sagte er.

„Kommen Sie doch weiter, mich friert. Es ist doch so, und ich bin sehr glücklich."

„Fräulein Gitta!" rief er erregt. „Und für dies bißchen erträumtes, falsches Glück wollen Sie die Kunst aufgeben, wollen Sie diesen Mord an sich selbst begehen? Oder werden Sie weiter arbeiten später, anders ist es doch nicht möglich, nicht wahr?"

„Also auch er," dachte sie.

„Ich werde nicht mehr spielen," antwortete sie.

„Sie scherzen nur, ich glaube nichts von alledem. Sie nicht mehr spielen? Na, zu dem Experiment wünsche ich Glück! Auf Wiedersehen, morgen bei der Arbeit!"

Er schwenkte die Rolle, die er in der Hand hielt, und sie trat wieder ins Haus.

Wo war sie eigentlich gewesen? Zwecklos durch die Straßen gewandert. Was hatte das für Sinn? Gar keinen. Was hatte überhaupt noch Sinn?

Was bedeutete der Nelkenduft in ihrem Zimmer?

Ach so — von Madonna.

„Arme Blumen!" sagte sie leise. Ihr Blick irrte im Zimmer umher.

Da die Lorbeerkränze, noch kaum verwelkt. Und was hatte sie in der Hand? Die Jungfrau von Orleans.

Sie schlug das Buch auf.

Sie las:

„Johanna: Gott, Gott, so sehr wirst du mich nicht verlassen!

Soldat: Ein schwer Verwundeter wird dort geführt. Viel Volk springt ihm zu Hilf', es ist ein Fürst.

Isabeau: Der Unsern einer oder Fränkischen?

Soldat: Sie lösen ihm den Helm; Graf Dunois ist's.

Johanna (greift mit Anstrengung in ihre Ketten): Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!

Soldat: Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel, verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft): Das ist mein Herr, mein König!

Soldat: Sein Roß wird scheu, es überschlägt sich, stürzt, er windet, schwer arbeitend sich hervor — die Unsern nahen schon in vollem Lauf, sie haben ihn erreicht, umringen ihn —

Johanna: O, hat der Himmel keine Engel mehr!

Isabeau: Jetzt ist es Zeit, jetzt, Retterin, errette!

Johanna (stürzt auf die Kniee, mit gewaltsam heftiger Stimme betend): Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not! Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch, in deine Himmel send' ich meine Seele! Du kannst die Fäden eines Spinngewebs stark machen, wie die Taue eines Schiffs. Leicht ist es deiner Allmacht, eh'rne Bande in dünnes Spinngewebe zu verwandeln — du willst, und diese Ketten fallen ab, und diese Turmwand spaltet sich — du halfst dem Simson, da er blind war und gefesselt und seiner stolzen Feinde bittern Spott erduldete. Auf dich vertrauend, faßt' er die Pfosten seines Kerkers mächtig an und neigte sich und stürzte das Gebäude —

Soldat: Triumph, Triumph!

Isabeau: Was ist's?

Soldat: Der König ist gefangen.

Johanna (springt auf): So sei Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerrissen. In demselben Augenblick stürzt sie auf den nächststehenden Soldaten, entreißt ihm sein Schwert und eilt hinaus.)"

So weit hatte Gitta gelesen. Jetzt sprang sie auf. Sie war glühend heiß geworden. Sie nahm das Buch und schleuderte es durch die Stube, schurrend fegte es über den Fußboden dahin. Sie griff sich mit beiden Händen an den Kopf: „Gott, Gott, so sehr wirst du mich nicht verlassen!" stöhnte sie.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und mit finsterem, blassem Gesicht trat Isabella ein. Ein kalter, fast spöttischer Blick streifte Gitta und das auf der Erde liegende Buch, dann setzte sie sich, verschränkte die Arme über der Brust und begann kurz:

„Du wirst mir jetzt erzählen, wie es alles gekommen ist."

„Wenn du mich so ansiehst, kann ich nicht sprechen," sagte Gitta bittend. „Gieb mir erst ein gutes Wort!"

„Ich weiß jetzt, was dir meine guten Worte wert sind, da du dich so benommen hast, und —"

„Madonna!"

„Still — laß mich — komm mir nicht nah, ich bin böse. Du hast ohne meinen Rat gehandelt und wirst nun die Folgen tragen. Und — ich will mich kurz fassen — ich befehle dir, sofort diese — diese Verlobung rückgängig zu machen."

„Du!"

„Ja, ich, ich! Du gehörst mir, du hast dich damals in meine Hand gegeben, ich habe dich zu dem gemacht, was du bist, und ich bin nicht willens, mein Werkzeug so fahren zu lassen. Du hast eine Thorheit begangen. Ich werde es wieder gut machen. Nun?"

Gitta blickte sie starr an.

„Ich weiß, was du mir antworten wirst," fuhr Isabella fort — „du liebst ihn, nicht wahr, und du hast ihm dein Wort gegeben, aber das kommt in diesem Falle nicht in Betracht, oder?" — Eine Pause. Sie stand auf. „Oder wirst du nach deiner Heirat weiter arbeiten? Antworte mir!"

Gittas Atem ging schwer. „Nein," murmelte sie.

Isabella zuckte zusammen, bezwang sich aber sehr schnell wieder.

„Siehst du. Und nun höre mich, ich sage dir heute abend nur das eine mehr: Ich will und werde dich retten. Von mir will ich noch gar nicht sprechen, obgleich du weißt, daß es auch heißt: er oder ich — ich spreche im Namen der Kunst zu dir, und das glaube mir — sie, die hohe, heilige, vergißt einen Treubruch nie. Nun gute Nacht! Ich hoffe, du besinnst dich. Gute Nacht!"

Sie hielt ihr die Hand hin. Von Kummer übermannt, beugte sich Gitta über diese Hand und küßte sie. Dies war die Trennungsstunde, sie fühlte es. Und: „Geliebte Madonna!" schluchzte sie plötzlich auf.

„Wenn du mich liebst," sagte Isabella sehr langsam, „so beweise das durch die That. Um Worte gebe ich gar nichts. Du kennst mich! Morgen früh also wirst du dem Grafen Siweden mitteilen, daß du — daß du ihn und dich vor einem großen Unglück bewahren willst und daß du ihn frei giebst. Gitta, du wirst nächstens die Jungfrau geben! Verstehst du mich? Lege dir selbst keine Ketten an, sonst bist du verloren." —

Sie ließ Gitta in trostloser Verfassung allein.

Sehr früh am anderen Morgen traf eine Depesche von Max ein, welche Gitta sein Kommen zum folgenden Tage mitteilte. Gitta stand und zerknüllte das Papier in ihrer Hand. „Nun muß es sein," dachte sie, „und zwar gleich." Sie ging hinunter, um Isabella aufzusuchen; sie wußte, daß noch ein schwerer, aber ganz hoffnungsloser Kampf ihr bevorstand, und als ihre Hand schon die Thürklinke faßte, dachte sie plötzlich: „Wie kann ich es thun, wie kann ich!" Dann trat sie ein. Isabella saß am Kaffeetisch. Sie blickte Gitta erwartungsvoll an.

„Ich gehe zur Probe, " sagte Gitta, „aber vorher —"

„Nun?“

„Vorher muß ich dir sagen — o Madonna, mache es mir doch nicht so schwer! Ich liebe ihn ja doch, er hat mein Wort, er lag wie tot da, da gelobte ich es Gott, wenn er noch lebte, so wollte ich — — und ich will es, ich will es, wenn ich denn auch unglücklich werde, aber du —“ Sie stürzte neben Isabella in die Kniee.

„Steh auf, ich will nichts mehr von dir wissen!“

„Du bist hart und ungerecht.“

„So, meinst du? Gitta, wir wollen unsere Freundschaft aus dem Spiel lassen, ich will dich für die Kunst retten, er — will dich nur für sich haben, um dich zu zerstören. Gut, mache den Versuch! Heirate ihn, und nachher? Wie denkst du dir dein Leben? Gitta, Gitta, du bist wahnsinnig, du bist verrannt! Du wirst daran zu Grunde gehen, und dann verlangst du, ich soll mich freuen? Du Undankbare!“

Isabellas Stimme bebte vor Zorn.

„Pfui,“ sagte sie, „pfui, eine Künstlerin von Gottes Gnaden wolltest du sein, und jetzt —“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte in diesem Augenblick Graf Siwedens ruhige, höfliche Stimme in der Thür, „das Dienstmädchen sagte mir, meine Braut —“

Wie elektrisiert sprang Gitta auf und hing im nächsten Augenblick an seinem Halse, ihn verzweiflungsvoll umschlingend. Und Isabella stand und sah die beiden an. Es war ihr, als schwankte der Boden unter ihren Füßen, und doch hing ihr Auge wie gebannt an dem fesselnden Bilde.

„Mein Herz, du bist außer dir,“ hörte sie Max sagen. „Ich bin mit dem Nachtzuge gekommen. Fasse dich und stelle mich deiner Freundin in aller Form vor.“

Entsetzt blickte Gitta von einem zum andern. Was würde Isabella thun? Die große Meisterin ihrer Kunst wußte sich auch in diese Lage zu finden.

„O, wir kennen uns wohl schon, Herr Graf,“ sagte sie mit vollendeter Fassung. „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Ihre Braut ist begreiflicherweise noch sehr erregt — es ist ja alles so schnell gekommen.“

Sie ließ sich nieder, und Max drückte Gitta liebevoll in einen Sessel, neben dem er selbst Platz nahm. Er war frappiert von der Liebenswürdigkeit der alten Schauspielerin. Bis jetzt hatte er keine freundlichen Gefühle für sie gehegt.

„Sie wollen mir also Gitta entführen, Herr Graf? Ich wünsche Ihnen herzlich Glück, und für Gitta ist es ebensogut, wenn sie diesen Beruf, der doch für eine Dame aus Ihren Kreisen so sehr seine Schattenseiten hat, wieder aufgiebt. Als Ihre Frau wird sie viel zufriedener sein und froh, die schwere Arbeit hinter sich zu haben."

„Sie soll glücklich werden," rief Max, „das schwöre ich Ihnen!"

„O, so mutig?" Isabella beugte sich vor. Hörte er denn nicht die beißende Ironie in ihrer Stimme?

„Sie sind eigentlich ein Egoist, lieber Graf. Was soll die Menschheit ohne Gitta machen? Aber ich kann es ja Gitta so nachfühlen — heiraten ist doch das Höchste auf Erden."

Gitta stand plötzlich kerzengerade da. Sie streckte die Hand gegen Isabella aus, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Dann stürzte sie aus der Thür.

Isabella rührte sich nicht. Sie blickte Siweden an und jetzt ließ sie die Maske fallen und sagte schneidend: „Sie laden eine schwere Verantwortung auf sich, Graf Siweden. Wenn Sie Gittas Kunst in ihr töten, so sind Sie in meinen Augen ein Verbrecher!"

Damit ließ sie ihn allein.

Den ganzen Tag saß Max neben seiner Braut, beschwichtigte und tröstete und ließ sie seine große, starke Liebe fühlen. Isabella hatte sich in ihren Zimmern verschlossen und erschien nicht wieder, keine Bitten Gittas vermochten die Schwerbeleidigte zu erweichen, und nach zwei Tagen, als Gitta von einem Spaziergang mit Max zurückkam, da teilte ihr die Jungfer mit, Frau Rabenhorst wäre abgereist, ohne ihre Adresse zu nennen.

Gitta sah mit leeren Blicken um sich, dann ging sie still in Isabellas Stube. Ja, es war alles verlassen und öde. Sie war fort. Gitta saß an ihrem Schreibtisch und weinte.

* * *

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in den nächsten Tagen die Nachricht, daß Gitta Worleben sich verlobt hätte und demnächst die Bühne verlassen wollte. Niemand glaubte daran. So etwas wird so leicht und oft gesagt, und nun gar von einer so schönen, berühmten Schauspielerin, die natürlich von Anbetern umringt ist. Aber das Spielen aufgeben? Unsinnige Behauptung!

„Ja," sagte aber jemand, „der Erwählte ist ein Graf!"

Darüber zuckte man die Achseln.

„Gut, laß ihn Graf sein — dann spielt sie unter ihrem eigenen Namen weiter."

„Wird sie nicht nächstens die ‚Jungfrau' geben?"

„Ja, die Aufführung ist acht Tage hinausgeschoben, das hat etwas zu bedeuten."

In allen Kreisen herrschte große Aufregung. Man hatte den Intendanten, Herrn von Amberg, mit sorgenvoller Stirn umhergehen sehen. An den Straßenecken standen die Schauspieler vom Stadttheater und steckten die Köpfe zusammen.

„Was ist? Was hört man von der Worleben?"

„Sie will nicht mehr auftreten."

„Es ist ein Jammer!"

„Weißt du etwas Neues, Hans?" riefen die im „Café Royal" versammelten Studenten dem jungen Grafen zu, der eben eintrat. Jung sah er freilich in diesem Augenblick nicht aus. Er war blaß und ernst.

„Meine Herren," sagte er mit einem Gemisch von Wichtigkeit und innerer Entrüstung, „ich bitte Sie, die Worlebensche Angelegenheit in meiner Gegenwart ruhen zu lassen."

Er machte eine Pause.

„Mein ältester Bruder," fuhr er fort, „hat sich in einer schwachen Stunde verleiten lassen, der Worleben seine Hand anzutragen, und er gedenkt jetzt sein Wort einzulösen und sie zu heiraten."

Tiefes Stillschweigen folgte.

Hans Siweden ließ sich ein Glas Portwein geben und stürzte es hinunter. Man schüttelte ihm verständnisvoll die Hand. Dann sprach er von notwendigen Geschäften und verließ sehr bald das Lokal.

„Verteufelte Geschichte," bemerkte einer der zurückbleibenden Herren.

Nun brach der Sturm los.

„Das sieht so'n ollen Philister recht ähnlich — keinen fröhlichen Streich soll man sich erlauben, und den dümmsten Streich macht er schließlich selbst."

„Hans war äußerst pikiert. Es ist auch eine heillose Sache für die Familie."

„Die Siwedens sind kolossal adelsstolz."

„Na, Bergeshöhe geht nun fleuten für den Max."

„Sagt mal, wer ist denn der nächste Erbe?"

„Das ist unser Hänschen."

„Alle Wetter, hat der Kerl Dusel!"

„Ich kann's mir übrigens nicht denken, daß Max sie faktisch heiratet."

„Sie sollen sich schon früher in Dillburg gekannt haben.“

„Hört mal, Kinder!“ schrie einer, „der Hans wird doch nicht erwarten, daß wir um seinetwegen nicht in die ‚Jungfrau‘ gehen?“

„I bewahre, das wird ja eine kapitale Aufführung!“

„Aufgepaßt! Da draußen gehen die Worleben und Siweden. Na also, jetzt ist es klipp und klar!“

„Raus und Front gemacht!“

Die ganze Gesellschaft stürmte aus dem Hause, draußen trafen sie sofort mit dem neuesten Brautpaar zusammen.

Die Studenten traten zur Seite und rissen wie ein Mann die Mützen vom Kopf.

Gitta errötete und grüßte leicht, Max nahm den Hut ab, dann gingen sie ruhig weiter Arm in Arm.

„Ob ihm das nun angenehm ist, mit so'ner bekannten Schauspielerin hier durch die Straßen zu gondeln?“

„Donnerwetter! Mit der Gitta kann er sich ruhig sehen lassen, denke ich. Ich beneide den Kerl!“

„Wann wird die ‚Jungfrau‘ gegeben?“

„Uebermorgen.“

„Dann ist's Zeit, Blumen zu bestellen. Alle Läden müssen für sie ausgekauft werden. Seht mal, da steht ja die Anzeige an der Säule!“

Sie drängten sich heran.

Da stand's.

Freitag: Die Jungfrau von Orleans.

Johanna: Fräulein Gitta von Worleben.

Unwiderruflich letztes Auftreten der Künstlerin.

„Es ist doch eine verwünschte Geschichte. Paßt mal auf, die brennt ihm nach drei Wochen durch und spielt wieder!“

„Ja, warum riskiert er so etwas? Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ —

Der Tag der Aufführung der Jungfrau von Orleans war herangekommen.

Schon drei Tage vorher war das ganze Haus ausverkauft. Kopf an Kopf hatten die Leute am Theaterschalter gestanden, sich zum Billetverkauf gedrängt. Man hatte sich gestoßen, gegenseitig beiseite geschoben, und von Stunde zu Stunde mehrte sich der Andrang und die Aufregung. Die Studenten trieben es natürlich am tollsten.

„Zehn Billette für die Jungfrau,“ schrie einer von ihnen der

Billetverkäuferin zu und hielt ihr über die Köpfe der anderen hinweg eine lange Zange hin.

Lachend wurde ihm die Beute auf diese Weise übermittelt, und im Triumph trug er sie davon, begleitet von dem Schelten und Toben der Menge.

Sieben Uhr abends.

In ihrem mäßig großen, von elektrischem Licht erhellten und mit großen Spiegeln versehenen Ankleidezimmer im „Stadttheater" befand sich Gitta Worleben.

Die Garderobiere stand neben ihr und warf einen letzten, prüfenden Blick auf ihre Toilette.

„Gnädiges Fräulein müßten heute durchaus etwas Farbe auflegen," meinte sie jetzt, „es geht so gar nicht an."

„Nein," erwiderte Gitta kurz.

„Die Jungfrau," fuhr sie nach einer Weile nachdenklich fort, „ist sicher blaß gewesen, als sie sich zum Kampfe rüstete. Sophie, fragen Sie Fräulein Raisdorf, ob Sie ihr noch behilflich sein können."

Das Mädchen verließ sie, etwas beleidigt.

Gitta war allein.

„Zum letztenmale also!" sagte sie in Gedanken.

Welch ein Lärm und welche Aufregung unten auf der Straße!

Sie schob den Fenstervorhang beiseite und blickte hinaus. Da drängte sich Wagen an Wagen. Da kamen sie alle an, um die Jungfrau von Orleans zu sehen, scharenweise, zu Wagen und zu Fuß.

Wie gut war ihr das alles bekannt. Die nachlässige Würde, mit der die elegante Welt dem Wagen entstieg, der eilige Schritt der Fußgänger, da — die Damen in langen Mänteln und hellen Tüchern um den Kopf. Wie geschickt sie sich durch die Wagenreihe drängten und wanden, und alle verschwanden sie nun in dem großen Portal.

„Wie einfach ist das Leben, wenn man nur zuzusehen braucht, wie die anderen es machen," dachte Gitta.

So hatte sie es selbst auch gemacht in ihrer Jugend. Sie fühlte noch die freudige Aufregung, mit der sie selbst durch die Straßen von Tillburg geeilt war, wenn's zum Theater ging. Sie sah plötzlich so lebendig die letzte Straßenecke vor dem Theater, an einem Zigarrenladen vorbei, wo sie schnell noch einen Blick auf das Bild der gastierenden Künstler geworfen hatte, gewöhnlich Isabella Rabenhorst darstellend, dann das Hineindrängen durch die Thür, die Angst, zu spät zu kommen, die Scherze mit der Garderobiere, dann das köstliche Gefühl: nun geht's

gleich los — alles, alles trat ihr so deutlich vor die Seele — und da stand sie nun heute, dieselbe Gitta, und es war heute ihr letztes Auftreten, der Schluß ihrer Bühnenlaufbahn.

Was für Jahre waren das gewesen! Wie waren sie vorüber gerauscht, und doch, wie endlos lange war es alles her!

Immer schwerer, immer verwickelter wurde ihr Leben. Konnte denn noch Schwereres kommen als das, was heute vor ihr lag?

Heute gab sie ja alles auf! Ihre Kunst. War das eine Thatsache oder war es ein Versuch? Ihre Freunde gab sie auf, ihre bisherigen Interessen, alles. Madonna gab sie auf. Sie konnte gar nicht an sie denken, ohne daß es ihr durchs Herz ging wie ein Stich. Und das alles um ihn, um diesen einen Menschen!

War das nicht Unnatur, Wahnsinn?

Nein, das war Liebe, sagte er. Er gab ja auch alles auf. Er hatte ihr erzählt von seiner Zusammenkunft mit den Eltern und wie er nun ausgestoßen, enterbt sei. Und doch wollte er nur sie haben und sonst nichts auf der Welt.

Gitta trat plötzlich rasch vom Fenster zurück. Ihre Hände umschlossen ein Kruzifix, das auf ihrem Toilettentisch stand, und ein heißes Gebet stieg aus ihrem Herzen zum Himmel empor. —

Max fühlte neugierige Blicke auf sich gerichtet, als er sich jetzt den Weg durch das vollbesetzte Haus zu seinem Platz bahnte. Es war ihm schwer und unbegreiflich gewesen, daß sie diese letzte Abschiedsvorstellung für ihre Pflicht gehalten hatte. Aber da sie so viel für ihn aufgab, hatte er sie nicht mit dieser einen Sache quälen mögen. Nun saß er hier, neben Bentheims, die ihm beide heute viel zu überwinden gaben: Bentheim durch seine Aufregung und Freude, Gitta spielen zu sehen, Andrea durch ihre wohlgemeinten Reden.

„Gottlob, daß es das letzte Mal ist, daß sie auftritt, lieber Graf!" sagte sie eben jetzt — da ging der Vorhang auf und das Spiel begann.

Gitta erschien.

Im selben Augenblick brauste ein nicht endenwollender Beifallssturm durch das Haus, so daß es lange dauerte, ehe sie anfangen konnte zu sprechen.

Ernst und gefaßt stand sie da und dankte mit einem wehmütigen Lächeln, das von vornherein die Stimmung des ganzen Abends stempelte. Ihr Spiel war interessanter denn je.

Jedes Wort, das sie sprach, war durchzittert von unterdrückter Leidenschaft, von mühsam verhaltenem Schmerz; die tiefe Empfindung,

mit der sie spielte, steigerte sich von Scene zu Scene und teilte sich dem Publikum mit; atemlose Stille herrschte, während sie sprach. Niemand wollte ein Wort, eine Bewegung von ihr verlieren. Sie wurde bei offener Scene durch donnerndes Händeklatschen unterbrochen, nach jedem Akt hervorgerufen, mit Blumen überschüttet, und die Begeisterung der Zuschauer erreichte ihren Höhepunkt, als sie nach dem Kampf mit Lionel ohnmächtig in die Arme La Hires sank und mit wahrhaft erschütternder Tragik auf die Worte „Ihr Blut entfließt" — sagte: „Laßt es mit meinem Leben hinströmen."

Warum sie diese Scene so ergreifend natürlich gab?

Weil sie da plötzlich sich und ihr ganzes Leben verstand.

Als Lionel vor ihr stand und sie ihr schon gehobenes Schwert senken mußte, da war ihr mit einem Schlage ihr eigenes Schicksal klar.

Max Siweden war es, der vor ihr stand. Sie liebte ihn, nun blieb ihr nichts mehr übrig, als zu sterben.

Immer gehobener wurde die Stimmung im Publikum.

Niemand ahnte, wie viel Wahrheit in dem „Spiel" steckte. Man bewunderte nur rückhaltlos das eminente Talent der Künstlerin, und die große Frage blieb, ob diese natürliche Darstellung der „Jungfrau" raffinierte Kunst oder unbewußte Wahrheit war.

Als schon das Drama sich seinem Ende nahte, kam ein Wagen sehr schnell durch die Straßen daher gejagt und hielt jetzt vor dem Theater. — Eine schwarz verhüllte große Frauengestalt stieg aus und verschwand in dem Hause.

Isabella Rabenhorst.

Leise stieg sie die Treppen hinan, sehr langsam, als trüge sie eine schwere Last. Vorsichtig öffnete sie die Thür zur großen Seitenloge, wo einige bekannte Künstler saßen. Man machte ihr ehrerbietig Platz, und nun warf sie einen langen Blick auf die Bühne hinunter.

Es war der letzte Augenblick, die letzte Scene. Johanna lag tödlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens da.

Wie totenähnlich sie aussah.

Isabella konnte diesen Anblick nicht ertragen.

Sie lehnte sich in die Loge zurück und hielt die Hände vor die Augen.

Da hörte sie die bekannte, klare, rührende Stimme sagen: „Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß, ich bin's nicht!"

Isabella beugte sich plötzlich wieder weit vor. Ob Gitta sie sehen würde?

„Mignonne!“ flüsterten ihre Lippen unwillkürlich.

„Still!“ sagte jemand neben ihr, „jetzt spricht sie gleich.“

König: Du bist heilig wie ein Engel; doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna: Und bin ich wirklich unter meinem Volk, und bin nicht mehr verachtet und verstoßen? Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an: Ja, jetzt erkenn' ich alles deutlich wieder! Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen. Doch meine Fahne seh' ich nicht — wo ist sie? Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen. Von meinem Meister ward sie mir vertraut, vor seinem Thron muß ich sie niederlegen; ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

König (mit abgewandtem Gesicht): Gebt ihr die Fahne!

(Man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand. Der Himmel ist von einem rosigen Schein beleuchtet.)

Johanna: Seht ihr den Regenbogen in der Luft? Der Himmel öffnet seine goldnen Thore, im Chor der Engel steht sie glänzend da. Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust, die Arme streckt sie liebend mir entgegen. Wie wird mir? Leichte Wolken heben mich — der schwere Panzer wird zum Flügelkleide. Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück — Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt tot darauf nieder. Alle stehen lange in sprachloser Rührung. Auf einen leisen Wink des Königs werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, daß sie ganz davon bedeckt wird.)

Tiefe, andauernde Totenstille im ganzen Hause.

Und dann brach es los, mit einem Male, wie ein Sturmwind. Das Haus erdröhnte, die Wände zitterten. Wie eine Mauer stand das Publikum und wollte nicht vom Platze weichen, bis die Künstlerin vor der Rampe erschiene.

Drangen denn das rauschende Händeklatschen, die Zurufe, das Trampeln, der ganze Höllenlärm nicht an ihr Ohr? Sie kam nicht.

Achselzuckend erschien endlich der Regisseur und erklärte, Fräulein von Worleben fühle sich nicht im stande, zu erscheinen.

Das wollte man nicht glauben, und lange Zeit noch währte das Applaudieren fort. Aber sie kam nicht.

Grenzenlos erschöpft saß sie jetzt neben ihrem Verlobten in dem Wagen, der sie nach Hause brachte. Max hielt ihre Hand. Er war selbst so tief ergriffen, daß er nichts zu sagen vermochte. Er dachte an Isabellas Worte. Er kam sich plötzlich vor wie ihr Mörder.

Rudolf war auch verstummt. Nur Andrea taute auf.

„Brigitta, du hast wunderschön gespielt,“ sagte sie freundlich.

„Wie ein Mensch das so kann, ist mir ja vollständig unfaßlich, aber ich war ganz gerührt. Denk dir, das Schlimme war nur, daß ich mein Taschentuch absolut nicht finden konnte, und darüber habe ich gewiß das Beste verloren. Die Menschen um uns herum weinten alle, und das steckt dann schon so an."

Niemand antwortete ihr.

Der Wagen hielt.

Max brachte Gitta bis an die Thür ihrer Wohnung. Er gewann es nicht übers Herz, ihr etwas über die Aufführung der Jungfrau zu sagen, weil er sich vor ihr schämte und weil ein unbestimmtes Gefühl ihm sagte, daß, wenn er ihr jetzt noch die Freiheit zurückgäbe, sie — nein, das war nicht auszudenken.

„Gitta, Gitta, bald ganz mein!" sagte er, sie stürmisch umschlingend.

Im Laufe des nächsten Tages reiste Gitta mit Bentheims nach Pölle, und dort, nach wenigen Wochen, fand im engsten Familienkreise die Trauung von Max Siweden und Gitta Worleben statt.

Worauf sollten sie warten? Sie hatten ja doch nichts mehr auf der Welt, außer sich selbst.

Zweiter Teil.

X.

Gitta Siwedens Tagebuch.

Güntersthal, im März.

Heute vor einem Jahr war unser Hochzeitstag: Ich muß meinem Herzen Luft machen, ich muß es aufschreiben, ich muß es schwarz auf weiß haben: ich bin glücklich, glücklich. Goldne Sonne, leihe mir die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank vor Jovis Thron, denn ich — bin arm und stumm. Max mag es freilich nicht, wenn ich citiere, aber eben konnte ich nicht anders, und er braucht es ja auch nicht zu sehen. Er weiß nicht, daß ich ein Tagebuch schreiben will. O, ich bin so glücklich. Schönes, schönes, geliebtes Leben! Es wird nicht viel mit dem Schreiben werden, ich muß fortwährend aus dem Fenster blicken, da sehe ich nämlich ihn, meinen Max. Sein Anblick ist die Freude meines Herzens. Er arbeitet im Garten, ich muß jeder seiner Bewegungen folgen, Kraft mit Anmut gepaart, das ist Schönheit.

Später. Er rief mich hinaus, ich mußte seine Leistungen bewundern, und dann habe ich ihm geholfen. Wir haben uns dies kleine, weiße, im Sommer grün umrankte Häuschen gekauft, und nun bauen wir aus der Wildnis, die das Haus umgiebt, einen Garten. Max thut alles, er fällt mit eigener Hand Bäume, er gräbt und pflanzt, und ich berausche mich an der Natur, ich atme mit Entzücken den frischen Erdgeruch ein, ich lebe und liebe.

Des Nachmittags steigen wir dann in die Berge und des Abends lesen wir zusammen, oder wir sprechen, oft bis spät in die Nacht, und ich entdecke täglich neue Tiefen in seinem Charakter, neue Schönheiten seiner Seele. Und wie er mich liebt! Ich denke manchmal, fast zu sehr, es ist etwas so Gewaltsames, Ausschließliches dabei, aber — warum denken?

Nach unsrer Hochzeit reisten wir nach Italien. Max war schon früher dort, nun lernte auch ich dies herrliche, sonnige Land lieben und meine durstende Seele trank in vollen Zügen den überschäumenden Becher der großen, heiligen Kunst. Max erklärte mir alles aufs schönste, er ist von umfassender Bildung und wir waren immer eins! Nein, ich habe mich nicht in ihm getäuscht; sein Geist hat einen hohen Flug, — stumm stand er mit mir vor der Pietà von Michel Angelo, vor dem sterbenden Gladiator, kein Wort störte die Andacht unserer Seelen, nur unsere Hände fanden sich in leisem Druck, dann schritten wir weiter — o Max, nur einem solchen Manne wie dir konnte ich, durfte ich meine Kunst opfern. Meine Kunst!

* * *

15. März. Den Winter blieben wir in Rom. Viel liebenswürdige Menschen habe ich dort kennen gelernt, auch Künstler — Maler und Bildhauer. Max führte mich in verschiedene Ateliers; sein feines Kunstverständnis verschafft ihm überall Freunde, und es war mir alles so interessant, so neu; die Tage flogen dahin. Die Menschen waren so freundlich zu mir, sie wußten ja auch nicht, daß ich Schauspielerin gewesen war.

Warum ist meine Kunst das Stiefkind unter ihren Schwesterkünsten? Vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, ist sie doch die größte! Denn sie will die ganze Persönlichkeit geben, den ganzen Menschen, das größte Wunder Gottes. Sie umfaßt alles: Geist, Körper, Sprache. — Diese Gedanken quälten mich eines Tages, als wir in einer Galerie vor einem mittelmäßigen Kunstwerk standen.

„Tom Voigt ist ein weit größerer Künstler, als dieser Maler," sagte ich unvermittelt zu meinem Mann. Er sah mich erstaunt an. Dann faßte er sich sehr schnell.

„Wohl möglich," antwortete er ausweichend.

Ich ließ nicht nach.

„Es hat dich nie interessiert, Tom Voigts Bekanntschaft zu machen, nicht wahr?"

Er wurde ärgerlich. „Nein, in der That, ich schätze sein Talent, aber als Mensch — die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler ist nun einmal eine sehr prekäre."

„Ob es wohl an uns liegt?" meinte ich nachdenklich.

„Ja," antwortete er, „wenn wir die Schauspieler mehr in unsere Kreise hereinzögen, würden sie gewiß manches Gute davon haben, aber es ist nun einmal nicht Sitte." —

Er hatte mich nicht verstanden, Gott sei Dank, er hatte mich nicht verstanden. Aber die Atmosphäre um uns her war plötzlich feindlich, dafür habe ich ein feines Gefühl. Ich trennte mich unmerklich von ihm und fand mich bald allein in einem Nebensaal. Da hing eine große Landschaft. Sie hat sich in meine Seele eingegraben. Ein regnerischer Novembertag war gedacht. Schwere, graue Luft, eine verlassene Marmorterrasse mit gelben Blättern bedeckt, große starre Bäume, ihr totes Geäst in die Luft reckend, nirgends eine Spur von Leben. „Tristezza" stand darunter. — Wir waren beide diesen Abend schweigsam, aber den nächsten Tag war die trübe Stimmung überwunden, die Liebe schlug ihren goldenen Mantel um uns und wir sahen die Schatten der Zukunft nicht. Wir waren glückselig, wir lebten wie im Traum. Das ewige Rom that es uns an, unser Vaterland, unsere Freundschaft hatte uns ja auch verstoßen, um so enger schlossen wir uns aneinander.

16. März. Im Frühjahr erhielt Max die Nachricht, daß sein Vater leidend sei. Dadurch wurden wir plötzlich wieder in den alten Kampf hineingerissen.

Alle Versöhnungsversuche waren bis jetzt gescheitert, auch auf meine Briefe an Isabella hatte ich nie eine Antwort bekommen. Nun ließ es Max keine Ruhe mehr im Süden. Hier in diesem Schwarzwalddorf sind wir gestrandet, hier kauften wir dies kleine Landhaus, hier wollen wir nun leben.

17. März. Der Frühling kommt zeitig dies Jahr. Es ist so warm! Die weiche Luft bedrückt mich. Ueberall um mich herum

neues Leben, warum denn in mir solche Schwermut, solche Angst? Durch den alten Förster in seiner Heimat erhält Max oft Nachricht über seinen Vater. Es ist nicht bedenklich, aber der alte Herr scheint zu leiden.

18. März. Draußen regnet es in Strömen. Die Arbeit im Garten stockt. Max ist fort. Er ist in die benachbarte Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen. Ich bin eben durch das ganze Haus gegangen und habe mir alles angesehen. Wir sind sehr primitiv eingerichtet, aber was sollen die vielen Sachen, der viele Ballast! Besonders, wenn man, wie wir, fahrendes Volk ist. Es war unvernünftig, daß wir dies Haus kauften, auf die Länge. — Ich mag nicht mehr schreiben. Vorhin habe ich lange, lange am Fester gesessen, der Regen schlug gegen die Scheiben und die Erinnerungen strömten auf mich ein. Ich weiß nicht, was mir fehlt. Ich möchte sterben. Wenn das Leben am schönsten ist, dann müßte man sterben.

Aehnliches habe ich doch schon erlebt? Ach ja, als ich Iphigenie gab, da fühlte ich mich auf der Höhe des Glücks, das war der größte Augenblick. Bin ich denn gestorben? Wer war ich? und was bin ich jetzt? Ach, dieser Regen! Ich schreibe in Absätzen. Ich ging wieder durch die kleinen, freundlichen Stuben. Er hat sich einen großen Schreibtisch eingerichtet, bedeckt mit gelehrten Büchern und Schriften. Natürlich, der Mann kann der geistigen Thätigkeit nicht entbehren. Aber die Frau?

Nein, das geht so nicht weiter. Ich merke, daß das Tagebuch mein Feind wird. Dies Schreiben macht mich unruhig, fort mit dir, Vergangenheit! Ihr Gedanken — zurück ins Grab, und den festen, schweren Stein darüber. Noch halte ich dich, o mein Glück, und „trotze allen Vorbedeutungen".

Im Juni. Ich nehme den Feind wieder bei den Händen, er soll mein Freund werden und mich retten! O wer kennt ihn nicht, den Drang, sich einmal auszusprechen! Ich muß mein Herz öffnen, wenn es nicht springen soll, und ich muß der Wahrheit ins Gesicht sehen, das ist besser, als wenn der Gram einen innerlich aufzehrt.

O meine Kunst, meine Kunst, meine Kunst!

* * *

Zwei Tage später. Max kam herein. Ich warf diese Blätter schnell in ein Schubfach. Er darf es nicht lesen, er, mit dem ich glaubte ganz eins zu sein. Was ist denn geschehen? Ach nicht viel, und doch alles, denn ich war bis jetzt eine Nachtwandlerin und nun bin ich erwacht und nun stehe ich mitten im Kampf. Ich will erzählen,

wie es kam. Das Frühjahr verlief noch so friedlich und schön, wir waren umgeben von Blumen, von Rosen und von Freude, wir gingen Hand in Hand. Da vor vierzehn Tagen, als wir eines Abends von einem Spaziergang zurückkamen, da lag auf seinem Schreibtisch ein Brief.

Er nahm den Brief in die Hand.

Dann zuckte er plötzlich zusammen und ging rasch damit fort.

Ich sah es gleich, es war die Hand seiner Mutter.

Vor seinem Schreibtisch sitzend fand ich ihn, das Gesicht in die Hände vergraben.

Vor ihm lag der Brief.

„Was ist es, mein Herz?" fragte ich leise, mit der Hand über seine Stirn streichend.

Er fuhr auf.

„Du hier?" sagte er. „Gitta, ich verschonte dich gern mit diesen Dingen."

„Das ist nicht recht von dir. Was schreibt deine Mutter? Es kann mich gar nicht kränken, denn ich, an ihrer Stelle —"

„Wie kannst du nur immer so überlegt sein? Mich würde es blutig kränken, wenn ich ungerechterweise — und dies ist ungerecht."

Er warf den Brief zornig beiseite.

Eine Weile schwieg ich.

Dann ging ich ans Fenster. „Gleich wird die Sonne untergehen," sagte ich. „Komm, Max, sei nicht so bitter und laß uns sehen, was wir thun können."

Er umschlang mich mit beiden Armen.

„Wie könnte ich bitter sein mit dir, an deiner Seite, Gitta! Mein Ein und Alles."

Er bedeckte mein Gesicht, mein Haar mit Küssen, und für einen Augenblick vergaßen wir alles, außer dem einen, daß wir uns hatten und zusammen waren. Wir merkten es nicht, daß die Sonne jetzt ganz unterging und die Nacht ihre breiten Schatten über die Erde warf.

„Sage mir nun, was deine Mutter schreibt."

„Mein Vater ist sterbend, und sie möchte, daß ich käme und eventuell eine Versöhnung —"

„O Max, natürlich, du mußt hin, so schnell du kannst."

„Nein, ich werde nicht hingehen. Sie wissen, welche Bedingung ich an eine Versöhnung geknüpft habe, und da Mama dich in ihrem Briefe überhaupt nicht erwähnt, so ist es nur eine Beleidigung für mich, diese Aufforderung; ich —"

„Sie sind doch — deine Eltern.“

„Und du bist meine Frau.“

Eine Stille entstand.

„Mari, laß uns zusammen hinreisen,“ bat ich.

„Dem kann ich dich gar nicht aussetzen, mein Liebling,“ war seine Antwort.

„Doch, ich bin viel gewöhnt, — es wäre doch ein Versuch —“

„Wir wollen es uns bis morgen überlegen, heute abend ist es doch zu spät zu reisen.“

Aber ich ließ ihm keine Ruhe.

„Wir dürfen diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen. Daß deine Mutter dir überhaupt schreibt, ist ein Zeichen, daß sie sich nach dir sehnt.“

„Ja, aber dann werde ich allein reisen.“

„O, lasse mich nicht hier zurück, Max, nimm mich mit!“

„Sei doch kein Kind, du kannst dir doch denken, daß ich dich nachkommen lassen werde, sobald es geht!“

„Ja, das versprich mir, Max. Nun will ich deine Sachen ordnen. Komm, du mußt reisen. Und nun sage, was du brauchst.“

In der Frühe am nächsten Tage reiste er ab.

Ich verlebte einen einsamen, trüben Tag.

Am anderen Morgen erhielt ich eine Depesche, die mir seine glückliche Ankunft meldete, und daß er seinen Vater lebend vorgefunden und seine Mutter gesprochen habe.

Neue Hoffnungen beseelten mich. Ich hatte keine Ruhe mehr. Es würde mir gewiß gelingen, das Herz seiner Mutter zu erweichen. Ich faßte den Entschluß, ihm nachzureisen, und führte ihn noch am Abend aus.

Am anderen Morgen war ich in Bergeshöhe. In einem kleinen ländlichen Wirtshaus stieg ich ab. Unter einer großen Linde saß ich und ruhte mich aus.

Ich hatte ihm einen Zettel hinaufgeschickt auf das Schloß, dessen Zinnen ich droben über den Bäumen ragen sah, mit der Bitte, mir den Eintritt in das Haus seiner Eltern nicht zu wehren.

Schwüle, sengende Hitze lag über dem kleinen Thal.

Ich hatte den leichten Strohhut abgenommen und lehnte meinen Kopf gegen den breiten Stamm des Baumes.

Ich wartete auf die Antwort meines Mannes, auf ihn selbst.

Und hier also war seine Heimat! Wie hatte ich es auf mich

nehmen können, ihn da herauszureißen! Der laue Wind spielte mit meinen Haaren, ich schloß die Augen halb und lauschte dem geheimnisvollen Rauschen des Baumes, dem lauten Gezwitscher der Vögel. Musik und Harmonie um mich herum auf dieser friedlichen Bergeshöhe, und da saß ich nun wie ein Mißklang in alledem; denn ich, ich war als Unfried, als Zerstörer in dies Land und seine Bewohner eingedrungen, ich hatte den ältesten Sohn und Erben an mich geschmiedet, an die Komödiantin. —

Vor mir stieg eine Lerche kerzengrade in die Luft und verschwand im weiten Himmelsraum.

Ich hob die Arme, als müßte ich auch fliegen, aber matt sanken meine Hände in den Schoß zurück.

Wie heiß es war, und wie es rauschte im Baum!

Ich verstand das Lied, das er mir sang in immer wechselnden, wiegenden Melodien:

Hoch könnt' ich fliegen,
Wär' ich nicht gebannt,
Hätte nicht die Liebe
Mir die Flügel verbrannt. —

Warum kam mein Mann noch immer nicht?

Ich hörte auf der Fahrstraße einen Schritt sich nahen. Es war nicht der meines Mannes, den hätte ich gleich erkannt. Aber ich kannte diesen Schritt auch. Und da stand vor mir Tom Voigt.

„Mein Gott, wie kommen Sie hierher?" fragte ich, indem ich aufstand und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Das ist allerdings überraschend, daß wir uns hier treffen," antwortete er, sichtbar erfreut. „Ich gastiere hier am Sommertheater zu Bernhau und mache heute eine Fußtour zur Erholung, — aber wie kommen Sie denn hierher?"

Ich hatte mich wieder niedergelassen und er setzte sich zu mir. Dieses unerwartete Wiedersehen mit dem früheren Kameraden erregte mich sehr.

Ich fühlte seinen prüfenden Blick auf mir ruhen.

„Ich bin mit meinem Mann in Bergeshöhe, seiner Heimat, — ich — werde ihm jetzt entgegengehen."

„Ach, bleiben Sie doch einen Augenblick," bat er, „es wird Sie doch interessieren zu hören, was ‚das Haus' macht und Frau Rabenhorst —"

Ich war im Begriff gewesen fortzugehen, jetzt blieb ich sitzen. Nur Fassung, Ruhe, dachte ich.

„Nun?" fragte ich kurz.

„Ich habe den Vorzug gehabt, Frau Rabenhorst vor einigen Wochen zu sehen. Sie ist riesig gealtert, ich glaube sie ist ganz kaput, seit Sie fort sind."

Ich schwieg.

Etwas stieg mir schwer und heiß die Kehle herauf, ich mußte die Zähne zusammenbeißen.

„Was ist das überhaupt für'n Unsinn," fuhr er fort, „daß Sie fortgingen. Alles geht drüber und drunter seitdem. Amberg will gehen, das Wilhelmtheater macht uns kolossal Konkurrenz jetzt, nächstens müssen wir überhaupt die Bude verlassen. Das geht so. Fräulein Gitta, wenn der Häuptling die Fahne sinken läßt, dann geht alles andere kopfüber hinterher."

Mir war zu Mut wie einem Schlachtroß, das in der Ferne plötzlich die Trompete wieder hört.

Er sah, wie ein Zucken durch meine Glieder ging.

„Sehen Sie wohl, das war ein verfehlter Versuch, daß Sie uns und die gute Sache verließen; da ist niemand, der Ihre Stelle ausfüllen kann. Die Ina spielt ja vorzüglich, aber —" er hieb mit dem eleganten Spazierstock durch die Luft, daß es pfiff, „aber da ist kein Feuer dahinter — wie bei Ihnen."

„Gott, dies Feuer," dachte ich, „dies wahnsinnige Feuer!"

Meine Hände wurden eiskalt. Das war immer der Anfang.

„Und nun hören Sie mir einmal zu. Also die ‚Gudrun' wurde neulich gegeben hier in Bernhau, haarsträubend. Ich dachte die ganze Zeit an Sie, und wenn Sie nur dagewesen wären — mit ein paar Worten, ein paar guten Ratschlägen hätten Sie retten können, und besonders, wenn Sie selbst nur einen Moment auf der Bühne gewesen wären — wär' das ein Leben geworden! Nun sagen Sie nur zu Ihrem Mann: ‚Ich habe jetzt lang genug gefeiert, jetzt geht's wieder an die Arbeit, wenn —'"

„Herr Voigt," unterbrach ich ihn, „hören Sie auf!"

Jetzt endlich hatte ich meine Selbstbeherrschung wieder.

„Wir wollen über diese Sache nicht weiter sprechen," begann ich kühl, ihm voll in die Augen schauend.

Er verbeugte sich. Er durchschaute mich dennoch.

„Wie Sie befehlen, gnädigste Gräfin. Sprechen wir über die

Gegend, über das Wetter. Nicht wahr, reizender Ort hier, wirklich sehr niedlich! Gedenken Sie und Ihr Herr Gemahl hier längeren Aufenthalt zu nehmen?"

„Ja," erwiderte ich ebenso. „Wir bleiben hier noch sehr lange, und ich will Sie in Ihrem Spaziergang auch nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl, Herr Voigt!"

Er stand auf und zog tief den Hut.

„Ich empfehle mich Ihnen, gnädigste Gräfin!"

Plötzlich faßte er meine Hand, ein hübsches Lächeln überflog sein kluges Gesicht.

„Wir konnten immer gut zusammen Komödie spielen," sagte er, „und es ist wohl besser, wir spielen weiter. Aber famos war sie doch, unsere gute Kameradschaft von früher, und die gemeinsame Arbeit und das Ringen und der Erfolg —"

In diesem Augenblick fuhr eine elegante Equipage an uns vorüber. Darin saßen eine Dame und ein Herr.

Mein Mann mit seiner Mutter.

„Gitta!" hörte ich seine erschrockene Stimme rufen. Dann hielt der Wagen plötzlich.

Ich sah ihn mit der Dame sprechen, dann aussteigen und jetzt rasch auf mich zukommen.

Der Wagen fuhr weiter.

Ich schüttelte den Schreck, den sein Erscheinen mir verursacht hatte, ab und ging ihm entgegen. Als wir uns begrüßten, trat Voigt auch heran.

„Herr Graf erinnern sich meiner gewiß nicht mehr? Voigt. Ihre Frau Gemahlin war so liebenswürdig, mir einen Augenblick Zeit zu schenken — die gnädige Gräfin ist früher so überaus gütig zu mir gewesen. Ich empfehle mich den Herrschaften!"

„Sehr liebenswürdig, adieu!" antwortete Max in schlecht verhehltem Zorn.

Voigt schritt bereits nachlässig, mit seinem Stöckchen in der Luft spielend, weiter.

Wir standen uns gegenüber. Die Erregung machte ihn blaß.

Ich war jetzt ganz ruhig.

„Gitta, was bedeutet dies?"

„Ich bin dir nachgereist, denn —"

„Gegen meinen ausdrücklichen Wunsch?"

„Ich sorgte mich um dich. Hast du meinen Brief nicht bekommen?"

„Brief? Nein — ich verstehe dieses gar nicht. Und wie kam dieser Mensch, dieser Voigt, oder wie er heißt, hierher?"

„Der kam — das weiß ich nicht mehr. Sage mir vor allen Dingen, wie es deinem Vater geht!"

Er ließ plötzlich meine Hände fahren und ging einige Schritte hin und her.

„Warum hast du dies alles nur gethan, Gitta? Es trifft sich zu unglücklich, ich —"

„Ist es so schlimm? Ich wollte doch nur auf dich warten hier unten, Max; ich hoffte, deine Mutter würde mich vielleicht —"

„Meine Mutter? Mit der ist jetzt alles verloren durch diese unglückliche Geschichte."

„Was meinst du?"

„Du bist klug genug, um zu wissen, was ich meine. Dein Benehmen hier eben mit dem — Schauspieler."

Ich fühlte, wie mir die Röte in die Wangen stieg. Wir gingen jetzt nebeneinander in der Abendsonne die sandige Fahrstraße entlang.

„Was that ich denn?" gab ich zurück. „O Gott, über diese Kleinigkeit wird er sich nun ereifern!" dachte ich.

„Sieh mal, Kind, du thatest ja sicherlich nichts Böses, das meine ich nicht; aber meine Mutter und ich — wir kommen da angefahren, und ich bemühe mich eben, ihr auseinanderzusetzen, daß du mit — früher — ganz gebrochen hättest, und da sagt sie zu mir: ‚Da unter der Linde — das ist der Schauspieler Voigt, er spielt in Bernhau und macht oft unseren Park unsicher. Ich kenne ihn von Ansehen, und ich denke immer mit Entsetzen, Max, daß deine Frau mit solchen Leuten gelebt und verkehrt hat, auf intime Weise, und' — da kamen wir näher, ich sah gar nicht hin, und sie sagt weiter: ‚Er spricht mit einer Dame, das heißt es ist wohl eine Schauspielerin. Führen sie da eine Scene auf?' — ‚Wo?' sage ich, zerstreut in Gedanken an dich, und da sehe ich — dich, Gitta, und der Mensch steht dicht vor dir und hat deine Hand, und du siehst ihn mit glänzenden Augen an, und — meine Mutter sah das auch — was soll sie nun von dir denken? Ihr Gesicht versteinerte förmlich, als ich deinen Namen rief. Nun ist eine Versöhnung ausgeschlossen."

Wir standen jetzt still und sahen uns an.

Die ganze Zeit, während er sprach, hatte ich nur das Eine gedacht: „Dies ist der Anfang vom Ende."

Und als ich ihn nun anblickte, dachte ich weiter: „Ist dies mein Mann oder ein ganz Fremder, der hier vor mir steht?"

Ein Wort schwebte mir auf den Lippen; ich unterdrückte es. Ich war zu erschrocken über diese plötzliche Uneinigkeit.

„Deine Mutter wird doch nicht wegen dieser einen kleinen, rein äußerlichen Angelegenheit, daß ich hier eben mit Voigt sprach, über mich urteilen!"

„Gitta, du bist doch jetzt in einer kritischen Lage, um so mehr muß man den Schein wahren!"

Ich legte meine Hand auf seine Schulter. Meine Stimme bebte, als ich jetzt antwortete:

„Max, wollen wir es nicht einmal ganz einfach und sachlich nehmen? Voigt und ich haben jahrelang tagtäglich zusammen gearbeitet. Ich kenne ihn als einen — anständigen Menschen und soll ihn nicht begrüßen, wenn ich ihn hier treffe? Ich bin doch gewesen, was er ist, das können wir doch nicht wegleugnen."

„Leider Gottes, nein. Hättest du doch damals auf mich gehört, anstatt —"

Ich schloß ihm mit der anderen Hand den Mund.

„Sei nicht ungerecht!" bat ich sehr leise.

So hatte er mich noch nie angeblickt! Was hatte er? Was mochte er denken? Plötzlich schloß er mich in seine Arme.

„Verzeih," murmelte er, „ich war heftig, wir wollen uns nicht zanken, komm, beruhige dich, du bist so blaß! Wir wollen ins Holz gehen, da weiß ich eine Bank, wo wir noch etwas sitzen können, und dann wollen wir nie wieder über solche Dinge sprechen. Wenn meine Eltern unversöhnlich sind, so ist es nicht deine Schuld."

Wir bogen von der Landstraße in einen Wiesenpfad ein, und dann stand da am Rande des Waldes eine einfache Bank. Da ließen wir uns nieder.

„Ist meine — Heimat nicht schön?" fragte er, mich an sich drückend und mich liebkosend. „Diese kleine Bank machten mein jüngster Bruder und ich, als wir klein waren. Ich habe diesen Blick in die Wiese immer geliebt."

„Deine Heimat!" wiederholte ich, und dann nach einer Pause: „Ach, Max, daß wir nicht über alles sprechen sollten, das hilft gar nichts. Ich möchte gerade, wir sprächen ganz offen und natürlich darüber, und es ist doch bis jetzt noch weiter nichts geschehen, als daß ich mit Voigt sprach; ich bin nun doch schon über ein Jahr deine

Frau. Soll ich noch jetzt herauf zu deiner Mutter gehen und sie bitten — ich will gerne bitten, hörst du?"

„Das — ich fürchte — du kennst meine Mutter nicht."

„Du meinst," gab ich in richtiger Antwort auf seine Gedanken zurück, „sie würde in mir nur die Schauspielerin sehen und so auch alles, was ich sage, thue, deuten."

„O bewahre," sagte er hastig, „wie kannst du so etwas denken! Sie weiß ja, daß du nicht immer Schau—, nicht immer dieser Kunst gedient hast, sondern bis zu deinem achtzehnten Jahre unter unsersgleichen und in unseren Lebensanschauungen groß geworden bist; das ist doch etwas anderes."

„Ich gehörte niemals zu euch," dachte ich.

„Aber," fuhr er fort, „mein Vater ahnt überhaupt nicht, daß ich hier bin. Danach kannst du ermessen —"

„Armer, Lieber, hier in deiner schönen Heimat fühle ich so doppelt das Unrecht —"

„Unsere Liebe ist kein Unrecht, höre nur niemals auf, mich zu lieben, Gitta?"

„Ich dich? O, niemals! Weißt du noch den Spruch, den Pastor Ludwig bei unserer Trauung sagte?"

„Ich muß gestehen — da dachte ich wohl mehr an dich, als an das, was der alte Mann redete."

„Ach, bitte, sprich nicht so," sagte ich. „Es war: Die Liebe höret nimmer auf."

„Sehr schön! Aber das brauchte er uns doch nicht erst zu sagen. Wie sollte unsere Liebe aufhören!"

„O, Max, Gott helfe uns dazu!"

„Aber Gitta — komm, laß den Trübsinn, mir ist ganz froh und leicht, seit ich dich nun wieder habe, ich will dich nicht wieder allein lassen. Jetzt übernachten wir hier in dem kleinen Wirtshaus, das wird höchst romantisch; als Kinder wünschten wir es uns immer brennend. Ich werde an meine Mutter einige Worte schreiben, und morgen früh reisen wir in unser Heim, unser Nest in den Bergen, zurück. Mein Vater kann mich doch nicht sehen. Es scheint sich wieder hinzuziehen."

Der Trübsinn wollte nicht von uns weichen, trotzdem wir in dem romantischen kleinen Wirtshaus übernachteten, vielleicht gerade deshalb, weil wir das mußten.

Der Zorn der Eltern nagt an seinem Herzen. Für so streng und unerbittlich hat er sie doch nicht gehalten. Allerdings, wenn er sich

überlegt, was er ihnen angethan, so müßte er ihre Entrüstung begreifen. Auch ihr Vorurteil gegen mich war natürlich, da brauchte er doch nur an seine eigene Brust zu schlagen. Und dennoch hat er, als er hier herreiste, auf eine Versöhnung gehofft. Mein Dazwischentreten hat alles verdorben! Das zeigte ihm ein kalter, zorniger Brief seiner Mutter, den er früh am anderen Morgen empfing. Wohlan, so galt es sich ganz loszulösen von der Vergangenheit!

„Wir schütteln den Staub von unseren Füßen," sagte er zu mir, als wir beide durch den Wald schritten zur Bahnstation, Hand in Hand, „und wir fangen unser freies Zigeunerleben wieder an."

„Wie konnten wir es wagen, ohne ihren Segen unser Leben anzufangen? Das begreife ich jetzt nicht mehr!" sagte ich.

„Du weißt nicht, wie ich darum gerungen habe, Kind; aber nun ist's mit dem Bitten vorbei. Ich setze meinen Fuß nicht wieder hierher. Die Sonne scheint ja überall, und wo du bist, da ist meine Heimat."

Er nahm den Hut ab und bot seine Stirn dem Morgenwinde. Dann fing er an zu singen:

„Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein,
Glückselig sein die Stunden,
Die wir beisammen sein.
Mein Herz trägt eine Ketten —"

Plötzlich brach er ab.

Da war die Grenze von Bergeshöhe. Eine unscheinbare weiße Pforte am Saum des Holzes.

Wir schritten still hindurch. Singen konnte er nicht mehr. Nur fester umschlossen sich unsere Hände und stumm gingen wir unseren Weg weiter.

Die Sonne ergoß ihre goldenen Lichtstrahlen über die Erde, und in ihrem Glanze gingen wir dahin.

Ueber unseren Lebensweg ist der erste drohende Schatten gefallen.

* * *

Ende Juni. So reisten wir wieder hierher und haben unser altes Leben wieder aufgenommen. Es ist nicht mehr das alte. Ein Bann liegt über uns. Das Wiedersehen mit Voigt hat mir so plötzlich meine Vergangenheit wieder vor die Augen gezaubert. Seine Worte klingen mir in den Ohren, die Blindheit fällt von meinen Augen, mit tödlichem Schrecken sehe ich plötzlich, was ich gethan! Max sieht mich so sonderbar

an. Oft und manchmal denke ich: Ob er mich wohl wieder auftreten lassen würde, wenn ich ihn bäte, ihn anflehte? Ich dachte das gestern. Da fiel mein Blick auf seine große, charakteristische Hand, an der ein Siegelring mit dem Siwedenschen Wappen glänzte, und diese Hand hält mich fest, sie drückt meine Seele zusammen — ich bin in ihrer Gewalt! Meine Bitte verstummte.

* * *

Letzter Juni. Ich konnte neulich nicht weiter schreiben. Ein Mann mit einer Drehorgel stand unter meinem Fenster und spielte unablässig. Ich mußte hinausschauen und zuhören. Es liegt eine eigentümliche Macht in diesen unschönen, gellenden Tönen. Es ist wie ein Schrei aus der Tiefe — —

Zwei Kinder, ein blondes und ein dunkelhaariges, faßten sich an und tanzten auf der Straße in der Sonne mit blitzenden Augen und roten Wangen; andere gingen achtlos vorüber. Einige warfen Pfennige auf den Leierkasten. Und der Mensch stand mit seinem unbeweglichen, verkommenen Gesicht und spielte.

Hören sie denn alle nicht die erschütternde Klage, die in dieser elenden Musik liegt und so laut aus ihr spricht? Vielleicht zu laut, und darum überhört man sie lieber, wie das Geheul eines gefesselten Tieres.

In meinem Innern, da schlummern dieselben Stimmen.

Einmal angerührt, würden sie mit derselben Kraft und Fülle hervorbrechen wie aus der Drehorgel, laut und gellend nach Befreiung aus dem Elend schreiend, schreiend — o Gott, ich kann nicht mehr!

* * *

1. Juli. Heute bin ich ruhiger, und ich muß noch eine Begebenheit erzählen von unserer Reise. Ich habe seine Mutter doch noch gesehen in Bergeshöhe!

In der Morgenfrühe, als Max seinen alten Freund, den Förster, aufsuchte, war ich doch noch auf dem Schloß gewesen. Das habe ich ihm nicht gesagt. Ich sah seine Mutter.

Sie saß auf einer Terrasse und trank den Morgenkaffee.

Max sieht ihr sehr ähnlich.

Dieselbe breite Stirn, die dunkeln Augen und die tiefe, trotzige Falte dazwischen.

Sie erschrak, als ich die eiserne Wendeltreppe heraufschritt und dann vor ihr stand.

„Ich bin seine Frau,“ sagte ich, „und komme als Bittende —“

Sie stand auf und durchbohrte mich förmlich mit ihren Blicken. Ich sehe es alles vor mir: den Kaffeetisch, das schwere silberne Service, eine Menge geröstetes Brot — das war meine Wonne als Kind — und hinter dem Tisch die große Dame mit weißen Haaren und empörtem Gesicht.

„Du unfreundliche alte Frau," dachte ich, „aber du giebst die ‚unversöhnliche Gräfin' ganz ausgezeichnet."

Es ist entsetzlich, daß ich jede Situation als solche immer sofort erfassen muß. Der oder die andere, mein Gegenüber, interessiert mich in demselben Augenblick so brennend, alles, was es thut und sagt, daß mir das Ganze sofort zu einer Scene wird, wo ich die handelnden Personen, mich selbst mit eingeschlossen, mit intensiver Aufmerksamkeit betrachte und studiere. Es ist eine merkwürdige, interessante Anlage. Aber man möchte manchmal vor sich selbst fliehen.

„Sind — Sie die Schauspielerin?" sagte mein Gegenüber jetzt stotternd.

„Ja," antwortete ich. Mein zweites Ich rief mir zu: „Jetzt fall ihr zu Füßen, weine, bitte, flehe." Nur der Gedanke an Max hinderte mich an dieser Komödie, die ich sonst ganz gut hätte aufführen können. Die Folgen hätten mich interessiert.

Bin ich ein schlechter Mensch?

Es lag mir alles an einer Versöhnung mit ihr.

„Was wollen Sie denn hier?" gab sie zurück.

„Ich wollte — können Sie nicht verzeihen, Frau Gräfin?"

„Nie," rief sie, „nie, denn Sie werden ihn unglücklich machen!"

Ihre Heftigkeit machte mich kalt.

Arme Frau!

Und doch hat sie recht.

„Um seinetwillen —" fing ich wieder an.

Sie unterbrach mich.

„Wenn Sie ihn je liebten, so geben Sie ihn wieder frei! Sie entfremden ihn seinen Eltern, Sie rauben ihm sein Erbe — geben Sie ihn frei, dann will ich — verzeihen."

Ich blickte sie starr an.

„Das sind deine Begriffe von Pflicht und Recht," dachte ich. „Eine Scheidung scheint dir ehrlicher als eine Heirat mit einer Schauspielerin. Wunderbare Welt!"

Welches Unheil hatte ich in dieser Familie angerichtet.

„Ich habe nichts mehr zu sagen," murmelte ich hoffnungslos.

Damit ging ich die Treppe wieder hinunter. Ich höre noch das Klickklack meiner Reisestiefel auf dem durchbrochenen Eisen der Treppe; ich dachte: nun ruft sie mir nach, und spann die Unterhaltung in Gedanken weiter; aber sie rief nicht, und ich ging weiter, klickklack, über den Hof, dann durch eine Rosenhecke, dann den steilen, schmalen Pfad hinunter, und dann war ich im Gasthof, ehe mein Mann zurückkam. Das Ganze hatte eine gute halbe Stunde gedauert, viel zu lang für eine so unbedeutende Scene, das heißt den Auf- und Abstieg vom Schloß rechnet man ab, dann wird es sehr kurz; die Pausen dürfen nicht wegfallen, die sind sehr wirkungsvoll. O Gott, wo gerate ich hin!

XI.

Jetzt sind wir im November. Tristezza! Wieder haben wir eine lange Reise hinter uns. Wir hatten keine Ruhe mehr in dem kleinen Häuschen, es war uns leid geworden. Wir verkauften es und reisten an die See. Das Meer ist mir zu groß. Es regt mich auf. Seit dem Oktober wohnen wir in Freiburg. Wir sind nicht mehr glücklich.

Ich dachte, das Unglück verbände die Menschen fester. Aber wir sind selbst unser Unglück.

Wir konnten die traurige Versöhnungsfahrt nach Bergeshöhe nicht totschweigen, und wir sprachen viel darüber. Wir sprachen über alles. Der Bann war gebrochen.

Wir hatten während der Reise furchtbare, aufregende Scenen. Wir konnten uns gegenseitig nicht verstehen.

Einmal sagte ich es ihm doch ganz ruhig: wenn ich wieder spielte — würde alles besser werden.

Er geriet außer sich.

Eine Frau, die den ganzen Tag im Theater wäre und nur ihre Rollen im Kopf hätte, und die dann eine — allgemeine Persönlichkeit wäre — das wäre keine Frau für ihn, dann könnten wir uns lieber gleich ganz trennen. Und schließlich kommt er immer wieder mit dem selben Satz: ob meine Liebe denn keines Opfers fähig wäre.

Ich weiß nichts mehr darauf zu sagen.

Liebe, Liebe!

Besteht sie daraus, daß Mann und Frau den ganzen Tag thatenlos Hand in Hand zusammensitzen und sich sagen, daß sie sich lieben?

Arbeiten müssen sie, zusammen oder getrennt, und wenn sie dann auch nur eine halbe Stunde, eine Minute ungestörten Zusammenseins

haben, so ist das genug für ein ewiges Glück, für das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit hier und dort.

Max, Max, ich liebe dich!

Ein andermal fragte er mich ganz plötzlich, ob ich meine Kunst entbehrte! Ich war so erschrocken, daß ich nichts sagte. Meine Hände wurden kalt und feucht, und wie ein heißer Strom — ich wurde ganz plötzlich ohnmächtig damals. Ich weiß noch nicht warum.

Nachher hat er mich nie wieder gefragt.

Wir brachten die Tage draußen zu, immer draußen. Wir stiegen in die Berge, und manchmal waren wir so froh und glücklich wie in der ersten Zeit.

Dann wurden die Tage kürzer, und die Berge erschienen mir plötzlich so riesengroß und erdrückend, und wir fingen wieder an, Zukunftspläne zu schmieden. Es ist so schwer für ihn, sich jetzt einen Beruf zu schaffen.

Diese Stadt macht einen sympathischen Eindruck. Sie ist gerade groß genug, um für sich darin zu leben. Vor Berührung mit anderen Menschen habe ich, seit wir wieder in Deutschland sind, ein Grauen.

* * *

10. Dezember. Max hat jetzt angefangen zu schriftstellern. Er will ein größeres Werk schreiben über seine Orientreise damals. Ich bin so froh, daß ihn diese Arbeit interessiert. Aber wie lange soll **ich** diese Unthätigkeit noch aushalten! Ich gehe daran zu Grunde. Langsam, aber sicher. Aeußerlich leben wir sehr still und friedlich. Manchmal — nein, wozu daran rühren. Nur neulich abends — er wollte mir gerne vorlesen — er wählte Shakespeare, und er liest so gut, aber es regte mich furchtbar auf, ich mußte mich mit den Händen am Tisch festhalten, um ruhig zu bleiben. Ophelia habe ich gespielt, gegeben. Der Angstschweiß brach mir aus, als er an meine Rolle kam, und ich glaube, ich sagte ganz laut — o, o! — denn plötzlich sah er auf, und wie er mich ansah, wurde er ganz blaß und legte das Buch weg.

„Verzeih!" bat er so freundlich.

Ich zitterte am ganzen Körper.

Er kam zu mir und sagte:

„Ich dachte, die Größe und Schönheit dieses Werkes stände so einzig da, daß alle persönlichen Gefühle —"

„O ja!" fiel ich ein; ich wollte sprechen, vernünftig und ordentlich. „Ihr findet es schon schön und ergreifend, wenn ihr es nur lest, und wenn ihr es seht, seid ihr hingerissen. Aber nun denke, daß —

denke dir — da mitten dazwischen zu sein, eine solche Rolle zu geben, das darzustellen, was der große Mann dachte, es sprechen zu dürfen, diese unsterblichen Worte — kannst du nicht begreifen, daß das —"

„Ich begreife, daß es höchst interessant sein muß, Gitta. Aber du siehst so elend aus, ich hätte dich nicht so aufregen sollen; wir wollen etwas anderes lesen. Nicht wahr?"

„Ja bitte, Max!"

Wir sprachen nicht mehr darüber, und nun liest er mir „etwas anderes" vor: Erzählungen, Novellen. Der Konflikt dreht sich um Liebe, wahre und falsche, etwas anderes giebt es nicht, was der Mühe lohnt, sich aufzuregen. Ich spinne dann, das Rad surrt und summt, und meine Gedanken gehen hin und her und fliegen mit dem Rad rundum, weit zurück in die Vergangenheit und dann in die Zukunft und dann wieder zurück, rundum. O Isabella, warum habe ich dich verlassen!

Alle Versöhnungsversuche sind bis jetzt gescheitert. Ich kann es nicht mehr aushalten. Ich muß sie wiedersehen.

* * *

21. Dezember. Ich bin in Leipzig gewesen bei Madonna. Natürlich kostete es einen harten Kampf, bis Max es erlaubte. Ich mußte ihm erst klar machen, was sie alles für mich gethan hat, und daß sie mir eine zweite Mutter gewesen ist. Er billigte meinen Plan nicht. Ich wollte es schon aufgeben, da kam er zu mir und sagte: „Wenn du es dir so sehr wünschest, Gitta," und dabei sah er mich ganz traurig an. Das schnitt mir ins Herz.

Ich wollte ihn nicht betrüben, er mich nicht, und so war die Folge, daß wir einen wunderschönen Abend zusammen hatten, in Einverständnis und Liebe.

Ich werde diesen Abend nie vergessen. Aber nun bestand er auf meine Reise, und so fuhr ich am Dienstag mit dem Nachtzug fort. Im Laufe des nächsten Tages war ich in Leipzig. Es läßt sich nicht beschreiben, wie wunderbar mir zu Mut war, als ich dort ankam. Ich wurde überall erkannt und mit freudigem Erstaunen begrüßt. Ich fühlte, daß ich mit blödem Gesicht wieder grüßte. Denn war ich es, Gitta Worleben, die dort ging und fuhr? Nein, die ist längst gestorben.

Dies war Gräfin Siweden, die sich ganz still und gleichgiltig in ihren Wagen zurücklehnte und so zur Villa Rabenhorst fuhr.

Da stand ich vor der Pforte.

Ich kam unbemerkt in das Haus und in die große Wohnstube gleich rechts.

Alles war still.

Doch hörte ich nebenan eine Gänsefeder kreischen, und jetzt ihre Stimme durch die nur angelehnte Thür:

„Ist da jemand?"

Die liebe, liebe Stimme! Als ich noch jung war, wie ging diese Stimme mir durch und durch, wenn ich sie auf der Bühne hörte. Und später lernte ich sie dann in allen Tonarten kennen: weich und liebend, hart und scheltend. Und zuletzt hatte ich sie gehört — im Stadttheater, als sie mir Lebewohl sagte, ganz gebrochen und tonlos, um meinetwillen! Ich stieß die Thür auf.

„Madonna, Madonna!"

„Gitta!" rief sie entsetzt, und ich blieb auf halbem Wege stehen.

War ich denn eine Verfemte, daß alle vor mir zurückwichen? Seine Mutter und nun Madonna?

Sie war alt geworden. Ich sah es auf einen Blick, und sie sah wie die finstere Nacht aus.

„Zum Bangewerden, das alte schwarze Frauenzimmer," hatte Gisela einmal gesagt. Es fiel mir in dieser Sekunde ein und es half mir. Ich habe mich nie vor ihr gefürchtet, denn ich liebe sie.

Ich ging einfach auf sie zu, nahm die liebe Hand, die so viel für mich gethan, und küßte sie.

Sie stieß mich zurück. Sie rang nach Fassung. Plötzlich faßte sie mich bei den Schultern.

„Warum kommst du? Was willst du —?"

Ich verstand sie.

„Nein," sagte ich mit trockener Stimme, „das ist es nicht."

„Nun, was dann? Habe ich dich nicht gebeten, mich in Frieden zu lassen, mir nie wieder zu begegnen? Geh fort, Gitta, geh fort!"

Sie war entsetzlich aufgeregt.

„Madonna, unsere Freundschaft —"

„Du hast nichts auf sie gegeben, hast nicht auf mich gehört. Ich kann es nicht aushalten, dich so wieder zu sehen, nun, wo alles zerstört ist."

Mir wurde ganz schwindelig. Ich wünschte Max herbei, seinen starken Arm, seinen festen Willen.

„Kann denn Liebe nicht bestehen, wo —"

„Liebe? Das Wort ist Phrase zwischen zwei Menschen, die sich entgegen handeln und sind. Kind, Kind, was hast du gethan?"

„Soll ich wieder gehen, Madonna?“

Nun sank sie auf ihren Stuhl und weinte wie ein Kind.

Ich war außer mir. Ich weinte mit ihr, ich bat, ich flehte, und endlich öffneten sich ihre Arme wieder und ein Schimmer der alten Liebe brach aus ihren Augen. Mein Kopf lag an ihrer Brust. Ich erzählte ihr nichts, sie verstand mich ohne Worte. Glück und Verzweiflung stritten in meiner Seele.

Zwei Tage blieb ich. Wir waren versöhnt, und trotzdem waren es eigentlich trostlose Tage.

Sie hat recht.

Freundschaft ist ein Unding, wenn ein toter Punkt da ist, der nicht berührt werden darf, und der doch der Brennpunkt des Daseins ist. Worüber sollten wir sprechen? Wir saßen zusammen und wir aßen zusammen. Ich fragte sie, womit sie sich beschäftigte, und sie sagte, sie arbeitete ein Schauspiel durch, das ein jüngerer Dichter ihr zugeschickt habe. Dann fragte sie mich, was ich thäte.

„Nichts,“ sagte ich.

„Ob ich glücklich wäre?“

„In der Liebe — ja.“

Wenn andere Menschen zu ihr kamen, versteckte ich mich. — Sie spielt auch wieder. Dabei vergeht sie vor Schmerzen — Gicht, glaube ich — aber, um der Sache willen — —

Sie kennt keine Rücksicht auf sich selbst. Der Gram um mich bricht ihr das Herz. Ich weiß es, denn ich war ihr Werk. Aber was ist Gram, Kummer, Unglück — sie spielt.

Sie arbeitet. Sie führt ihre Sache durch. Sie ist alt, kümmerlich. Sie brauchte ja nicht mehr zu spielen — aber sie muß! Warum, warum? — fragt ihr noch?

Ihr Mann ist lange gestorben. Sie sind sehr glücklich gewesen. Bald nach seinem Tode spielte sie wieder.

Kann man als Witwe Theater spielen? Wenn ich mir denke, daß Max stürbe, ob ich dann je wieder — großer Himmel!

* * *

22. Dezember. Es würde mich nicht wundern, wenn ich den Verstand verlöre. Mir ist manchmal so merkwürdig zu Mut. Gestern mußte ich abbrechen, so siedend heiß wurde mir und so entsetzliche Gedanken und Eventualitäten marterten mich. Ich will noch den letzten Abend bei Madonna beschreiben. Sie fuhr um sechs ins Theater.

„Warum sollte ich nicht mitfahren und dich spielen sehen?" sagte ich plötzlich beim Lebewohlsagen.

Sie strich mit der Hand über mein Gesicht.

„Mignonne," antwortete sie, „thue es nicht!" Weiter nichts.

Ich stand am Fenster und sah ihr nach. Draußen war es dunkel. Ein eisiger Regen schlug gegen die Fensterscheiben.

In meinen Schläfen hämmerte das Blut. Ich mußte immer die Finger dagegen drücken. Dann ging ich in den Stuben herum. Es war mir alles bekannt. Die Photographien mit den Unterschriften. Lauter Künstler.

Als der Abend vorrückte, sagte ich mir: „Du bist doch ein ganz erbärmlicher Feigling, daß du nicht die Kraft hast, ins Theater zu gehen, nur, weil du selbst nicht mehr mitmachen sollst. Die Kunst, das Spiel der anderen müßte dich doch ebenso interessieren." Und damit war ich schon in meinem Zimmer, in meinem alten Zimmer. Ich zog mir ganz ruhig meinen Paletot an, dann lief ich in Madonnas Stube und hüllte meinen Kopf in einen ihrer langen schwarzen Schleier, und bald darauf fuhr ich in einer Droschke zum Theater. Was war denn Schlimmes dabei? Gar nichts. Ich stieg aus. Der Wagen rollte fort, und ich stand im Regen vor dem Theater.

Das Haus, unser Haus, „die geliebte Bude", wie Voigt diese Stätte unserer gemeinsamen Arbeit immer nannte.

Sollte ich hineingehen? Was wollte ich da? Mit einem Satz auf die Bühne hinunterspringen und dann und dann — —

Die Luft ging mir aus. Ich wollte meinen Mantel aufreißen, dabei fiel etwas zur Erde.

Ein kleines schwarzes Buch. Meine Visitenkarten. Da schwamm eine hin im Regen, die dicken Tropfen prasselten auf sie herunter, die schwarzen Buchstaben glänzten in der Nässe und im Laternenschein. „Gräfin von Siweden, geb. von Worleben."

Ach so, das war ich.

Gräfin Siweden.

Was wollte ich hier?

Was trieb ich mich herum in Dunkelheit und Unwetter? Ich kam mir plötzlich vor wie ein gehetztes Wild, und wie eine heiße Angst überfiel mich die Sehnsucht nach Max.

Er liebt mich, er muß mich retten, mich schützen vor mir selber! So wie ich dastand, lief ich schnurstracks zum Bahnhof. Da schrieb ich auf eine dieser Visitenkarten ein Lebewohl an Madonna, und dann

fuhr ich mit dem Nachtzug zurück. Der Schnellzug schien mir zu schleichen. Eine wahnsinnige Unruhe befiel mich, die Angst, zu spät zu kommen. Ich hatte ihm telegraphiert, daß ich käme, und endlich war ich am Ziel und wie eine Erlösung war mir sein geliebter Anblick. Da stand er! Er hat immer solche wohlthuende Ruhe bei allem, und als er meine Hand durch seinen Arm zog, fühlte ich mich geborgen.

O Max, Max, hilf mir und verstoße mich nicht, wenn das Schicksal — Was meine ich? Was schreibe ich da?

Ich höre in der Ferne ein großes Brausen und Sausen. Was naht sich mir? Was kommt? Oder ist es in mir, in meinem wilden Blut? O, welch ein Feuer, was für lodernde Flammen umgeben mich! Es rast durch mein Blut wie ein schwerer heißer Strom. Max, Max!

* * *

4. Januar. Das kann nicht mehr lange so fortgehen. Ich schlafe fast gar nicht mehr, und mein Kopf — Was war das eben? Nur der Wind. Er heult im Ofen.

Max hat neulich beim Bier einen alten Bekannten getroffen. Zu dem ist er heute abend gegangen.

Unsere kleine Stube ist gemütlich. Nur kommt sie mir immer überheizt vor. Wir haben ein schönes Weihnachtsfest verlebt. Wir beide unter dem Christbaum. Es war alles so eigenartig und voller Poesie. Draußen liegt jetzt viel Schnee. Er deckt die Erde zu, so weich und leise. Es schläft sich gewiß gut unter dieser kühlen Decke. Wir schickten uns mit Bentheims gegenseitig Sendungen.

Andrea ist krank.

Wie heiß es hier ist!

Ich habe ein Fenster aufgemacht. Nun kommen die Schneeflocken hereingetanzt und gewirbelt wie eine Schar kleiner weißer Geister. Was wollen sie hier bei mir? Nur sterben und vergehen?

Hör', wie der Wind tobt! Vom Gebirge kommt er her.

Brausewind, Sausewind. Alle meine Rollen gehen mir in letzter Zeit im Kopf herum. Es sind so viele. Dreißig oder dreißigtausend. Ich weiß es schon gar nicht mehr.

* * *

5. Januar. Heute kann ich mich gar nicht auf meine Rolle besinnen.

Ich suche eine bestimmte, aber ich weiß nicht welche.

Es ist doch nicht möglich, daß ich Elisabeth plötzlich in Versen sprechen soll? Wer hat denn das Glück im Winkel geschrieben? Ich

muß ihn fragen. Es sind keine Verse. Ich weiß es bestimmt. Und morgen schon ist Probe! Was wird Herr Bucher sagen? Wie schlecht spielte Kluth gestern, Voigt und ich lachten, das war das Gemeine, wie Bucher ihm zehnmal den einen Satz vorsprach, nein, vorschrie — schrie jemand draußen? War ich es selbst? Max bleibt so lange weg heute, ich glaube, er ist seit einem Jahr weg. Ich kann mich gar nicht erinnern. Und ich wußte die Rolle doch eben noch. Gestern jedenfalls. Ich will dies unsinnige Schreiben lassen und sie herdeklamieren. Nein, ich muß sie erst aufschreiben, dann weiß ich sie erst, sonst kann ich sie ja auch gar nicht behalten. Also: „Betrogener Thor, in der Jungfrau Hand bist du gefallen.“ Was heißt gefallen? Ich verstehe kein Wort, ich muß ganz schnell schreiben, ganz schnell, und dann weg mit dem Buch, denn Max darf es ja nicht sehen. Betrogener Thor, weiter komme ich nie, dann laufen die Gedanken geradezu weg, so schnell, so schnell; ich kriege sie nie wieder, ich kann nicht so schnell — betrogen, betrogen!

(Fortsetzung folgt.)



Mittags.

Von

Georg Busse-Palma.

Der wilde Wein, der das Spalier umflicht,
Sein grüner Vorhang schützt uns vor den andern —
Hier sieht uns niemand. Nur die Stunden wandern
An uns vorbei und die auch sehn uns nicht.

Das Leben schläft. Sogar der Sonnenschein
Liegt weiß und atmend auf den bunten Beeten.
Und wär' der Engel nicht zu uns getreten,
Der Liebe heißt, wir wären ganz allein.





Bühne und Tribüne.

Rudolph Genée, dessen „Zeiten und Menschen"*) betitelte „Erlebnisse und Meinungen" bereits in zweiter Auflage vorliegen, ist ein Mensch, der mindestens auf einem Kunstgebiet sicher Großes und Bleibendes geleistet haben würde, wenn er seine Kräfte durch eine rätselhafte Unruhe, die ihn beinahe Zeit seines Lebens zwischen verschiedenen Gebieten schwanken ließ, und, im Zusammenhang damit, durch eine übergroße Vielseitigkeit nicht allzusehr zersplittert hätte. Rudolph Genée ist, teils nacheinander, teils gleichzeitig, ein trefflicher Xylograph und geschickter, ideenreicher Zeichner, ein feuriger Patriot und überzeugungstreuer Politiker, ein sehr achtenswerter Zeitungsredakteur, ein zum Teil recht erfolgreicher dramatischer Dichter und sehr verdienstvoller dramatischer Bearbeiter (Sheridans „Lästerschule" und Kleists „Hermannsschlacht"), ein kenntnisreicher Litterarhistoriker und — last not least — ein vorzüglicher Kenner und Vorleser Shakespeares gewesen.

Es ist schwer zu entscheiden, ob äußere Mißverhältnisse, die ja zweifellos bestanden haben, oder unabänderliche innere Entwicklungsbedingungen ihn zu keiner Konzentration der ihm ursprünglich innewohnenden produktiven Kräfte und darum nicht zur höchstmöglichen Entwicklungsstufe haben gelangen lassen. Leider gestattet auch die ungemein anziehend geschriebene und inhaltreiche Selbstbiographie in Bezug auf diese Frage keine sicheren Schlüsse.

Rudolph Genée ist am 12. Dezember 1824 zu Berlin geboren, wo sein Vater Opernsänger beim alten Königstädtischen Theater am Alexanderplatz war. Das Interesse für das Theater und für alles damit Zusammenhängende war also ein gegebenes. Der Knabe besuchte erst eine Elementarschule in Berlin, dann das Diesterwegsche Seminar in der Oranienburgerstraße, endlich das Gymnasium „zum grauen Kloster". Wegen seiner Liebe zum Zeichnen wurde er für die Holzschneidekunst bestimmt.

Schon als Lehrling beschäftigte er sich viel mit Litteratur, und zwar hauptsächlich schon damals mit Shakespeare (in der Rapp-Kellerschen Ausgabe). Zu seinen Lieblingsdichtern zählten noch Schiller, Goethe, Heine, Herwegh, Hoffmann, Walesrode, Prutz. Das kennzeichnet die damalige politische Richtung Genées. Er schloß sich natürlich der liberalen Bewegung an und war eines der bedeutenderen

*) Gr. 8⁰. 358 Seiten. Zweite Auflage. Mit einem Bildnisse des Verfassers. Berlin. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.



Mitglieder des „Rütli“, dem u. a. Titus Ullrich, Ernst Kossak, Wilhelm Scholz, Gustav von Szepanski, Hermann Krigar, Ernst Dohm, Hieronymus Truhe, Rudolph Löwenstein und Leopold Arends angehörten. Die Schilderung der Vereinssitzungen, denen bisweilen Gäste wie Rudolph Gottschall, Luise Aston, Bogumil Goltz u. a. beiwohnten, ist ebenso wie die Schilderung des damaligen Berliner Theaterwesens sehr interessant und lehrreich. Die Richtung des Vereins charakterisiert sich schon dadurch, daß gewissermaßen seinem Boden die Idee zur Gründung des „Kladderadatsch“ entsprossen ist, zu dessen Mitarbeitern Rudolph Genée später gehörte. Wer die Märztage recht verstehen will, thut wohl daran, das Genéesche Buch zu lesen. Was hinter den Coulissen vorgeht, ist oft interessanter und bedeutsamer als das Stück, das sich auf der Bühne abspielt.

Daß uns Genée über die Märztage selbst gerade viel Neues brächte, kann nicht behauptet werden, da er sich, wie er selbst ironisch bemerkt, mit dem besseren Teil der Tapferkeit in Sicherheit zu bringen wußte. Immerhin war er Augenzeuge des Beginns der Unruhen und Ohrenzeuge der fatalen zwei Schüsse auf dem Schloßplatz, die das Signal zum nachfolgenden Barrikadenkampfe gaben. Nach Genées Schilderung unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß diese beiden Schüsse auf einem unglücklichen Zufall beruhten, so daß die vielbespöttelte Erklärung „Ein Mißverständnis! Der König will das Beste!“ zweifellos den Thatsachen vollkommen entsprochen hat.

In das tolle Jahr fiel der erste Entwurf einer Tragödie, die den Hussitenhelden Ziska feierte. Ende 1848 wurde das Stück beendet und im Danziger Stadttheater, dessen Direktion sein Vater 1841 übernommen hatte, mit einem hübschen Achtungserfolg gegeben. Es folgte eine politisch-satyrische Posse „Müller und Schultze oder die Einquartierung“, die zuerst in Danzig und dann in Berlin große Lacherfolge erzielte. Der Dichter erhielt in Berlin ein einmaliges Honorar von drei Friedrichsd'or. Mit der vieraktigen Komödie „Das Wunder“ eroberte er sich sogar die Bühne des Königlichen Hoftheaters. Die Aufführung brachte aber eine Niederlage. Besser war schon der Erfolg der einige Jahre später stattfindenden Aufführung eines fünfaktigen Lustspiels „Ein neuer Timon“ am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin.

Im Jahre 1856 lernte Genée durch Vermittelung von Karl Frenzel in Dresden Gutzkow kennen, zu dem er später in freundschaftliche Beziehungen trat. Die Mitteilungen über den Verkehr mit Gutzkow und dessen Stellung zu Dingelstedt enthalten wertvolle Beiträge zur Psychologie des ersteren.

Infolge des geschäftlichen Mißerfolges des Vaters sah sich Genée genötigt, die Direktion des Stadttheaters in Danzig und später die Redaktion der „Danziger Zeitung“ vorübergehend zu übernehmen. Sein damaliges männliches Verhalten verdient unbedingt Achtung. Im Frühling 1862 folgte die Berufung zur Redaktion der „Coburger Zeitung“, aus der er aber bald infolge von Konflikten zwischen seiner großdeutschen und preußischen Gesinnung und der österreichischen Politik des Herzogs Ernst II. wieder ausscheiden mußte.

Sehr lesenswert und für alle Freunde Rückerts erfreulich ist der Abschnitt „Rückert in Neuses“, in dem uns der Dichter auch als Mensch im goldigen Licht eines friedlichen Sommerabends erscheint.

In Coburg schon hatte sich Genée als Vorleser am „Faust“ versucht. In München folgte 1867 der entscheidungsvolle Schritt in das Reich der Shakespeare-



schen Königsdramen. Hiemit hatte Rudolf Genée, wenn auch vielleicht nicht seinen eigentlichen Beruf, so doch jedenfalls das Gebiet gefunden, auf dem ihm die größten materiellen und ideellen Erfolge erwachsen sollten. Was Genée als Shakespeare-Vorleser und Shakespeare-Forscher bedeutet, gehört der Kunst- und Litteraturgeschichte an. Wer, wie der Schreiber, den Genuß erlebt hat, ihn in seinen besten Tagen (1874 in Dorpat) von der Rostra herab Shakespeare „lesen" zu hören, dem wird der seltene Mann unvergeßlich bleiben. —

Haben wir in Rudolph Genée den Mann der Tribüne kennen gelernt, so tritt uns in Ludwig Gabillon ein Held zugleich der Bühne und des Lebens entgegen.

„Ludwig Gabillon. Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit 6 Porträts und 7 Abbildungen."*) So lautet das Titelblatt eines Werkes, das von jedem Gebildeten mit Gewinn und Genuß gelesen werden kann.

Selten ist uns ein Künstler, und sonderlich ein darstellender Künstler, begegnet, der, in Kunst und Leben fleckenlos, sich zu so vollendeter Harmonie hindurchgerungen hat wie Ludwig Gabillon. Ein unvergleichlicher Künstler des Lebens, ist dieser außerordentliche Mensch und Mime sicher und lächelnd an den Abgründen des Virtuosentums vorübergegangen und hat sich bis an sein Lebensende (er starb am 13. Februar 1896) in innigstem Zusammenhang mit der unerschöpflichen Natur erhalten.

Als Schauspieler ist Gabillon geradezu ein Unikum gewesen. Mit den Gewohnheiten und Liebhabereien eines Landedelmannes, der sich nirgends wohler fühlt als im Revier, umspielt von den kläffenden Hunden, hat er die feurigste Hingabe an die Kunst und einen schier übermenschlichen Fleiß zu verbinden gewußt. Diese Neigung zur Natur ist ihm einerseits von Anbeginn wesenseigentümlich gewesen, andererseits hat er ihr mit Bewußtsein und sogar mit Berechnung nachgegeben, weil er darin einen unerschöpflichen Born geistiger und seelischer Frische erkannte. So sehen wir in ihm das Bild eines Menschen, der jede verfügbare freie Stunde, ohne Rücksicht auf die Witterung, in Wald und Feld und auf den Bergen zugebracht hat. Daran lag es vielleicht wohl, daß alle seine Schöpfungen wie von einem freien Windhauch beseelt waren, der dem Zuschauer erfrischend über die Stirn strich. Es war keine Stubenluft, die er atmete, und keine Stubenkunst, die er übte.

Zur Abrundung dieses Bildes dient es auch, darauf hinzudeuten, daß er zu alledem ein Tier-, namentlich Hundefreund ersten Ranges war. Diese Tierliebe wirkt um so rührender, als der einzige Freund der Kindheit Gabillons ein häßlicher, zottiger — Hund gewesen ist. Die Kindheit dieses Mannes ist nämlich eine so ausgesucht traurige gewesen, daß man dabei an die Leidensgestalten der Kinderromane eines Boz Dickens erinnert wird.

Die Gabillons sind väterlicherseits Franzosen, wahrscheinlich Gascogner. Das harmlose, von ihm selbst ironisierte Bramarbasieren, namentlich mit körperlichen Fertigkeiten, mag wohl ein Erbteil der Gascogne sein. Die Mutter Ludwigs

*) Gr. 8⁰. 312 Seiten. Preis broschiert Mk. 6.—. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.



war eine Mecklenburgerin. Die gallisch-deutsche Mischung, der wir gerade in Preußen die erfreulichsten Kreuzungsprodukte verdanken, scheint sich also auch an Gabillon bewährt zu haben, der am 16. Juli 1825 in dem Dorfe Neu-Streetz in der Nähe von Güstrow in Mecklenburg geboren wurde, wo sein Vater Steuerbeamter war.

Die Ehe der Eltern war eine sehr unglückliche, die Kindheit des schönen, klugen und aufgeweckten Knaben eine wahre Hölle. Die Geschichte dieser Kindheit liest sich wie eine ergreifende Novelle, obwohl man aus jeder Zeile die blanke, pure Wahrheit herausfühlt.

Aus allem Elend heraus rettete sich der Knabe an das Herz der Natur und eines treuen Hundes. Als dieser auf Befehl der lieblosen Mutter ertränkt wurde, war Ludwig fast außer sich vor Schmerz und wurde schwer krank.

Künstlerische Talente scheinen in der Familie des Vaters erblich gewesen zu sein. Gabillons Vater war musikalisch hochbegabt und stand in Beziehungen zu Friedrich von Flotow.

Die Vorstellung der „Stummen von Portici“ im Güstrower Theater bei Anlaß eines Gastspiels der Bethmannschen Truppe scheint den ersten Anstoß zur Theater-Vorliebe des Knaben gegeben zu haben. Schon zu Michaeli 1843 war „der Name Gabillon nicht mehr im Schweriner Gymnasialprogramm zu finden; dafür taucht er wenige Monate nachher auf Theaterzetteln in Rostock auf“.

Die erste künstlerische Stufe Gabillons bezeichnet also das Stadttheater in Rostock, wo er Statistenrollen spielte. Dann kam er an das kleine Oldenburger Hoftheater, wo er sich schon höher verstieg und den vierten Handwerksburschen im „Faust“ oder den Ingomar im „Sohn der Wildnis“ darstellte. Hier vermählte er sich auch unkluger- und übereilterweise mit der Schauspielerin Henriette von Zahlhas, eine Ehe, die glücklicherweise bald wieder gelöst wurde. In jener Zeit hat Julius Mosen den jungen Künstler wohlwollend gefördert.

Die nächsten Staffeln der Künstlerlaufbahn Gabillons heißen Kassel und Hannover. In Kassel war es auch, wo er die Bekanntschaft des Barons Malsburg auf Escheberg (des Gastfreundes Geibels), Bodenstedts und Marschners machte. Mit Bodenstedt verband ihn treue Freundschaft bis zuletzt. In Hannover machte er sich mehr noch, als durch sein wackeres Spiel, durch die Lebensrettung eines Fuhrknechtes populär, der ohne sein todesmutiges Eingreifen in der Leine ertrunken wäre. Dafür verlieh ihm Georg V. die „Verdienstmedaille für Rettung aus Gefahr“ und stellte ihm, „wie im Märchen“, frei, sich eine Gnade auszubitten. Damals ahnte er nicht, daß Gabillon davon Gebrauch machen und als höchste Gunst die Entlassung aus dem Verbande des Hoftheaters erbitten würde, um — ans Burgtheater nach Wien zu gehen. Das ging nämlich folgendermaßen vor sich. Gabillon befand sich gerade in seiner Wohnung in Hannover. Da trat „ein kleiner Mann im Frack und weiten Zuavenhosen in das Zimmer, und es entwickelte sich folgendes Gespräch“:

Gabillon: „Was wünschen Sie?“ Der Fremde: „Ich mache eine Kollekte.“ Gabillon: „Sind Sie ein Schauspieler, daß Sie sich deshalb an mich wenden?“ Der Fremde: „Es giebt nicht bloß Geldkollekten, ich sammle etwas anderes. Meine Kollekte betrifft Schauspieler.“ (Nach einigen auf dem Tische liegenden Zigarren zeigend:) „Woher haben Sie die guten Zigarren? Sie scheinen Geschmack zu haben. Das ist recht. Besorgen Sie einen Thee für mich.“

Gabillon: „Ich bitte Sie endlich um Aufschluß, was Sie bewegt und berechtigt, in solcher Weise bei mir einzudringen?" Der Fremde: „Sagen Sie mir vorerst, wie lange Sie noch durch Ihren Kontrakt verpflichtet sind?" Gabillon: „Ich wünsche endlich zu erfahren, wer Sie sind und was Sie eigentlich wollen." Der Fremde erklärte nun, daß er der Direktor des Wiener Hofburgtheaters, Heinrich Laube, sei. —

Damit war die Zukunft Gabillons entschieden. Er ging nach Wien. Und was er in der Folge dem Burgtheater während 42 Jahren gewesen ist, als Schauspieler und als Regisseur, das gehört der Theatergeschichte an.

In diesem Engagement zeigt sich das sichere Genie Laubes in der Wahl seiner Kräfte. Mehr aber noch in der Art und Weise, wie er Gabillon verwendete. Dieser hatte bis dahin meist Liebhaberrollen gespielt und sich dabei nicht wohl gefühlt. Laube sagte: „Ich weiß, daß Sie etwas können; ich weiß nur noch nicht, was." Es erwies sich, daß Gabillon einen Teil der Dawisonschen Rollen übernehmen konnte. Laube wies ihn auf das Charakterfach hin. Das war unzweifelhaft eines von Laubes großen Verdiensten; denn wäre Gabillon an einem kleinen Hoftheater und im Liebhaberfach geblieben, so hätte er sich wohl schwerlich zu einem rechten „Carlos", „Mark Anton", „Richard III.", „Don Lope" oder gar zum „Hagen" in Hebbels „Nibelungen", dieser Glanzrolle Gabillons, ausgewachsen. Gabillon ist von Laube in der Folge unvernünftig überanstrengt worden, auch ergaben sich Konflikte wegen Zerline Würzburg: ebenfalls ein Güstrower Kind, die Gabillons Gattin geworden war. Dies mag wohl der Grund sein, warum er das ungemeine Verdienst Laubes an seiner Entwicklung nicht immer nach Gebühr geschätzt hat. Wilbrandt, der doch als Direktor tief unter Laube stand, hat es ihm später allem Anschein nach mehr zu Dank gethan. Laubes große Verdienste hat Gabillon übrigens später, als der Stern des Burgtheaters zu verblassen begann, wieder mehr schätzen gelernt.

Abgesehen von Mosen, Laube und Bodenstedt, hat Gabillon herzliche Beziehungen namentlich zu Betty Paoli, Hebbel, dessen „Hagen" er recht eigentlich für die Theaterwelt kreiert hat, Halm, Dingelstedt, Bauernfeld, Wilbrandt, Förster, Makart, Burckhard und vielen anderen Berühmtheiten unterhalten, von den hervorragenden Berufsgenossen ganz zu geschweigen. Von allen war er geschätzt und geliebt, dem Burgtheater aber war er unentbehrlich. Seit seinem Tode klafft denn auch dort eine nicht mehr zu schließende Lücke. Im Charakterfach werden ihn schwerlich in Bezug auf das Können sehr viele übertreffen oder auch nur erreichen, in Bezug auf den Ernst des künstlerischen Wollens niemand. Und was das Episodenfach, das Fach zwischen den Fächern, betrifft, so ist es schwer denkbar, daß es am Burgtheater jemals wieder zu jener künstlerischen Höhe erhoben wird, die ihm durch Ludwig Gabillon erstritten wurde. Auch das traute, gastfreie Blockhaus am Grundlsee steht verwaist. Sein Herr hat die Maske gewechselt und ist in die letzte der Verwandlungen eingetreten. —

Das fleißige, taktvolle und vollkommen stilisierte Werk der Tochter, Helene Bettelheim-Gabillon, wird nicht nur als ein Denkmal der Pietät, sondern auch als ein wertvoller Baustein der Theatergeschichte Bestand haben. —r.



Vom Philosophen des Unbewussten.

Geschichte der Metaphysik. Von Eduard von Hartmann. Zwei Bände. Leipzig 1900, H. Haacke.

Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Eduard von Hartmann. Leipzig 1901, H. Haacke.

Beide, von gründlichem Durcharbeiten eines reichen Stoffes zeugende Werke des berühmten Philosophen des „Unbewußten" verleugnen fast nirgends die anziehende und klare Darstellungsweise, die man bei ihm gewohnt ist. Aber gerade der Umstand, daß v. Hartmann in seinen eigenen Ansichten einen festen Maßstab für die Beurteilung fremder Theorien besitzt, was eben den Vortrag so lebendig macht, beeinträchtigt in nicht geringem Maße die Objektivität des Autors. Er erweist sich recht einseitig in der Auswahl der Probleme, spitzt gern alles gleich auf höchste spekulative Gesichtspunkte zu, so daß mangels einer reinlichen Scheidung des empirischen vom philosophischen Standpunkte so manche Lehre und so mancher Denker nicht zur richtigen Geltung kommt. Aber Belehrung und Anregung werden beide Werke jedem gewähren, wie er sich auch zur eigenen Philosophie und Psychologie v. Hartmanns stellen mag. v. Hartmann lehrt bekanntlich einen „transcendentalen Realismus", nach welchem die Formen unsrer Anschauung (Raum und Zeit) und unseres Denkens (die Kategorien: Kausalität, Substantialität u. s. w.) nicht bloß subjektiv, sondern zugleich objektiv sind, d. h. für die Dinge an sich Geltung haben. Das Wesen der Dinge ist weder die Materie noch das Bewußt-Psychische, sondern das „Unbewußte" (= Gott oder das Absolute), das als logisches Prinzip Idee, als Kraft aber Wille ist und sich in der Natur wie im menschlichen Geiste schöpferisch bethätigt. In der „Geschichte der Metaphysik" betrachtet v. Hartmann seine Weltanschauung als Synthese der großen idealistischen Systeme, insbesondere zeigt er sich von Schelling beeinflußt. Was v. Hartmann in der „Modernen Psychologie" an Eigenem bietet, ist weniger Psychologie als Philosophie der Psychologie, da es ihm in erster Linie um Erklärung der allgemeinsten Thatsachen des Seelenlebens zu thun ist. Er bekämpft sowohl die reine „Bewußtseinspsychologie", welche im Bewußtsein selbst die Deutung der psychischen Vorgänge sucht, als auch die „physiologische Psychologie", sofern diese glaubt, das Seelische aus dem Körperlichen erklären zu können. Er ist ein Gegner der „Associationspsychologie", die aus dem bloßen Zusammentreten von Empfindungen und Vorstellungen selbst die höchsten geistigen Gebilde ableiten will, aber auch der „Apperceptionspsychologie", weil sie eigentlich nichts anderes sei, als eine verhüllte Associationspsychologie. Alle diese Einseitigkeiten soll v. Hartmanns „vollständige, allumfassende Psychologie" überwinden, die wesentlich „Psychologie des Unbewußten ist". Die Bewußtseinsthatsachen sind nach ihr Wirkungen mehrerer Faktoren: 1) des „relativ Unbewußten", d. h. des Bewußtseins der niederen Nervenzentren, das nicht ins Großhirnbewußtsein eingeht, 2) des „physiologisch Unbewußten", d. h. der molekularen Hirn- und Ganglien-Dispositionen, 3) des „absolut Unbewußten", d. h. der dem Bewußtsein vorangehenden Thätigkeit des Absoluten in uns. — Durch die zweitgenannte Schrift hat sich v. Hartmann den Dank aller verdient, da es bislang an einer historischen Darstellung der neueren Psychologie gebrach.

Dr. Rudolf Eisler.





Herman Grimm †.

An dem Tage, an dem das Nationaldenkmal für Fürst Bismarck enthüllt ward, starb unfern des Festplatzes in seiner stillen Wohnung Herman Grimm. Von Goethe und Bismarck sprach der vierte Kanzler des Reiches vor dem deutschen Kaiser und der glänzenden, begeisterten Versammlung; von dem Großen, der uns geistig, von dem Großen, der uns staatlich geeinigt hat. Und das ragende Standbild des Gewaltigen sah herab auf die Scharen: sie alle, Wilhelm II. voran, gehörten ihm, waren seine Schüler, seine Epigonen. Es wirkt wie eine eigne Fügung, daß gerade an diesem Tage der letzte Repräsentant des mit Goethe und der Romantik verbundenen Kreises, der Träger der Tradition, der Erbe und Vertreter der rein goethischen Bildung die Augen schloß.

Herman Grimm war im ganzen eine Epigonennatur, wie sie feiner und interessanter kaum gedacht werden kann, eine Natur, die in und mit den ewigen Kunstwerken sich selbst genoß. Er war zu klug, um sich zu verhehlen, daß das Goethe'sche Zeitalter vorüber ist; zu klug, um nicht Verständnis zu haben für die neue Bismärckische Epoche. Aber er mag doch oft mit Lächeln und Verwunderung auf die „früher, fast könnte man sagen, verbotene Beteiligung an politischen Dingen" gesehen haben. Sein Ideal war ein andres. Und er stand ziemlich vereinsamt in der Gegenwart.

Man muß die Atmosphäre kennen, in der er aufwuchs. Dieses geheimrätlich-künstlerische Milieu, wo ewig die Opferbecken für Goethe rauchten. All diese Männer, die aus diesem Milieu hervorgingen, wurden feine Nachempfinder, ästhetisch durchgebildete Persönlichkeiten, vornehme, geschmackvolle Menschen mit reicher Formen- und Lebenskunst. Von Anfang an mit Kunst gesäugt, wallfahrteten sie nach Weimar und Rom, um sich genießend oder selbstschöpferisch zu Goethes und Raphaels Füßen niederzulassen. Es war im ganzen doch eine Treibhauskultur, der das Urwüchsige fehlte.

Bei Herman Grimm kam noch dazu, daß verwandtschaftliche Beziehungen ihn mit den Spitzen der damaligen litterarischen und wissenschaftlichen Kreise verbanden. Selten mag der Name einen so ausschlaggebenden Einfluß geübt haben wie hier. Niemals hat Herman Grimm das Bewußtsein verlassen, daß er ein Grimm war. Er hatte dadurch schon eine Ausnahmestellung oder gab sie sich. Er sprach von den Wilhelm und Jakob Grimm, von Clemens Brentano und

Achim von Arnim, ja selbst von Goethe ungefähr so, wie Wilhelm II. von Seines hochseligen Herrn Großvaters Majestät. Er war der Träger der Familientradition; das erhöhte ihn und lud ihm die Verpflichtung auf, das geistige Leben in Deutschland unter den Augen zu behalten und ab und zu durch ein Wort zu beeinflussen oder zu leiten. Er hätte es schwerlich verstanden, wenn man seine Meinung nicht respektiert und sie kräftig angegriffen hätte. Nicht so, weil er persönlich eitel gewesen wäre, sondern eben weil er neben seiner in ihm selbst liegenden Bedeutung noch gleichsam der geborene Erbe und Hüter eines von seinen Vorfahren aufgehäuften Ruhmeskapitals war. Man griff die große Epoche deutscher Litteratur- und Geistesgeschichte an, wenn man ihn angriff. Auf die zünftigen Goethephilologen war er schlecht zu sprechen; er lehnte es zuerst auch ab, mit der Weimarer Goethe-Ausgabe zu thun zu haben. Noch mißvergnügter waren die Fachleute über ihn. Aber — man sagte es nicht.

Wenn er eine Meinung aussprach, so stand sie da als etwas Selbstverständliches. Er liebte keine großen Beweisapparate; dessen bedurfte es nicht. Es war genug, daß Herman Grimm dies oder jenes so und so fand. Die Leser mochten sich damit auseinandersetzen. Ich glaube nicht, daß er auf eine Widerlegung reagiert hätte. Sein letztes großes Werk, „Homer", beginnt mit dem Satze: „Mit der Homerforschung stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang". Und im Kapitel über den neunten Gesang der „Ilias" heißt es: „Wir besitzen heute in Ilias und Odyssee zwei abgeschlossene Gedichte. Jeder hat das Recht, ihre Entstehung zu denken, wie er will. Aber auch erlaubt ist es, sie so wie sie vorliegen zu genießen und die Natur dieses Genusses zu beschreiben. Dies ist meine Arbeit." Mit andern Worten: er sagt in seinem Buche, wie die Ilias auf ihn, den feingebildeten Mann, wirkt. Er will genießen — nichts andres.

Da ist es nun interessant zu sehn, wie dieses früh in der kunstgeschwängerten Atmosphäre seines Vaterhauses entwickelte ästhetische Feingefühl manchmal zur Spitzfindigkeit wurde und der Gefahr der Ueberreizung, die Herman Grimm selbst als naheliegend anerkannte, nicht entging. Mit wachsendem Staunen liest man, was er in Homer alles suchte und fand. Er konstruiert geistige Zusammenhänge, beseitigt fast sophistisch Widersprüche, weil — nun, weil es eben Homer ist, über den er schreibt, Homer, der nicht schlafen darf, Homer, der schon gewußt haben wird, was er that. Und ebenso ging es Herman Grimm mit Goethe. Er suchte sich instinktiv immer die ganz großen, die welthistorischen Persönlichkeiten aus: Michel Angelo, Goethe, Homer. An ihnen entwickelte er sein Feingefühl. Bewundernd ging er neben ihnen her, staunte, erklärte. Aber so sehr hörte man immer ihn, daß man sich kaum gewundert hätte, wenn etwa in dem Buch über Goethe *sein* Porträt gewesen wäre. Ja, man hätte das ganz natürlich gefunden.

Wie sein ästhetisches, so fiel auch sein sprachliches Feingefühl der „Gefahr der Ueberreizung" anheim. Er schrieb glänzend, geistreich, und gab auch dem Abgebrauchten durch die Art, wie er es ausdrückte, den Schein des Neuen. Jeder Satz trug seinen Prägestempel. Aber für mein Gefühl schrieb er oft manieriert. Man kennt die kurzen, abgehackten, echt Grimm'schen Sätze. Man spricht so, aber man schreibt nicht so. Doch vielleicht *wollte* Grimm so schreiben. Er war sehr exklusiv und wünschte sich auch dadurch zu unterscheiden.

Jedenfalls verringerte er dadurch noch die Möglichkeit, daß man über dem, was er schrieb, über seinem Stoffe ihn selbst einmal vergaß. So konnte er nie hinreißen. Aber dafür fesselte er stets. Er war ein Feuilletonist im größten Stile, wie es in Deutschland jetzt keinen mehr giebt. Er erinnert, ob der Abstand auch weit ist, an Wilhelm von Humboldt. Das sind die feinsten geistigen Egoisten, ästhetische „Genießer" von stiller Raffiniertheit, Feinschmecker, Kunstmenschen, die Dilettanten im höchsten Sinne. Grimm hat stets gern betont, daß er zum Vergnügen geschriftstellert hat, solch ein Dilettant war. Man kennt von diesen Persönlichkeiten, wenn einige Zeit vergangen ist, nie mehr ganze Bücher, sondern nur noch eine Reihe glänzender Aperçus, feiner Vergleiche, vortrefflicher Randbemerkungen. Aus Randbemerkungen bestehn schließlich die Bücher auch. Man möchte glauben, daß sie nicht am Schreibtisch ausgearbeitet, sondern beim Frühstück in einem exklusiven Kreis hingeplaudert und nachstenographiert wurden. Daher ihre lebendige Wirkung, aber auch ihre unruhige. Die grade Linie wird nicht gehalten. Das blendet mehr, als es überzeugt. Und der Sprecher springt und schweift ab, weil ihm dies und jenes Interessante noch einfällt.

Es wird danach verständlich, wenn ich sage, daß solche Männer immer viel mehr sind als alle ihre Werke. Herman Grimm zu hören, war ein Genuß. Wer das Glück hatte, allein mit ihm eine Stunde verplaudern zu dürfen, wird diese Stunde zu den interessantesten seines Lebens zählen. Er war gar kein Schöpfer, aber ein ganz wundervoller Anreger. Darin lag seine Hauptbedeutung. Man durfte von ihm nicht „lernen" wollen. Wer etwa aus seinem „Goethe" Goethe erst kennen lernen will, ist verloren. Man muß das Gebiet, über das Grimm in diesem oder jenem Buch spricht, fast so gut beherrschen wie er selber. Dann fesselt er am meisten.

Wer sich vorhält, unter welchem Gesichtspunkt er sein Werk über Homer (s. o.) schrieb, wird ohne weiteres erkennen, ein wie eminent unhistorischer Geist Herman Grimm war. Er spricht gern vom „modernen Griechentum", und das ist für ihn bezeichnend. Die Griechen waren ein Volk von unhistorischer Geistesrichtung, das ästhetische Moment überwog bei ihnen wie bei ihm. Er hatte z. B. eine Abneigung gegen das Hervorsuchen aller Details zur Lebensführung großer Männer; es war ihm fast am liebsten, wenn man über einen Dichter, wie über Homer, gar nichts wußte. Er mochte die Geschichte nicht, weil sie die Souveränität des Ichs einengt. Das ist der Standpunkt der ersten Romantik. Herman Grimm war darin Romantiker. Er wollte souverän mit der Dichtung schalten und walten, sie aus der Zeit in die freie Luft der Ewigkeit heben und dann darüber ästhetisieren und philosophieren. „Goethe in freier Luft" überschrieb er z. B. den Artikel, in dem er den 150. Geburtstag des Faustdichters feierte.

Ob sein ästhetisches Feingefühl vor einem Werke, das noch nicht durch allgemeines Urteil abgestempelt war, bestanden hätte, sei dahingestellt. So viel ich weiß, hat Herman Grimm nur einmal über ein dichterisches Buch geschrieben, dessen Autor eben aufgetreten war. Aber auch da schrieb er erst, als ganz Deutschland entzückt war. Es handelt sich um die Gedichte der Johanna Ambrosius. Heut wissen wir, daß er sich damals absolut täuschte, daß er ein schlechtes Buch in den Himmel hob. Damals schrieb ich, der ich fast allein mit meiner Meinung dastand, an Herman Grimm, daß es mir unverständlich schiene, wie auch er den Ambrosius-Rummel mitmachen könne. Die Folge war eine seiner liebenswürdigen

Einladungen zum Frühstück. Ueber eine Stunde durfte ich damals mit ihm plaudern. Ich fragte ihn, ob er denn nicht die Empfindung habe, daß diese ganze Ambrosius ein Abklatsch von Rittershaus sei, fragte ihn, wie er nach dem Aufschwunge, den die deutsche Lyrik durch Liliencron rc. rc. genommen, noch eine so verblaßte Sonntagsblatt-Lyrik goutieren könne. Die Antwort machte mich fassungslos. Herman Grimm hatte überhaupt von neuerer Lyrik nach eignem Geständnis absolut nichts gelesen, kannte von der modernen Bewegung gar nichts. „Ich lese nur die Deutsche Rundschau und die Nationalzeitung," sagte er; „was da nicht drin steht, weiß ich nicht." Aber trotzdem trug er keinen Augenblick Bedenken, das ganze Gewicht seiner Stimme für Johanna Ambrosius in die Wagschale zu werfen. Ich gewann den Eindruck, daß er über jedes beliebige Lyrikbuch genau so geschrieben hätte, wenn es diesen öffentlichen Erfolg gehabt hätte. Der Erfolg allein reizte ihn, sich damit zu beschäftigen. Er fragte dann nicht, ob das Buch gut oder schlecht sei, sondern suchte aus dem Buche heraus den Erfolg zu erklären. Das that er mit einem Aufwand von Geist und Feinsinn, in ganz bestechender Weise. Er that es, wie ein glänzender Verteidiger. Ein Richter war er nicht.

Uebrigens fühlte man sich, wenn man ihm gegenübersaß, wirklich in eine vergangene Zeit versetzt, wo die leidige Politik noch nicht die erste Geige spielte, alles seinen ebenen Tritt ging und man noch Zeit hatte zu langen Briefen, zur Selbstbetrachtung, zur Lektüre von Klopstocks Messias. Eine vornehme Ruhe ringsum; man frühstückte langsam mit dem alten Herrn, der sich einen altmodischen Klingelzug neben seinen Stuhl rücken ließ und viel feine Worte sagte. Dann wies er dem Besucher noch ein paar Bücher, die Jakob Grimm benützte und immer zur Hand haben mußte, und man schied dankbar, um eine interessante Stunde reicher. Es war das einzige Mal, daß ich so mit Herman Grimm reden durfte. Vielleicht mag es thöricht sein, aber ich habe nie wieder ein Wort an ihn geschrieben und nie wieder an seine Thür geklopft. Mir war trotz der gütigen Aufnahme, als stände Herman Grimm vom Wege der Jugend — so bescheiden der Weg auch sein mochte — weiter entfernt als jeder andre.

Unerwartet ist der Rüstige nun zur ewigen Ruhe gegangen, bald nach seinem Freund und Verleger Wilhelm Hertz. Und es ist, als wäre erst jetzt das Goethe'sche Zeitalter völlig versunken. Aber mit Herman Grimm selbst sollen wir uns trösten. Goethes Zeitalter versinkt, Goethe selbst lebt. Er steigt immer höher, je mehr es entschwindet. Gerade wie ein Dom, der um so gewaltiger hervortritt, je weiter seine Umgebung zurücksinkt. **Carl Busse.**



Johannes Müller und seine Bedeutung für unsere Zeit.

Am 14. Juli werden es hundert Jahre, daß Johannes Müller, der große Naturforscher, geboren wurde. Wenn auch sein Ruhm besonders dem der Wissenschaft Fernstehenden im Laufe der Zeit verdunkelt worden ist, so ist seine Bedeutung für die Wissenschaft in Gegenwart und Zukunft im Steigen begriffen. Denn die Periode, die noch zu Müllers Lebzeit beginnt, und in der die Lehren eines krassen Materialismus die Biologie beherrschen, sind wir ja wohl im Begriffe zu verlassen.

Johannes Müller wurde in Koblenz geboren. Hier empfing er auf dem Gymnasium seinen ersten Unterricht.[1] Schon im Herbst 1819, 18 Jahre alt, bezog er die Universität Bonn, um Medicin zu studieren. Sein reger Wissensdrang führte ihn über seine Fachwissenschaft hinaus zur Philosophie. So schaffte sich Müller frühe die Basis, auf der allein wahre Naturforschung mit Erfolg getrieben werden kann. Er hörte die grundlegenden Vorlesungen über Logik, Geschichte der Philosophie, Psychologie und Metaphysik; und diese Kenntnis der Philosophie befähigte ihn später, die Probleme der Physiologie in anderer Beleuchtung zu sehen, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen und Nachfolger. Im Jahre 1822 promovierte er. Im folgenden Jahre sehen wir ihn in Berlin, Anatomie und Zoologie treibend und zugleich seine Staatsprüfung bestehen. Noch in dieser Zeit war er Zuhörer von Hegel. 1824 finden wir ihn nach Bonn zurückgekehrt, wo er sich für Physiologie, vergleichende Anatomie und allgemeine Pathologie als Privatdozent niederließ. Zwei Jahre später erschien sein Werk zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes, das ihn nach dem Ausspruche von Th. Bischoff*) für alle Zeiten als einen der feinsten, scharfsinnigsten und talentvollsten Naturforscher kennzeichnet. 1830 erschienen sein Drüsenwerk und die Bildungsgeschichte der Genitalien, die die Grundlage für jede weitere Forschung bilden. Außer diesen beiden größeren Werken veröffentlichte er eine Anzahl von kleineren Abhandlungen, praktizierte als Arzt, um den nötigen Lebensunterhalt sich zu erwerben, denn auch nach seiner Ernennung zum Professor erhielt er kein bestimmtes Gehalt, sondern blieb auf die Einnahmen aus seinen Privat-Vorlesungen beschränkt, die nur äußerst spärlich flossen.**) 1833 erfolgte die Berufung nach Berlin an Stelle Rudolphis. 25 Jahre hindurch hat er den Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie inne gehabt, als Forscher wie als Lehrer gleich Großes vollbringend. Im selben Jahre erschien die erste Abteilung der Physiologie des Menschen. Dieses berühmte Handbuch wurde erst 1840 vollendet. Mit ihm übte er nach dem Zeugnisse von Du Bois, Virchow u. a. den größten Einfluß auf seine Zeit aus.

In Müllers Leben können wir zwei Perioden unterscheiden, die physiologische, welche als letzte große Leistung sein Handbuch der Physiologie zeitigte, und die vergleichend anatomische, die die Berliner Zeit bis zu seinem Tode ausfüllte.

*) Th. L. W. Bischoff, Ueber Johannes Müller und sein Verhältnis zum jetzigen Standpunkt der Physiologie. Festrede. München 1858.

**) Emil Du Bois Reymond, Gedächtnisrede auf Johannes Müller. Berlin 1860. (Abhandl. d. K. Akademie d. Wissenschaften.)



Als Physiolog ist Müller der Mitbegründer der physikalischen Schule der Physiologie geworden. Er hat die exakte, die eigentlich naturwissenschaftliche Methode zwar nicht erfunden, aber sicher festgestellt. Er setzte Physik und Chemie bei der Erforschung der Vorgänge des tierischen und menschlichen Lebens in ihr Recht. Das hinderte aber nicht, daß er bis zu seinem Tode Vitalist blieb. Müller nahm eine Lebenskraft an, die neben den physikalischen und chemischen Kräften in allen Organismen als Ursache und als oberster Ordner aller Lebenserscheinungen nach einem bestimmten Plane thätig sei. Diese Anschauungsweise, der er an vielen Stellen seiner Werke beredten Ausdruck leiht, wurde noch zu seinen Lebzeiten durch die rein mechanistische Erklärung des Lebens verdrängt, wie sie, besonders durch Du Bois Reymond vertreten, bald siegreich die gesamte Biologie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschte. Man versuchte nicht nur alle Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen, sondern war sogar eine Zeitlang überzeugt, daß dieses Ziel wirklich erreicht sei, wie beispielsweise bei der Erklärung der Erscheinungen der Resorption. Da aber, wo diese Versuche scheiterten, erklärte man frischweg, daß die völlige Auflösung des Lebens als ein komplizierter Bewegungsvorgang nur eine Frage der Zeit sei. Wenn Müller ein Vertreter des Vitalismus war, so ist immer daran festzuhalten, daß er nicht den unbedingten, unbeschränkten Vitalismus vertrat, der in der organischen Natur nur ihr eigentümliche Kräfte wirksam erblickte, und überall da, wo die Wirksamkeit anderer Naturkräfte nicht zur Erklärung hinreichte, sofort zu besonderen Kräften, wie einer Resorptions-, Ernährungs- oder Nervenkraft u. s. w. seine Zuflucht nahm. Wie hätte er auch derartiges vertreten können, er, der doch so überzeugt war von der Kausalität alles Geschehens. Er arbeitete bei seinen Untersuchungen der Lebenserscheinungen nach derselben Methode der Beobachtung und Erfahrung, wie in der anorganischen Natur. Was ihn aber von fast allen seinen Schülern trennt, ist lediglich seine philosophische Schulung, die ihn die Grenze für die Anwendung der Physik und Chemie erkennen ließ. Er wußte genau, wo diese beiden bei der Erklärung des Lebens versagen müssen und ewig versagen werden. Er wußte, daß der Chemismus wohl als eine Ursache der Lebenserscheinungen angesehen werden dürfe, daß er aber nicht ihr Grund sei. Diese Erkenntnis teilte er nur mit wenigen Zeitgenossen, so mit Th. Bischoff, dem Anatomen und Physiologen, der ebenso tief wie Müller überzeugt war, daß die organischen Erscheinungen nach derselben Methode der Kausalität erforscht werden müßten, daß diese aber für das Gebiet der Entstehung und Erhaltung der organischen Körper versage. Der einmal geschaffene Körper, sagt Bischoff, das einmal so und so gebaute und gemischte Organ, die einmal so und so konstituierte Flüssigkeit unterliegt jetzt den allgemeinen Gesetzen der Materie, mit denen uns Physik und Chemie bekannt gemacht haben oder bekannt machen können und werden. Alle Veränderungen an ihnen, alle sonstigen von ihnen ausgehenden Erscheinungen, alle sogenannten Funktionen sind das Produkt materieller Veränderungen und Wechselwirkungen und können also ihren Bedingungen nach studiert und in ihrem Zustandekommen erforscht werden. Die Funktion eines Organs ist die notwendige Folge seines materiellen Bestandes; aber daß das Organ das ist, was es ist, und der Organismus diese Form und Mischung besitzt und keine andere, das ist die Wirkung besonderer Kräfte. Mit anderen Worten gesagt, heißt das, der Organismus entfaltet vom ersten Augen-

blick an eine Zweckthätigkeit, diese ist der Grund der lebendigen Erscheinung, und hier treffen wir auf die Aktivität selbst, auf das Leben, und hier steckt das Rätsel des Lebens, hier ist der Punkt, wo sich die schwierigsten Probleme berühren, an denen alle Denker gescheitert sind (Bunge, Vitalismus und Mechanismus. Ein Vortrag, Leipzig 1886).

„Die falsche Physiologie will das Leben aus der Erfahrung erkennen, die wahre Physiologie denkt das Leben in die richtige Erfahrung. Durch die Erfahrung sowohl als durch das philosophische Denken kömmt die Physiologie zu stande, zu sich selbst," sagt Müller in seiner Physiologie des Gesichtssinnes und hat damit den doppelten Weg gezeigt und selbst betreten, der zur Ergründung des Lebens führen kann. Er bediente sich bei der Erforschung des menschlichen Organismus einerseits der Physik, um von außen vorzudringen, andererseits der Selbstbeobachtung, des inneren Sinnes. Die Fruchtbarkeit dieser Methode, welche gleichzeitig von zwei Seiten her das Rätsel in Angriff nimmt, zeigte sich, als Müller auf diesem Wege das Gesetz von der spezifischen Sinnesenergie entdeckte. Bunge, der unter den lebenden Physiologen als der unmittelbare geistige Nachfolger Müllers gefeiert werden darf, der offen seine Lehre wieder aufnahm, erklärt dieses Gesetz für die größte Errungenschaft der Physiologie wie der Psychologie und für die exakte Grundlage jeder idealistischen Philosophie. (Lehrbuch der physiol. Chemie und Vitalismus und Mechanismus S. 18.) Ich meine, fährt Bunge fort, das einfache Gesetz, daß ein und derselbe Reiz, ein und derselbe Vorgang der Außenwelt, ein und dasselbe Ding an sich auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, stets verschiedene Empfindungen veranlaßt (auslöst), und daß verschiedene Reize auf denselben Sinnesnerv einwirkend, stets dieselbe Empfindung veranlassen, daß also die Vorgänge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorstellungen nichts gemein haben, daß die Außenwelt für uns ein Buch mit sieben Siegeln, daß das einzige unserer Beobachtung und Erkenntnis unmittelbar Zugängliche die Zustände und Vorgänge des eigenen Bewußtseins sind. Diese einfache Wahrheit ist das Größte und Tiefste, was je der Menschengeist gedacht. Und diese einfache Wahrheit führt uns auch zum vollen Verständnis dessen, was das Wesen des Vitalismus ausmacht. Das Wesen des Vitalismus besteht nicht darin, daß wir uns mit einem Worte begnügen und auf das Denken verzichten. Das Wesen des Vitalismus besteht darin, daß wir den allein richtigen Weg der Erkenntnis einschlagen, daß wir ausgehen von dem Bekannten, von der Innenwelt, um das Unbekannte zu erklären, die Außenwelt. Den umgekehrten und verkehrten Weg schlägt der Mechanismus ein — der nichts anderes ist als der Materialismus — er geht von dem Unbekannten aus, von der Außenwelt, um das Bekannte zu erklären, die Innenwelt.

Mit dem großen Handbuch der Physiologie schließt Müllers litterarische Thätigkeit für die Physiologie ab. Er hielt zwar nach wie vor seine Vorlesungen, aber er forschte nicht mehr. Ja, den Weg des Experimentes, den er bereits als Jüngling beschritten hatte, betrat er nie wieder. Er wurde zu einem Verächter des Experimentes, der Vivisektion. Sagt er doch bereits 1826: „Man sieht alltäglich Versuch auf Versuch häufen, einen den Schein des anderen stürzen, beides oft genug von Männern, welche weder so sehr geistig ausgezeichnet sind, noch Wahrheit der Person und Selbstverleugnung zum Versuch mitbringen. — Es ist nichts leichter, als eine Menge sogenannter interessanter Versuche machen. Man

darf die Natur nur auf irgend eine Weise gewaltthätig versuchen; sie wird immer in ihrer Not eine bindende Antwort geben." — In den heftigsten Worten spricht er sich wiederholt gegen die überhand nehmenden Vivisektionen aus. Und er durfte es, denn er war durch eigene Erfahrungen mit der Schwierigkeit des physiologischen Versuchs vertraut geworden, und es beruhte nicht auf einer vorgefaßten Meinung, wenn er das allzuviele Experimentieren auf einen Mangel an wahrem Beobachtungssinn und ernstem Fleiß zu einer gründlichen, durch sichere anatomische Kenntnisse unterstützten Untersuchung des Organismus zurückführt. (Vergl. Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes S. 20 ff.) Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß Müller durch die Entwicklung, die die Physiologie, allerdings zunächst durch ihn veranlaßt, allmählich nahm, angeekelt wurde und sich so von ihr abwandte, denn die große Bewegung, welche mit und durch Müller in das Studium der Physiologie gekommen war, hatte auch viel Schaum und selbst Schmutz mitgebracht, nämlich jene Staunen erregenden Experimente, kühne Vivisektionen, durch die manche glaubten, schnell und wohlfeil zu Ruhm und Ehren und Einnahmen gelangen zu können. (Vergl. Bischoff a. o. O. S. 9 und 28.)

So verließ Joh. Müller die Physiologie und wurde der große vergleichende Anatom und Zoologe, den wir heute an ihm bewundern. In dieser zweiten Periode hat er wenige Male auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie gearbeitet. Als sein Schüler Schwann die Zellenlehre errichtete, übertrug er sie auf die Geschwülste und zeigte, wie diese aus Zellen entstehen. Sein Werk: „Ueber den feinen Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste" gab den Anstoß zu der Bildung der Berliner pathologischen Schule. Als vergleichender Anatom war es ihm nicht darum zu thun, Thatsachen um ihrer selbst willen zu finden, oder des Ehrgeizes wegen neue Kenntnisse über alle möglichen Tiergruppen zu verbreiten. In allen seinen Schriften sehen wir ihn in rastloser Thätigkeit sein Ziel verfolgen: die Erkenntnis der Bildungsgesetze der organischen Natur. „Die vergleichende Anatomie", sagt er, „hat die ganz freie geistige Aufgabe, die Metamorphose der Organe und der Organismen in ihrer endlichen Entfaltung zu enthüllen. Sie soll nicht mit der fertigen Zerlegung der Tierleiber und der Befriedigung einer gesetzlosen Neugierde in dieser Anschauung ausruhen, sondern die Natur in der Zeugung, in dem lebendigen Prozeß zur Produktion begriffen verfolgen." Zugleich warnte er aber vor unpassenden Vergleichungen, vor unfruchtbaren Spekulationen — es ist, als ob er im Geiste bereits die durch den Darwinismus bedingte, Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten häufende Zeit der vergleichenden Anatomie geahnt habe, die in den subjektiven Stammbäumen einzelner Forscher ihre Krönung finden sollte. Seine anatomischen Arbeiten, die hier im einzelnen zu besprechen zu weit führen würde, erstreckten sich auf Wirbeltiere wie Wirbellose. Reformatorisch wirkten alle seine Abhandlungen, mochten sie sich nun auf die Systematik der Fische oder Amphibien, oder auf den Bau der Vögel erstrecken. Werke, wie die vergleichende Anatomie der Myxinoiden, Fische, die bis dahin nur wenig bekannt waren und auf einem niedrigen Stande des Fischtypus verharren, waren in gleicher Vollendung kaum früher geschrieben worden. Nicht eine trockene Zusammenstellung neuer Funde über Knochen- und Muskelbau, Nerven und Eingeweide finden wir hier. Dem großen Meister der vergleichenden Methode diente diese niedrig stehende Fischgruppe dazu, den Typus

der Wirbeltiere in der größtmöglichen Einfachheit darzulegen und von hier aus seine immer höhere Entfaltung zu verfolgen.

Wie im Gebiete der Wirbeltiere sehen wir ihn in gleicher Weise fundamentale Untersuchungen über die Wirbellosen anstellen. Die Stachelhäuter, Echinodermen, mit ihrer wunderbaren Entwicklung nehmen ihn ganz gefangen. Er ergründete ihre Entstehung aus Larven und verfolgte deren Ausbildung bis zum ausgebildeten Tiere, soweit es mit den damaligen Methoden nur irgend möglich war. Was Müller hier beobachtet und beschrieben hat, das hat sich alles bewahrheitet, ja selbst in der Deutung hat er nur selten gefehlt. Seine Abhandlungen, die auch von ausgezeichnet klaren Abbildungen begleitet waren, sind klassisch, und jeder, der auf demselben Gebiete weiter arbeiten durfte, wie es mir durch Jahre hindurch vergönnt ist, muß über die Schärfe seiner Beobachtungsgabe und die geniale Art der Betrachtung staunen, mit der er Entferntes verknüpfte und Verwandtes erkannte. Von den Echinodermen wandte er sich den niedersten Lebewesen, den Infusorien und Polycistinen, zu, die ihn bis zu seinem Ende beschäftigten. Dazwischen studierte er die vorweltlichen Tierformen und beschrieb fossile Arten in größerer Menge. Längere Reisen an das Meer, die er meist in Begleitung von Schülern unternahm, setzten ihn in den Stand, an immer neuem Material tierisches Leben und Wesen zu ergründen. Er war der Erste, der die Embryologie als den sicheren Weg zur Erkenntnis des Baues der reifen Tierformen erkannte. Wer aber meinen würde, daß dieser Meister der Biologie damit einer Entwicklungslehre gehuldigt hätte, würde gewaltig irren. Er stand auf seiten Cuviers und lehrte die Unwandelbarkeit der Art, wie er auch in der Geologie sich für die Katastrophentheorie entschied. Einer Entwicklungslehre, die notwendig dogmatisch sein mußte, würde er ohne Zweifel feindlich gegenübergestanden haben, da sie ihm zu wenig Thatsächliches geboten hätte, und ihm das reine Spekulieren zuwider war.

Eine der letzten Entdeckungen Müllers war die der Entoconcha, einer Schnecke. Er fand in einer Holothurie aus dem Golfe von Triest Schläuche, die mit männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen erfüllt waren. In diesen Schläuchen entwickelten sich Eier, aus denen Schnecken mit gewundener Schale hervorgingen. Müller stand zunächst vor einem Rätsel. Soeben hatten Sars und Steenstrup den Generationswechsel bei niederen Tieren entdeckt, das heißt, sie fanden, daß das Kind nicht der Mutter noch dem Vater, der Enkel nicht dem Kinde gleiche. Lag in diesem Falle ein solcher Generationswechsel vor, so mußte der schneckenerzeugende Schlauch selbst aus einer Schnecke hervorgegangen sein, er war aber nicht von der Holothurie erzeugt. Da es Müller nicht gelang, die Entstehung des Schlauches und das Eindringen der Schnecke in die Holothurie festzustellen, so ließ er die Frage unentschieden. Wir wissen jetzt, daß es sich um einen Fall von Parasitismus handelt, und wunderbar ist nur, daß Müller sich nicht dieser Meinung sofort anschloß, die ihm doch unmittelbar nach seiner Entdeckung der Zoologe Van Beneden brieflich ausgesprochen hatte.

Für alle Zeiten wird Johannes Müller zu den ersten Forschern gehören, die das Ganze der Lebenserscheinungen beherrschten und dabei das Einzelne aufs schärfste faßten. Sein Wirken und Schaffen war auf die Erforschung allgemeiner objektiver Gesetze des natürlichen und geistigen Daseins gerichtet und beruhte notwendig auf einem tieferen Hintergrunde von Ideen. Seine Leistungen

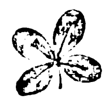
sind nicht nur Lösungen einzelner Probleme, oder ein Sammeln von gelehrtem Material, sondern vor allem durch ihre Beziehung und Hinweisung auf allgemein interessante und wichtige Fragen und Aufschlüsse über tierische Organisation überhaupt für alle Zeiten bedeutsam. Er war an Vielseitigkeit allen Zeitgenossen überlegen, und die Zahl derer, die seine Schüler heißen dürfen, ist groß. Als Lehrer bildete er keine Schule, „es giebt keine Schule Müllers im Sinne der Dogmen, denn er lehrte keine, sondern nur im Sinne der Methode. Die naturwissenschaftliche Schule, welche er hervorgerufen hat, kennt keine Gemeinsamkeit der Lehre, sondern nur eine Gemeinsamkeit der Thatsachen und noch mehr der Methode.“ *) So kommt es, daß zu seinen Füßen Schüler sitzen konnten, die später in diametral entgegengesetzter Weise wirkten. Von seinen Schülern seien genannt Schwann, Kölliker, Henle, Reichert, Virchow, Dubois, Helmholtz, Brücke, Klaparède, Lieberkühn, Max Schultze, Guido Wagener und — Häckel. Was würde der Meister zu einem Buche, wie die Welträtsel, wohl gesagt haben? Er, der niemals seine eigene Einsicht und Erkenntnis allein doktrinär vortrug, der niemals Dogmen aufzurichten bestrebt war, niemals zu einem lähmenden Abschluß kam und niemals einer einseitigen Richtung sich hingab!

Am 28. April 1858 schloß Joh. Müller seine Augen als treuer Sohn der katholischen Kirche. Seine Gesundheit war zerrüttet. Ein Schiffbruch an der norwegischen Küste im Jahre 1855, in dem die Hälfte der Besatzung des Schiffes und einer seiner Begleiter ertrank, er selbst aber in Todesgefahr schwebte, hatte sein Gemüt tief gebeugt. Seine Gesundheit fing an zu leiden, seine Stimmung wurde wechselnd und launenhaft, seine Reizbarkeit stieg, er klagte über Schmerzen im Kopfe, schlaflose Nächte. Die Ahnung des Todes kam über ihn. Er ordnete alle seine Angelegenheiten — am Morgen des 28. April fand seine Gattin die Leiche.*) Joh. Müller ist inmitten einer Zeit der Verflachung der Naturwissenschaft zum reinen Mechanismus eine ragende Säule, die uns Epigonen, die wir uns gern als Neovitalisten bezeichnen lassen, auf eine bessere Zukunft der Biologie verweist. Wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Physiologie in Anschluß an die Leibniz-Wolfsche Philosophie mechanisch die Organismen für vollkommenste Maschinen erklärte, bald aber diese ganze Richtung in Vergessenheit geriet, als man erst auf allen Gebieten des Lebens und der Geschichte auf die Anerkennung tieferer Zusammenhänge hinarbeitete, so hoffen wir, wird auch auf die mechanistisch-physikalische Periode der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeit folgen, in der sich die Biologie als die Lehre vom Leben wieder auf sich selbst besinnt.

Prof. Dr. **Otto Hamann.**

---

*) Rudolf Virchow, Johannes Müller. Eine Gedächtnisrede. Berlin 1858.



Ein „Dokument deutscher Kunst“.

In seinem neuesten, wie immer äußerst selbstgefälligen, aber auch, wie häufig, unterhaltsamen Buche „Bildung“, einer Sammlung von Aufsätzen über Alles und noch Einiges, erzählt Hermann Bahr, der große Wiener Geschmacksklitterer:

„Nach der Eröffnung der ersten Sezessionsausstellung (in Wien) saßen wir eines Abends fröhlich zechend beisammen, in einer wunderbaren Erregung, fast einem Fieber, wie man es wohl im ersten Frühling hat ... Da erhob sich Olbrich, der bisher gelassen im Tumult gesessen, und sagte in seiner kurzen, festen, gern etwas spöttischen Art: ‚Das ist alles noch gar nichts. Durch kleine Mittel kommen wir nicht weiter. Eine Stadt müssen wir erbauen, eine ganze Stadt, die Regierung soll uns in Hietzing oder auf der Hohen Warte ein Feld geben, und da wollen wir dann eine Welt schaffen ... Da wollen wir dann zeigen, was wir können; in der ganzen Anlage und bis in das letzte Detail, alles von einem Geiste beherrscht, die Straßen und die Gärten und die Hütten und die Tische und die Sessel und die Leuchter und die Löffel Ausdrücke derselben Empfindung; in der Mitte aber, wie ein Tempel in einem heiligen Hain, ein Haus der Arbeit, zugleich Atelier der Künstler und Werkstätte der Handwerker. Das ist, was wir brauchen.‘“

Wovon damals der junge Wiener Baukünstler träumte, es ist zum Teil Wirklichkeit geworden. Und ein deutscher Fürst ist es, dem er es zu danken hat.

Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und am Rhein, ein würdiger Sohn seiner unvergeßlichen Mutter, hat seine Kunstfreude und sein Kunstverständnis von Anbeginn bethätigt. Beim Ausbau und der Neueinrichtung seiner Schlösser, beim Sammeln von Kunstwerken, bei der Förderung der „Freien Vereinigung Darmstädter Künstler“, die bemüht war, der hessischen Landeshauptstadt ihre einstige Bedeutung als Kunststadt in Deutschland zurückzuerwerben. Besonderes Interesse zeigte er für die angewandten Künste; nicht bloß an und für sich, sondern auch, um gerade im eigenen Lande die künstlerischen Gewerbe einer schönen Entwicklung entgegenzuführen, wie das auch der dortige Verleger Koch anstrebt. So berief denn der Großherzog im Frühling 1899 einige ihm besonders empfohlene und von ihm besonders geschätzte Kunstgewerbler ganz in seine Residenz: aus Paris Hans Christiansen, der sich durch seine Zeichnungen für die „Jugend“ und durch seine Verglasungen namentlich bekannt gemacht hatte, den jungen Frankfurter Bildhauer und Medailleur Rudolf Bosselt, den Münchener Maler Paul Bürck, der die dort erworbene kunstgewerbliche Bildung in den Dienst des Entwurfzeichnens von Teppichen, Tapeten, Buchschmuck u. dergl. gestellt hatte, und den hessischen Möbelbildner und Baumeister Patriz Huber. Im Herbst traten zu diesen noch hinzu der Hamburger Peter Behrens, der seit 12 Jahren bereits in München gewirkt hatte, zuerst als Maler, dann als Zeichner, zuletzt als Kunstgewerbler auf verschiedensten Gebieten, der talentvolle Darmstädter Ludwig Habich, der sich in München zu einem erfolgreichen Bildhauer ausgebildet hatte, und endlich Joseph Olbrich, der Wiener Baumeister, der durch sein viel umstrittenes Haus für die Wiener „Sezession“ mit einem Schlage ein bekannter Mann geworden. Wie sie alle, noch ein junger Mensch. Der älteste ist Christiansen und auch er steht erst in der Mitte der Dreißig.

Wenn ich sage, sie wurden „berufen“, so heißt das nicht, daß die Sieben nun als Lehrer an irgend einer Anstalt wirken sollen. Ihr Schaffen ist ganz und gar unbehindert; sie sollen nur dem hessischen Kunstgewerbe durch ihre Entwürfe und Arbeiten eine Entwicklung im modernen Sinne ermöglichen. Dafür erhielten sie zunächst freie Wohnung in einem großherzoglichen Landhause und gewisse Geldzuschüsse. Dann aber wurde ihnen droben auf der schönen „Mathilden=Höhe“, im Nordosten des stillen, garten= und parkreichen Darmstadts mit seinen interessanten Straßen und alten und neuen Bauten von künstlerischer Bedeutung, Baugrund angewiesen. Dort sollten sie ein gemeinsames Arbeitshaus und für jeden von sich ein Wohnhaus einrichten und alles selbst ausstatten, vom Keller bis zum Dachfirst. Alles unter den vorteilhaftesten Bedingungen, wie denn z. B. jedes Einrichtungsstück ihnen von den verschiedenen Gewerbetreibenden unentgeltlich geliefert wird, wofür diese dann das Recht der Nachbestellungen haben; aber auch hier ist der Künstler, von dem der betreffende Entwurf herrührt, noch mit einem kleinen Gewinnanteil bedacht. Also günstigste Vorbedingungen: ein fürstlicher Mäcen, eine nicht zu große Stadt, in der aber doch reges Kunstleben herrscht, Entgegenkommen seitens Handel, Gewerbe und Stadtverwaltung. . . . Und Jungmeister Olbrich konnte an die Erfüllung seines einstigen Wiener Traumes denken. Auch der Gedanke des „Zeigen=wollens, was wir können“ mag bei ihm zuerst zu einem förmlichen Ausstellungsplan ausgereift sein. Und auch er fand beifällige Aufnahme und Unterstützung beim Fürsten und in Stadt und Land, und den Künstlern stand bald ein Garantiefonds von 300 000 Mark zur Verfügung.

Diesen Ausstellungsgedanken nun halte ich für sehr verhängnisvoll. Die Folge davon war übereiltes Arbeiten, sozusagen mit Hochdruck — binnen Jahresfrist mußte ja alles fertiggestellt sein, vom Hause bis zum Salzfaß und Schreibzeug und bis zum Thürschloß im Ziergarten. Und dann verleitete der Begriff „Ausstellung“ dazu, möglichst viel zu „zeigen“, zu „verblüffen“ mit tollen Einfällen und krausen Launen. Man wollte von sich reden machen im weiten deutschen Reich und so gewissermaßen auch die fürstliche Berufung post festum erst vor aller Augen glänzend rechtfertigen.

So ist's denn, was auch der unparteiische Einsichtsvolle sofort zugeben muß, zur hämischen Freude der vielen Widersacher und Neider, die das vom Schicksal so bevorzugte Siebengestirn sich natürlich erworben hat, im großen und ganzen eher ein Mißerfolg geworden für die beteiligten Künstler, wenn auch ein Triumph für die Handwerker und Gewerbler, die deren Entwürfe ausführten. Denn die kunstgewerbliche Arbeit an und für sich ist meistens vorzüglich; weniger die baukünstlerische, was aber nicht den Bauarbeitern anzukreiden ist, denn wenn viele Bauten im einzelnen allen Gesetzen tektonischen Organismus', der Statik und Rhythmik Hohn sprechen — nicht die ausführenden Arbeiter sind dafür verantwortlich zu machen, sondern die mangelhafte Technik und die zügellose Phantasie der Bauherren. Der Himmel bewahre uns in Gnaden vor einer ganzen solchen „Stadt“, wie Olbrich sie geträumt hat und wie sie nun in kleinem die „Kolonie“ hinter der russischen Kirche auf der Mathilden=Höhe vorbildlich kennzeichnet. Im einzelnen giebts gewiß manche gute Anregung, sei's in Bezug auf diese oder jene Möbelform, auf Raumverwendung, auf Dekoration, manch reizvollen Gedanken, manch geistreichen Witz, aber im allgemeinen kann von Vorbildlichkeit nicht die Rede sein. Das theatralische Ausstellungs=Tamtam wird auf

Schritt und Tritt laut; ein Luxus ist entfaltet, als ob alle fürstliche Mäcene und reiche Garantiefondszeichner hinter sich stehen hätten; der Begriff des Wohnlichen und der Schönheit des Zweckmäßigen scheitert immer wieder an den barocksten Einfällen und unbezwinglicher Originalitätssucht. Vor allem aber — wo liegt das Deutsche in all dem, was dort oben geschaffen worden? Wo die Kunst fürs Volk? Ein „Dokument deutscher Kunst“ hat man die Ausstellung großspurig genannt. Dokument? Kann von einem Dokument schon die Rede sein in einer Zeit, wo in Kunst und Kunstgewerbe, wie Bode es neulich treffend kennzeichnete, ein Gären und Brodeln, ein Suchen und Haschen, eine Regellosigkeit und Formlosigkeit herrscht, wo der Manierismus sich überall breit macht und „Stilwidrigkeit als Grundlage eines angeblichen neuen Stils“ gilt. Und „deutsch?“ Was ist denn eigentlich deutsch an dem „Stil Olbrich“, der, wie man einst auf die Römer und Griechen zurückgriff, sich vielfach assyrisch-ägyptischer Formensprache bedient?

In dem engen Rahmen, der mir hier gezogen worden, kann ich leider nicht mit Beispielen belegen, wie willkürlich, wie undeutsch und wie unvorbildlich das meiste ist, was auf der Mathilden-Höhe zu sehen ist. Es ist aber doch auch schon so in aller Leute Mund, und zahllose Reproduktionen von Einzelheiten jener „Ausstellung“ sind bereits allbekannt.

Freilich — Christiansen meint in dem Vorwort des Katalogs zu seiner Villa „In Rosen“, nicht „Alltagsmenschen“ sollen da wohnen. Nun, aber was soll dann die Ausstellung? Wer auf den Höhen menschlicher Kultur wandelt, bedarf keiner Vorbilder und schafft sich etwas ganz Persönliches, soweit es seine Mittel und die Verhältnisse zulassen, und somit wohl etwas ganz, ganz anderes, als die Sieben. Ich denke — man wollte das Kunstbedürfnis des Volks in verstärktem Maße wecken und das geweckte in ersprießliche Bahnen lenken. Das aber ist nicht geschehen.

Aber was nicht ist, kann noch werden. Jugend will sich austoben und, wie gesagt, vielleicht gerade durch das Uebermaß in der Betonung des angeblich „Persönlichen“, das aber hier, nebenbei bemerkt, bei den Einzelnen oft verzweifelt ähnliche Züge zeigt, werden diese oder jene Anregungen schließlich doch nicht ohne eine gewisse Wirkung bleiben, ja sogar läuternd und klärend wirken können. Jedenfalls aber haben Gewerbe und Handwerk Hessens aus der so nahen Berührung mit der Kunst schon jetzt wesentlichen Vorteil gezogen. Und das allein ist schon was wert.

J. Norden.



Stimmen des In- und Auslandes.

Die weisse Frau.

Seit den Untersuchungen von Julius v. Minutoli (1850) und Kraußold (1869) ist es zweifelhaft, auf wen eigentlich die Sage von der gespenstischen weißen Frau zurückzuführen ist, die den Hohenzollern den nahe bevorstehenden Tod ankündigen soll. Die Sage, die Detlev von Liliencron den Stoff zu einem seiner schönsten Gedichte, der Ballade „Vier Augen sind im Wege", gegeben hat (in „Kampf und Spiel", dem 7. Bande der neuen, bei Schuster & Löffler, Berlin, erschienenen Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters), hat seit frühester Zeit die schuldbeladene Gräfin Agnes von Orlamünde aus dem herzoglichen Geschlecht von Meran genannt. Sie soll nach dem 1293 erfolgten Tode ihres Gatten, des Grafen Otto von Orlamünde, dem sie zwei Kinder geboren hatte, in Liebe zu Albrecht dem Schönen, Burggrafen von Nürnberg, entbrannt gewesen sein. Dieser soll auch die Absicht geäußert haben, sie ehelichen zu wollen, doch sei das unmöglich, „solange vier Augen dem entgegenstünden." Gemeint gewesen seien seine Eltern, die in die Ehe nicht willigen wollten. Gräfin Agnes aber habe es auf ihre beiden Kinder bezogen und diese in ihrem Liebeswahnsinn grausam ermordet, indem sie den Kleinen eine Nadel durch den Kopf gebohrt. Nun aber habe sich Albrecht voll Abscheu von ihr gewandt, da sei sie reuig nach Rom gepilgert, habe harte Buße gethan, das Kloster zu Himmelkron unweit Berneck in Oberfranken gestiftet und sei dann zu Hof in Gefangenschaft gestorben, in der Klosterkirche zu Himmelkron begraben. Und da die Plassenburg bei Kulmbach der Schauplatz ihres sündigen Liebesverhältnisses gewesen, so gehe sie dort als weiße Frau seither um. Die früheste schriftliche Fixierung dieser Sage findet sich in der Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum des gekrönten Dichters Bruschius (1552). Doch ist in dieser Niederschrift nur ganz allgemein von „dem Orlamündischen Grafen und dessen Gemahlin, einer Meranischen Herzogin", die Rede. Ursprünglich ist auch nicht Agnes, die Gemahlin Ottos II., sondern Beatrix, Gemahlin Ottos I. von Orlamünde, darunter verstanden worden. Später werden noch genannt: Karintha, aus unbekanntem Geschlecht, und Kunigunde, Gemahlin eines Otto von Orlamünde, der 1338 die Plassenburgischen Güter an die Burggrafen Johann und Albrecht verpfändet hat. Für diese letztere Annahme nun tritt, wie ein Artikel der „Gegenwart" von Emil Wiegand ausführt, auch der neueste Erforscher dieses mysteriösen Dramas, der Münchener Archivar Dr. Christian Meyer ein (Zwei Dramen im Hause Zollern. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.). Kunigunde war die Gemahlin des letzten Grafen Otto von Orlamünde, ihm im Jahre 1321 angetraut. Der Graf muß noch vor 1341 gestorben sein, da bereits in diesem Jahre eine Urkunde des Burggrafen Johann auf der Plassenburg ausgestellt ist. Die Witwe mochte damals, da im Mittelalter unter dem hohen Adel Ehen häufig noch im halben Kindesalter geschlossen wurden, kaum über dreißig Jahre alt sein, während Albrecht, 1304 geboren, 37 Jahre zählte. 1338 nun hatte Graf Otto von Orlamünde für den Fall seiner Kinderlosigkeit

dem Burggrafen Johann von Nürnberg, älterem Bruder Albrechts des Schönen, das Recht der Nachfolge in seiner Herrschaft Plassenburg zugesichert. Die beiden Kinder sind erst nach diesem Testament, vielleicht sogar erst nach dem Tode ihres Vaters geboren. Jedenfalls waren sie nun da, und das Testament hatte für die burggräflichen Brüder jetzt keinen Wert mehr. Da mochte Albrecht schon eine solche Aeußerung, wie die Sage sie ihm in den Mund legt, von den hinderlichen vier Augen entschlüpft und der Kindermord thatsächlich erfolgt sein. Will doch der vorhin erwähnte Bruschius die Leichen der beiden ermordeten Kinder in der Klosterkirche zu Himmelkron noch unversehrt gesehen haben. Später zerfielen sie infolge des häufigen Zeigens und wurden zur Rechten des Altars beigesetzt. Uebrigens heiratete Albrecht keineswegs die Kindesmörderin, sondern eine reiche Erbtochter, Sophie von Henneberg, 1348. Kunigunde aber „wird bald von den Furien der Gewissenspein gepackt worden sein, darauf deutet außer ihren Pilgerfahrten und Schenkungen an die Kirche namentlich auch die durch sie im Jahre 1353 erfolgte Stiftung des Klosters Gründlach, in das sie sich zurückzog, um daselbst ihre Tage zu beschließen. Alles übrige ist sagenhafte Ausschmückung, so auch, daß Albrecht die Mörderin in Hof habe einkerkern lassen. Und gerade, daß die That keinen weltlichen Richter fand, — die kaiserliche Gerichtsbarkeit hatte sich in dieser Zeit des Thronstreites zwischen Ludwig dem Bayer und Karl von Böhmen um andere Dinge zu kümmern als um die privaten Verbrechen einer souveränen Reichsgräfin — ist nur ein weiterer Grund, daß die Volksstimme sich der gemordeten Kinder annahm und der Mörderin eine Strafe zudiktierte, die die weltliche Gerechtigkeit nicht zuerkannte. So kann auch Kunigunde im Grabe keine Ruhe finden, sondern muß ruhelos wandern. Sterblichen Augen ist sie nicht sichtbar; nur dann, wenn — da sie selbst keine Familie hinterlassen hat — ein Glied der Familie ihres Mitschuldigen zum Sterben kommt, erblickt es mit der, Sterbenden gewährten Fähigkeit des sogenannten zweiten Gesichts die geisterhafte Erscheinung, die ihm dadurch immer wieder aufs neue die ungesühnte That vor die Erinnerung führt“.

Daß die Volksseele solche Verbrechen mit Vorliebe durch „Umgehen“ sühnen läßt, beweist auch die Sage von dem Schreckgespenst im Jagdschloß Grunewald, in welchem Kurfürst Joachim II. seine Geliebte Anna Sydow, die „schöne Gießerin“, angeblich lebendig einmauern ließ. Und das nächtliche spukhafte Treiben im Schlosse soll auch Friedrich Wilhelm II., wenn er sich mit Frau Rietz (Gräfin Lichtenau) hierher zurückzog, auf jene Sage zurückgeführt haben. „Ja, als man unter Wilhelm I. in einer ungewöhnlich dicken Mauer einen Hohlraum entdeckte, verbot der Kaiser streng jede weitere Nachforschung.“

Uebrigens soll die weiße Frau auch noch in Cleve, Berlin, Ansbach, Bayreuth, Darmstadt, Altenburg und vielen andern Schlössern umgehen. Speziell als Todesbotin gilt sie schon seit dem 15. Jahrhundert bei dem böhmischen Herrschergeschlechte der Rosenberge, und infolgedessen auch bei allen mit diesem durch Heirat verwandten Familien, erscheint daher schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts nicht nur in andern böhmischen Schlössern, sondern auch an den mit den Rosenbergern und Lichtensteinern verwandten Höfen zu Karlsruhe, Kopenhagen und Stockholm. Also nicht bloß in den Hohenzollernschlössern.



Die Kaiserin-Witwe von China.

Ueber die Kaiserin-Witwe in China kursieren insonderheit seit der chinesischen Katastrophe allerlei abenteuerliche Gerüchte, die wohl amüsant sein mögen, sich aber mit der Wirklichkeit durchaus nicht decken. So wird erzählt, ihr Vater habe sie, durch äußerste Armut gezwungen, schon frühe als Sklavin verkauft (was ja in China keine Seltenheit ist), sie sei dann in die Hände eines Provinzialgouverneurs geraten, der sie wegen ihrer ungewöhnlichen Talente in weiblichen Künsten und hoher Bücherweisheit als seine Tochter adoptiert und dem Kaiser vorgestellt habe. Nach dem Tode des Kaisers und der Kaiserin ersten Ranges sei sie zum Range der Kaiserin-Witwe hinaufgerückt und habe während der Minderjährigkeit ihres eigenen Sohnes, des jetzigen Kaisers Kang-si, die Herrschaft geführt u. s. w. Das klingt romantisch, ist aber grundfalsch. Wer mit der neueren Geschichte der „überaus reinen Dynastie" (Tai tshin Tschhau) nur einigermaßen vertraut ist, weiß, daß die Kaiserin-Witwe einer vornehmen Mandschu-Familie entstammt, die in Peking residiert, und daß sie eine sorgfältige chinesische Erziehung genossen, wie eine solche selbst den vornehmsten obersten „Edelsteinmädchen" im Mittelreiche nur selten zu teil wird, und daß sie schon frühzeitig an den Kaiser-Hof kam, als zweite Gemahlin des Kaisers Hien-fung (1851—61), den sie mit einem Sohn, seinem einzigen männlichen Sprossen, beschenkte, wofür sie den Ehrennamen „Mutter der Freude" (Tß-hi) erhielt. Dieser ihr Sohn bestieg nach dem Tode seines Vaters am 17. August 1861 den goldenen „Drachenthron" als fünfjähriger Knabe und regierte unter dem Namen Tung-Tschhi bis zu seinem frühen Tode im Januar 1875. Eine jüngere Schwester von Tß-hi „genoß das gleiche große Glück". Sie wurde nämlich von einem siebenten Prinzen „eingehäuft", einem jüngeren Bruder des Kaisers Hien-fung, dem sie ebenfalls einen „Sohn hinzufügte", den Prinzen Tsin-Tien, der, ein dreijähriger „Goldknabe" und „Groß Sohn", als „Himmelssohn" unter dem Namen Kang-si den Drachenthron bestieg, auf dem er (nominell wenigstens) heute noch sitzt. So ist also die vielgenannte Kaiserin-Witwe die Tante des jetzigen Kaisers. Ihr Sohn Tung-Tschhi wurde aber als Kind der ersten Gemahlin Hien-fungs betrachtet (in China nichts Außergewöhnliches), und sie, als die eigentliche Mutter des Thronerben, wurde zu gleichem Rang wie jene erhoben und erhielt den Titel „westliche Kaiserin", während die erste „östliche Kaiserin" betitelt wurde. Auf diese Weise wurde sie, die „westliche Kaiserin", gleich nach dem Tode Hien-fungs (1861) während der vieljährigen Minderjährigkeit ihres Sohnes Tung-Tschhi, die bis 1873 reichte, und dann bald darauf während der Minderjährigkeit ihres Neffen Kang-si Mitregentin mit der „östlichen Kaiserin" und dem Prinzen Tung. Und thatsächlich regiert sie denn auch seit diesen 40 Jahren als die „allmächtige Gewalthaberin hinter dem Thron" über die größte Nation des „großen Ostreichs" und hat während dieser vielen Jahre eine Gewandtheit und Entschlossenheit ohnegleichen, verbunden mit einem entschiedenen Herrschertalent an den Tag gelegt. Seit einigen Jahren aber scheint sie kein glücklicher Stern mehr zu leiten und hat sie wesentlich dazu mitgeholfen, „1000 Trübsale und 10000 Jammer" über China heraufzubeschwören. Ihr gewaltthätiges Beiseiteschieben

des jungen Kaisers, die brutale Hinrichtung von sechs hochstehenden Mitgliedern der chinesischen Reformpartei, die Verfolgung der hochbegabten Männer wie Kang-Ju-wui und Dr. Sun-Jat-sen, die ihren „Tigerklauen" noch mit knapper Not entrinnen konnten, ihre heimlichen Edikte vor Jahresfrist, alle fremden Barbaren vom hochstehenden Gesandten bis zum einfachsten Matrosen „unter dem chinesischen Himmel" auszurotten, und noch so manches andere haben mit Recht die schärfste Verurteilung erfahren. Bereits im Jahre 1898 erschien in einer Shanghai-Zeitung ein Artikel mit der Aufschrift: „Und Athalja regierte über das Land." Sie wird darin als die „grausame Kaiserin", „das schändliche Weib mit dem Antlitz eines Menschen und dem Herzen eines Tigers", „die Feindin des Fortschritts" &c. von Millionen Chinesenmenschen bezeichnet. Kang-Ju-wui stellt sie in seiner in Japan erscheinenden Reformzeitung auf eine Stufe mit den zwei berüchtigsten China-Kaiserinnen: Li-Fau (200 n. Chr.) und Wu-Tset-then (690 n. Chr.), die China in tiefes Unglück stürzten. Ganz besonders aber ließ sie ihr Fraternisieren mit den Boxern und all das hierdurch angestellte Unheil in einem äußerst ungünstigen Lichte erscheinen. Der berühmte Schotte Dr. Roß, der seit 30 Jahren in den „Chinesenbergen" weilt, schreibt in seinem sehr lehrreichen Aufsatz „über die Ursachen der chinesischen Katastrophe" u. a. hierüber folgendes: „Auf seiten der Chinesen sind die Kaiserin und die extreme Partei ihrer reformfeindlichen Berater allein verantwortlich. Eine kurze scharfe Verordnung des Gouverneurs von Shantung, Juen-Schi-khai, zu Anfang des Jahres 1900 hätte genügt, um dem Treiben der Boxergesellschaft ein Ende zu machen. Aber das Wort wurde nicht gesprochen, Straflosigkeit ermutigte die Boxer und ließ sie an Zahl enorm wachsen. Ja sogar als sie Tientsin erreicht hatten und auf Peking marschierten, hätte es nur eines kaiserlichen Befehls an die zwischen ihnen und Peking stehenden 100000 Mann Chinesentruppen bedurft. Aber noch immer blieb die Kaiserin stumm, obwohl die ausländischen Minister die Regierung mehrmals auf den ernsten Charakter der Erhebung und die gefahrvollen Folgen aufmerksam gemacht hatten. Von Anfang bis Ende vermied es die Kaiserin, sie die Macht fühlen zu lassen, die ihr zu Gebote stand. Später ist vielleicht auch ihre Gewalt durch die Fluten der Boxermassen erdrückt worden. Auf ihren Befehl feuerten die kaiserlichen Geschütze auf die Gesandschaftsgebäude und auf ihren Befehl wurde das Feuer wieder eingestellt. Es hörte auf, nachdem es sich als erfolglos erwiesen, nachdem die Chinesen in Tientsin geschlagen worden waren, und nachdem die Kaiserin erfahren hatte, daß Europa erregt und vereint sei wie nie seit den Kreuzzügen. Wenn die Kanonade am 17. Juli eingestellt wurde auf Befehl der Kaiserin, warum dann nicht schon früher? Wenn sie auf ihren Befehl aufhörte, warum fing sie je an? Am Schandpfahl vor den Augen einer entrüsteten Welt stehen also die Kaiserin und ihre Berater, die sie angestachelt oder in ihrem schrecklichen Verfahren unterstützt haben, denn sie bilden die Partei in China, die für die grausamen und brutalen Ausschreitungen, denen Hunderttausende ihrer besten Unterthanen zum Opfer gefallen, verantwortlich ist."

Und der deutsche Herr Bismarck, ein im kaiserlich-chinesischen Zolldienst stehender Beamter, schreibt in seinem interessanten Tagebuch, das er während der Belagerung Pekings führte, u. a. am 7. Juni: „Die Kaiserin-Witwe hat eine Proklamation gegen die Boxer erlassen, die sich aber in sehr gemäßigten Ausdrücken

bewegt und offenbar nur den Zweck verfolgt, den Gesandten Sand in die Augen zu streuen.“ 11. Juni: „Vier fremdenfreundliche Mitglieder des Tsungli-Jamens sind durch vier notorische Fremdenhasser ersetzt, darunter Prinz Tuan, der öffentlich mit den Boxern fraternisiert und angeblich deren Führer ein großes Festessen gegeben haben soll.“ 13. Juni: „Aus einer Proklamation der Kaiserin-Witwe erkennt man deutlich, daß sie sich vor den Boxern fürchtet, wenn sie nicht gar im Einverständnis mit ihnen handelt. Die Proklamation erwähnt nämlich die Boxerbewegung als solche lobend; nur vom Morden und Brennen wird abgeraten und, wo dieses vorgekommen ist, den schlechten Elementen zugeschrieben, die sich der an und für sich guten Sache angeschlossen haben.“ 18. Juni: „Die Gattin des britischen Gesandten, Lady Macdonald, erhielt einen Brief von der Kaiserin-Witwe, in welchem diese ihrem Mitleiden Ausdruck verleiht über die elende Lage, in der sich so viele Frauen und Kinder in der Stadt jetzt befinden. Es heißt, daß im Palaste des Prinzen Tuan, des Vaters des Thronfolgers, 1000 Boxer beherbergt und gespeist werden.“ 26. Juli: „Vor der französischen Barrikade erscheinen Abgesandte mit einem Brief und den elf Visitenkarten der Jamenminister, die mit Komplimenten der Kaiserin den fremden Gesandten mehrere Wagen voll Wassermelonen und Gurken überbringen. Es ist doch zu komisch: vier Wochen hat man uns nur mit Granaten bedacht und plötzlich schickt man uns die schmackhaftesten Früchte ins Haus.“ 27. Juli: „Die Kaiserin sei sehr böse auf die Boxer, aber nur weil sie den ihnen gegebenen Befehl, die Fremden und Christen zu töten, nicht ausgeführt haben.“ 30. Juli: „Die Kaiserin hat 300 Wagen und Tungfusiang 100 oder mehr bereit, um nach Westen auszurücken. Die Kaiserin wünscht, daß Tungfusiang und Yunglu sie mit einer Armee nach Sinangfu begleiten, doch willigen diese nicht ein und schlagen vor, Li-Ping-heng zur Beihilfe an unserer Vernichtung herbeizurufen.“

Noch deutlicher spricht ein Bericht, den ein chinesischer hochgestellter Beamter, der bei dem großen Generalrat in Peking am 16. Juni 1900 zugegen war, zur Kenntnis der „großen Menge“ brachte, und der zuerst im „North China Herald“ erschien. Hiernach eröffnete sie jene Generalratssitzung mit folgender Ansprache: „Die fremden Mächte haben uns in einer Weise von oben herab behandelt und verfolgt, wie wir es nicht länger uns bieten lassen können. Wir müssen daher zusammenstehen und alle Fremden aufs äußerste bekämpfen, um unser ‚Angesicht‘ (= Ansehen) in den Augen der Welt zu retten. Alle unsere Mandschuprinzen, Herzöge und Edeln, hohen und niedern Minister sind einmütig entschlossen zum Krieg bis aufs Messer, ich stimme ihrem patriotischen Entschlusse zu. Deshalb mache ich auch allen diese Mitteilung, indem ich erwarte, daß ein jeder seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllen werde.“ Als hierauf der frühere Gesandte in Petersburg, Hsü Tsching-tscheng, Präsident der mandschurischen Eisenbahn, die Kaiserin bat, doch noch einmal alles wohl zu überlegen, unterbrach ihn K'ang-Yi in scharfem Ton: „Du täuschest dich. Das wird nicht ein Krieg sein gleich denen, die wir früher gegen fremde Länder führten. Die Boxer stehen uns nun zur Seite. Sie sind unverwundbar für Kugel und Schwert, und wir schreiten diesmal einfach über den Feind hinweg.“ Obgleich Yüan-tsch'ang, der Minister im auswärtigen Amt, dazu bemerkte, daß er mit eigenen Augen den Kampfplatz mit Boxerleichen, die jeder eine oder zwei Kugeln in Brust oder Rücken hatten, bedeckt gesehen habe, es also mit der Un-

verwundbarkeit der Boxer eitel Prahlerei sei, so verblieb die Kaiserin doch in ihrem Aberglauben. „Du mußt dich irren," sagte sie, „die Leichen, die du sahst, müssen solche von Verbrechern gewesen sein; es ist unmöglich, daß es Boxer waren." Der Kaiser, jedes Einflusses beraubt, konnte bei diesem Redewettstreit zwischen der chinesischen Partei und den Mandschus nur trauriges Schweigen beobachten, „mit Thränen in den Augen". „Als aber Seine Majestät schließlich sah, wie die kriegerische Politik die Oberhand gewann, konnte er nicht länger an sich halten, wandte sich erregt zur Kaiserin, welche etwa um einen Fuß links vor ihm saß, und bat sie, ihren Entschluß, alle fremden Nationen zu bekriegen, abermals zu erwägen. Aber anstatt auf Seine Majestät zu hören, wie die höfische Sitte es verlangte, beleidigte die Kaiserin-Witwe den Kaiser öffentlich, indem sie seine Worte ignorierte und Seiner Majestät den Rücken zukehrte." Noch einmal, am 21. Juni, am Tage nach der Ermordung des deutschen Gesandten, soll nach diesem Berichte der Kaiser die Kaiserin-Witwe, sogar fußfällig, angefleht haben, nachzugeben. Umsonst. Ein verächtliches „Was weiß Seine Majestät der Kaiser von solchen Dingen" war die Antwort. „Seine Majestät erhob sich sogleich und verließ weinend den Ratsal." Es erfolgte das Dekret vom 21. Juni, „das die Erklärung des Krieges an die fremden Mächte zum Zwecke der Ausrottung aller Ausländer bedeutete. . . . Der Hochmut, die Unwissenheit und der Fanatismus waren am Ziel. Nachmittags 4 Uhr eröffneten Regierungstruppen das Feuer auf das Gesandschaftsquartier; damit nahm die Belagerung in Peking ihren Anfang."

Und ein Artikel der Londoner „Times" vom 16. Oktober 1900 über eine Audienz des boxerfreundlichen Zensors Wang mit der Kaiserin deckt vollends deren Einverständnis mit dieser Gesellschaft auf. „Ich meinerseits," so hatte Wang der Kaiserin versichert, „bin von der Bestimmung der Boxer, die Fremden zu zermalmen, so fest überzeugt, daß meine ganze Familie, jung und alt, der Gesellschaft sich angeschlossen hat und ihre Zauberformeln lernt." Am Tage nach dieser Audienz wurde Wang zum Gouverneur von Peking ernannt und erhielt dadurch die erwünschte Gelegenheit, den Boxern allen Vorschub zu leisten. „Auf solche Weise nahm die Regierung die Leitung der Gesellschaft selbst in die Hand."

Wir bedürfen weiter keines Zeugnisses, um viele Chinesen zu verstehen, daß sie „aus der ganzen Fülle ihrer Herzenseingeweide" wünschen, daß diese 69 Jahre alte „Gewalthaberin hinter dem Throne", bald „zusammenstürze", und daß sie aus der „Stadt der westlichen Ruhe" (= Singanfu) bald weiterziehe und schließlich die „gelben Buddhistennonnensäcke umhänge"; dann würde wohl auch das große Ostreich bald zur Ruhe kommen.

Lady Macdonald, die Gattin des britischen Gesandten, veröffentlichte in der „Empire Review" eine interessante Schilderung der Kaiserin nach ihren persönlichen Eindrücken bei dem berühmten Frauenempfang im Dezember 1898, wobei sie die Gemahlinnen der in Peking akkreditierten Gesandten bei Tß-hi einführte. Sie schreibt darüber folgendes: „Als wir die Kaiserin im Dezember 1898 besuchten, saß sie hinter einem langen, schmalen Tisch, und wir betrachteten mit nicht geringem Interesse die furchtbare Frau, die mit einem eisernen Willen und mit einem unbezähmbaren Charakter begabt ist. Obwohl sie die Sechzig schon überschritten hat, sieht sie mit ihren ausdrucksvollen schwarzen Augen noch

wie ein junges Weib aus. Wenn sie lächelt, verklärt das Lächeln ihr ganzes Gesicht und läßt jede Spur von Härte verschwinden. Die Kaiserin hat nicht den gewöhnlichen chinesischen oder Mandschu-Typus, und wenn man sie in irgend einem anderen Lande der Welt sähe, würde man sie für eine italienische Bäuerin halten. Sie ist klein von Statur, aber da sie hohe Mandschuschuhe trägt, erscheint sie mindestens drei Zoll größer, als sie wirklich ist. Hände und Füße sind auffallend klein, aber wohlgeformt. Das Häßlichste an ihr waren, nach unsern Begriffen, die großen Kupferringe, die sie an den Fingernägeln trug, und die wahrscheinlich dazu bestimmt sind, das Zerbrechen der Nägel zu verhüten. (Lange Fingernägel sind nach chinesischen Begriffen ein besonderes Schönheitszeichen.) An dem Tage, an welchem sie uns Audienz gewährte, war die Kaiserin prächtig gekleidet: sie trug eine mit Pelz verbrämte Robe von gelbem Brocat und einen Unterrock von blauer Seide. Die Haare trug sie nach Mandschuart in zwei Ringellocken; jede dieser Locken war mit einer wunderbaren Perle geschmückt. Ein Stirnband von nußgroßen Perlen umgürtete ihre Stirn. Die Kaiserin zeigte nicht die geringste Spur von Schminke und unterschied sich dadurch vorteilhaft von den meisten anderen Damen des Hofes."

Dr. Faber sagt in seiner Broschüre „China in historischer Beleuchtung" u. a.: „Sehr häufig haben Frauen, besonders die Kaiserin-Mutter oder -Witwe, die Regentschaft in China geführt, wenn auch oft friedlich, sicherlich nicht zur kräftigen Entwicklung des ungeheuren Reiches, das eine starke Hand am Zügel nötig hat. Die Ursache des Erfolgs der Mandschu (1644) ist auch auf ein Weib zurückzuführen. Kein Heil für China, so lange die Greuelwirtschaft des Kaiserpalastes fortbesteht!"

J. Flad, Basler Missionar.





Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Ein Wort zu den „Betrachtungen, die ein Bild in mir anregte“.

In Heft 9 des Türmers findet sich der Aufsatz mit obiger Ueberschrift. Die Betrachtungen gipfeln in einer Besprechung der christian science, jener neuen amerikanischen Heilmethode, die neuerdings bei uns unter dem Namen „christliche“ Wissenschaft viel Aufsehen erregt. Wenn ich hiezu die Betrachtungen in die Oeffentlichkeit sende, die dieser kurze Aufsatz in mir anregte, so geschieht es deshalb, weil ich von andrer Seite diese „christliche Wissenschaft“ beleuchten möchte, als es der Verfasser obigen Artikels gethan. Dieser beleuchtet nur die „Wissenschaft“ mit ihren möglichen Erfolgen, ich möchte das Beiwort „christlich“ beleuchten, d. h. ein Streiflicht werfen auf das Verhältnis dieser neuen Heilmethode zu unserm alten Christenglauben, ohne an der Möglichkeit gewisser Erfolge der christlichen Wissenschaft als Heilmethode zu zweifeln. Wenn man zuerst von „christlicher Wissenschaft“ hört, so glaubt man unwillkürlich, daß hier die Heilungen — denn auf solche kommt es doch nur an — durch gläubiges Gebet zu Gott, das im Namen Christi geschieht, erreicht werden, also eine Gabe unsres persönlichen Gottes sind, die er uns auf das im Namen seines Sohnes gethane Gebet hin schenkt. Denn das wissen wir ja: Alles, was wir bitten in Christi Namen, das will Gott uns geben, aber andrerseits auch nur das, was wir in Christi Namen erbitten, denn: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, also auch des Gebetes Erhörung finden. Ist doch überhaupt das Fundament des Christentums der Name Jesu Christi. Und nun wie steht es mit diesem Namen in der „christlichen Wissenschaft“, wie sagen sie in ihrer Weltanschauung? — Ein einheitlicher Geist, Gott, beherrscht das ganze Weltall. Alles ist seine Offenbarung, die Materie ist an und für sich ein Nichts, sie ist sozusagen nur verdichteter Geist. Dieser ist das Ewige, Wahre, Unvergängliche, und in diesem Urquell wurzelt unser tiefstes Selbst.

Die Materie ist also nichts. Unser Körper nur verdichteter Geist. — Und Geburt und Tod? — Die Schmerzen sind demnach da und gehen fort, je nachdem die Vorstellung der Menschen sie bekennt oder leugnet. Das ist nicht meine Folgerung, sondern die von den Scientisten selbst gezogene, auf die sie ihre Heilmethode gründen. Geben sie doch dem Kranken den Rat, sich der Vorstellung hinzugeben, er sei gesund, die Krankheit, die Schmerzen ein Nichts, dann würde

er auch gesund sein, die Schmerzen nicht mehr spüren, er solle sich nur eins fühlen mit dem großen Weltgeist. Ob nun, wenn solch eine mit dem großen Weltgeist sich eins fühlende, verdichtete Geistmasse ihr Bein bricht, dies auch durch das Sich-eins-fühlen wieder heilt, oder ob so etwas einem Scientisten überhaupt nicht passiert? Doch ich will ja nicht gegen die Wissenschaft selbst polemisieren, sondern nur gegen ihr Beiwort „christlich".

Wenn wir in diesem Sinne ihre Lehren auf die Leiden, auf den Opfertod unsres Heilands anwenden — was wird dann aus diesem? Wenn sich jemand im ganzen Laufe der Welt und ihrer Geschichte je eins gefühlt hat mit Gott, dem die Scientisten den geschmackvollen Namen „Weltgeist" geben, so war es doch wohl unser Herr und Heiland, denn wer hat je gesprochen: Wer mich siehet, der siehet den Vater; — ich und der Vater sind eins! Hat Christus nun darum alle ihm anscheinend angethanen Schmerzen nicht gefühlt, den Tod wohl gar nur dadurch überwunden, daß er sich eins fühlte mit dem Weltgeist, ein Mann der „christlichen Wissenschaft"? Wo bleibt da sein Liebesopfer, wo das Liebeswunder Gottes? wo unser apostolisches Glaubensbekenntnis? Und das soll „christliche" Wissenschaft sein? Rüttelt dies nicht mit aller Macht an den Fundamenten unsres Christenglaubens? Nicht christliche Wissenschaft, sondern antichristliche Afterwissenschaft ist das.

Gewiß, es giebt eine Menge Leiden, die aus den Nerven kommen, nicht nur eingebildete, Hysterie, sondern es mögen auch manche Störungen, vielleicht gar Zersetzungen des Organismus von Störungen der Nerven herrühren, das kann ich nicht entscheiden, ich bin nicht Mediziner, aber als gläubiger Christ weiß ich, daß es Leiden giebt, von Gott gesandt, zur Strafe, zur Prüfung, zur Läuterung — Leiden, die Gott sendet, und die er wohl auch wieder zurücknimmt, wenn ihr Zweck erfüllt ist. Und diese sollen geheilt werden können durch die Einbildung, oder sagen wir Vorstellung des Menschen, er sei nur verdichteter Geist: nicht Materie, Fleisch und Blut, sondern ein Teil des Weltgeistes — und schon durch diese Vorstellung, also durch den Willen des Menschen, nicht als Gabe Gottes, den wir bekennen und glauben, und nur mittelbar durch unser Gebet, durch unsren Wunsch, unsre Hoffnung (die wir hier allenfalls durch das Wort Willen ersetzen können, da beide sich bis zum Willen verdichten können) — das ist doch mehr, als sich mit dem Worte „christlich" verträgt, soviel heutzutage auch hierin man zu hören gewohnt ist.

Mögen doch die Scientisten sich Scientisten nennen, oder wenn sie die Aehnlichkeit dieses Wortes mit Zionisten fürchten, es in geschmackvoller Weise verdeutschen, ihre Heilmethode Willensheilung nennen, dann wird niemand gegen sie auftreten, es sei denn ein Arzt ohne Praxis wegen Kurpfuscherei, nur sollen sie nicht mit dem Mantel des Christlichen eine Lehre bekleiden, die nichts Christliches an sich hat. Dieser Mantel, der die Natur der neuen Lehre verhüllt, der naiven Gemütern den Glauben beibringt, sie wandelten auf Christi Wege, wenn sie zur Heilung ihrer Leiden an diese Apostel der neuen Lehre sich wenden, der muß ihnen abgerissen werden, oder sie müssen beweisen, daß sie auf dem Boden des Christentums und der Lehre unsers Heilandes stehen. Letzteres werden sie nicht können — möchten zu ersterem diese schwachen Zeilen in etwas wenigstens beitragen.

von —dt.





Die Unerschrockenheit der Weltgeschichte. — Begeisterung auf Flaschen. — Ein Schandfleck. — Die neuen Götter.

Die Rede des Grafen Bülow bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals vor dem Reichstage ist von Blättern sehr verschiedener Parteirichtung als nationale Großthat gefeiert worden. Freimut, ja „Unerschrockenheit“ wurden ihr besonders nachgerühmt, und das, weil der Redner es „gewagt“ hatte, „unumwunden zu erklären“, daß die Hohenzollern die Kaiserkrone dem Genie des Fürsten Bismarck verdanken. Wir sind wirklich bescheiden geworden, wenn es schon als Unerschrockenheit gilt, eine in der ganzen Welt bekannte historische Thatsache festzustellen, die zudem noch von den meisten unter uns persönlich miterlebt wurde. Was kann auf diesem Wege noch alles in den Geruch von kühnem Mannesmut und „Unerschrockenheit“ gelangen! Wenn jemand künftig sich zu der „unumwundenen Erklärung“ versteigen wird, daß auch die Hohenzollern Menschen seien, die zuweilen, wenn auch natürlich nur ausnahmsweise, irren können, so kann solch kühner, todesmutiger Bekenner noch erleben, daß ihm die dankbare öffentliche Meinung einen Ehrenbegen stiftet.

Die Rede des Grafen Bülow war die wohldurchdachte, rhetorisch vollendete Leistung eines klugen Kopfes, litterarisch gebildeten Mannes und feinen Diplomaten. Ihre Wirkung war nach allen Seiten hin wohl berechnet, so gut, daß auch die Gegner des Fürsten Bismarck auf ihre Kosten kamen. Eben die vorsichtigen aber doch genügend deutlichen Anspielungen auf die Schattenseiten, die menschlichen, allzu menschlichen Grenzen des großen Mannes, gaben den sicheren Boden ab, auf dem sich die „Unerschrockenheit“ des Redners zu so stattlicher Mannheit aufrecken konnte. Auf dem also vorbereiteten, geglätteten und abgesteckten Boden war es möglich, die Verdienste Bismarcks „unter und mit Kaiser Wilhelm dem Großen“ schwungvoll zu würdigen ohne allzu große Gefahr des Strauchelns in der Gunst der öffentlichen Meinung und — einer höheren. Mehr als durch irgend eine seiner anderen Reden hat

sich Graf Bülow durch diese als ein außerordentlich feiner, taktvoller und behender Diplomat erwiesen. Und ein kluger, geschmeidiger Kopf kann sich oft viel mehr „Unerschrockenheit" erlauben, als — ein unerschrockener. Ob Graf Bülow als Staatsmann ebenso ausgezeichnet ist wie als Diplomat, muß die Zukunft lehren, und ob es dem Toten gegenüber ebenso angemessen war, dessen „berechtigte Gegnerschaft" u. s. w. erweckende „Leidenschaftlichkeit" gerade bei dieser Gelegenheit herauszukehren, möchte ich auch nicht entscheiden. Ganz ohne alle Berechtigung scheint mir jedenfalls nicht, was jemand darüber in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" bemerkt hat: „Die kritische Würdigung eines toten Helden ist natürlich erlaubt, aber man empfindet sie nur in einer wirklich kritisch angelegten Studie als richtig. Wird vielleicht bei der demnächstigen Enthüllung unsres Nationaldenkmals Wilhelms I. auf Hohensyburg in Gegenwart des Kaisers ein Festredner, z. B. Graf Bülow oder der westfälische Oberpräsident, ganz kritisch wie ein Geschichtsschreiber die Thaten Wilhelms I. beleuchten, wird er z. B. erklären, daß Wilhelm I. gegen Bismarck eine verschwindende Natur gewesen sei, wird er sagen, daß auch Wilhelm I. einmal gebangt hat und nur durch Bismarck aufgerichtet wurde, wird er sagen, daß er im höchsten Alter den an sich verzeihlichen Drang nach Ruhe hatte? Alles das wird sicherlich unterlassen werden, und Wilhelm II. würde sehr verletzt sein, wenn ein Redner eine solche Kritik abhalten würde, wie ein General nach der Parade."

Schade, sehr schade, daß die Bülow-Enthusiasten in der Presse durch ihre übertriebene Reklame für die formschöne und in der hingebungsfreudigen Feststimmung auch das sittliche Gefühl befriedigende Rede die Kritik direkt herausgefordert haben. Wie die Dinge einmal liegen — in gewissem Sinne ja beschämend genug — war man angenehm überrascht, schon eine solche Rede aus dem Munde des ersten Reichsbeamten zu hören, und man freute sich des klugen Redners, der es verstanden hatte, ohne Trübung der eigenen Position, aber auch ohne Preisgabe der eigenen Würde, doch den historischen Thatsachen und dem nationalen Empfinden im großen und ganzen gerecht zu werden. Bei diesem Eindrucke hätte es bleiben sollen. Nicht aber kann ohne Widerspruch geduldet werden, daß Dinge, die für jeden anständigen Menschen selbstverständlich sind oder doch sein sollten, als kühne Heldenthaten ausposaunt und so die wirklichen, seltenen und großen Werte gefälscht und herabgesetzt werden. Und wenn Gemeinplätze, wie der folgende: „Was uns Fürst Bismarck gelehrt hat, ist, daß nicht persönliche Liebhabereien, nicht populäre Augenblicksströmungen, noch graue Theorie, sondern immer nur das wirkliche und dauernde Interesse der Volksgemeinschaft, die salus publica, die Richtschnur einer vernünftigen und sittlich berechtigten Politik sein muß" u. s. w. — ich meine, wenn solche Trivialitäten als Offenbarungen tiefster staatsmännischer Weisheit angestaunt und beleitartikelt werden, so ist das zwar unsäglich kindisch, kommt aber in der Wirkung auf Volksverdummung hinaus. Wenn Bismarcks politische Erkenntnis in solcher

Fibelweisheit gegipfelt hätte, so würden wir ihm sicher keine Denkmäler setzen. Unser ganzes öffentliches Leben leidet gerade genug unter der Herrschaft der Phrase; wollen wir denn unserm Volke auch das Denken abgewöhnen, nachdem wir längst aufgehört haben, ein „Volk der Dichter" zu sein — trotz der Milliarden alljährlich produzierter „deutscher Dichtungen"?

* * *

Enthüllung des Bismarckdenkmals in Berlin, des Denkmals des Großen Kurfürsten in Kiel, patriotische Begeisterung in Cuxhaven, in nächster Sicht großartige Begrüßung des Grafen Waldersee durch ein Kriegsgeschwader im Mittelmeer, Triumphzüge der heimkehrenden Chinakrieger — „Heil dir im Siegerkranz" — „Deutschland, Deutschland über alles" — „hurra, hurra, hurra"!

Mag man mich einen unausstehlichen Philister, einen niederträchtigen Nörgler oder auch einen entnervten Schwächling schelten —: ehrlicherweise muß ich gestehen, daß ich so viel Patriotismus auf die Dauer nicht gewachsen bin. Ich kann mir nicht helfen: meine Nerven reichen für diese angespannte, andauernde Ausübung von Begeisterung nicht aus. Das mag ein bedauerlicher physischer, ein Mangel des Intellekts sein, meinetwegen, ich muß mich bescheiden. Nur verlange man nicht Unmögliches von mir. Ich bewundere und beneide ja die unentwegten und unverwüstlichen patriotischen Kraftnaturen, die über eine so erfreuliche gummihafte Ausdehnbarkeit und Zähigkeit der Begeisterung verfügen, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr sie pünktlich zur festgesetzten Stunde in den Dienst des Vaterlandes stellen, ohne auch nur die geringste Abnahme ihrer Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete zu verspüren. Ich finde es erhaben, übermenschlich, einfach groß, aber ach! nicht jedermann ist es gegeben, den köstlichen, schäumenden Trank auf Flaschen zu ziehen und ihn mit militärischer Exaktheit auf Kommando prompt zu entkorken.

Ich könnte mich hiebei auf Goethe beziehen, der einmal sehr prosaisch gemeint hat, Begeisterung sei keine Heringsware, die sich einpökeln ließe auf mehrere Jahre. Aber was wußte Goethe von „patriotischer", „nationaler" Begeisterung, er, der bekanntlich weder „Patriot" noch „national" war? Und doch sagte Bülow von ihm, er habe „Deutschland geistig geeint", was doch ein eminent nationales und patriotisches Werk wäre. Es muß also doch möglich sein, nationale Großthaten zu verrichten, ohne fortgesetzt von der eigenen Macht, Größe und Herrlichkeit überzufließen. Ja, sollten die wahrhaft Reichen, die Reichen der That, mit der Ankündigung und Preisung ihres Reichtums nicht gerade sehr gekargt haben? Wo hat sich je eine große Epoche in der Geschichte eines Volkes mit solchem Wortgetöse angekündigt, wie es heute die Gauen unseres Vaterlandes fast ohne Ruhepause durchtobt? Wenn irgend etwas geeignet wäre, Zweifel an der Zukunft des deutschen Volkes zu erwecken, so wäre es diese maßlose, protzenhafte Selbstberäucherung, dieses sich in tönenden Worten erschöpfende Kraftmeiertum, dieser unausgesetzte Festrausch, dieses Heraufschrauben geringer Ver-

dienste, selbstverständlicher Pflichterfüllung und die damit verbundene geflissentliche Verkleinerung wahrer aber unbequemer Werte und Größen!

Wo bleibt denn unsere grausam große Macht und Herrlichkeit, unsere fürchterliche „gepanzerte Faust", wenn deutsche Schiffe beschlagnahmt, deutsche Reichsangehörige an Gut, Freiheit und Leben gekränkt werden dürfen, wenn britische Söldner, wie es kürzlich erst in einer Burenfarm geschehen, sich nicht scheuen, den Büsten der drei deutschen Kaiser unter Hohngelächter und unflätigen Schimpfworten die Köpfe abzuschlagen und sie zum Fenster hinauszuwerfen? Und wie verhalten sich die Väter unserer deutschen Reichshauptstadt, die, wenn Orden und höfische Ehren winken, über einen solchen Aufwand von nationaler Gesinnung verfügen, wie verhalten sich diese kühnen Mannen, wenn einmal wirklich die Gebote einfachster nationaler Selbstachtung an sie herantreten? In der „Täglichen Rundschau" lese ich:

„Tschechische Anmaßung. Die Prager Ratshussiten treiben ihre Arroganz so weit, daß sie dem Magistrat der deutschen Reichshaupt- und Residenzstadt ihre Berichte in ausschließlich tschechischer Sprache übersenden Darob kam es in einer Sitzung der Väter unserer größten Stadt zu einer lebhaften Debatte, wie man sich zu dieser Aeußerung tschechischer Bescheidenheit stellen solle. Das Ende war natürlich echt waschlappig-freisinnig: Statt das Beispiel der Breslauer Stadtverwaltung zu befolgen und die Berichte mit Protest nach „slata Praha" zurückzuschicken, meinten etliche besonders gerissene Diplomaten, man dürfe daraus keine politische Frage machen, Breslau sei ja nur die Hauptstadt einer preußischen Provinz, Berlin aber die Kapitale des mit Oesterreich verbündeten Deutschen Reiches. Da ginge es um so weniger an, zu brüskieren, als ja Oesterreich jetzt selbst die Versöhnung und den Ausgleich anzustreben sucht. Diese Auffassung trug denn auch den Sieg davon, und man beschloß, stillschweigend über die Sendung zur Tagesordnung überzugehen!..."

Man braucht nur einen Blick auf die Wirklichkeit zu werfen, auf die Bethätigung des deutschen Nationalgefühls in der Praxis, auf die Rolle, die wir im Verkehr mit anderen Völkern spielen, um zu wissen, was von den wohlfeilen ruhmredigen Deklamationen in unseren vier Wänden hinter dem warmen Ofen zu halten ist. Und auch da giebt es „Patrioten" genug, die uns die freie Aussprache unserer Sympathien und Antipathien, unserer Empfindungen für Recht und Unrecht als „staatsgefährlich" verwehren wollen: es könnte ja der „Regierung" Schwierigkeiten bereiten, uns das Stirnrunzeln eines mächtigen Nachbarn zuziehen, und das wäre doch gar nicht auszudenken! Man vergegenwärtige sich nur unsere „neutrale" Stellung in der Burenfrage. Den Präsidenten Krüger durften wir nicht empfangen, aber der sehr ehrenwerte Frauen- und Kinderbesieger Lord Roberts wird uns demnächst mit seinem Besuche beehren — die Nachricht ist bisher nicht widerrufen, von verschiedenen Seiten aber bestätigt worden. Ich kann noch immer nicht daran glauben...

* * *

Dem offiziellen Bericht des Generalkommandanten der Buren, J. C. Smuts, an den Präsidenten Steijn über die Art und Weise, wie die englischen Generale und die Offiziere in den Republiken hausen und den Krieg gegen Frauen und Kinder führen, entnehmen die Blätter u. a. folgende Schilderungen:

„. . . Ich glaube nicht, daß die Welt seit dem 30jährigen Krieg solche Scenen der Verwüstung und Zerstörung gesehen hat, Tilly und Wallenstein haben nicht grausamer und unbarmherziger gehaust, als Lord Roberts und Kitchener: der erstere wird in der Geschichte aber auch den Beinamen ‚Mordbrenner' führen.

„In Tierpoort wurde eine 70jährige Frau mit ihrer kranken Tochter und Enkelin aus ihrem Hause gejagt, nicht einmal das Nötigste durften sie mitnehmen; dann wurde die Wohnung angezündet, nachdem die Enkelin, die dem Offizier, einem Australier, Vorwürfe über seine Unmenschlichkeit gemacht, von diesem einen Faustschlag ins Gesicht erhalten hatte. Es herrschte damals eine grimmige Kälte, so daß selbst verschiedene englische Soldaten erfroren sind, aber die Frauen wurden ihrem Zustande überlassen. In der Tasche eines bei Boschfontein gefallenen englischen Offiziers fanden wir einen Brief, in welchem er einem Freunde in London in scherzendem Tone die Art und Weise beschrieb, wie man mit den Buren und ihren Familien verfahre; in einem Hause hat er die Frauen und Kinder zusammengerufen, sie mußten zugegen sein, wie er auf dem Klavier God save the Queen spielte, und dann wurde das Haus mit allem, was darin war, verbrannt. An einem anderen Platze wurde den Frauen und Kindern bedeutet, daß sie alles, was sie wollten, aus dem Hause tragen durften, da das Haus angezündet werde; sie thaten dies, legten alles auf einen Haufen und dann befahl der Offizier, auch diesen Haufen in Brand zu stecken. Fälle, daß Frauen und Kinder geschlagen wurden, kamen häufig vor; als ich am Doorenfluß ankam, fand ich ebenfalls alles verwüstet und verbrannt, ich schlief dort unter freiem Himmel und glaubte, daß in der Umgegend keine lebende Seele mehr wäre; aber zu meinem Erstaunen sah ich bei Tagesanbruch, daß Frauen und Kinder, wie Dachse aus ihren Höhlen, von den Kopjes herabkamen; sie waren dahin geflohen, denn sie hatten sich bei wilden Tieren sicherer gefühlt, als unter dem Schutz der Flagge Ihrer Majestät. Als ich weiter ritt, fand ich am Copterfluß sieben Familien unter Bäumen in freier Luft gelagert, während es in Strömen regnete; die englischen Soldaten hatten ihnen aus Mutwillen die Zelte verbrannt, die sie hatten. Bei Eykerfontein wurde die hochbetagte Mutter des Besitzers einer Hufe, eine Frau, die die Gefahren des großen Treks miterlebt hatte, von den englischen Soldaten auf den Boden geworfen; diese rissen ihr die Kleider vom Leibe und nahmen das Geld, das sie hatte, weg. Nicht genug, daß alles verbrannt wurde, auch die Lebensmittel, welche die englischen Soldaten nicht mit-

nehmen konnten, wurden vernichtet, ohne daß man sich an den Jammer der hungernden Kinder kehrte. Wüßte man im Auslande und in Europa nur den hundertsten Teil aller hier verübten Unmenschlichkeiten, die ganze Christenheit würde die flehenden Hände zum Himmel erheben, um dessen Strafgericht über die Räuber und Mörder herabzuflehen."

Was in dem Bericht über die Verwendung von Kaffern gegen die Buren gemeldet wird, übertrifft das Unglaubliche. Ganze Familien wurden ausgemordet und zwar nach Kaffernart auf bestialische Weise, Frauen und Kinder sind geschändet worden; ja man hat Frauen, denen nichts vorgeworfen werden konnte, als daß ihre Männer bei einem Kommando im Felde standen, mitten unter Kaffern verbannt, von denen sie natürlich ermordet wurden, wenn ihnen nicht — ein noch schlimmeres Los zu teil wurde.

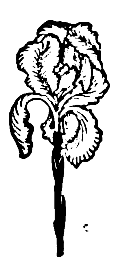
Damit vergleiche man, wie die Burenfrauen und Kinder in den englischen „Schutzlagern" — nach dem Bericht der englischen Miß Hobhouse — systematisch und mit raffinierter Grausamkeit durch Hunger, Kälte, Nässe u. s. w. langsam zu Tode gemartert werden. Auf diese Weise will man einmal die ganze verfl— Rasse „vernichten", dann aber auch die kämpfenden Buren durch ihr Mitleid mit ihren Familien mürbe machen. War je die Welt Zeuge einer größeren Schurkerei?

Wo solche Schandthaten unter den Augen der ganzen „Civilisation", der europäischen „Kulturstaaten" und der hochchristlichen Fürsten „von Gottes Gnaden" geschehen dürfen, ohne daß auch nur der leiseste Versuch — ich sage Versuch — gemacht würde, den Greueln Einhalt zu thun, wo die Anstifter und Verbrecher noch „moralische" (!) und sonstige „Soulagements" finden, da mag — ein anderer Feste feiern! Sack und Asche stünden einem christlichen Volke in solchen Zeiten besser an als Feiertagsgewänder und Paraderüstungen. Denn was sich in Südafrika abgespielt hat und noch immer weiter abspielt, das ist und bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck nicht nur in der Geschichte des englischen Volkes, sondern auch in der der ganzen übrigen waffenstarrenden und doch feige zuschauenden „Kulturmenschheit". Das zu leugnen, kann nur jemand die Stirn haben, für den die Begriffe Humanität und Christentum heuchlerische Phrasen sind, gut genug, um unter ihrem Deckmantel die Dummen auszuplündern.

* * *

Ich fühle mich von jedem Engländerhasse vollkommen frei und bin ebenso weit davon entfernt, gegen „England" „hetzen" zu wollen — wie ja die beliebte Unterstellung lautet —, als etwa die ganze englische Nation für die Verbrechen ihrer Geschäftsführer verantwortlich zu machen. Aber dahin gelangt ein Volk, das sich gewöhnt hat, das Geld- und Machtinteresse als einzige Leitsterne und oberste Götter zu betrachten. Eine Bande

ruchloser Geld- und Machtstreber bemächtigt sich schließlich der Herrschaft und reißt die ganze Nation für ihre schmutzig-eigensüchtigen Interessen ins Verderben. Wie von einem dämonischen Zauber gebannt, schüttet das Volk Gut und Blut, Ehre und Leben für die Sonderzwecke einer kleinen Minderheit hin. Das Heiligste, was der Mensch hat, die Religion selbst, muß sich schänden lassen, diesen niedrigen Zwecken zu dienen. Noch größeres Entsetzen vielleicht, als uns Festländern, flößen die afrikanischen Greuel den sittlich und christlich fühlenden Engländern ein. So hat ein Geistlicher der englischen Staatskirche in der Londoner Zeitung The Daily News einen allgemeinen Protest der christlichen Geistlichen Englands gegen die Fortsetzung des „Krieges“ angeregt. In ihrer Nummer vom 30. Mai brachte das Blatt eine Reihe von zustimmenden Zuschriften, die mit unverblümter Offenheit reden. Ein staatskirchlicher Pfarrer schreibt: „Es ist ein fürchterlicher Skandal, daß die Kirchen bis jetzt geschwiegen haben, während die Nation nun seit fast zwei Jahren in Rebellion gegen den Fürsten des Friedens steht und das Christentum zum Gespötte macht.“ Eine andere Zuschrift klagt die Mehrheit der englischen Geistlichkeit an, sie bringe das Christentum in Verachtung, indem sie dafür eintrete, der unselige Krieg müsse nun eben „bis zu seinem bittern Ende fortgeführt werden“. Ein von Fr. Harrison unterzeichnetes Schreiben sagt: „Wir sind als Nation dem Ruin, dem Haß und dem Spott der Welt verfallen. Politiker und Handelsleute haben hineingetrieben und das Geld dazu beschafft, und die Kirche hat durch ihre Geistlichkeit den Segen dazu gegeben als zu einem gottgewollten Krieg.“



Albert Bartholomé und das Totendenkmal auf dem Père Lachaise.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Am Allerseelentag 1899 wurde auf dem Père Lachaise, dem ehrwürdigen, althistorischen Friedhof zu Paris, das Monument aux morts*) des Bildhauers Albert Bartholomé der Oeffentlichkeit übergeben, an Stelle des Monument du souvenir, dem Massengrab der Enterbten geweiht, denen bittere Armut kein Zeichen des Gedenkens zu setzen vermag. Der Künstler hat mit diesem Werke das Ideal eines Grabdenkmals geschaffen, erhaben und volkstümlich zugleich, und sich einen Platz unter den ersten Bildhauern Frankreichs, unter den hervorragendsten schaffenden Meistern der Welt erworben. Alltäglich versammelt sich davor eine andächtige Menge, und wir sehen den vornehmen Aestheten wie den schlichten Blusenmann in gleicher Weise gefesselt und ergriffen.

Wer ist Bartholomé?

Im Jahre 1848 zu Thiverval geboren, studierte der Künstler zunächst die Rechte, folgte aber bald, da ihm günstige pekuniäre Verhältnisse zu Hilfe kamen, seinen künstlerischen Neigungen und bildete sich bei einem alten Meister in Genf zum Maler aus. Eine kurze Studienzeit in Paris vollendete dieses mehr autodidaktische Studium; seinem großen Wirklichkeitssinn gehorchend, wählte sich Bartholomé den früh verstorbenen grundehrlichen Bastien Lepage zum geistigen Führer und malte einige ganz vortreffliche Bilder nach der Art der Pleinairisten, unter denen ein „ruhender Alter“ am typischsten für sein damaliges Schaffen ist. Nach schönen Erfolgen im Pariser „Salon“ verschwand der junge Maler plötzlich, um nach vier Jahren erst wieder als Bildhauer aufzutauchen, und zwar 1871 mit mehreren Figuren, die als Bruchstücke eines größeren Grabdenkmals gedacht waren. Ein abgelegener Friedhof auf dem Lande zeigte schon eine vollendete Schöpfung seiner Hände, einen sterbenden Christus von erschütterndem Schmerzensausdruck. Bartholomé hatte seine junge Frau verloren, mit der er in glücklichster Ehe lebte, und fortan war sein Sinnen nur auf ein Ziel gerichtet, der Toten ein würdiges Denkmal zu setzen. Er legte den Pinsel fort und nahm den Meißel zur Hand. Der Schmerz, der ihn eine Zeitlang aller Arbeit entrissen hatte, ward eines großartigen Gedankens Schöpfer, den sein feiner Künstlergeist zu immer edlerer Vollendung ausreifen ließ, bis er ihn in völlig geläuterter Form zu ergreifenden Gestalten verdichtete. 1895 erschien das „Monument aux morts“ zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit. Allen Toten sollte es geweiht sein, und der französische Staat begrüßte freudig des Künstlers Arbeit und gab diesem den Auftrag, es um ein Drittel vergrößert für den Père Lachaise auszuführen. Nun steht es dort, dem Hauptthor gegenüber am Ende der Eingangsallee, die erst sanft, dann steil aufsteigend, einen stumpfen Winkel bildet. Von grünen Rasenmatten und tiefdunklen Cypressen umgeben, erscheint es uns, ausgeführt in dem mattgelben Kalkstein von Euroille, wie ein natürliches Gebilde, mit warmen und

*) Ein dem Original getreuer Abguß des Monuments befindet sich augenblicklich in der großen Skulpturenhalle der internationalen Kunstausstellung zu Dresden als deren bedeutendstes Stück.



doch gedämpften Tönen, die etwas Lebendiges, der Erde Entsprossenes an sich haben; es ist keine Abstraktion aus hartem Marmor.

Der Bau zeigt die einfachen Formen antiker Grabkammern; rechts und links führen Stufen zu den Eingängen empor. Während die beiden seitlich gelegenen leer bleiben, gruppiert sich um die größere Mittelpforte eine Schar Todgeweihter aller Altersstufen, jede Stimmung verkörpernd, die die zagende Menschheit angesichts des letzten Rätsels befällt.

„Es ist die Menschheit, die dem Tode entgegengeht," schreibt Bartholomé an einen Freund, der ihn um die Bedeutung der einzelnen Figuren befragte. „Nicht alle sind Sterbende, doch alle wenden sich der verhängnisvollen Pforte zu, durch die die beiden Gatten eintreten. Ihr Alter, ihr Fürchten, ihr Hoffen ist verschieden, doch in meinem Geiste verbindet sie eine große Einheit, und dieser ganze obere Teil hat nur die eine angegebene Bedeutung."

In wilder Verzweiflung, das Antlitz verhüllend, um das Furchtbare nicht zu sehen, haben sich die einen niedergeworfen, andere suchen bei ihren Gefährten Schutz und Trost; ein Jüngling stützt die Geliebte, die zusammenzubrechen droht; ein Kind naht gläubig betend mit frommem Vertrauen; ein gebückter Greis, dessen Oberkörper schon die Todespforte überschneidet, klammert sich noch mit welken Händen an ihrem Pfosten fest. Ein junges Mädchen von lieblicher Anmut wirft in rührender Dankbarkeit dem Leben eine Kußhand zu, einem Leben, das ihm wohl nur gelächelt hat.

Alle diese tief beseelten Gestalten kommen jedoch nicht an Schönheit dem Menschenpaare gleich, das das geheimnisvolle Dunkel schon betreten hat. Festen Schrittes, mit vorwärts strebendem Haupte, geht der Mann voran; er nimmt das Unentrinnbare des Endes mutig auf sich. Liebend, die Rechte auf seine Schulter gestützt, will das Weib ihm folgen, doch angesichts der sternenlosen Nacht ist sie zögernd geworden. Die Linke tastet ängstlich, das Haupt neigt sich zurück, und der Blick schaut suchend und flehend nach oben, als wollte er noch einen letzten Lichtstrahl erhaschen, eine letzte Hoffnung. Die beiden nackten Gestalten von vollendeter Schönheit wenden dem Beschauer den Rücken zu, so daß der seelische Ausdruck des Antlitzes nicht zu ihnen reden kann, und doch, in welch ergreifender Weise ist hier gerade das seelische Element zum Ausdruck gebracht worden!

Unerbittlich schwebt über diesem schmerzbewegten Menschenzug im oberen Teile des Denkmals etwas Zwingendes, das sie unaufhaltsam zur Todespforte treibt, obwohl der Lebensinstinkt, sich aufbäumend, zurückschreckt. Liegt es in dem eigenartigen Aufbau der Gruppe, die links eine aufsteigende, rechts eine abfallende Linie bildet, liegt es in dem Drängen der Körper nach vorwärts trotz des lebhaft charakterisierten Zurückschreckens: wir fühlen, daß alle den beiden Gatten folgen müssen, getrieben von einer unsichtbaren Macht, der niemand entrinnen kann, und daß mit ihnen die ganze Menschheit in nicht endenwollendem Zuge den Pfad des Todes schreitet. Keines der herkömmlichen Attribute und Symbole; die Wirkungsmittel können kaum einfacher gedacht werden; Bartholomé gab uns tief beseelte Menschheit und als solche ihr eigenes Symbol.

Noch gewaltiger, unmittelbarer wendet er sich zum Herzen mit der unteren Gruppe, einem im Tode hingestreckten Menschenpaar, auf dem eine Kindesleiche ruht. War er zuvor noch der nach formaler Schönheit strebende Bildhauer, dessen Ideale auch andere verfolgen, so giebt er hier etwas Ureigenes, ganz Persönliches, das Hohelied seines Leides und seiner Hoffnung. Sahen wir oben

Idealleiber, so sind diese im Tode erstarrten Gestalten mit porträtartigen Zügen ausgestattet; sie wenden sich das Antlitz zu; ihre Hände sind unlösbar ineinander geschlungen; noch sucht das Weib die Hand des Mannes zu küssen. Aus diesem Todesschlaf spricht ein so unendlicher Friede, ein solches Geeintsein im Grabe, eine solche Ewigkeit der Liebe, die stärker ist als der Tod, daß sie selbst die Erscheinung des „Geistes von Licht und Leben“ nicht zu steigern vermag. Dieser, eine ideale Frauengestalt auch ohne herkömmliche Attribute, die die Arme segnend über die Schlummernden breitet, soll das ewige Licht verkörpern, das selbst über den im Schatten des Todes Ruhenden leuchtet. Hiermit berührt der Künstler den christlichen Gedanken, den er in seiner hehrsten, das All umfassenden Bedeutung zum Ausdruck gebracht hat. Der ganzen Menschheit, allen Zeiten, allen spiritualistischen Religionen gehört dieses Denkmal an; aus ihm spricht die tiefe Sehnsucht, die den Menschen über sich hinaus weist nach dem Geiste des Lichts. Der Künstler ging zurück auf die einfachste Form der antiken Grabkammer und löste seine Menschheit los von allem Zufälligen, einer bestimmten Zeit Angehörigen; statt eines Engels bildete er den flügellosen Geist des Lichtes.

Kein lebender Meister hat Bartholomé geleitet. Als er seinen herrlichen Plan faßte, suchte er diejenigen unter den Renaissancekünstlern auf, deren Phantasie sich lebhaft mit dem Jenseits beschäftigt hatte und die die größte Verinnerlichung erstrebten. Er studierte altfranzösische Grabmonumente — das Gestalten der beiden Toten weist deutlich darauf hin —, und ging noch weiter zurück, indem er auch den so ausdrucksvollen ägyptischen Grabfiguren eifrige Studien widmete. So gab er eine vollendete Schöpfung, einmal durch die erhabene und doch allgemein verständliche Verkörperung des höchsten philosophischen Gedankens, das andere Mal als Kunstwerk an sich. Hier finden wir in Frankreich nach langer Zeit wieder eine Idealbildnerei verwirklicht, die unmittelbar von der Naturanschauung ausgeht und durch die individuellen, intim persönlichen Züge, die sie ihren Gestalten verleiht, auch mit der Natur in innigstem Zusammenhang bleibt. Aber sie weist auch unendlich hoch über die alltägliche Natur hinaus, indem sie alles Kleinliche, Zufällige, Nebensächliche abstreift und zugleich mit dem Menschenbildnis die ideale Abstraktion eines allgemein verständlichen seelischen und geistigen Zustandes der Menschheit schafft.

Von weiteren Werken des Künstlers nennen wir noch das kleine weinende Mädchen im Luxemburg-Museum, das seinem ganzen Charakter nach jedenfalls ursprünglich für das Totenmonument bestimmt war, ferner mehrere Bruchstücke von unausgeführten Grabdenkmälern, das Monument Meilhacs auf dem Friedhof Montmartre und eine reizvolle Mädchengruppe, „Das Geheimnis“. Die Weltausstellung brachte eine kleine Marmorfigur, eine zarte Quellnymphe, an einen Felsen geschmiegt. Im diesjährigen „Salon“ zu Paris ist der Künstler abermals mit einer Frauengestalt von natürlichster Anmut der Bewegung vertreten, die an die keusche Linienführung der Mädchengestalten des Monuments erinnert. Keine Kunstwerke von besonders tiefem seelischen Gehalt, jedoch weit mehr als leere Formenspielerei.

Unsterblich aber wird der Meister bleiben, dem ein tief sein Innerstes durchwühlender Schmerz in so lichtvoller Weise das Geheimnis der „großen Kunst“ offenbarte.

A. Brunnemann.





K. H. — Dr. H. J. T., W. — O. W., A. — O. L., P. — E. B., D. — F. J. Z., W. — E. M., K. — J. F. M., L. — Dr. F. T., L. — A. P., G. — F. G. S., G., N.-O. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

M. B., M. In der Idee hübsch, in der Form noch manches Anfechtbare. Herzlichen Dank für freundliche Gesinnung und Gruß!

C. W., B. Ihr Buch haben wir unserm Referenten zur Besprechung übergeben. Die beiden Gedichte sind leider für den T. nicht geeignet.

Fr. v. S., G. S. Wie Sie sehen, haben wir Ihre Einsendung zum Abdruck gebracht. Freundlichen Dank!

W. D., B. Ob und in welchem Sinne von Ihren Büchern im T. Notiz genommen werden kann, hängt von dem Urteil des betr. Herrn Referenten ab, das wir nicht beeinflussen dürfen.

Frhr. v. H., B. Natürlich muß es Reinick heißen, nicht Reinicke, da es sich um den bekannten Robert Reinick handelt. Der liebenswürdige Brief wird persönlich erledigt werden. Verzögerung bitten durch längere Abwesenheit des Herausgebers von Berlin zu entschuldigen.

O. S., F. in S. Der T. bedauert, auf Ihr Schreiben nicht eingehen zu können; die von Ihnen beliebte Tonart ist ihm völlig fremd.

G. G., T. Verbindlichen Dank für Karte und Buch, in dem der T. mancherlei Anregung zu finden hofft.

Dr. J. M., z. Z. B. Wenn der T. sich auch nicht zum Abdruck des Festgedichts entschließen kann, so weiß er Ihnen für Ihre Sendung doch freundlichen Dank.

Past. H. H. M., Post B., B. B. Für Ihr frdl. Schreiben besten Dank! In dem mitgesandten Gedicht Ihres Schützlings ist zweifellos Empfindung, und in Anbetracht der schwierigen Lebensumstände und des Bildungsgrades seines Verfassers kann man es als eine achtbare Leistung bezeichnen. In der Kunst giebt aber nicht der relative, sondern allein der absolute, positive Wert den Ausschlag; und dieser Wert ist doch nicht ein solcher, daß das Gedicht einen reinen Kunstgenuß gestattet. Man macht heutzutage zu viel Wesens mit den sogen. Volksdichtern, vielleicht sehr zu deren eigenem Schaden, da man in ihnen und von ihnen Erwartungen erweckt, die nur selten in Erfüllung gehen. Gewiß wollen wir damit nicht etwa der Meinung das Wort reden, daß ein wirkliches Talent ungefördert bleiben solle, weil es aus irgend einer ganz untergeordneten Daseinssphäre sich aufwärts zu ringen strebt. Im Gegenteil! Aber man soll auch nicht ein nur mit Rücksicht auf diese niedere Daseinssphäre bemerkenswert erscheinendes Talentchen allein deshalb schon zum Kunstgenie stempeln und nun jede seiner noch mangelhaften Kunstleistungen an die Oeffentlichkeit bringen wollen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß wir an die Lektüre des Gedichts schon darum mit sehr günstigem Vorurteil gegangen sind, weil der Verfasser sich geweigert hat, sein Bild in die „Woche“ aufnehmen zu lassen. Das wirft auf die Gesinnung des Dichters jedenfalls ein sehr gutes Licht. Hoffen wir, daß sich sein Können zu der gleichen Untadeligkeit entwickelt. Dann wird der T. den gereiften Proben dieses neuen lyrischen Talents gern seine Seiten offen halten.

E. L., P., Post Z. Sie haben doch wohl die Absichten des Verfassers in einer ihn recht kränkenden Weise mißverstanden, wenn Sie annehmen, daß er mit seiner Dichtung irgendwie „die ehebrecherische Art unserer Tage“ habe entschuldigen oder gar verherrlichen wollen. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Allerdings geraten die Helden der Erzählung in einen inneren Konflikt mit ihrer Pflicht, jedoch nur, um nach kurzem Rausche sich wiederum auf sich selbst zu besinnen und auf den harten Pfad der Pflicht zurückzukehren. Solche Konflikte zu schildern, ist aber doch gerade Aufgabe der Dichtung. Was bliebe ihr denn sonst noch übrig, wenn sie nicht eben das Menschenherz in seinem Kampfe mit den feindlichen

Mächten in sich und der Welt belauschen und darstellen wollte? Die bloße Konstatierung der menschlichen Schwäche seitens des Dichters berechtigt doch noch keineswegs zu dem harten Urteil, daß er diese Schwäche nun auch zu verherrlichen beflissen sei. Hätten wir nur im geringsten einen derartigen Eindruck von der Erzählung gewonnen, so wäre sie sicher nicht im T. erschienen. Frdl. Gruß!

Dr. H., L. b. U. Besten Dank für die offene Aussprache und die freundlich anerkennenden Worte. Der T. ist weit davon entfernt, in derartigen rein wissenschaftlichen Spezialfragen irgend eine einseitige Lehrmeinung vertreten zu wollen und hat das ja im vorliegenden Falle auch deutlich dadurch bekundet, daß er einer scharfen Kritik vom entgegengesetzten Standpunkte aus bereitwillig Raum gegeben hat.

H. H., B. H., B., H. Die angeregte Frage ist so rein politischer Natur, daß sie bereits außerhalb der Betrachtung des T.s liegt. Ist Ihnen an der privaten Ansicht des Herausgebers gelegen, so würde dieser sich gern bereit finden lassen, sich privatim zu äußern, sofern nur einmal Zeit und Muße hierzu da ist. Für das herzliche „Glück auf!" und den „deutschen Gruß" dem „Schwabenmädle" ebenso herzlichen Dank und Gegengruß!

E. K., O. Wir haben von Ihren Ausführungen gern Kenntnis genommen. Wenn wir Sie recht verstehen, wollen Sie den Beweis erbringen, daß Nietzsche über Kant hinausführt. Wir glauben nicht, daß dieser Nachweis überhaupt zu führen ist. In Ihrem Zugeständnis, daß die Nietzscheschen Werte hypothetische seien, liegt eigentlich schon die Kritik dieser Werte. Wollen Sie es aber mit einer schärferen Prägung Ihrer Gedanken versuchen, so würden wir Ihnen eine Aussprache in der Offenen Halle nicht grundsätzlich verweigern.

G. E., L. a. d. D. Besten Dank! Ihr Wunsch nach Fortsetzung der betr. Rundschau ist inzwischen schon erfüllt, und in abgemessenen Zwischenräumen wird sie auch weiterhin erscheinen. Den Namen des Herrn Verfassers dürfen wir leider nicht nennen.

Pfr. S., R. (H.). Verbindlichen Dank! Der Verfasser des Artikels „Rom und Bourges" ist Katholik. Mehr dürfen wir wohl nicht verraten.

O. St., G. In der von Ihnen angeregten Frage fühlt sich der T. nicht kompetent. Es ist das eine innere kirchliche Angelegenheit so subtiler Natur, daß eine Erörterung weit über die Aufgaben des T.s hinausgehen würde. Ein Gutachten, das wir in Veranlassung Ihres Briefes von einem hervorragenden katholischen Theologen erhalten haben, wollen wir Ihnen auf Wunsch brieflich mitteilen. Wir glauben indessen nicht, daß es Sie in der gewünschten Weise aufklären wird, da es sich eben um Dinge handelt, die meist der subjektiven Beurteilung und der Gewissenspflicht des betr. Geistlichen unterliegen, der man sie wohl auch überlassen sollte.

P. G., J.-A., G., Schw. Die verzögerte Beantwortung Ihres frdl. Schreibens wollen Sie, bitte, entschuldigen. Für die vertrauensvolle Aussprache besten Dank! Sie verurteilen als Ire den Krieg der Engländer gegen die Buren als ein Verbrechen, glauben aber trotz Ihrer Abneigung gegen die Engländer diese doch gegen die Angriffe auf ihre Kriegführung in Schutz nehmen zu sollen. Eine derartige Zurückhaltung dem Gegner gegenüber ist an sich ein ritterlicher Zug und als solcher sympathisch. Leider wird er aber in diesem Falle durch die Thatsachen nicht gerechtfertigt. Sie dürften selbst inzwischen eine solche Fülle ganz konkreter Mitteilungen über englische Brutalitäten und Grausamkeiten in der Presse aller Länder, auch in der englischen, gefunden haben, daß Ihre gute Meinung von der englischen Kriegführung wohl schon erschüttert ist. Vergleichen Sie auch das vorliegende Heft, das doch nur einige wenige dieser, zum Teil auch von englischer Seite beglaubigten Thatsachen bringt. Weiß doch die englische Regierung selbst auf die Anklagen im Parlament kaum noch eine andere Ausflucht, als die ganz erbärmliche Redensart: die Buren seien an allem schuld; wenn sie die Waffen streckten, dann würden auch die Frauen und Kinder nichts zu leiden haben. — Im übrigen ist es eine unbegründete Verallgemeinerung, wenn Sie aus einzelnen bedauerlichen Vorkommnissen auf Unhöflichkeit und Unfreundlichkeit bei der ganzen deutschen Nation schließen. Ungezogene Menschen giebt es überall, deshalb aber wird man den Deutschen im allgemeinen doch wirklich nicht Mangel an Gutmütigkeit nachsagen können, eher das Gegenteil. Das Verhältnis der Deutschen zu den anderen Nationen in Deutschland läßt sich nur bei genauer Kenntnis der Verhältnisse richtig beurteilen. Die Deutschen sind da durchaus nicht immer in der Offensive.

H. T., K. Wir haben von Ihrer gefl. Zuschrift gern Kenntnis genommen. Es handelt sich hier aber nicht darum, ob und in welcher Weise im allgemeinen gegen etwaige Uebergriffe Stellung genommen werden soll, sondern um die Möglichkeit und Berechtigung

eines solchen Kampfes auf einem ganz bestimmten Gebiete. Der Anzeigenteil eines Blattes ist nun zweifellos nicht das Feld, auf dem geistige Kämpfe ausgefochten werden können, umsoweniger als er ja nicht einmal der Verfügung der Redaktion unterliegt.

A. L., H. Verbindlichsten Dank für die freundliche Zustimmung! Besonders erfreut hat es den T., daß Sie seine deutsche und nationale Gesinnung anerkennen, auch ohne daß er die Worte „deutsch“ und „national“ in marktschreierischer Weise stets im Munde führe. Deutsch sein heißt in der That nicht, mit dem Worte deutsch chauvinistisch Mißbrauch treiben und sich für den Ausbund aller Tugenden und Vorzüge halten, sondern das Tiefe, Edle, Gute in der deutschen Volksseele mitfühlen und unbeirrt und unbekümmert um die jeweilig beliebten Schlagworte zu gefühlsechtem Ausdruck bringen. Freundlichsten Gruß!

H. S., H. (W.) Für die erquickenden Worte, aus denen eine so sympathische, mannhafte und selbständige Gesinnung spricht, möchte Ihnen der T. recht herzlich die Hand drücken. Auch für Ihre Zustimmung zur „Kleinen Zeitung“ freundlichen Dank und Gruß!

Prof. W. F., B. (H.). Herzlichen Dank für die gütige und ehrende Zustimmung.

A. E., R. E. b. A. Für das ehrenvolle Schreiben herzlichen Dank! Auch die mitgeteilten Urteile so hervorragender Persönlichkeiten über den T. haben ihn hoch erfreut. Es wird immer sein Bestreben bleiben, den an sich ja vorhandenen und unvermeidlichen Gegensätzen gegenüber die großen einenden und versöhnenden Gesichtspunkte zu betonen. Es kommt nicht so sehr darauf an, wer in dieser oder jener Frage „recht hat“, sondern: „wer den Willen thut meines Vaters im Himmel“ . . .

Dr. M. A., H. a. S. Wegen der Anrede beunruhigen Sie sich nur ja nicht, dem T. und seinem Herausgeber liegt solcher Formalismus unendlich fern. Besten Dank für die Zustimmung zur „Kleinen Zeitung“! In der Frage, warum die Schutzleute in Deutschland so selten die gebührende Unterstützung beim Publikum finden, dürften Sie doch die Ursache mit der Wirkung verwechseln. Wenn die Schutzleute bei uns sich nicht der Beliebtheit erfreuen, die sie als Hüter der Ordnung genießen sollten, so liegt das an dem leider noch vielfach in diesen Kreisen zur Schau getragenen Benehmen, als wenn das Publikum der Polizei wegen da sei und nicht umgekehrt die Polizei des Publikums wegen. Daß die angeführten Fälle von Roheit unentschuldbar sind, geben Sie ja selbst zu. Warum ist es in England anders? In London z. B. hat jedermann das Gefühl, daß die Polizei sich selbst durchaus nur als hilfsbereiter Diener des Publikums giebt, und so ist dieses auch jederzeit bereit, vorkommendenfalls energisch für die Hüter der Sicherheit einzutreten.

E. Freiin v. H., F. a. M. Das fr. Gedicht ist ein französisches Volkslied; Sie finden es mit Melodie (von J.-J. Rousseau) in C. H. Langes „Ausländischer Liederschatz“, Leipzig, bei C. F. Peters. Der Text lautet:

Que le jour me dure passé loin de toi,
Toute la nature n'est plus rien pour moi,
Le plus vert bocage quand tu n'y viens pas
N'est qu'un lieu sauvage pour moi sans appas.

Hélas! si je passe un jour sans te voir,
Je cherche ta trace dans mon désespoir;
Si je l'ai perdue, je reste à pleurer,
Mon âme éperdue est près d'expirer.

Le cœur me palpite quand j'entends ta voix,
Tout mon sang s'agite dès que je te vois.
Ouvres-tu la bouche, les cieux vont s'ouvrir,
Si ta main me touche, je me sens frémir.

C. R., S. So begeisterte Zustimmung zu dem Inhalte des T. hat den „Alten auf dem Turm“ natürlich baß erfreut. Wie aber, wenn es seinem alter ego wirklich einmal glückte, den Abstecher nach dem romantischen Erzgebirge zu machen, und er nun Ihre Frau Gemahlin beim — Wort nähme? — Beide kleine Arbeiten haben Idee und Stimmung; aber so ganz zum Abdruck im T. geeignet sind sie doch nicht. Mit freundlichstem Gruß erhalten Sie die Manuskripte zurück.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER 1900/1901 Heft 11



H. Hendrich pinx. Photogravure Bruckmann

SIEGFRIEDS TOD



Fünfundzwanzig Jahre Bayreuth.

Ein Erinnerungsbild von **Hans von Wolzogen.**

„Bayreuth feiert in diesem Sommer sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum." Diese Nachricht rauscht gegenwärtig durch alle Blätter. Vor fünfundzwanzig Jahren hieß es ebendort: „Bayreuth ist ein totgeborenes Kind — Gott sei Dank! — denn es war ja doch eine Mißgeburt." Jetzt reiht die Stimme der Oeffentlichkeit es ohne Bedenken unter die Dinge des Tages ein, welche ihr Jubiläum feiern, und das sind freilich in unserer Zeit bald so viele, als geboren werden; selbst wenn es Mißgeburten wären: gejubelt muß werden.

Ich sage es aber offen: Bayreuth hat gar nicht jubeln wollen. Der Begriff des Jubiläums ist ihm erst von außen hereingetragen worden. Bayreuth hat das Jubeln in diesen fünfundzwanzig Jahren zu wenig gelernt: es hat viel zu viel zu sorgen und zu arbeiten gehabt; es hat immer nur von einem Jahre zum anderen zählen können und darüber die große moderne lustige Kunst arg versäumt, bis 25 zu zählen.

Wie Wagner selbst hat leiden, sorgen und sich mühen müssen, oft fast verzweifeln wollte, doch nie verzweifelt ist in den bangen Zeiten der Vorbereitungen zu den ersten Festspielen, das ist ja nun wohl durch mancherlei Veröffentlichungen allgemach bekannt geworden. Man weiß, daß die Festspiele

von 76 nur erst mit knapper Not überhaupt zu stande gekommen waren, daß im Technischen, Scenischen, Dekorativen noch manches daran fehlte, was dann die Kritik für Stilfehler des Meisters nahm, — daß sogar die ästhetisch so bedeutsame Verfinsterung des Zuschauerraumes nicht einmal gesehen werden konnte, weil die Erleuchtung selbst noch nicht fertig war, die da hätte verfinstert werden sollen. Was aber sonst noch damals beim Werke innerlich, reinkünstlerisch, also am Stil gefehlt, das hat völlig nur der Meister selbst gewußt und mit herbem Weh empfunden. Wie sollte er die noch unbelehrten Künstler so plötzlich dem „durch üble Angewohnheiten verdorbenen Boden“ der Oper entziehen und als lebendige Teile mitten in sein neues ideales Kunstwerk versetzen? Nach vielen Mühen um ihre Umschulung — wenn auch nur kaum erst ein Simile, ein Schein seiner Intentionen erreicht war — wie oft hat er dann an der Grenze der betreffenden Talente Halt machen und entsagend sich zurufen müssen: „Lassen wir's gehen!“ — niemals aber ohne dem ehrlichen Eifer des von ihm doch zum Aeußersten hingerissenen Künstlers in rührender Weise seine Achtung und seinen Dank ausgedrückt zu haben. Dann mochten diese getrost meinen, doch eigentlich des Meisters Wunsch und Willen erfüllt zu haben; und so konnte mancher noch Jahrzehnte später gutgläubig als Autorität der Tradition gelten, obwohl er dann bisweilen, in Zweifelfällen befragt, nach soviel anderen Theatererfahrungen und Gewöhnungen nicht mehr recht wußte, ob er selber bei den „unvergeßlichen Festspielen“ rechts oder links auf der Bühne gesessen oder gestanden hatte.

Das sind ganz natürliche Dinge, und ihre Erwähnung soll nichts weniger als einen Vorwurf bedeuten. Dahingegen ist es Bayreuth zum Vorwurf, zu einem unter den zahllosen seit 76, gemacht worden, daß es bei der endlichen Wiederkehr des Ringes auf die Bayreuther Bühne der guten alten echten Meistertradition nicht treu geblieben sei. Ja, man konnte hören, daß es sich sogar pietätlos beflissen zeige, die damaligen Festspiele des Meisters selber zurückzusetzen, um des eigenen Ruhmes willen, gegen die von 96! — Und doch ist es über allen Zweifel erhaben, daß der Eindruck von 76 auf die damals ihn Miterlebenden ein ganz unvergleichlicher, niemals zu wiederholender, eben ein Erlebnis höchster Art gewesen ist. Begreifen aber läßt sich auch, daß dies als eine „Tradition“ mit der Zeit auch bis in jene Sphären sich verbreitete, wo man damals Bayreuth als Mißgeburt und seine begeisterten Besucher als Narren gekennzeichnet hatte, später aber, also an den späteren „Erfolgen“, eines Besseren belehrt ward und darauf hin nun meint, wir machten es heut schlechter! —

Wir alle, wir alten Bayreuther von 76, erlebten damals ein ganz unerhört Neues, und dies als das eigenste Werk des Meisters, dessen Geist, dessen Atem, dessen Wille alles beseelte, wie er es alles einzig ermöglicht hatte. Und man denke doch nur: zum allerersten Male auf der Welt hörten wir den Klang des unsichtbaren Orchesters! Zum erstenmal sahen wir die Rheintöchter jauch-

zend durch die grünen Fluten schwimmen, und wir hätten uns sehr gewundert, wenn jemand uns gesagt hätte, die lebensgefährlichen schweren Karren seien noch lange nicht das Ideal der Technik für diese unvergleichlich phantastisch wirkende Scene. Wir erfuhren zum erstenmal den vollen tragischen Gehalt der düsteren und leidenschaftlichen Stimmung des ersten Walkürenaktes, und zum erstenmal erschien auf der Bühne die wetterwild stürmische Scene der Walküren, verbunden mit jener unerhörten Klangwirkung der Stimmen erster Sängerinnen, denen der Meister eingeschärft, eine jede von ihnen müsse sich als eine Heldin fühlen. Und zum erstenmal that sich der Waldzauber des Siegfried auf — sah man den jungen Helden das Feuer durchschreiten, auf die sonnenreine, stille Höhe des Felsens emportauchen, und zum erstenmal erwachte Brünnhilde unter seinem Kuß zum strahlenden Sang der Weltbegrüßung. Zum erstenmal trat die alles überwältigende Tragödie der Götterdämmerung auf eine irdische Bühne, und es wurden Dinge erlebt wie das nächtige Flüstergespräch zwischen Alberich und Hagen [von Wagner selbst als der kaum begreifliche Höhepunkt der neuen Leistungen bezeichnet] und jene gewiß im lyrischen Drama noch unerhörte Scene des Speereides: wie lauter Offenbarungen einer vordem ungekannten tragischen Kunst. Und nach dem allen endlich noch Siegfrieds Tod und Brünnhildens letzte Worte, seit jenen ersten Tagen die im vollen Sinne „Meister-Leistung" der Urbayreutherin Amalie Materna! Dies alles hatten wir damals zum ersten Male erlebt, und wir sollten nicht sagen: das Erlebnis kann nicht wiederkehren, es kann nicht übertroffen werden!

Das Erlebnis nicht — aber die Kunst! — Denn dies alles war doch für Wagner wie eine Schöpfung aus dem Nichts gewesen. Ja, und es wäre noch besser gewesen, wenn er wirklich aus dem Nichts hätte schaffen können. So aber mußte er wohl oder übel doch wieder ein Etwas dazu benutzen, wie es eben zur Zeit an den Operntheatern, die kaum schon etwas von den Meistersingern ahnten, sich einzig ihm darbot. Erschien das Ergebnis trotzdem so sehr als etwas Neues, Nie-Gesehenes, als etwas, was nach der Meinung der Kritik nie hätte sein sollen und nie wieder sein dürfe: daraus erkennt man doch, was der enthusiasmierende Impetus des künstlerischen Genies im großen und ganzen bereits zu erreichen vermocht hatte. Eine neue Welt stand da, unvollkommen gewiß in vielem, aber in den Grundzügen schon deutlich, eine Welt, die gar nichts mit der Oper zu thun hatte, die durchaus nur den Ausdruck des Dramas zu gewinnen erstrebte, die schon ganz in dieser Sphäre des dramatischen Ausdrucks lebte, ihre ersten großen Atemzüge that. Aber wiederum keineswegs die Welt des Wortdramas, sondern die Welt der Musik, deren tiefste wortlose Geheimnisse im Drama sich entäußern zum klaren, plastisch formenden Lichte des Stiles.

Was an diesem Stil schon beim ersten Versuch so neu erschien, war wohl besonders die große edle Ruhe des Bühnenbildes, welche selbst noch den bewegtesten Momenten, bis zur größten Allgemeinbewegung, als klare Gliederung

in Stellungen und Gruppen maßgebend inne wohnte. Es ist dies die künstlerisch überlegene Ruhe der bewußten dramatischen Bedeutsamkeit des Momentes. Das Charakteristische, die Seele gleichsam des Vorganges, erscheint gefesselt im lebensvollen Ausdruck der Gruppierung. Nur aber der große Rhythmus einer Musik erhabenen Stiles kann solche scenischen Linien stilistisch rechtfertigen und regeln. Dies gerade hatte 1876 zu Wagners häufigem Aerger z. B. bei den gruppierten Individualitäten des Rheingoldes noch nicht recht glücken wollen. Wir hören darüber seine Klage in einem Briefe an Betz:*) „Fühlten Sie sich im Rheingold geniert und nicht recht zu Haus, so sage ich Ihnen, daß es uns allen so ging, und daß ich während der Proben selbst auf Schwierigkeiten traf, die ich mich vergebens zu überwinden bemühte, wogegen ich vergebens auch meine Erfindungsgabe abquälte, uns allen eine gegenseitig lähmende Steifheit zu benehmen." Aber er fügt auch gleich hinzu: „Dem werden wir jetzt Abhilfe zu finden wissen; es muß hier viel korrigiert werden." Hätte das Defizit des ersten Festspiels nicht die Wiederholung verhindert — nicht um zwanzig volle Jahre hinausgeschoben, — es wäre schon 1877 alles „korrigiert" worden. Was dann im Jahre 96 gerade beim Bayreuther Rheingold erst Staunen, dann Bewunderung erregte, war nichts anderes als diese „Korrektur des Meisters", durchgeführt von denen, die sich ihre möglichste Ausübung und Vollendung zur Aufgabe ihres Lebens gesetzt haben. Verdienen sie wirklich Tadel dafür, daß sie unentwegt am Werke bleiben, die unvollendete Arbeit ihres Meisters von Jahr zu Jahr weiter zu führen? Wie sollte ihnen das gelingen, wollten sie auf alle Vorwürfe und Ratschläge der Welt hören, die einst so ferne stand, so wenig half, und obendrein noch solch ein schlechtes Gedächtnis hat! Das Gute und Rechte zu erhalten, das noch hinter den Wünschen und Absichten Wagners Zurückgebliebene zu verbessern: das ist unsere einzige Pflicht; und wahrlich, da bleibt immer noch viel zu thun, manches Problem zu lösen, alle technischen Fortschritte zu verwerten, immer von neuem mit Neuen zu versuchen und zu arbeiten, ja, viel im ernstesten Sinne „gut zu machen", was frühere Zeiten, Wagner gegenüber, versäumt haben. Sicherlich, an Arbeit und — Sorge fehlt's Bayreuth auf lange Jahre nicht!

Die Wahrheit aber über seinen Anfang, wie Wagner selbst sie empfand, drückt sich wohl am schärfsten in dem Seufzer aus, der sich ihm bald nach den Festspielen 76 in einem Briefe an Niemann entrang: „Alles, was mich je gequält, folgt mir nach: die ewige Sorge dem Unzureichenden gegenüber. Selbst wenn ich der materiellen Sorgen für meine Unternehmung nicht gedenke, werden gerade Sie mich verstehen, wenn ich nach all dem ungemeinen, mein Herz tief rührenden Eifer, welcher diese Aufführungen in das

*) Dieses und das spätere Citat sind entnommen der Veröffentlichung des Herrn Prof. Richard Sternfeld in der „Festgabe des Wagner-Vereins Berlin". Verlag von P. Thelen, Berlin. S. 24 ff.



Leben rief, das Werk unserer Bemühungen doch fast nur als eine Kraftvergeudung ohne Zweck und Nutzen erkenne."

Diese tiefe Unbefriedigtheit Wagners beruhte auf einer Erkenntnis, nicht auf einer Stimmung. Die Motive, welche die Stimmung für Bayreuth ihm gründlich verderben mußten, kamen erst nach: nicht nur jenes elende Defizit, — insbesondere das völlige Mißglücken des Schulplanes, auf Grund dessen die Fortführung der Festspiele in großem Sinne gedacht war. Die letzten kostbaren Jahre von Wagners Leben gingen darüber verloren, indessen der in aller Welt einzige Theaterbau, für so viele schöne Möglichkeiten errichtet, stumm und leer stand. Die in seinem Stile vorgeschulte Künstlerschar erhielt er nicht, womit er die nächsten Spiele ganz anders, viel freier und sicherer, die Bayreuther „Erlebnisse" bis zur wirklichen Bayreuther Kunst hätte durchführen können. „Wollen Sie, dann haben wir eine Kunst!" Es ward aber nicht gewollt. Ferdinand Jäger, wissen wir, war der einzige, der auf den Ruf des Meisters nach Schülern wirklich kam und eifrig lernte, was nur dort sich lernen ließ; aber den Vorteil hatte davon nun Wien, welches den unvergeßlichen Siegfried dieses echten poetischen Dramatikers erlebte, nicht Bayreuth, das im tiefen sechsjährigen Kunstschlafe lag.

Als es dann endlich 1882 zum zweiten Festspiel, zum Parsifal kam, stand der siebenzigjährige Meister ganz denselben Schwierigkeiten gegenüber wie 76. Auch jetzt mußte er sich die Künstler erst von den Theatern zusammensuchen, um ihnen in noch kürzer bemessener Zeit krampfhaften Arbeitens die Fähigkeit zu ihrer neuen Aufgabe fast noch mehr ein- als auszubilden. Eine Aufgabe, die wahrlich nicht geringer war als beim Ring, schon von dem Gesichtspunkte aus, den der Meister selbst festgestellt hatte. Dieser Parsifal, da er nicht das Produkt einer schon bestehenden Schule hatte sein können, sollte statt dessen nun vielmehr die Grundlage dafür bilden, ja, in seinen Wiederholungen selbst die beste Schule für die Bayreuther Künstler sein.

Damit dies wenigstens noch zu Wagners Lebzeiten ihm ermöglicht wäre, ward ihm noch jene dritte, bitterste Erfahrung nicht erspart: er sah sich gezwungen, von der grundlegenden Idee abzugehen, wonach diese Kunst als freie Gabe denen sich darbieten sollte, die sie „gewollt" und zu ihrer Verwirklichung geholfen hatten. Jetzt mußte sie doch vor einem großen Zufallspublikum gegen Bezahlung sich sehen lassen. Für Wagner selbst bedeutete dies eine absolute Entsagung. Aber für uns andere sieht es ein wenig anders aus: an Stelle einer unmöglichen idealen Wirklichkeit hat sich seitdem eine unermeßliche Möglichkeit aufgethan. Je mehr Seelen, wie immer vorbereitet, nach Bayreuth kommen und künstlerische Eindrücke in sich aufnehmen, je mehr auch können dadurch in ihren besten Fähigkeiten ergriffen, vom Niederen abgezogen, auf das Hohe und Reine hingeleitet, über das Tragische in den Dingen der Welt aufgeklärt, kurz, jeder auf seine Art, zum „Bayreuther" werden. Wer es einmal ward, der weiß, welche Wohlthat dies sei.

So wäre denn diese Wirkung sehr schön gewesen, wenn sie nur etwas rascher gekommen wäre! Leider aber blieb jene Menge, welche die vielen Möglichkeiten in sich geborgen hätte, noch lange aus. Nur gerade noch der erste Parsifal lohnte dem Meister die Mühen durch die Befreiung von der äußeren Sorge, daß die Sache wieder finanziell mißglücken könnte. Auch in künstlerischer Beziehung, das ist zweifellos, stand das im Parsifal Erreichte, trotz dem Mangel der Schule, bereits hoch über dem 76 Möglichen. Es gelang hier wirklich einmal, ein stilgerecht in sich abgeschlossenes Ganze mit schönem Geiste und in sicheren Zügen bis zu einem hohen Grade der Vollendung zu fördern. Quantitativ war die Aufgabe ja auch einfacher gegen die des vierteiligen Ringes, mehr auf eine Grundstimmung beschränkt, in feste, ruhige Formen bis zum Rituellen gefaßt. Die Individualitäten der Künstler waren glücklich den wenigen Hauptrollen angepaßt, und es waren lauter wirkliche Talente, darunter Erscheinungen so charakteristischer Art wie Scaria als Gurnemans, Hill als Klingsor, Reichmann als Amfortas. Die ganz eigenartige Kundry der genialen Marianne Brandt ist ohnegleichen geblieben. Der Reigen der Blumenmädchen wird jedem unvergeßlich sein. Aber auch sein Blumenvater, Heinrich Porges, der uns nun auch entrissene alte treue Freund und Helfer, der durch fast zwei Jahrzehnte diesen lieblichen Kranz immer frisch musikalisch gewunden hat, darf nie vergessen werden, wo es gilt zu bekennen, was der Bayreuther Parsifal uns Gutes und Edles, und mehr noch als Kunst gebracht hat.

Daneben freilich stand nur erst ein — wenn auch guter — Opernchor zu Gebote. Denn ohne die Gnade des Königs Ludwig, welcher Chor und Orchester seines Hoftheaters nebst den beiden Kapellmeistern Levi und Fischer nach Bayreuth schickte, wäre das Festspiel überhaupt unmöglich gewesen. Während es in Bayreuth später fast nur noch der strengsten Festhaltung des 82 Fixierten gelten durfte, so war der Fortschritt, der immer noch anzustreben blieb, in der Zusammensetzung und Ausbildung eines wirklichen Bayreuther Chores zu sehen. Was die späteren Jahre, insbesondere von den Meistersingern 88 an, in dieser Beziehung auf der Bayreuther Bühne ermöglicht gezeigt haben, gehört gewiß zum Erstaunlichsten und Glücklichsten auf dem mühsamen Wege zu vollendeter Darstellung der Werke. Will jemand nach einem besonderen Kennzeichen der Bayreuther Kunst fragen, so darf man ihn auf den Bayreuther Chor verweisen und an die gewaltigen Wirkungen dieses Chores in den Meistersingern, dem Tannhäuser, dem Lohengrin erinnern. Hier hatte man einen wichtigen Faktor des Kunstwerks ganz in der Hand, ihn nach Wunsch zu schulen, und brauchte nicht erst nach willigen Einzeltalenten zu suchen. Damit ist denn auch das bedeutende Verdienst des Leiters der späteren Bayreuther Stilbildungsschule, des Chordirektors Julius Kniese bezeichnet. Dieser unermüdliche Aufsucher der Talente an den Bühnen und hilfreiche Einstudierer ihrer Bayreuther Aufgaben ist auch einer der wenigen, die wirklich nach Bay-

reuth kamen, um der Sache allein zu dienen. Da ward es denn auch etwas Schönes und Gutes.

Für Wagner selbst war mit diesem ersten Parsifal, der uns ein Bild der Vollendung schien, freilich auch noch nicht alles erreicht, was er von der Grundlage seiner Schule erwünscht hatte. Wer ihm nach dem Festspiel von 82 vertraulich sich nähern durfte, mußte es wohl bemerken, wie auch nach diesem Siege — denn ein Sieg war es, auch über die öffentliche Meinung — seine Stimmung mehr wehmütig als freudig war. Er sah vor sich eine unabsehbare neue Arbeit, unablässige Mühen um das Festhalten des eben wie im Fluge Erreichten, ohne jede Erleichterung der Mittel dazu, der künstlerischen wie der materiellen, mit ganz denselben alten Nöten um die Künstler und um das Publikum. Die Begründung der Stipendienstiftung war ein letzter Versuch, dem Ideal sich wieder zu nähern, daß nicht Zahlende, sondern Zählende das Publikum von Bayreuth bildeten, zumal jene „meisten und oft tüchtigsten unter Germaniens Söhnen", welche die Dürftigkeit zwingt, die Plätze im Festspiel den Reicheren zu überlassen. Das künstlerische Ideal ward damit gestützt auf den moralischen Grund edler Wohlthätigkeit. Dies war Richard Wagners letztes Werk. — —

* * *

Niemals hat Bayreuth mehr Lebenskraft und Lebensberechtigung gezeigt als damals, wie es nach seines Begründers Scheiden in aller seiner Schwäche und Verlassenheit fortbestand. Eine hilflose Treue sagte sich: es muß sein; und als durch die beiden folgenden Jahre die Wiederholungen des Parsifal, vom Publikum kaum beachtet, den besser Wissenden verrieten, daß die Tradition doch hier und da zu wanken begann, da griff, wie wir wissen, welche einzig mögliche persönliche Kraft ein, die aus edelstem Willen den Geist der Tradition — nicht nur eine Formel — vor allen lebendig und rein zu erhalten vermochte.

Wir verdankten diesem entscheidenden Eingriff nicht allein die Rettung des Parsifal in seiner steten Wiederherstellung durch rastlos erneute Arbeit in acht folgenden Festspieljahren, sondern auch sofort 1886 den ersten, damals noch so kühnen Schritt zur Einfügung anderer Werke nach des Meisters Plan. Zugleich aber hefteten sich auch von nun ab an jedes solches Bayreuther Weiterschreiten die eifrigen Versuche einer am Großen verärgerten, kleinlichen, papiernen Außenwelt, den Erben Wagners und ihrer Arbeit alles erdenkliche Uebele nachzureden und ihnen durch Erfindungen abschreckenden Charakters die Fortführung ihres Werkes wenigstens von Fall zu Fall immer aufs neue zu erschweren. Vor einem neuen Festspiele brachen in Bayreuth unfehlbar die Blattern aus, oder die ersten Spuren der bei Massenansammlungen so gefährlichen Cholera hatten sich gezeigt. [Leider versammelte sich nur noch gar keine Masse, als erst 300 Personen dem Tristan lauschten!] Einmal hatte sich das Theater sogar schon „gesenkt" — stand aber nichtsdestoweniger wieder fest auf

der Höhe, als die Meistersinger mit all ihren Chören und Aufzügen seine Bühne beschritten. Mit Vorliebe ward verbreitet und geglaubt, daß man sich in Bayreuth diese und jene vorzüglichen Kräfte prinzipiell entgehen lasse, um minderwertige zu bevorzugen, ohne daß die Möglichkeit auch nur in Betracht gezogen ward, man könne in Bayreuth — wie oft genug geschehen — die Gewinnung jener Kräfte längst schon, aber nur leider vergeblich, versucht haben. Bayreuth schien überhaupt nur dazu auf der Welt zu sein, daß es keinem Menschen es recht mache. Und doch schritt man dort unentmutigt vom Tristan weiter zu den Meistersingern, zum Tannhäuser und zum Lohengrin, ja, man kam endlich wieder bis zum Ring. Und immer blieb Bayreuth eine Stätte, wo Begeisterung geweckt ward, und die Begeisterten kehrten wieder und brachten neue Gäste mit, und endlich war auch einmal das Haus ganz voll, und es blieb voll, von 1889 bis 1901. Da fiel den höchst beunruhigten Gegnern dieser allzufüllenden Begeisterung schließlich nichts mehr ein als der Einfall des Theaters selbst. Unter den „Telegrammen" der Tagesblätter las man damals:

München, 29. Dezember. Das Wagner-Theater auf dem Festspielhügel in Bayreuth ist seitens einer staatlichen Baukommission für baufällig erklärt worden; es ist daher bereits für die nächstjährigen Festspiele nicht mehr zu verwenden.

Im Anschluß an diese Sensationsnachricht hieß es dann prompt weiter: es müsse durchaus ein neues Festspielhaus in München gebaut werden, — auf einem für Bauspekulationen sehr günstigen Terrain. Eine „Kommission" war allerdings da gewesen, auf eine bösartige Denunziation hin, und das Ergebnis ihrer Untersuchung hatte gelautet: das Bayreuther Haus sei ein Musterbau. Diese Beifälligkeit war die Baufälligkeit — der feindlichen Weisheit! Und während ihr Nachhall noch durch die Welt hinzog, — gerade wie 76, so wieder 98: „In Bayreuth kann nie mehr gespielt werden!" — bereitete man an Ort und Stelle schon mit emsiger Arbeit das nächste Festspiel vor.

Viel mehr als durch solche kleinen und großen Bosheiten ist Bayreuth in seiner ersten schwersten Zeit benachteiligt worden durch den allgemeinen Unglauben, wogegen von keiner Seite im Reiche der höheren Bildung Deutschlands etwas geschah. Bayreuth stand thatsächlich ganz allein, auf sich selbst angewiesen in der modernen Welt. Was aber in dieser Situation ihm die eigene Arbeit wirklich erschwerte, war das bleibende Verhältnis der Abhängigkeit von den Theatern, woraus immer von neuem, auch bei sonst freundlichen Beziehungen, doch peinliche Komplikationen und Zwangslagen ihm erwachsen mußten, von denen man draußen gar keine Ahnung hatte. Auch als in beginnenden besseren Zeiten der Wagnerische Plan der Stilbildungsschule für Schaffung eines eigenen Personales wieder aufgenommen ward, reichten doch die dafür verfügbaren Mittel [die „Ueberschüsse", von denen man bereits fabelte!], wie auch heute noch, bei weitem nicht hin, um dies in einer gewissen Breite und mit nur einigermaßen nennenswertem Erfolg, der großen Sache

gemäß, zu verwirklichen. Die sich meldeten, waren meist für Bayreuth selbst nicht brauchbare kleine Anfänger; besseren Kräften ward draußen von „Autoritäten“ dringend abgeraten, sich die Stimmen an der Wagnerei verderben zu lassen. Schließlich mußte man froh und dankbar sein, wenn ab und zu doch ein einzelnes wirkliches Talent sich in die direkte Bayreuther Lehre begab, ehe es am Theater die Natürlichkeit und Unberührtheit eingebüßt, aus welcher allein jene reinen, großen Erscheinungen des idealen Stiles hervorgehen können, die den Charakter der edlen Wahrhaftigkeit tragen. Wenn dann freilich solche Glücksfälle eintraten, wie mit Burgstaller, Frau Gulbranson, van Rooy — auch Friedrichs und Breuer wären dabei zu nennen —: dann konnte man erkennen lernen, was das Ideal einer Bayreuther Schule wäre. Mit Geld allein wäre dies freilich nicht zu erreichen gewesen. —

Was dennoch erreicht worden ist, ward es, auch ohne die genügenden Mittel, durch den rechten Geist, durch die echte Tradition, durch die unaufhörliche Arbeit an bestimmten, ausschließlichen Aufgaben, also eben durch die drei Momente künstlerischer Thätigkeit, welche in dieser Weise allein in Bayreuth möglich und wirksam sind. Es erreicht zu haben, bleibt denn auch, wenn man etwas rühmen will, der Ruhm gerade jenes noch unbeachteten, unbeförderten Bayreuth der ersten Jahre. Aber man muß auch leider gestehen: gleich der Tristan wäre ganz nach dem liebenden Herzen unserer Feinde ausgegangen, wenn nicht zuerst die Franzosen damals schon angefangen hätten, auf Bayreuth zu achten und mit feinem künstlerischen Sinn an die wundertönende Quelle der Tragödie von Kornwall sich hingezogen zu fühlen. Seitdem geht ein kühnes Wort um unter den Deutschen, die uns so lange im Stiche gelassen hatten: „Bayreuth ist nur für die Ausländer“. Ja, sollte man sie denn abweisen, wenn sie kamen? Sollte man sie etwa noch durch Zurücksetzung bestrafen, weil sie als Erste der Erkenntnis freien Ausdruck gegeben, daß Bayreuth ein einzigartiges Merkmal deutscher Art und Kunst sei? Wenn aber nun einmal jemand im stolzen Bewußtsein seiner Geburt als Deutscher, nachdem er sich leidlich spät zum Besuch von Bayreuth entschlossen, gerade den Platz nicht mehr erhalten kann, den er sich ausgedacht hat: den siebenten Platz in der sechsten Reihe rechts, aber mit angenehmen deutschen Nachbarn auf beiden Seiten und vorn und hinten, — dann klagt er laut und hell den Verwaltungsrat an, es würden ihm zahllose Ausländer vorgezogen — neuerdings meist „Engländer“, denn das klingt noch niederträchtiger!

Wie müssen solche Klagen doch demjenigen vorkommen, der einzig von Anfang an die wirklichen Verhältnisse des Besuches von Bayreuth aufs genaueste gekannt hat, — der mit selbstloser Aufopferung seiner ganzen Arbeitskraft und Lebensruhe die verwickelten Geschäfte der Festspiele durch alle schweren Zeiten hindurch allein geleitet hat, — der im vollen Bewußtsein von den unerhörten Anforderungen, welche Bayreuth an sich zu stellen hat, es bis aufs einzelste stets berechnen mußte, wieweit man gehen müsse und gehen könne in den Ein-

schränkungen des Angestrebten auf das Maß des Erreichbaren, um sowohl der allgemeinen Aufgabe von Bayreuth treu zu bleiben, als auch die Erfüllung der nächst vorliegenden noch zu ermöglichen. Hier muß es ausgesprochen werden, daß für die ganze Periode der meisterlosen und doch stetig fortschreitenden Festspiele das Hauptverdienst ihrer Erhaltung im rechten Geiste, nächst der obersten künstlerischen Leitung, dem unvergleichlichen Verwaltungsrate Adolf von Groß zukommt. In seinem „Bureau“ hat sich alles Not- und Sorgenvolle durch Jahrzehnte recht eigentlich konzentriert. Er hat von allem Großen und Schönen, was da droben zu stande kam, weil er drunten arbeitete, nur die Schattenseiten gesehen, und nicht nur das, sondern auch mit den Schatten selbst höchst real kämpfen, sie durch seine Energie und Besonnenheit niederkämpfen müssen, damit uns die Sonne scheinen könne. Das ist jene Energie der Gesinnung, jener Segen der Treue, wie sie selten geworden in der Welt, in Bayreuth noch immer ihre rechte Heimat haben.

Jetzt heißt es ja freilich, dank der „guten Geschäfte“ schwimme der arme vielgeplagte Verwaltungsrat nun geradezu im Golde, Bayreuth blühe wie das beste Bankgeschäft, und die „Familie“ könne sich der schönsten Tantièmen erfreuen. Keiner ist in der peinlichen Lage, es sich ausrechnen zu müssen, daß auch die bis zum letzten Platz der Galerie ausverkauften Häuser eines ganzen Festspieles bisher noch nicht die Kosten einer Neueinstudierung [auch nicht des Holländers] decken konnten, daß diese erst im Wiederholungsjahre einzubringen waren, und dies auch nur, weil keiner der Bayreuther Faktoren für seine Arbeit und all seine persönlichen Opfer nur einen Groschen jemals diesem so hochnötigen Fonds für die weiteren künstlerischen Aufgaben entzogen hat. Wer solches überhaupt annehmen konnte, hat nie begriffen, was Bayreuther Kunst heißt. Wie könnte eine solche Kunst wohl je hervorgehen aus dem Geiste, der am Golde hängt, der für sich etwas gewinnen will, der also — nicht deutsch ist, weil er nach Wagners Wort „die Sache nicht um ihrer selbst willen treibt“?! Alles, was Bayreuth uns gegeben hat, ward aus diesem deutschen Geiste geschaffen, und wenn die leidigen Umstände in manchen Stücken die künstlerische Vollendung der Bayreuther Arbeit nicht zuließen, — was nirgends besser gewußt und schmerzlicher empfunden ward als von den Arbeitenden selbst, — so hätte doch der moralische Wert dieser selbstlosen Arbeit seine Anerkennung als eines unverfälscht wertvollen nationalen Gutes wohl eher noch als ein „Jubiläum“ verdient.

* * *

Wenden wir uns nun von den — zwar noch unausgeschöpften — Tiefen der Schwierigkeiten und Nöte den strahlenden Höhen der Bayreuther Kunsterlebnisse selber zu. Welch stolze Reihe doch unvergleichlich schöner und bedeutungsvoller idealer Erscheinungen! Nicht im Sinne von „Musteraufführungen“ — wo gäbe es in aller Welt etwas absolut Musterhaftes! — wenn nicht vielleicht nur ein glatter und glänzender Schein, eine gewisse Posierung des Aeußer-

lichen dafür gelten soll. Aber wohl können Beispiele gegeben werden, Beispiele eines musterhaften, d. h. in seiner Art wahrhaftigen und edlen Geistes. Jedesmal war es solch ein Beispiel des Geistes von Bayreuth, des Willens seines Schöpfers, welches dort gegeben worden; und jedesmal, wenn ein solches Beispiel gelang, wenn es wieder gelang, ein Drama zu gestalten und dichterische Gestalten zu verkörpern: dann hat man in Bayreuth nicht gejubelt, aber stille Gott gedankt für die leise, doch sichere Führung, die man zu allen Zeiten, unberührt von den menschlichen Schwächen, in dem stetigen Fortgang der Bayreuther Sache und Kunst hat verspüren dürfen.

Jeder der wenigen, die 86 zugegen waren, mußte es fühlen, wie das intimste aller Dramen, das Seelendrama von Tristan und Isolde, in der feierlichen Abgeschiedenheit des Bayreuther Festspielhauses erst seine einzig würdige Stätte fand. Ganz unbeeinflußt von der äußeren Sphäre des allgemeinen Vergnügens, das man Theater nennt, vollzogen sich hier die zartesten und gewaltigsten Vorgänge des Leidens der Liebe zweier Herzen, die sich zum sehnsüchtigen Herzen der Welt selbst — nicht erweitern — sondern vertiefen und verinnerlichen. Nur in der idealen Sprache geistigster Kunst verrät sich das Geheimnis der Tragik des Daseins. Das war die Bayreuther Sprache — das war das Bayreuther Werk — das war Tristan und Isolde, die Tragödie der Zwei und für die Wenigsten.

Darauf nun zwei Jahre später die Meistersinger! Man meint zunächst, das sei recht ein Werk für alle Welt, fürs deutsche Volk. Gewiß ein Werk des Volkes, unseres Volkes, — aber wo konnte es sich in seiner vollen deutschen Eigenart, in seiner bewegten und leuchtenden Heiterkeit zu so freiem, unbedingtem Ausdruck bringen, als wiederum da, wo es sich nicht als Repertoirstück zwischen Seinesgleichen und Ungleichen drängen lassen mußte, sondern wo es wirklich auf einer „Festwiese" des menschlichen und künstlerischen Lebens das wahrhaftige Bekenntnis des Geistes dieser ganzen Sphäre aussprach, daraus es hervorgewachsen, das Bekenntnis jener reformatorischen Kunstauffassung, die Bayreuth geschaffen hat. „Wach auf, es nahet gen den Tag" — wo hat das je geklungen, klingen können, als da, wo es der feierliche Ausdruck des Glaubens war, der in dieser Kunst zur That geworden ist?!

Was sich dort aus buntem Leben zu einem einzigen großen Schlußmoment von religiöser Stimmung bedeutend erhob, eben das Religiöse selbst, ward im Tannhäuser 91 zur Seele des ganzen Dramas. So beseelt erschien die vielbeliebte „alte Oper", die mancher verwundert in Bayreuth einziehen sah, unserem Bewußtsein zum ersten Male als Tragödie. Wieder erlebten wir ein Seelendrama: den Kampf zwischen der irdischen und himmlischen Liebe, zwischen dem Willen zum Leben und dem zur Erlösung, zwischen verzweifeltem Sehnen und friedespendendem Glauben, zwischen Zauber und Wunder. Mehr aber noch als in einer eigentlichen „Handlung" erlebten wir dieses innere Drama des Tannhäuser in der gleich bedeutenden künstlerischen

Verwirklichung jener scenisch so ausgeprägten Kontraste zweier Welten: des Venusberges mit seinen vordem noch unerschauten antiken Dionysien und des herbstabenddunkeln Wartburgthales als der Stätte tragisch-religiöser Reinigung im stillbewegten Einklang von Natur und Seele. Elisabeth! Die Jungfrau, in der tiefen Gefühlserkenntnis ihres heiligen Berufes, im dämmernden Abend leidvoll, wie entkörpert schon, hingestreckt vor dem Muttergottesbilde — die letzte Todesentscheidung ausströmend im inbrünstigen Gebete zur ewigen Gnadenmacht, — und wie die Schatten der Nacht immer tiefer sinken in das irdische Thal — sie selbst, wie ein zarter Schimmer höheren Lichtes, emporsteigend aus der Tiefe des Leidens zur Höhe, dorthin, wo nun im vollen Dunkel des nächtigen Himmels hoch über der stillen wartenden Burg der Stern der Liebe rein erstrahlt, vom innig weltabgekehrten Sange keuscher Entsagung fromm begrüßt! Auch das verzweifelte Todesringen der Sünde geht in dieser gereinigten Sphäre der tiefsten Nacht friedvoll zu Ende — eine Welt versinkt mit dem letzten Götterschrei „Verloren!" — eine neue ertagt mit dem letzten Menschenseufzer: „Ich höre!" Der Morgen graut über dem sterbenden Menschen mit dem großen unstillbar sehnenden Herzen, — frommer Weihegesang der Todestrauer ertönt, aber die Fackeln bleichen im wachsenden Morgenlicht, das hell und heller aufstrahlt, als nun vom Hügel herab die jungen Pilger mit dem grünenden Stab, atemlos vom freudigsten Eifer, immer lauter, immer sieghafter das Heil verkünden: „Heil! Heil! Der Gnade Wunder Heil! Erlösung ward der Welt zu teil!" Und im glühenden Friedensglanz des vollen Morgensonnenscheines leuchtet über den erwachenden Thalen die hohe Burg in den klaren Himmel, ein herrlicher Lichtchoral, vereint mit dem aus der Tiefe machtvoll aufklingenden Bekenntnissange der Lebenden am neuen Tag: „Hoch über aller Welt ist Gott, und sein Erbarmen ist kein Spott!"

Hier hatte die vollendete Einheitlichkeit der künstlerischen Elemente ein religiöses Erlebnis auf der Bühne ermöglicht, welches es unmittelbar erklärte, warum eine solche Kunst, fern der Theaterwelt, ihr eigenes Haus haben, warum das Publikum dieser Kunst, den Gewohnheiten des täglichen Lebens entzogen, von weither dahin pilgern mußte, nicht zum Theater, sondern zum Drama, und nicht nur zum Drama, sondern zum Bilde und Ausdruck idealen Lebens. Zugleich mit diesem Sichtbarwerden eines innerlichen Dramas war aber auch die äußerlich noch nicht ganz abgestreifte Form der Oper, kraft des dichterischen Gehaltes des Werkes, also von innen her, einmal überwunden worden. Hierauf konnte dann der Lohengrin 94 bereits in einer auch äußerlich ganz harmonischen Gesamtheit, mit jener besonderen Größe und Reinheit, die man gern „klassisch" nennt, durchweg als ein vollendetes Drama sich bewähren, das die ganze Handlung selbst bestimmt, durchdringt, umfaßt, — an dessen Handlung auch die bedeutsam gruppierte, geschichtlich charakterisierte Menge, in stetem, lebendigem Wechselverhältnis zu den wenigen typischen Einzelpersonen, ihren vollen Anteil nimmt. Die im dramatischen Sinn so bedeutende Harmonie der

beiden Momente, des Einzelnen und des Allgemeinen, war das bezeichnende Merkmal dieser stilistisch bisher wohl abgeklärtesten Darbietung — da uns das neue [„korrigierte"] Rheingold noch bevorstand.

So weit gelangt, durfte Bayreuth nach zwanzig Jahren auch den Ring wieder wagen. Um aber nicht in das verpönte Rühmen von 96 zu verfallen, will ich hier lediglich auf die spezifisch dramatische Wirkung verweisen, wie sie sich ganz besonders stark und entscheidend für das Ganze zeigte in dem erschütternd tragischen Eindruck des sonst für so elementarisch kühl und klar geltenden Rheingoldes. Der Fluch des Goldes, die Gier nach Macht und Uebermacht, die Opferung der Liebe durch den Egoismus, die Verletzung der unschuldigen Heiligkeit der Natur, all dies kam hier zu furchtbarer Deutlichkeit; und wer es in diesem Jahre wieder erlebt, — wird es auf ihn nicht tiefer noch wirken, da er darin nun ein symbolisches Abbild oder Urbild erkennen muß der qualvoll traurigen Vorgänge neuester Zeit — in der Tragödie des goldberaubten freien Rheines und der goldumstrickten stolzen Götter: das jüngste germanische Bruderneidspiel zwischen Buren und Briten im fernliegenden, uns doch so nahe gehenden Afrika?! So redet ein rechtes Bayreuther Drama zu uns eine Sprache der Urzeit, die auch dem heutigen Tage gar ernste Dinge verständlich sagen kann.

Wer an die Bayreuther Dramen denkt, muß sich zugleich der einzelnen Gestalten erinnern, welche dort einmal zu ihrer typischen Verkörperung gelangt sind. Dies konnte nur der Fall sein, wenn die Darsteller sich eben ganz in den Dienst des Dramas als künstlerischer Gesamtheit stellten, wie das in Bayreuth erstes Stilerfordernis ist. Daß darunter keineswegs die Individualitäten zu leiden haben, wofern man nur wirklich mit solchen zu thun hat, läßt sich leicht erkennen aus der stattlichen Reihe wahrhaft bedeutender Erscheinungen, die während dieser 25 Jahre auf der Bayreuther Bühne hervorgetreten sind und deren heutiger Künstlerruf großenteils sogar von dort ausgegangen ist. Einige habe ich schon vorher genannt, aber bei weitem nicht alle, die in jenem Sinne zu nennen wären. Bleibt doch z. B. schon die Erinnerung an den Ring von 76 eng verbunden mit der an die düster ragende Gestalt des leidensvollen Wälsungen Siegmund in ihrer Verkörperung durch Albert Niemann und des dämonischen haß- und neiderfüllten Alberich von Karl Hill. [Vogls Loge, nebenbei bemerkt, konnte noch zwanzig Jahre später beweisen, daß Wagners Kunst einen Sänger, der wirklich einer ist, nicht frühzeitig um Stimme und Leben bringt!]

Zum Bayreuther Typus geworden ist späterhin als Parsifal die jugendfrische Persönlichkeit van Dycks, als eines, der mit dem Operntheater noch kaum in Berührung gekommen war und den seltenen Schatz seines romanischen Temperamentes und Talentes für die Bühne willig der idealen deutschen Kunst zu gute kommen ließ. — Wir haben in Bayreuth neben neun Parsifal (Winkelmann, Gudehus, Jäger, Vogl, van Dyck, Grüning, Birrenkoven, Burg-

staller, Schmedes) auch nicht weniger als neun Vertreterinnen der wandelreichen Rolle der Kundry gehabt, klangvolle Namen wiederum alle — Marianne Brandt, Amalie Materna, Therese Malten, Rosa Sucher, Pauline Mailhac, Marie Brema, Anna von Mildenburg, Milka Ternina, Ellen Gulbranson —, jede in ihrer Art eine charakteristische und interessante Erscheinung, welche die schwere Aufgabe auf verschiedene Weise, von verschiedenen Seiten lösbar zeigten: durch viele Jahre aber bedeutete die noch von Wagner mit besonderer Hoffnung begrüßte Malten in großen eindrucksvollen Grundzügen die „Bayreuther Tradition". In diesem Jahre tritt als zehnte ihre jugendlich-edelschöne Nachfolgerin Marie Wittich hinzu.

Der Tristan brachte uns die Isolde: Rosa Sucher. Hier war das Ideal verwirklicht. „Wir werden niemals ihresgleichen sehn!" — Daneben aber will nicht minder, ja einzig, die innig rührende Figur des treuen Kurwenal Fritz Planks genannt sein. — Die Meistersinger hingegen rufen gleich eine ganze Schar vorzüglicher Vertreter des Hans Sachs ins Gedächtnis, voran den mit Recht so berühmten, künstlerisch feinsinnigen, schauspielerisch meisterlichen Eugen Gura, dann wiederum den volkstümlich wuchtigen, mit so viel Herzenswärme und Humor begabten Plank, auch den ernsten, intelligenten Gesangskünstler Scheidemantel, und endlich van Rooy, der von alledem etwas, d. h. recht viel, mit meisterhafter Vortragskunst zum sympathischen Ausdruck einer edlen Persönlichkeit verband. Nimmt man dazu noch die stimmglänzenden Wiener, Reichmann den Liebenswürdigen und den derberen Demuth — ich will damit nicht etwa lauter „Typen" oder auch Einen solchen im absoluten Sinn bezeichnet haben, — aber das wird man nicht sagen dürfen, daß Bayreuth sich auszeichne durch mangelhafte Besetzung, durch Mediocritäten, durch eine bloße Schablone, Marionetten am Faden der Leitung! [Auch acht „Even" haben wir ja im Laufe der Zeit gehabt; von ihnen blieb wohl noch immer die erstjährige anmutig ausdrucksvolle Personifizierung durch das damalige Fräulein Bettaque in der besten Erinnerung.] Mit dem allen aber ist der eigentliche Stern, der sonderlichste Bayreuther Typus unserer Meistersinger, noch gar nicht genannt: der Beckmesser von Friedrichs. Vom Bayreuther Gesichtspunkt aus wird es nicht unsinnig erscheinen, wenn ich, in Beziehung auf das Typische, das Maßgebende, das der Idee Entsprechende, daher Ideale, aus allen anderen gerade dies vorbildliche und doch unnachahmliche Paar hervorhebe und zusammenstelle: Isolde und Beckmesser.

Sogleich aber füge ich kühn und sicher die Bayreuther Elisabeth hinzu. Tannhäuser hat in Bayreuth entscheidend gewirkt, bahnbrechend für die Erkenntnis von der Bedeutung und der Bekundung des innerlich Dramatischen in den Werken auf dieser Bühne. Er hat dies aber vorzüglich gethan durch seine — man muß schon sagen — Offenbarung des dritten Aktes. Es war die Ansicht des Meisters selbst: der dritte Akt werde bestimmt durch die Elisabeth, gleichwie die Wahl der Darstellerin der Elisabeth davon abzuhängen habe,

wiefern sie für den dritten Akt geartet sei. Diese Elisabeth ist eben nicht als die brillante Solostimme einer Primadonna im Drama vorhanden, sondern um zu leiden und zu sterben. Ob sie das Gebet als Erlebnis ihres Wesens bringen kann, darauf kommt es an, daraus ergiebt sich alles übrige. Ob sie dagegen im zweiten Finale mit ihrer Stimme, welche die einer kindlichen Jungfrau mit gebrochenem Herzen sein soll, die da innerlichst gelobt: „Mein Leben sei Gebet", gegen den großen erregten Männerchor aufkommt: das ist in diesem Falle durchaus nur eine zurücktretende musikalische Nebenfrage. [Sie wäre es z. B. nicht bei der siegjubelnden, fürstlichen Elsa im ersten Finale des Lohengrin; wogegen in dem auch musikalisch-formell vollendeten Drama der Meistersinger der Gesamtchor verstummend einer gleichfalls kindlich zarten Eva das letzte innige Liebeswort: „Keiner wie du" allein überläßt.] Maßgebend für diesen Typus der kindlichen Jungfrau, die durch Ein schmerzlichstes Erlebnis zur reinen Heiligen sich verklärt, ist die Bayreuther Elisabeth, die junge Norwegerin Elisa Wiborg geworden. Sie hat ganz wie jene zwei großen Künstler das Wesen der dramatischen Gestalt uns vollkommen sichtbar und hörbar werden lassen. — Als würdiges Gegenbild ist Pauline Mailhacs im hohen Stil bewundernswert gestaltete Venus zu nennen. Der tragischen Weihe des Werkes fügte sich Scheidemantels edler Wolfram höchst sympathisch ein.

In der herrlichen Stilharmonie des Lohengrin trat das Persönliche mehr zurück, — wo es besonders hervortrat, mochte es beinahe stören. Doch wer möchte die Nordica als Elsa unerwähnt lassen, wenn man der Bayreuther Gestalten gedenkt? Es ist auch immer gar nicht schlecht, wenn Einer oder Eine wirklich singen kann! — Dies und noch mehr erfuhren wir im erneuten Ring. Da hatten wir (seit 1897) im Wotan van Rooys einen Glücksfall höchsten Grades für Bayreuth — so etwas, woran sich das Vertrauen wieder zu schönsten Hoffnungen belebt. Der erste wirkliche ganze Wotan, in der vollen Größe seiner tragischen Gestalt, durch die unvergleichbar geniale künstlerische Begabung eines vollendeten Sängers ermöglicht! Wenn man an der sichtbaren Welt des Ringes anfangs überrascht durch die ganz neue Phantasieschöpfung der Kostüme es tadeln zu können glaubte, daß man einen, wenn auch genialen, doch immerhin „lyrischen Landschafter" wie Hans Thoma mit der Lösung dieses Problems betraut habe — ohne zu bedenken, daß Landschaft wie Dichtung und Musik eben aus dem künstlerischen Genie des deutschen Geistes hervorgegangen waren —: so hätte man es auch für ganz unzuläßig und unthunlich erklären müssen, daß ein Lieder-, ein Schubert-Sänger ersten Ranges, wie van Rooy, der noch nie auf einer Bühne gestanden, in Bayreuth den Wotan gestalten solle. Thomas Kostüme wurden erst im zweiten Jahre „geglaubt", — van Rooys Wotan trat zum erstenmal auf die Bühne und war sofort eine „Celebrität". Uns war und ist er mehr! — Wie dieser Wotan, so wäre ganz Bayreuth, wenn es aus lauter Glücksfällen sein Ideal verwirklichen dürfte. Doch glücklich auch waren wir, diesem Göttervater eine Göttertochter gesellen zu können, die mit ihm die

Unberührtheit von Oper und Theater, die Schönheit der Stimme, die Beseeltheit des Gesanges teilte, dabei neben seiner mächtigen, stolzen Männlichkeit das gleich charakteristische Bild reiner, inniger Weiblichkeit darbot. Welch ideale Dreiheit edler germanischer Frauengestalten in dieser Brünnhilde — Ellen Gulbranson, der Sieglinde — Rosa Sucher und der Fricka — Luise Reuß! Die berühmte Brünnhilde von 76, die Materna, gestaltete mehr die bergfrisch naiv-heroische Seite des großen Charakters der Walküre mit zündender Kraft, die bis zur höchsten Energie des Speereides sich natürlich steigern konnte. Nun erlebten wir zwanzig Jahre danach die weibliche Personifizierung jener Blüte der Tragödie, der Macht, davon es heißt: „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein". — Und wiederum ist es ein Beweis für die reichen Möglichkeiten individualisierender Darstellungen in Bayreuth, daß wir neben ein so liebenswürdiges Naturkind, wie es Burgstallers Siegfried war, auch noch eine so feine Künstlererscheinung wie Erik Schmedes stellen durften, um durch beide die edle Naivetät der lichtesten Heldengestalt verkörpert zu sehen.

Aber auch auf der zweiten Linie der Handlung sind hier oft, vom Gesamtstile des Dramas bestimmt, einzelne Typen gleich vorzüglich ausgeprägter Art erschienen, wovon ich allein die köstliche Magdalene von Gisela Staudigl und den urtümlichen Fafner Elmblads hervorheben will, — nur eben so nebenher noch darauf hindeutend, daß einst eine Emilie Herzog den Hirtenknaben sang, daß eine Schumann-Heink fünffach bei uns wirkt, und daß es eine verzweifelte Frage wäre, ob Schlosser 76 oder Breuer 96 der beste Mime gewesen sei, einfach, weil sie es alle zwei waren. Nein, man kann wahrlich nicht behaupten, daß es an künstlerischen Personen in Bayreuth gemangelt habe. [Ward doch jüngst noch die Senta-Destinn hinzugesellt!] Gern hätte man noch mehr gehabt, für manche bedeutende Rolle ist die maßgebende Gestaltung bei uns überhaupt noch nicht gewonnen worden — man kann noch leichter Armeen aus der Erde stampfen, als wie Talente oder gar Genies. Das aber darf man wohl behaupten: daß diese Persönlichkeiten zu ihrer vollen und reinen Wirkungsfähigkeit erst dort gelangen konnten, wo sie mit ihren Aufgaben an rechter Stelle standen und sie im rechten Geiste, unbeschränkt durch fremde Umstände, als Künstler lösen konnten: in dem stilechten Gesamtbilde des Bayreuther Dramas.

Wenn man von diesem Drama spricht, darf das Orchester nicht vergessen werden. Hörte man doch schon die stolze Versicherung: „Ja, hätten wir nur das verdeckte Orchester und die schöne Aussicht von euerem Bayreuther Theaterhügel, wir könnten leicht ebenso gute Festspiele geben wie ihr!" Aber auch das Orchester ist gerade in Bayreuth doch nur ein integrierender, ein organisch verbundener Teil der ganzen großen Einheitlichkeit des Kunstwerkes. Es wirkt so wunderbar eigen und neu in seiner unlöslichen Verbindung und steten lebendigen Beziehung zum Drama, um dessenwillen es auch versenkt

worden war. Diesen Zusammenhang zwischen Drama und Musik stilgemäß zu erhalten, ist vor allem die Aufgabe der Bayreuther Orchesterdirigenten. Sie auch sind es, welche, hervorgegangen meist aus der sog. „Nibelungen-Kanzlei“ Wagners, jugendliche Helfer des Meisters von 76, späterhin draußen in der Musik- und Theaterwelt eine neue Dirigenten-Generation gebildet, eine neue Kapellmeister-Schule begründet haben. Allmählich an die ersten Bühnen berufen, konnten sie selbst dorthin, so viel als möglich, etwas von einem neuen Geiste tragen; wenn auch vielfach, den Verhältnissen weichend, dieser Geist sich dann wieder auf das Orchester zurückziehen und das Drama nach dem Esprit des Regisseurs und den Wünschen der Sänger laufen lassen mußte!

Um die Bedeutung dieser Bayreuther Kapellmeister-Schule zu bezeichnen, brauche ich nur Namen zu nennen wie: Hans Richter, unseren Ring- und Meistersinger-Dirigenten; Felix Mottl, unseren Tristan- und Tannhäuser-Dirigenten; Anton Seidl, Hermann Levi, Franz Fischer, unsere Parsifal-Dirigenten; außerdem noch Richard Strauß und den in diesem Jahre hinzutretenden Karl Muck von Berlin; dazu dann die gesamte Schar der sog. „musikalischen“ Assistenz, die u. a. ganz speziell dafür zu sorgen hat, daß die Bühnenvorgänge stets im genauen Kontakt bleiben mit dem Orchester — eine nur in Bayreuth durchführbare Aufgabe, welcher sich im Laufe der Zeit außer obigen Nibelungen-Kanzlisten unterzogen haben Musiker wie: Hermann Zumpe, Engelbert Humperdinck, Eduard Reuß, Wilhelm Kienzl, Eduard Risler, Siegmund von Hausegger, Franz Beidler, sowie die heutigen Opern-Kapellmeister Pohlig [Stuttgart], Kähler [Mannheim], Gorter [Leipzig], Balling [Lübeck] u. a. m. Zu guter Letzt sei mit Siegfried Wagner selber noch einer jener echten Bayreuther Glücksfälle genannt, der sich vom Hintergrunde eines Leides abhob. Anton Seidl ward uns jäh entrissen, einer unserer schwersten Verluste, und mit seinem letzten Worte, das dieser altgetreue Schüler seines Meisters dort gesprochen, begrüßte der Schweigsame noch feierlich-freudig seines Meisters Sohn als rechten Erben Bayreuths.

Sollte nicht schon die natürlichste Empfindung die Herzen einigermaßen bewegt haben, als es bekannt ward, daß der Sohn durch seine Begabung berufen und wohl im stande sein werde, das Werk seines großen Vaters fortzuführen? Sollte man da nicht einfach nur wieder gesagt haben: Gott sei Dank! — und dann geschwiegen, gewartet, vertraut und gehofft, anstatt daß sofort wieder Uebelwollen und Zweifellust sich Luft machte in lauter kleinen bissigen Mißbilligungen, gerade als wäre ein Sohn Wagners der Letzte auf der Welt, der Sache Wagners thatkräftig und verständnisvoll zu dienen? Siegfried Wagner hat aber nicht nur schon als junger Orchesterleiter an gewiß schwierigster, exponiertester Stelle ein entschiedenes individuelles Talent bewiesen; er hat vor allem gezeigt, daß er geborener Theatraliker ist, in seiner glücklichen, vom malerischen Blick begünstigten Anteilnahme an der Führung der Bayreuther Regie, vornehmlich bei den so wichtigen meteorologischen Vorgängen und Be-

leuchtungsmomenten des Ringes. Das mußten die Freunde Bayreuths gewiß mit frohen Hoffnungen begrüßen, die sich schon im „Holländer" dieses Jahres herrlich erfüllen sollen; und hat Bayreuth selbst am Ende im Verlaufe eines Vierteljahrhunderts doch schon ein kleines Anrecht auf Vertrauen sich verdient, — hier nun ist ihm etwas gegönnt worden, was das Vertrauen auch auf die Zukunft festigen kann.

* * *

Vertrauen wir denn auf die Zukunft von Bayreuth, und wünschen wir ihm eine gute Zukunft in die nächsten 25 Jahre hinein! Wenn denn doch „gezählt" werden muß, so zählen wir auf Bayreuth, aber auch so, daß es immer auf uns zählen darf! Denn dies Bayreuth hat etwas Gutes zu bedeuten inmitten der modernen Welt, mehr noch: in aller deutschen Welt. Es war eine deutsche Meisterthat, es ist ein Stück deutscher Arbeit, es ist und bleibt ein Merk- und Denkmal deutschen Geistes, daran die Fremden aller Nationen das Deutsche erkennen, und die Deutschen aller Staatsverbände sich selbst, das, was sie als eine friedliche Kulturmacht vereint — weit über alles politische Scheiden und Streiten hinaus — vereint in der Welt unseres Herzens, des innersten Menschentums, das doch niemals nur ein Abstraktum, das doch immer auch ein Volkstum ist. Daß überhaupt ein solches nationales Bewußtsein zur Zeit des Kosmopolitismus und Internationalismus bei uns hat an Kraft gewinnen können, das ist doch zu gutem Teile auch Wagner, seiner Kunst und seinem Bayreuth zu verdanken. Und nicht nur das allein! In dieser reichen und lauten modernen Welt um uns her — welch ein viel beklagtes und doch nicht gemindertes Vorwalten materialistischer Denkweise, materialistischer Tendenzen! Wie feiert dagegen noch heute dort in Bayreuth ein reiner Idealismus seine Siege über das Gemüt und beweist sein unerloschenes Vorhandensein in der deutschen Innenwelt an einer Fülle großer thatsächlicher Erscheinungen! — In der Welt herrscht Macht vor Recht, wird der Nutzen allen anderen Interessen vorangestellt, wird ein alles durchfressender Egoismus kaum mit schweren Mühen immer nur ein Weniges an soziale Pflichten gemahnt, zu ihrer Erfüllung oft selbst nur listig gereizt: eine rastlose Jagd nach Gold und Glück bringt würde- und heillose Unruhe in alle Lebensverhältnisse. Dort in Bayreuth flüchtet sich der Mensch aus dieser großen Unrast der Welt in einen edlen Frieden, die bösen und störenden Gewalten scheinen gebändigt im schönen Bilde der Kunst, und eine Arbeit wird geleistet, eine Sache getrieben „um ihrer selbst willen", ohne Gedanken an Nutzen und Gewinn, eine mit keinerlei Nebenabsichten und Nebenrücksichten verwickelte, rein künstlerische Aufgabe wird gelöst, und kein anderes Glück damit erstrebt als das der erhabenen Freude am Wahren, Edlen, Großen und Schönen. — Draußen aus der Welt will das Große entschwinden; sehnsüchtig blickt der Mensch nach Erscheinungen aus, an die er freudig glauben, denen er mit Bewunderung, Begeisterung und Verehrung dienen könnte. Was uns hier allzusehr fehlt, dort

in Bayreuth ist es uns voll gewährt: da sind wir in dem freien Reiche, wo das Große heimisch ist, wo die Helden leben und walten, die starken Willen, die hohen Gedanken, die edlen Gefühle, wo man dem Großen und dem Helden in Bewunderung, Begeisterung und Verehrung dienend seine Treue hält. — In der Welt ist die Kunst selbst herabgesunken von der Höhe genialer Weltschau in die trüben Niederungen eines kurzsichtigen, halt- und ziellosen Alltäglichkeitsinnes, und hin und her kämpfen vergebens nach sicherer Richtung, nach fester Form suchende Meinungen und Bestrebungen in wirrem Durcheinander. In Bayreuth hat eine in sich gefestete Kunst- und Weltanschauung ihren ausgeprägten, sicheren, großen Stil gefunden, ein fraglos sich selber voll und rein aussprechendes Kunstwerk bietet jedem Suchenden ein weihevolles Asyl im Reiche der Freiheit und Schönheit dar. — In der Welt führen Wissenschaft und Politik das große Wort, und sie wollen sich selbst nicht einschränken lassen durch die Forderungen eines — sentimental gescholtenen — sittlichen Bewußtseins. In Bayreuth herrscht allein die Kunst, aber in der tragischen Auffassung der Welt giebt sie mit großen und edlen Gefühlen und Gestalten, durch Leiden, Mitleiden und Ueberwinden, der sittlichen Macht im Menschengemüte wieder festen Grund und volles Bewußtsein. — Draußen in der Welt will die überarbeitete Menschheit sich betäuben an einer leeren, leichtfertigen, unbefriedigenden Lustigkeit bis zur Frivolität. Hier in Bayreuth wird sie zurückgeführt auf einen tiefen Ernst, zur Tragik des Daseins, aber auch zum erlösend Heiligen im Leiden, zur religiösen Anschauung des Lebens, alles Lebens; und zugleich wird ihr eben dort und eben damit eine reine Heiterkeit gewährt, die Heiterkeit der Natur und des Volkes, wie sie aus Wald und Wiese des Siegfried und der Meistersinger beglückend zu uns dringt. — Draußen endlich gilt für schön und für die Zierde des Lebens, was nur äußerlicher Luxus ist. In Bayreuth — — halt, da ruft man uns als letzten Vorwurf noch entgegen: „Bayreuth ist trotz alledem doch auch nur eine Luxuskunst!“ —

Dann wäre es also gerade das, was sein Schöpfer so scharf an moderner Kunst verurteilt hatte: daß sie nicht aus den Wurzeln menschlichen Lebenstriebes und aus dem Seelenbedürfnis nach dem Schauen und Erleben der großen Lebenssymbole hervorgegangen, bestenfalls einer egoistischen Befriedigung des Schönheitssinnes Einzelner diene? Ist dies wahr? Was ist denn an der Bayreuther Kunst das Luxuriöse? Der große Aufwand, den das Drama zu seiner lebensvollen Gesamterscheinung verlangt? Aber eben das Drama verlangt ihn, und für dieses Drama ist es kein Aufwand, sondern Ausdruck, notwendiger, ja — am Stile gemessen — maßvoller Ausdruck eines sehr Edlen, Ernsten, Echten, das an sich gewiß zu nichts weniger als zum Luxus gehört. Ist die Einheitlichkeit aller Ausdrucksmittel im Bayreuther Kunstwerk etwa eine unkünstlerische Forderung? Und ist vielleicht das Bayreuther Orchester, die Musik des Kunstwerkes, wegen der reichen „Besetzung“ nur ein Luxus? Nicht viel mehr reiner Ausdruck der innerlichsten Welt, die es giebt, und die nur so ihre

ganze Tiefe, ihren ganzen Reichtum auszusprechen vermag? Und diese Tonwelt fordert eine ihr entsprechende Lichtwelt. Eine Shakespeare-Bühne paßt nicht zum Bayreuther Orchester; und nur dieses wiederum paßt zu der erhabenen Welt der Götter und Helden auf der Scene. Alles dies ist schließlich eine Notwendigkeit des Bayreuther Geistes, der idealen Kunst. Der geistige Gehalt, den die Bayreuther Kunst darbietet, ist sicherlich kein Luxus, sondern sein Gegenteil; und die Form, in welcher er sich darbietet, wäre Luxus, wenn sie geistlos wäre, ist es aber nicht, sondern das Gegenteil, weil sie eben nur jene geistige Welt zum entsprechenden Ausdruck, zur künstlerischen Erscheinung bringt. Nennt man dies Luxus, so ist es alle Kunst, alles, was über das Gewöhnliche, das nur Nützliche sich erhebt. Der Idealismus selbst, alle Größe, jedes Genie ist dann ein sündhafter Luxus, und Luxus alles, was sie gethan und was dafür gethan wird, ohne Selbstsucht und Gewinn.

Will man sich aber noch herausreden und sagt: „Bayreuth ist doch ein Luxus, weil es zu teuer ist, — weil nur die Reichen sich den Genuß verschaffen können“ — nun, so hat der Meister ja selbst schon den Weg gewiesen, wie auch die Nichtreichen — mehr als bisher — nach Bayreuth kommen können. So feiere man doch das Jubiläum seines Bayreuth in seinem Sinne: man benutze diese schöne Gelegenheit, und nicht nur diese eine, durch reichliche Förderung der Stipendienstiftung mehr und immer mehr von denen, die keinen Luxus treiben können, den Besuch der Festspiele zu ermöglichen. Dann ist die ganze Frage aufs einfachste beantwortet, das ganze Problem praktisch gelöst. Wer aber nicht dabei mitwirkt, hat auch kein Recht, seine Enthaltsamkeit gegen Bayreuth zu einem Luxus von Bayreuth umzustempeln. Der darf auch nicht mit uns „jubilieren“ darüber, daß wir noch immer ein Bayreuth in Deutschland haben.

Wahrlich, wir Deutsche — alle, meine ich, die an deutscher Kultur innerlichen Anteil nehmen, — wir haben schließlich doch unser gutes Recht auf solch eine richtig verstandene Feier. Wir sollen und wollen es nie vergessen, was Bayreuth uns bedeute: eine ideale Welt innerhalb der realen Welt, ein dem künstlerischen Sinne der abendländischen Kulturgemeinsamkeit leuchtendes — und einleuchtendes — Beispiel und Symbol germanischer Kunst. Mit einem klaren und fest bewahrten Bewußtsein davon dürfen wir dieses Bayreuther Jubiläum begehen als ein Tedeum, — aber ein deutsches Tedeum, ein feierlicher Dankesausdruck in deutschem Ton und Geist, darinnen es erklingt, stark und freudig, wie der kunstbegeisterte Seelenruf eines gottgläubigen Volkes:

„Heil mir, daß ich ein Deutscher bin!“





Meli.

Skizze von Selma Lagerloef.

Niemand, der sie auf der Gasse sieht, kann umhin zu denken: Wie unglücklich sie ist! Ein armes, buckliges Kind, wie unglücklich sie ist!

Sie ist nicht älter als sieben Jahre, und schon hat sie das lange Gesicht und die langen, dünnen Hände. Wenn sie hinaus auf die Straße soll, zieht ihr die Mutter einen langen Mantel an, mit einem großen Kragen, der in tiefen Falten über den Rücken fällt.

Man fragt sie nach Spielen und Puppen, man bemüht sich, zu ihr zu sprechen wie zu einem gewöhnlichen Kinde. Unwillkürlich sucht man hurtig und rasch zu sprechen und erhebt die Stimme, damit sie nicht zu dem mitleidigen, klagenden Tonfall herabsinke, dem sie sich unaufhörlich nähert.

Sie ist klein und zart, niemand würde glauben, daß sie älter als fünf Jahre ist. Auch hat man sie bis jetzt immer für zu klein gehalten, um in die Schule zu gehen, aber nun zum Herbst soll sie anfangen.

„Ach, Amelie, wie lustig das für dich sein wird, in die Schule zu kommen und Kameradinnen zu haben, mit denen du spielen kannst. Das ist etwas anderes, als immer daheim bei Mutter zu hocken."

Sie erhebt ihr kleines, durchsichtiges Gesichtchen und lächelt hoffnungsvoll. Aber sicherlich sind all das von Kameradinnen, Schule und Spielen tote Worte für sie. Dieses kleine, empfindliche Wesen ist natürlich gezwungen, ein ganz anderes Leben zu führen, als ein gewöhnliches Kind.

Und richtig, kaum daß sie in der Schule angefangen, hat sie auch schon wieder aufgehört. Ihre Mutter flüstert leise, daß Meli es nicht vertrug. Sie wurde so müde, daß sie den ganzen Nachmittag liegen mußte.

So gratuliert man ihr, daß sie daheim bei Mutter bleiben darf, so wie man ihr früher gratuliert hat, von dort fortzukommen. „Ja, jetzt wirst du bei Mutter lesen lernen, Meli, und du mußt dir einen Hahn anschaffen, der bei jedem neuen Buchstaben, den du lernst, kräht."

„Nein, Meli soll noch nicht lesen lernen," sagt ihre Mutter. „Sie soll nun zuerst Klavierspielen lernen."

„Soll Meli spielen?"

„Ja, Meli spielt so gerne. Und jetzt geht sie zu einer der Lehrerinnen, die mit ihr spielen will. Das macht Meli nicht müde, allein mit der Lehrerin in einem hübschen Zimmer zu sitzen und zu spielen. Aber in der Schule, da war so viel Lärm."

Und dann flüstert die Mutter wieder, daß Meli irgend eine Arbeit außer Haus haben müsse, sie müsse mit einer Schultasche irgendwohin gehen, um zu fühlen, daß sie wie andere Kinder ist.

Aber nach ein paar Wochen ist auch das Spielen aufgegeben. Meli bekam davon Rückenschmerzen. Sie ist zu klein, sie muß bis zum nächsten Jahre warten.

Was für ein Leben wird das werden, denkt man, für eine, die so schwach und so unfertig ist. Wie unglücklich sie ist!

Aber Melis Mutter merkt, daß das Kind bekümmert aussieht, als sie davon spricht, daß das Spielen aufhören müßte. „Aber das macht gar nichts, denn Meli hat zu Hause so viel zu thun. Nicht wahr, Meli?"

„Ja," sagt das Kind und nimmt seine Mutter bei der Hand und eilt heimwärts, um all die vergessenen Pflichten zu erfüllen, die ihrer harren. Und die Mutter geht mit, sieht sich aber um und wirft einem einen Blick zu, der gewiß keinen Kummer ausdrückt, viel eher bewundernden Stolz.

Das ist ein Blick, der einem zu denken giebt. Melis Vater arbeitet bei einem Tischler, Melis Mutter ist ein armes Ding, die Tochter eines Grubenarbeiters. Als sie heiratete, war sie frisch, tüchtig, laut und vielleicht ein bißchen derb, ein bißchen gewöhnlich, ja, gerade wie jede andere. Aber jetzt ist sie sehr verändert, ihre Stimme ist weicher geworden, und die Züge werden weiblicher mit jedem Jahre. Macht das Meli? — — —

Melis Eltern haben sich ein kleines Häuschen ein paar Minuten vor der Stadt gebaut, auf dem freien, offenen Felde dort. Ihr glaubt nicht, was das für ein Platz ist!

Die Stadt ist eine alte Bergwerksstadt, und vor den Thoren standen in früheren Zeiten eine ganze Menge Schmelzhütten, zum Rösten des Erzes. Die Hütten sind nun verschwunden, aber die Natur hat sich nach ihnen noch nicht erholen können. Sie ist wie tot, und niemand hat sie wieder auferstehen lassen.

Melis Vater hat ein paar Quadratmeter vor seiner Hütte mit einem Drahtzaun eingefriedet. Es ist vielleicht beabsichtigt, daß da ein Garten werden soll. Aber augenblicklich ist alles mit ziemlich großen grauen Felsblöcken bedeckt, und dazwischen liegen kleine kantige Schlackenstücke. Es ist dort wie überall auf dieser Seite der Stadt. Man sieht keine Erde und es wächst kein Hälmchen.

Und nun müßt ihr euch denken, daß es ein sonniger Sommertag ist, dort draußen auf der Schlackenhalde. Es ist sehr heiß und von einem schattigen Raum keine Spur. Die kleinen Schlacken werden glühend unter den Sonnenstrahlen; gegen Mittag kommt fast ebensoviel Hitze aus der Erde wie vom Himmel. Auch sonst ist noch mancherlei, das einem selbst an einem schönen Tage den Aufenthalt dort verleiden kann. Dichte Staubwolken wirbeln beständig von

der nahegelegenen Gasse herüber, und schwere Wolken schwarzen, qualmenden Rauchs treiben von den Lokomotiven her, die schwer keuchend zu zweien und dreien herankommen und sich eine starke Steigung hinaufarbeiten. Weht der Wind von Norden, kommt ein säuerlicher Geruch aus der Papierfabrik, bläst er von Westen, bringt er scharfe Dämpfe aus dem großen, alten Hause unten am See mit, wo man Schwefel schmilzt.

Auch gehen alle Menschen, die da in der Nähe wohnen, träge und verdrossen an ihre Arbeit und warten nur darauf, daß der Tag ein Ende nimmt. Sie sind stark und gesund, aber sie denken gar nicht daran, glücklich zu sein. Und wie sollten sie es? Sie führen nur dieselbe Art Arbeit aus, die andere vor ihnen gethan haben, und auf dieselbe Weise. Keiner von ihnen nimmt etwas Neues vor, keiner geht Wege, die nur seine eigenen sind. Keiner hat eine Beschäftigung, die ihn die ermattende Hitze und den Durst und die Müdigkeit vergessen lassen kann.

Die Kinder, die starken, gesunden Kinder, stehen in Scharen da und treiben sich bei den Eisenbahnübergängen herum. Sie klettern auf den Stangen auf und nieder, kriechen durch ein Loch in der Planke aus und ein. Diese freien, sorglosen Kinder scheinen auch nichts ausfindig machen zu können, um sich eine neue Freude zu verschaffen. Sie können nichts Besseres finden, als über die Eisenbahnschienen hin und her zu springen und durch ihre Planke aus und ein zu schlüpfen. Auch hört man sie sehr selten lachen; aber sie geraten leicht in Streit, sie schreien sich laut an und stürzen beständig aufeinander los, um sich zu balgen.

Inzwischen sitzt die kleine Bucklige in ihrem Garten, der nur aus grauen Felsblöcken und vielfarbigen Schlacken besteht. Sie ist allein, denn ihre Mutter fürchtet die Sonne und hält sich am liebsten im Zimmer auf, während die Kleine sich mitten in der Sonnenglut vortrefflich befindet, sie kann nie genug Wärme haben.

Aber manchmal springt sie auf und stürzt zu ihrer Mama hinein, um zu erzählen: „Ich unterhalte mich so gut. Willst du nicht kommen, Mama, und sehen?“

Das Unterhaltende ist eine Heuschrecke, die sich so unvorsichtig betragen hat, daß sie sich das eine Schenkelbein gebrochen hat. Aber sie hat doch Glück dabei gehabt, daß der Unglücksfall gerade in Melis Garten passierte, der sonst einer Heuschrecke nicht so sehr viel zu bieten hatte. Und jetzt hat die kleine Buckelige das Tier mit ihren langen, schmalen Fingern aufgenommen und untersucht den Schaden. Dann beginnt sie rasch und behend das Bein mit einem gespaltenen Zündhölzchen zu schienen; zweifellos wird die Heuschrecke bald geheilt sein. Und nun wird sie behutsam auf den Rücken gelegt, damit sie nicht in die Versuchung gerät, das kranke Bein zu benützen und den Verband zu verschieben. Sie wird in einen kleinen Käfig gesteckt, der aus alten Spielkarten gemacht ist, und bekommt ihren Platz in Melis Spital.

An der Nordseite des größten der Steine, der sich nach unten zu ausbuchtet, so daß er gleichsam eine kleine Grottenwölbung bildet, stehen einige

kleine Käfige, manche aus Strohhalmen, andere aus Pappe, aus Holzstäbchen oder Draht. Sie sind in dem kleinen, gewölbten Raum unter dem Steine in zwei Reihen aufgestellt, ordentlich wie die Betten in einem Spital.

Hieher wird auch die Heuschrecke gebracht, denn die Grotte unter dem Stein ist nichts Geringeres als ein Krankenhaus. Das hat einer unendlichen Menge Unglücklicher Pflege und Gesundheit gebracht, und auch jetzt ist es voll von kleinen heilungsuchenden Patienten.

Hier hat die arme Buckelige, die zu schwach ist, um in die Schule zu gehen, ihre Arbeit gefunden. Als die Heuschrecke betreut ist, nimmt sie Käfig für Käfig vor, um seinen Inwohnern ihre Pflege angedeihen zu lassen. Sie hat da eine schöne, weiße Taube, die schwere Wunden im Rücken und im Kopfe hat. Das arme Tier ist in den Krallen des Habichts gewesen, aber im letzten Augenblick gerettet und zu Meli gebracht worden. Und das kleine Mädchen hat auf irgend eine übernatürliche Weise die Kunst gelernt, Wunden zu behandeln; die Taube versteht es, sie schmiegt sich an sie und legt den Kopf an ihre eingefallene Wange, als sie aus dem Käfig genommen wird.

Dann ist ein Sperling da, der hat sich den Flügel gebrochen, aber er wurde wieder eingerichtet und fest an den Körper gebunden. Er ist bald gesund. Ganz lebensfroh stürzt er in dem Käfig auf und ab, und Meli lacht ihn aus, weil er immer wieder umfällt, wie er auch mit dem flugbereiten Flügel wackelt und um sich schlägt, um sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Neben dem Sperling sitzt eine kleine, kleine Maus, die ganz stille ist und das eine Bein in die Luft streckt. Das ist ein trauriger Anblick für Meli, denn die kleine betrübte Maus kann sie nicht gesund machen. Die eine Pfote wurde ihr in der Mausefalle ganz abgeschlagen, nun kann sie die Wunde wohl heilen, aber die arme Maus muß ihr ganzes Leben lang hinken oder auf drei Beinen laufen. Da sind auch ein paar Kätzchen, so klein, so winzig klein; sie haben keine Augen und können mit ihren kleinen Beinchen nicht gehen, kaum kriechen. Sie sind nicht krank, aber ihre Mutter hat sie verlassen, und so hat man sie zu Meli gebracht. Man kennt Meli schon in der Nachbarschaft, man weiß, das alles, was schwach und hilflos ist, Hilfe und Schutz bei der kleinen Buckeligen findet.

Ganz weit drinnen sitzt ein Kanarienvogel in einem Käfig aus Stahldraht. Er ist ruppig, seine Federn sind nicht mehr gelb, sondern zu Weiß verblaßt. Man sieht auf den ersten Blick, daß er krank ist; er will weder singen noch essen. Er gehört der alten Frau im Milchgeschäft, ist den ganzen Winter hindurch in ihrem kleinen, dunklen Zimmer gesessen und hat gesungen, ohne sich nach Licht oder Luft zu sehnen. Aber seit der Sommer gekommen ist, hat er immer ganz stille auf ein und demselben Pflöckchen gehockt und ist dahingesiecht. Und der Vogel ist der größte Schatz der alten Frau, und als sie ihn Meli übergab, wunderten Vater und Mutter sich, daß sich das Kind so großes Vertrauen erworben hatte.

Aber hier kann Meli auch nichts anderes thun, als dasitzen und in die schwarzen Vogelaugen blicken. Sie sitzen beide gleich stumm, gleich unbeweglich,

der Kranke und die Krankenpflegerin. Wenn man das Mädchen fragt, wie es dem Vogel geht, antwortet es nur im Flüsterton.

Jetzt ruft die Mutter. Meli hört an der Stimme, daß ihrer irgend eine große Freude harrt. Sie läuft in fröhlicher Erwartung hinein, ihre kleinen braunen Augen strahlen. Und drinnen steht eine Nachbarsfrau mit einem armen Küchlein, das sich das eine Bein gebrochen hat. Es ist ein kleines gelbes, flaumiges Junges, nur ein paar Tage alt, und kann gar nicht gehen. Die Frau hatte es hilflos auf dem Boden liegend gefunden, und man hätte es töten müssen, wäre Meli nicht gewesen.

Das kleine Mädchen lacht; das ist ja die einfachste Sache von der Welt. Sie nimmt das kleine Küchlein zwischen ihre kunsterfahrenen Hände und behebt den Schaden in wenigen Augenblicken mit ein paar Stäbchen und etwas Garn. Ihre Mutter und die Fremde stehen daneben und beobachten, wie die mageren Finger mit den einfachen Werkzeugen hantieren. Und dieses eine Mal vergißt die Nachbarsfrau die Schwäche und Unförmlichkeit des Mädchens, um sie aufrichtig zu bewundern.

Aber Meli eilt hinaus zum Kanarienvogel und setzt sich wieder zu ihm, um ihn zu beobachten. In einer Weile kommt sie ganz blaß zu ihrer Mutter und erzählt, daß der Vogel ein bißchen gezwitschert hat und auf ein anderes Pflöckchen gehüpft ist. Vielleicht wird er jetzt gesund. „Glaubst du, Mama, daß er jetzt gesund wird?“ fragt sie.

„Was hast du denn mit ihm gemacht?“ fragt die Mutter ebenso ernst.

Da erstattet Meli Bericht über die Kur, die sie angewendet hat. „Glaubst du nicht, Mama, daß es gut ist?“ fragt sie.

Sie geht wieder hinaus, und die Mutter bleibt sinnend sitzen. Sie kann Gottes Güte nicht verstehen, der ihr ein solches Kind gegeben hat. Ein Kind, das Dinge versteht und weiß, von denen sie keine Ahnung hat. Ein Kind, das ein solches Wunder an Güte ist.

Und die Gedanken der Mutter kreisen um Melis Arbeit draußen im „Krankenhaus“. Aber sie denkt nicht an die armen Patienten, sondern an Meli selbst. Sie fragt sich, ob so viel Güte nicht einmal belohnt werden wird. Sie träumt von dem Tage, an dem der liebe Gott Meli die Gesundheit schenken wird. Sie fühlt, daß die Tochter einen ganzen Schatz von Wohlthaten einsetzt, die einmal vergolten werden müssen. Sie weiß nicht wie, sie träumt nur. Ach, diese Träume haben ihrem Wesen Weichheit und Ruhe gegeben!

Als der Vater nach Hause kommt, zum Mittagessen — er hat nur ganz kurze Zeit, denn der Weg ist weit von der Werkstatt —, eilt er sogleich hinaus zu Meli, um zu hören, wie es den Patienten geht. Sie zeigt sie ihm, einen nach dem andern. Er nimmt sie behutsam zwischen seine großen Hände, er kennt sie alle, man merkt, daß er gut Freund mit ihnen ist. Er wundert sich, wie er dazu gekommen ist, all dies kleine Gezücht zu lieben. Heute bei der Arbeit hat er sich einmal übers andere über dem Gedanken ertappt, wie es wohl dem Kanarienvogel gehen mag.

Wenn Meli wüßte, was für eine bedeutende Rolle ihr **Krankenhaus** spielt? Während es der Mutter die milden Träume schenkt, die ihre Tage verschönen, erweckt es beim Vater Thätigkeitslust und Erfindungsgabe. Sein Hirn arbeitet, um Mittel ausfindig zu machen, Meli zu helfen. Es ist nie mehr stumpf und müßig.

Auf dem Nachhauseweg hat er eine Mausfalle erblickt, die jemand auf die Straße geworfen hatte. Die hat er gleich mitgenommen und gefragt, ob Meli sie gebrauchen kann. Vielleicht kann sie als Bett im Spital dienen.

Und Meli nimmt die Mausfalle in ihre Arme, geht weg und versteckt sie in ihr Vorratshaus, das sie sich unter einem anderen großen Stein gegraben hat. Es ist sehr rührend und lehrreich, einen Blick in Melis Vorratshaus zu thun, diese kleinen, auf der Straße aufgesammelten Strohbunde zu sehen, aus denen sie ihre Betten verfertigt; diese kleinen Stoffläppchen, die ihre Verbände bilden; diese kleinen Schlackenstückchen, auf denen sie ein wenig Vaselin, ein wenig Pflaster gesammelt hat, ein wenig Atzung für Vögel und Mäuse.

Als sie alle drei, Vater, Mutter und sie, beim Mittagstisch sitzen, kann Meli kaum einen einzigen Bissen hinabwürgen. Sie denkt an den Kanarienvogel, ihr Herz ist draußen bei dem Kranken. Vielleicht stirbt er jetzt, wo sie von ihm gegangen ist.

Wie furchtbar wäre es, wenn er sterben sollte, und wie würde die Frau in dem Milchladen leben können ohne ihren kleinen Vogel.

Melis Vater redet zu ihr; er verspricht, abends etwas Grünes für die Vögel mitzubringen, und abends wird er so zeitig kommen, daß er ihr helfen kann, aus dieser Mausefalle einen richtigen Käfig zu machen.

Und die Mutter ermahnt sie, zu essen.

Aber im selben Augenblick, als Meli Messer und Gabel in die Hand nimmt, hört sie von draußen klaren Vogelgesang, einen ganzen langen, perlenden Triller.

Das ist der Kanarienvogel. Sie erhebt sich, setzt sich aber gleich wieder hin. „Wird er jetzt gesund? Glaubst du nicht, Mama, daß er jetzt gesund wird?" fragt sie jubelnd.

Aber die Spannung, in der das kleine, zarte Wesen sich befunden hat, ist so stark gewesen, daß sie jetzt, wo die Spannung weicht, in Thränen ausbricht.

„Um Gottes Willen, was ist dir?"

„Ich bin nur so froh."

„Nun, dann gehe doch hinaus zum Vogel und sieh nach, ob er gesund ist."

Sowie sie gegangen ist, sehen die Eltern sich an und lächeln vor lauter innerem Glück. Der Vater aber sagt in aufwallendem Dankgefühl: „Es giebt kein glücklicheres Kind in der ganzen Stadt."





Gedichte

von

Hieronymus Lorm.*)

Zu spät.

Was soll dem Hoffnungslosen
Der Zauber im Gemüt?
Ach! meines Lebens Rosen
Sind alle schon verblüht.

Mir wend' nicht zu dein bleiches,
Dein holdes Angesicht,
Das Glück ist ein zu reiches,
Von dem dein Anblick spricht.

Mir war's, als süße Treue
Dein feuchtes Aug' verhieß,
Ich säh' des Gottes Reue,
Der mich ins Elend stieß.



Was bleibt.

Als mir einst noch Rosen blühten,
Sterne hold verheißend glühten,
Fand sich manche Thräne doch.
Meine Rosen sind erblichen,
Meine Sterne sind gewichen —
Meine Thränen fließen noch!

---

*) Zum 80. Geburtstage des Dichters (9. August) wählen wir einige Stücke aus, die uns nicht nur für seine Weltanschauung, sondern auch für die Eigenart seines dichterischen Schaffens besonders bezeichnend erscheinen. Als Gedankenlyriker, der die tiefsten philosophischen Probleme in Rhythmen von wuchtiger Kraft und doch auch wieder von echt lyrischer Zartheit zu gestalten weiß, dürfte Hieronymus Lorm von keinem Lebenden übertroffen werden. Seine pessimistische Schopenhauersche Weltanschauung, die ja der Türmer natürlich nicht vertreten kann, wird man begreiflich finden, wenn man sich das schwere Geschick des Dichters vergegenwärtigt. Hieronymus Lorm ist seit vielen Jahren gelähmt, völlig taub und fast blind. D. T.

Nachtwache.

Das Buch, wo Haß und Lieben
Ihr Tiefstes eingeschrieben —
Nicht schuf der Menschenwille
Dies Buch voll Grau'n und Pracht, —
Die Hölle wob's, das Eden
Aus fremden Zauberfäden:
Es ist die dunkle, stille,
Die schlafberaubte Nacht.

Sie läßt den Wachen lesen
Als That, was nie gewesen,
Ob's auch als ahnend Rauschen
Der Seele schon sich bot.
Die Glocken sind verklungen,
Die Gräber aufgesprungen;
Es ist ein selig Tauschen
Des Lebens mit dem Tod.

Verschollen und verloren,
Gestorben — nie geboren
Ist, was im Lebensglanze
Verläßt sein Schattenreich.
Was niemals eingetroffen
Von Sehnsucht, Wahn und Hoffen,
Erscheint zu buntem Tanze
Wie Irrwisch auf dem Teich.

Durch Worte, nie gesprochen,
Die nur als Pulse pochen;
Durch ihre Zauberbrille,
Durch wachen Traumes Macht —
Vom Leben uns, vom bösen,
Schon lebend zu erlösen,
Versucht die dunkle, stille,
Die schlafberaubte Nacht.



Weltlauf.

Wohin das Auge dringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Flieh'n und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch so viel an Raum,
Daß er zerstiebe.



Der Kettenhund.

Auf dem magern Kettenhunde
Weilt mein Blick schon manche Stunde.
Frühling regt sein hold Gefieder,
Schwebt entzückend auf der Flur,
Aber tausend Seligkeiten,
Die sich durch die Welt verbreiten,
Schwinden vor dem Anblick wieder
Dieser armen Kreatur.

Ob zur rechten Zeit man schütte
Dem Gebund'nen vor die Hütte
Seine Nahrung, frag' ich täglich
Den verfluchten, rohen Knecht.
Doch wenn ich's genau betrachte,
Lebt der Knecht, den ich verachte,
Auch als Hund — und lebt so kläglich
Der Geschaffnen ganz Geschlecht.

Nachts begegn' ich oft dem Hunde,
Treulich macht er seine Runde.
Folgend dem gewohnten Rufe
Schmiegt er meinem Fuß sich an.
Glücklich Tier, das ich bedauert!
Bin ich nicht von Neid durchschauert?
Dies Geschöpf ist auf der Stufe,
Wo man Menschen lieben kann.

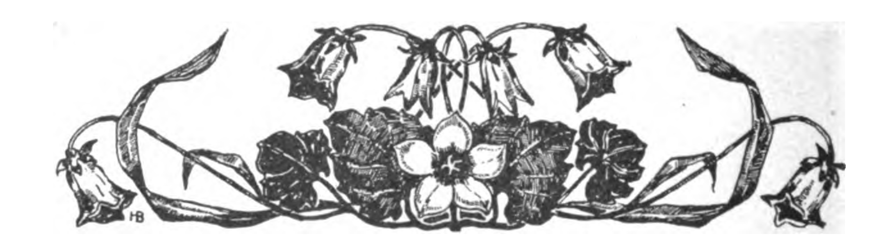


Spätes Erkennen.

Wer hat die Frage nicht vernommen
Im wunden Herzen, eh' es brach:
„Wo sind die Freuden hingekommen,
Die meine Jugend mir versprach?“

O wundes Herz! Mit deinem Streben
Bist du ein Narr bloß der Natur:
Für *ihre* Zwecke mußt du leben,
Die *deinen* sind der Köder nur.





Fénelon.

Von

Prof. Frantz Funck-Brentano.

Frankreich hat man häufig „der Kirche älteste Tochter" genannt, und auf diesen Titel waren die Franzosen — einstmals — sehr stolz. Man braucht nur an das 17. Jahrhundert zu denken, das unstreitig in Frankreichs Geschichte das größte ist, und man steht überrascht vor der bedeutenden Anzahl großer Männer, die in dieser Epoche Frankreich der Kirche geschenkt hat: den heiligen François de Sales und den heiligen Vincent de Paule, den heiligen Jean-Baptiste de la Salle und Olier, dann Bossuet, Fénelon, Fléchier, Bourdaloue, Malebranche und so viele andere. Und dabei handelt es sich nicht bloß um Heilige, die die Welt mit ihren Tugenden erfüllt haben, sondern um große Männer in des Wortes ganzer Bedeutung, Männer, die durch die Gewalt des Gedankens, durch ihre Charakterstärke, selbst durch ihr Talent und die Anmut, mit der sie begabt waren, der Nachwelt Bewunderung abnötigen, wie sie sie ihren Zeitgenossen eingeflößt haben.

Unter ihnen ist keine Gestalt interessanter als Fénelon, dessen 250. Geburtstag am 6. August begangen wird.

Er wurde auf dem Schlosse Fénelon im Périgord geboren, als Sohn von Pons de Salignac de la Mothe und Louise de la Cropte de Sainte-Abre. Väterlicher- wie mütterlicherseits gehörte er einer alten und stolzen Adelsfamilie an. Und er selbst war und blieb sein ganzes Leben lang ein Aristokrat vom reinsten Wasser. Der Kirchenmann vermochte niemals in ihm den Mann von Geburt zu unterdrücken, und wie sehr er sich auch zur Demut zwang, er betrachtete sich doch immer als aus feinerem Stoff denn alle seine weniger hochgeborenen bischöflichen Kollegen. Er war fein und geschmeidig und voll bezaubernder Grazie, wie ihn uns die Bilder von ihm zeigen, mit der scharfen und so fein geschnittenen Silhouette. „Er war", sagen die Zeitgenossen, „ein Edelmann von adeligstem Aeußern, ein echter Grandseigneur, mit dem ausdrucksvollsten Antlitz, mit Augen, aus denen der Geist sprühte wie ein Strudel, und mit einer Anmut, die ans Kokette streifte, die ihn niemandem geringschätzig ent-

gegentreten ließ, und der sich niemand entziehen konnte: mit einem Wort eine Persönlichkeit, die alle Welt entzückte." Und in der That, sein ganzes Leben lang hat er seine Zeitgenossen entzückt, wie er noch die Nachwelt entzückt. Das ist der erste Gegensatz zu seinem harten und mächtigen Widersacher Bossuet.

Dieser, ein Kind der Bourgeoisie, Sohn eines Parlamentsrats von Metz, war in gleicher Weise ungeschlacht, vierschrötig und geradezu, wie Fénelon von feinsten Formen, zart und zurückhaltend war. Der Abbé Le Dieu, der Sekretär bei Bossuet gewesen war, besucht Fénelon im Erzstift Cambrai. Er fühlt sich wie in eine andere Welt versetzt. Ungeachtet der bedeutenden Stellung, die er am Hofe bekleidete, lebte Bossuet, Bischof von Meaux, zu Hause in der größten Einfachheit, ohne irgend welchen Aufwand, ohne jeden Prunk. Nun kommt der Abbé Le Dieu nach Cambrai und traut seinen Augen nicht: Tapeten von carmoisinrotem Sammet, Goldborten und Fransen, Kamine aus gesprenkeltem Marmor, schweres silbernes Tafelgeschirr nach neuestem Muster, Tischzeug — alles aufs wunderbarste. Und so auch Fénelon selbst. Er hat die scherzhaften Allüren und Wortwendungen des Grandseigneurs, selbst wenn er von Amtsgeschäften spricht. Er erzählt von seinem Einzug in Carenac in Quercy, wo er ein Priorat einnehmen sollte, das er vom Bischof von Sarlat erhalten hatte; das schildert Fénelon folgendermaßen: „Schon bin ich vor dem Thore angelangt, und die Konsuln beginnen ihre feierliche Ansprache, der Mund des königlichen Redners spricht aus ihnen. . . Nicht zu sagen, was für reizende Stilblüten das waren! Er verglich mich mit der Sonne, nachdem ich unmittelbar vorher der Mond gewesen war. Die sämtlichen Gestirne, die allerstrahlendsten, hatten alsdann die Ehre, mir zu gleichen. Nun kamen wir zu den Elementen und zu den Meteoren, und schließlich endeten wir glücklich bei der Erschaffung der Welt. Inzwischen war die Sonne bereits schlafen gegangen, und um den Vergleich zwischen ihr und mir voll zu machen, begab ich mich in mein Zimmer und schickte mich an, desgleichen zu thun."

Von diesem großherrlichen Wesen rührt es her, daß in Fénelons Denken hinter den äußerlich geschmeidigen und gefälligen Formen immer etwas Stolzes, Absolutes steckt. Und das ist der erste Punkt, in dem die kritische Forschung unserer Tage das enthusiastische Urteil der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts korrigiert hat, die, wie man weiß, Fénelon als dem bedauernswerten Opfer des schrecklichen Bischofs von Meaux und des Despotismus Ludwigs XIV. einen begeisterten Kult entgegenbrachten. Es wird erzählt, daß Rousseau den Namen Fénelon nicht nennen hören konnte, ohne vor Rührung sofort zu weinen. Vom ersten Beginn seiner Laufbahn an sehen wir Fénelon diese Gesinnungen philosophischer Toleranz und Menschenfreundlichkeit entfalten, für die die d'Alemberts, Rousseaus, die Bernardins de Saint-Pierre unaufhörlich schwärmten. Die ersten wichtigen Amtshandlungen hatte Fénelon mit seinen Missionen nach Aunis und Saintonge zur Bekehrung der widerspenstigen Protestanten vollzogen; der erste wichtige Posten, den er bekleidete, war der eines

Direktors des Hauses der „Neuen Katholikinnen" in Paris, das zu dem Zwecke gegründet worden war, „den jungen Protestantinnen heilsame Zufluchtsstätten vor den Verfolgungen ihrer Angehörigen zu bieten". Ohne die heftigen, übertriebenen, widersinnigen Anklagen zu billigen, die einige Schriftsteller von heute, wie Douen in seinem Werke „L'Intolérance de Fénelon", gegen den Missionar und Direktor der Neuen Katholikinnen geschleudert haben, muß man zugeben, daß Fénelon den Protestanten gegenüber einen viel absoluteren und despotischeren Geist zeigte als Bossuet, der sich niemals aus jener gewichtigen Ruhe bringen ließ, die die große Ueberlegenheit des Denkens verleiht. In der That war ja Fénelon von den besten Absichten der Welt erfüllt. Im Grunde wollte er nur das Heil derer, die er auf der Bahn des Verderbens glaubte. Um sie zu überzeugen, wandte er alle Mittel seines blendenden Geistes an, alle Gaben seiner warmherzigen und feinfühligen Natur; und um ihnen diese Wohlthaten der Seele zu bringen, wendete er eine unendliche Geduld auf und eine Zartheit, die nur dem Geiste wahrhaftiger Milde entstammen konnte. Aber als er schließlich dahinter kommt, daß seine Bemühungen vergebliche sind, daß die, deren Bestes er mit so viel gutem Willen und so aufrichtiger Hingabe wollte, in ihren Irrtümern verstrickt bleiben, Irrtümern, die eine Quelle der Verderbnis nicht nur für sie selbst sein mußten, sondern auch für ihre ganze Umgebung, da braust er auf, da empört er sich, und die sonst so zarte Milde wandelt sich plötzlich und schroff und greift zu den gewaltsamsten Mitteln. „Ich glaube," schreibt er an die Minister am Versailler Hof, „man muß den (protestantischen) Neubekehrten die Erlaubnis versagen, die Gefangenen zu sehen. Wie diese ihre Gefangenschaft nur dulden, um sich ihrer Ketten zu rühmen, sobald sie einen Neubekehrten sehen, so sprechen sie auch nur von ihren Tröstungen und ihrem Märtyrereifer. Hundert Prediger könnten nicht so viel gut machen, wie ein einziger Gefangener verdirbt, wenn er derart spricht. Es wäre auch noch nicht einmal nötig, daß die Gefangenen untereinander die Freiheit hätten, sich zu sehen." Ein andermal schreibt er an den Minister Seignelay, den glänzenden Sohn des großen Colbert: „Ich kann mich nicht, geehrter Herr, enthalten, Ihnen zum Schlusse noch ganz im Vertrauen zu sagen, daß man allerorten gewisse vergiftete und ansteckende Geister, die alle übrigen bald durch falsche Scham, bald durch die Verführung zurückhalten, herausgreifen und in das tiefe Innere des Reiches verbannen müßte, wo es kaum Hugenotten giebt. Man könnte dieses Exempel an denen statuieren, deren Beseitigung weder der Marine noch dem Handel schaden würde. In diesem Exil würden sie als Geiseln für ihre Familien dienen, die nicht desertieren könnten. Die anderen würden gelehrig werden und man könnte diesen Rest von Kabale leicht brechen." Ein andermal schlägt Fénelon vor, Protestanten nach Canada zu schicken: „Das ist ein Land," sagt er, „mit dem sie selber Handel treiben. Alles ist dort katholisch. Der Gouverneur, der Bischof und der Intendant, sie alle werden über sie wachen. Der Herr Intendant kennt ungefähr diejenigen, die er auswählen muß." Aber Seignelay

scheute vor solchen Mitteln zurück. Die Verbannung nach Canada schien ihm zu weit zu gehen, und er begnügte sich damit, einige der „Verhärtetsten" nach dem Innern Frankreichs zu verweisen.

Dieser Seignelay, Minister der Marine und des königlichen Hauses, seinem Vater Colbert vielleicht kongenial, ein glänzender Kopf, eine erstaunliche Arbeitskraft, untergrub seine Gesundheit, ruinierte seine Kräfte durch ein Leben der Verschwendung und Ausschweifung. Billigerweise muß gesagt werden, daß dieser selbe Fénelon, der davon sprach, die Protestanten von Aunis und Saintonge so hart zu behandeln, an diesen selben Seignelay, den allmächtigen Minister, zu einer Zeit, in der das Schicksal der Bischöfe in den Händen des Königs lag, der seinerseits ganz auf Seignelay hörte, direkt schrieb, er möchte vor dem Abgrunde Halt machen, in den er sich zu stürzen im Begriffe stände — Seignelay war erkrankt —: „Nach so vielen Gunstbeweisen," schrieb ihm Fénelon, „die Sie empfangen haben, hätten Sie es mehr als ein anderer nötig, von der Höhe herabzusinken, man sollte Ihrem maßlosen Hochmut einen Dämpfer aufsetzen und Ihren Stolz, der sich sonst immer wieder erheben würde, zertreten. Möge Gott Sie demütigen, indem er Sie unterweise. Uebrigens erhält er Sie in einem Zustande der Ohnmacht, der alle Pläne Ihres Ehrgeizes zunichte macht. All diese hochfliegenden Gedanken, mit denen Sie Ihr Herz seit so langer Zeit genährt haben, schwinden. Ihre Weisheit wird beschämt." Diese Worte erinnern an die kräftigen Ansprachen eines Bossuet oder eines Bourdaloue, die jene gegen das Unwesen der königlichen Liebschaften selbst von der Höhe der Versailler Kanzel herabdonnerten. Die Sitten Ludwigs XIV. wurden davon nicht besser, aber welche Genugthuung, welche Wiederbelebung der öffentlichen Moral, wenn solche Männer so zu sprechen wagten, selbst angesichts der Mächtigsten ihrer Zeit, sich sogar direkt an diese wandten!

Nachdem er sich genugsam mit der Bekehrung der Protestanten abgegeben hatte, wandte Fénelon seine Sorge dem Problem der Erziehung junger Mädchen zu. Das war etwas ganz Neues für die damalige Zeit, in der man allgemein in Bezug auf Frauenerziehung die Ideen des guten Molière teilte und meinte, daß eine Frau allemal genug wüßte, wenn sie ihren Kochtopf zu beaufsichtigen und gut zu nähen verstände. Die Ideen selbst, die er in seiner berühmten Abhandlung über die Mädchenerziehung ausgeführt hat, sind modern genug, und so ist es auch Fénelons Name gewesen, den wir soeben dem ersten in Frankreich gegründeten Mädchengymnasium gegeben haben. Wenn Fénelon noch einmal unter uns erstände, er würde allerdings ein wenig überrascht sein über das, was man unter dem Deckmantel seines Namens den jungen Damen heutzutage beibringt. Analysieren wir einmal hier dieses von neuen Ideen erfüllte Werk. Fénelon geht darin bis in die geringfügigsten Einzelheiten. Er beschäftigt sich mit der Küche, und bis auf die Wahl der Gerichte finden wir seinen systematischen und absolutistischen Geist wieder. Das Kind, das Fénelon aufzieht, soll nicht wie ein gewöhnliches Kind genährt werden. Es soll nur

solche Nahrungsmittel zu sich nehmen dürfen, die geeignet sind, ihm ein „sanftes" Blut zu geben. Vor allem verbannt er die Ragouts, erklärt ihnen den Krieg bis aufs Messer, so daß es schon ordentlich komisch wird. Thatsächlich setzt er seine Nahrungsmitteltheorie in die Praxis um, er nötigt sie allen auf, auf die sich sein Einfluß erstreckt, bis auf den Herzog von Burgund, den Thronerben, ja er erlegt sie sich selber auf. Diese Küchentheorien kehren übrigens sämtlich in Jean-Jacques Rousseaus Philosophie wieder, die bekanntlich auch der Ernährungsweise einen wichtigen Platz anweist. Rousseau hat, gleich Fénelon, einen Horror vor der „gelehrten Küche". Er labt sich an frischem Wasser, Milch, Erdbeeren, trockenem Brot, weichgekochten Eiern und weißem Käse. Fénelon und Rousseau verbannen aus ihren Republiken die Kunst der Köche. Sokrates, ihr gemeinsamer Lehrmeister, hatte es ihnen angethan. Das ging so weit, daß Fénelon seinen schon ausgemergelten Körper noch mehr ausmergelte. Wenn man seine feine, schmale Hand sah, an der die Adern durch die weiße, durchsichtige Haut hindurchschimmerten, dann schien das Blut in ihr bis zur Farblosigkeit vergeistigt.

Nachdem der Herr Bischof sich mit der Küche für die jungen Damen abgegeben, beschäftigt er sich mit deren Toiletten Er glaubt die Frauen lehren zu können, wie sie sich gut zu kleiden vermögen. Er will, daß ihre Kleidung ein Schmuck sei, der wahren Schönheit angemessen. Abgestoßen von so viel lügnerischen Künsten, die die Figur entstellen, in dem Bestreben sie zur Geltung zu bringen, — und in der That gab es zu seiner Zeit ja nichts als Bänder, Spitzen und Falbeln — möchte er zur antiken Einfachheit zurückkehren. Den griechischen und römischen Bildhauern entnimmt er seine Modelle. Hier, das kann man wohl sagen, waren Fénelons Ideen wenigstens nicht verloren. Hätte er aber das Kostüm der Frauen zur Zeit des Premier Empire gesehen, die allerdings höchst „griechisch" waren in der Einfachheit ihrer degagierten und durchsichtigen Roben, der fromme Bischof wäre vielleicht doch zu der Ansicht gekommen, daß Einfachheit und griechische Grazie etwas zu weit gehen konnten.

Als Erzieher hatte Fénelon übrigens seine Proben zu bestehen, und zwar unter den bedeutsamsten Umständen, als Lehrer des Herzogs von Burgund, des Thronerben von Frankreich nach dem Tode des Dauphin, seines Vaters. Wenn man seinen Zeitgenossen Glauben schenken darf, so hatte der milde und prächtige Erzbischof von Cambrai damit über alles Erwarten Glück. „Dieser Prinz", schreibt Saint-Simon, „wurde unter schrecklichen Umständen geboren, und seine erste Jugend flößte größte Besorgnis ein; hart und jähzornig bis zum äußersten, ja selbst gegen leblose Gegenstände; maßlos heftig bis zur Wut, unfähig den geringsten Widerspruch zu ertragen, selbst über Zeit und Elemente in einen Zorn geratend, daß man fürchten konnte, in seinem Körper bräche alles entzwei; halsstarrig bis zum Exzeß; jeder Art von Wollust hingegeben, liebte er den Wein, gutes Essen, die Jagd mit Leidenschaft, die Musik mit einer Art Verzückung, und das Spiel vollends, wobei er es nicht ertragen konnte, zu ver-

lieren, und geradezu gefährlich wurde; kurz, allen Leidenschaften, allen Vergnügungen ergeben, wild bis zur Grausamkeit, barbarisch in seinen Späßen, die oft verhängnisvoll waren."

Fénelon kommt dazu, und da vollzieht sich eine Umwandlung. „Aus diesem Abgrunde", fährt Saint-Simon fort, „geht ein leutseliger, sanftmütiger, menschenfreundlicher, bescheidener, geduldiger und, soweit es sich mit seiner Stellung irgend vertrug, demütiger und gegen sich strenger Prinz hervor. Ganz auf seine Pflichten bedacht, und sie im weitesten Sinn erfassend, sann er nur noch darauf, diese seine Pflichten als Sohn und als Unterthan mit denen in Einklang zu bringen, für die er sich bestimmt sah." War das Wunder dieser Umwandlung wirklich Fénelon zu verdanken? Auf alle Fälle war nichts Befremdendes dabei. Der Herzog von Burgund faßte für seinen außerordentlichen Lehrer eine lebhafte Zuneigung und eine tiefe Freundschaft. Dieser besondere Umstand gewinnt eine große Bedeutung an dem Tage, da durch den Tod des Dauphin der Herzog von Burgund Erbe der Krone wird. Mit seiner Thronbesteigung wäre Fénelon zweifellos der Richelieu des neuen Königs geworden; so gewiß wie der Kardinal von Fleury unter der Herrschaft Ludwigs XV. es wurde, weil er dessen Lehrmeister gewesen war. Diese Verhältnisse verleihen Fénelons Gedanken über das Herrschen ein ganz besonderes Interesse. In den zahlreichen Schriften zur Erziehung des Herzogs von Burgund läßt er sich über die Bedingungen aus, die seiner Meinung nach das Glück des Staates ausmachen müssen; der Autor stellt dabei nicht einfach spekulative Betrachtungen nach Art des Plato oder Jean-Jacques Rousseau an, er hat einen vollständigen Plan vorgezeichnet, den er eines Tages mit Bestimmtheit meint zur Ausführung bringen zu können. Daher die genaue Uebereinstimmung der Gedanken in seinem berühmten Briefe an Ludwig XIV. mit denen in seinem „Dialogue des Morts" und im „Télémaque", die er für den Herzog von Burgund geschrieben hat: hier wie dort eine reiflich überlegte Konzeption.

Und bei dieser Gelegenheit noch etwas, vor dem die vielfach verbreiteten Meinungen über Fénelons Liberalismus hinfällig werden. Im Télémaque findet sich eine ganze Theorie über das Regieren, eigens für den künftigen König entworfen. Und worin besteht diese Theorie? — Es ist das, was wir heute — Sozialismus nennen. Aber ein Sozialismus besonderer Art, der Sozialismus eines Grandseigneurs, stark durchtränkt von den Privilegien der Kaste, und von einem Bischof stark durchsetzt mit dem Bewußtsein von der Wahrheit, Vortrefflichkeit und Heiligkeit seiner Religion, sowie von der Bedeutung der Würde, die er bekleidet.

Für Fénelon ist der Boden der Quell aller Güter. Der Mensch arbeitet und der Boden produziert. Daraus entsteht alles, was die materielle Subsistenz des Menschen ausmacht. Somit ist er, wie man sieht, ein energischer und zielbewußter Vorläufer der Physiokraten, die das Ende des achtzehnten

Jahrhunderts mit ihren Theorien unsicher machen. Dieser Boden, der alles produziert, soll unter alle Bürger der Nation derart verteilt werden, daß jede Familie genug zum Leben hat. Das Ackerland soll mehr oder weniger nach der Zahl der Personen, aus denen sich die Familie zusammensetzt, vermehrt werden. Diese Ordnung der Dinge ist unverletzlich. Die Adeligen sollen nicht über die Armen hinweg erwerben können. Jeder Bürger soll Land in genügender Menge haben, um seine und der Seinen Bedürfnisse zu befriedigen. Es wird ja zwar wenig genug sein, aber dafür soll das Land gut kultiviert werden. Wenn im Laufe der Zeiten es an Land mangeln sollte, müßte man Kolonien anlegen, die die Macht des Staates erweitern würden. Fénelon vermeint die Bürger seines Staates arbeitsam machen zu können, indem er sie auf das durchaus Notwendige beschränkt. Er nötigt sie, jedes sein Brot zu gewinnen, und bewilligt ihnen nicht einen Deut mehr. Und diejenigen, die sich dieser Ordnung der Dinge nicht fügen wollen, soll man mit Gewalt zwingen. So wird für die ganze Nation eine Art ständiger Zwangsarbeit geschaffen. Wie man sieht, der Sozialismus in Reinkultur. Es giebt nur ein Mittel, sagt er, die Menschen daran zu hindern, daß sie in Luxus einander überbieten, das ist: sie unrettbar arm zu machen. Und vor diesem Mittel darf man nicht zurückschrecken. Da es keinen Luxus geben darf, werden die Kunstgewerbe unnütz, Fénelon verschickt die Kunsthandwerker aufs Land, wo sie den Acker bauen sollen gleich ihren Mitbürgern. Und voll Enthusiasmus entwirft er in Anlehnung an den römischen Dichter Horaz das reizvollste Gemälde vom Landleben: die süßesten Lockpfeifen, wahre Himmelsschalmeien! Was den Handel betrifft, den er aus seinem Reiche nicht ausschließt, so entwickelt Fénelon, darin seinem Jahrhundert vorauseilend, die Theorien des reinsten Freihandels in ihrer ganzen Stärke: der Prinz darf sich darein nicht mischen, es könnte ihm nur schaden.

So demokratisch auf den ersten Blick dieser Gesellschaftssozialismus erscheint, so wenig beabsichtigt Fénelon, dieser Edelmann von altem Stamme, seinen Vorrechten zu entsagen. Er strebt sie im Gegenteil zu vermehren. Er teilt seine Gesellschaft in sieben wohl unterschiedene Klassen, mehr noch: in sieben Klassen, die durch Form und Farbe ihrer Kleidung schon voneinander unterschieden sind. „Man darf niemals“, sagt er, „irgend einen Wechsel in der Art der Stoffe noch in der Form der Kleider dulden; denn es ist ungehörig, daß Männer, die für eine würdige und edle Lebensführung bestimmt sind, sich an der Erfindung von Schmuck ergötzen oder gar erlauben, daß ihre Frauen darauf verfallen, obschon für die solch ein Zeitvertreib ja nicht ganz so schmachvoll wäre.“

Gestattet nun dieser mildherzige Erzbischof, der sich als Verteidiger der Theorie von der reinen Liebe so viel Ruhm erwerben sollte, den Bürgern seines Staates wenigstens, bei der Ehe ihrem Herzen zu folgen? „Mißheiraten sind beiden Geschlechtern verboten,“ lautet einer der ersten und wichtigsten Artikel seines Gesetzbuches.

Schließlich noch ein Wort über die militärischen Theorien des Verfassers. Hier würden die vorgeschrittensten Geister unserer Zeit in dem beredten Erzbischof von Cambrai einen Vorläufer finden.

„Die Liebe und das Vertrauen unserer Nachbarn," sagt Mentor zu Telemach, „die Ihre Mäßigung gespürt haben, bewirken, daß ein Staat niemals besiegt und fast niemals angegriffen werden kann. Selbst wenn ein ungerechter Nachbar ihn angreifen wollte, würden alle andern, die an seiner Erhaltung interessiert sind, alsbald zu den Waffen greifen, um ihn zu verteidigen."

In den folgenden Zeilen endlich gelangt Fénelon an die äußersten Grenzen der modernen politischen Theorien:

„Die Kinder", sagt Mentor, „gehören weniger ihren Eltern als der Republik. Sie sind die Kinder des Volkes, dessen Hoffnung und Stärke. Es wäre zu spät, sie bessern zu wollen, wenn sie schon verdorben sind."

Mit ganz ähnlichen Erwägungen beanspruchen heutzutage in Frankreich unsere Neo-Jakobiner, ihre politische Autorität der der Familie überzuordnen. In dem Glauben, sie könnten für den Staat die Macht zurückverlangen, die Fénelon ihm seit dem 17. Jahrhundert eingeräumt hat, wollen sie den dem Schoße ihrer Familie entrissenen Kindern jede religiöse Erziehung vorenthalten — eine Konsequenz, an die Fénelon nicht gedacht hatte. Als Jakobiner bis zum äußersten gelangt Fénelon schließlich sogar dahin, die folgenden schrecklichen Zeilen niederzuschreiben: „Es ist nur Milde, wenn man Exempel statuiert, die den Schritt der Sünde hemmen. Mit ein wenig zu diesem Zwecke vergossenem Blut erspart man viel für die Folge und macht sich gefürchtet, ohne allzuoft Härte anwenden zu müssen." Ist das nicht Robespierre und seine Guillotinentheorie zum Besten der Menschheit? Heute noch spricht man allen Ernstes von der edeln Menschlichkeit Robespierres —: Heil Fénelon!

Und das sind die Lehren, die ein Prälat am Hofe Ludwigs XIV. den Thronerben lehrte.

Es schien, daß Fénelon so durch das Uebergewicht, das er vermöge seiner Beredsamkeit, seines persönlichen Zaubers, seiner Geburt, seines Eifers erlangt hatte, zum Höchsten berufen gewesen wäre: da trat eine Frau in seinen Weg. Diese Frau stürzte ihn.

Der große Kanzler Daguessеau schreibt: „Er wurde erst durch die Stimme einer Frau verführt, und seine Talente, sein Vermögen, sein Ruf wurden geopfert, nicht einer Illusion der Sinne, sondern der des Geistes." Saint-Simon sagt: „Er sah sie, ihre Geister fanden Gefallen aneinander. Ich weiß nicht, ob sie sich ganz verstanden in dieser neuen Sprache, die man fortan aus ihnen hervorblühen sah, aber sie waren überzeugt davon, und die Verbindung zwischen ihnen begann."

Es handelt sich um die berühmte Quietistin Madame Guyon. Madame Guyon war eine Schwärmerin, von vornehmer Abkunft, einer seltenen Geistesbildung, großem persönlichen Reiz, und durch eine neue Art des Gebets, die

den Menschen in direkte Beziehung zu Gott setzen sollte, glaubte sie sich zur Wiedergeburt der Welt berufen. Sie hatte ihre Lehre in drei ganz kurzen, schlicht, aber flammend geschriebenen Büchlein entwickelt, in dem „Moyen court“, den „Torrents“ und einem Kommentar zum Hohenliede. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auseinandersetzen, worin die Lehre der Madame Guyon bestand. Es war im Grunde der erneuerte und gemilderte Quietismus des spanischen Mönches Molinos. Molinos' Lehre kann man kurz so zusammenfassen: „Sich bethätigen wollen heißt Gott beleidigen, der der allein Thätige sein will: deshalb muß man sich ganz und gar auf ihn verlassen und wie ein unbeseelter Körper bleiben.“ Durch eine Reihe mehr oder weniger hysterischer Ekstasen bildete sich Madame Guyon ein, in direkten Rapport mit Gott zu treten, dessen Gattin, Geliebte u. s. w. sie sich nannte. Fénelon seinerseits schrieb: „Die Liebe zu Gott allein, in sich selbst und ohne irgendwelche Vermischung mit Motiven der Furcht oder der Hoffnung betrachtet, ist die reine Liebe und die vollkommene Charitas.“

Schrieb doch auch Fénelon diese Verse:

Content dans cet abime	Nun bleib' ich still am Grunde,
Où l'amour m'a jeté,	In den mich Liebe stieß,
Je n'en vois plus la cîme,	Mir kommt zu keiner Stunde
Et Dieu m'opprime,	Von Gipfeln Kunde,
Mais je suis la victime	Weil ich mit lauterm Munde
De vérité.	Die Wahrheit pries.
État qu'on ne peut peindre:	O Glück, nicht auszusagen,
Ne plus rien désirer,	Wenn dir kein Wunsch mehr wird!
Vivre sans se contraindre	Hast keinen Zwang zu tragen,
Et sans se plaindre,	Und nichts zu klagen,
Enfin ne pouvoir craindre	Spürst keines Zweifels Nagen,
De s'égarer.	Daß du geirrt.*)

Madame Guyon und Fénelon waren dazu geschaffen, einander zu verstehen. Bei der zweiten Unterhaltung, die sie mit ihm hatte, blieben sie alle beide nach einigen Worten stumm und fühlten alsdann ihre beiden Seelen einander verbunden. Der Leser hat schon gesehen, wohin solche Lehren, die gerade die Kirche verurteilt, führten: zum indischen Nirwana. Das vollkommene Sichverlieren in Gott, die absolute Vernichtung des Individuums führt direkt zu einem Zustande, der dem der Buddhisten ähnlich ist, deren Lehre ja auch in der Verneinung des Seins besteht.

Ueber Fénelon wachte sein Lehrer, der, dessen Lieblingsschüler er gewesen war, Bossuet. Von Anfang an empfand der große Bischof nicht nur alles, was an diesen neuen Theorien Ketzerei war, sondern auch alles, was sie Antisoziales enthielten. Mit der ihm eigenen Energie trat er dazwischen. In Gemeinschaft mit den ersten Bischöfen des Landes bewirkte er eine strenge Ver-

*) Deutsch von Paul Schettler.

dammung der Schriften von Madame Guyon. Der König verband seine Autorität mit der der Prälaten. Die unglückliche Frau wurde eingekerkert. Damals war es Fénelon, der intervenierte. Ihn erfüllte gewiß ein rührendes Mitgefühl mit einer schwer Bedrängten, in der er geradezu eine Heilige sah und die nun von allen verlassen war, vernichtet durch den königlichen Machtspruch, und da entschloß er sich voll Seelengröße, ihr indirekt zu Hilfe zu kommen: Er ließ gerade in diesem Augenblick sein berühmtes Buch „Explications des Maximes des Saints sur la Vie intérieure“ erscheinen, das eine Apologie, eine unaufdringliche und mit äußerstem Geschick geführte Rechtfertigung der Lehren seiner Freundin ist.

Das Buch erschien. Bossuet stieß einen Schmerzensruf aus; aber mit der Energie und Sicherheit des Blickes, die wir an ihm kennen, trat er auf den Kampfplatz, um die Ketzerei zu widerlegen. Es war ein Zweikampf zwischen Riesen. Schrift folgte auf Schrift, herüber und hinüber. Bossuet hat seine klare, mächtige Sprache, seine wunderbare theologische Gelehrsamkeit, seinen kraft- und saftvollen Stil; Fénelon die Geschmeidigkeit seines Geistes, seine biegsame, reizvolle Grazie, die Kunst, seine Raisonnements zu so feinen, so glatten Fäden auszuspinnen, daß die feinsten Geister sich für zu grob erachteten, sie zu verstehen. Monatelang blieb der Kampf unentschieden. Schließlich triumphierte Bossuet. Die „Maximes des Saints“ wurden vom päpstlichen Stuhl am 12. März 1699 verdammt. Eine Kabinettsordre verbannte Fénelon in seine Diözese.

Von diesem Augenblick an hielt jeder Fénelon für endgiltig abgethan. Es war im Gegenteil der Augenblick, in dem sich seine Größe enthüllte und immer imposanter entfaltete bis zur Stunde seines Todes. Er unterwarf sich mit schlichtem Stolz. Hier war es, wo seine Manieren, sein edelmännisches Wesen ihm unvergleichliche Dienste leisteten. Und Ludwig XIV. alterte, und der Herzog von Burgund war durch den Tod des Dauphin zu seiner Nachfolge berufen. Mehr und mehr richteten sich aller Blicke nach Cambrai. Da aber stirbt der Herzog von Burgund im Februar 1712 vor Ludwig XIV., dem er folgen sollte. Das war für Fénelon, der seit einigen Jahren so viel erduldet hatte, der letzte Schlag. „Ach, mein guter Herzog!“ schreibt er an den Herzog von Chevreuse am 27. Februar, „Gott hat uns jede Hoffnung für Kirche und Staat genommen. Er hat diesen jungen Prinzen geschaffen, hat ihn geschmückt, ihn für die höchsten Güter bereitet; er hat ihn der Welt gezeigt und hat ihn — zerstört! Ich bin von Schrecken ergriffen und vor Ergriffenheit krank.“ Und einige Tage später schrieb er noch an den Herzog von Chaulnes: „Ich kann, mein guter Herzog, dem Willen Gottes, der uns vernichtet, mich nicht widersetzen. Er weiß, was ich leide, aber seine Hand ist es, die uns schlägt, und wir verdienen es. Da giebt es nur eins: sich loszulösen von der Welt und sich selbst. Sich ohne Rückhalt in Gottes Fügungen zu schicken. Wir nähren unsere Eigenliebe, wenn sie unseren Wünschen schmeicheln, aber wenn sie Hartes und Vernichtendes bringen, empört sich unsere heuchlerische

und zur Demut verstellte Eigenliebe gegen das Kreuz ... O mein lieber Herzog, lassen Sie uns im rechten Glauben sterben!"

Die letzten Jahre war er von einer aufrichtigen und eifrigen Frömmigkeit erfüllt. Er ließ seine „Lettres spirituelles" erscheinen, die von einem glühenderen und dabei natürlicheren Hauche beseelt sind denn je. Das herbe Mißgeschick, weit davon entfernt, ihn zu verdüstern, verklärte ihn. Er starb wie ein Heiliger. Und darum hat mit vollem Recht die Nachwelt seinen Namen verehrungsvoll bewahrt.

Der moralische Wert Fénelons steht über allem Zweifel. Er war eine ideale, erlesene Natur. Zu sensibel, zu fein, hatte er die Fehler sensibler, feiner Naturen: er war eine ganz besonders geartete Persönlichkeit. Was man bei ihm Stolz und selbst verletzte Eitelkeit nennen kann — zuweilen geht er in der Diskussion bis zur Unaufrichtigkeit — ist das Produkt seiner Sensibilität. Hinsichtlich seiner Intelligenz wird man ihm eine Bezeichnung zulegen können, die in Frankreich in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen ist: Fénelon war ein „Intellektueller". Er beurteilte die Welt, die Gesellschaft nach seinem Denken, sein Denken nach sich. Ihm gegenüber war Bossuet ein „Sozialer". Er, der große Bischof von Meaux, sah instinktiv die zu einem glücklichen und harmonischen Leben eines Volkes notwendigen Bedingungen in dem Wohlergehen der Kirche, im Staatsheil: und darnach richtete er seine Worte und seine Handlungen ein. Fénelon wollte die Welt nach seiner eigenen Einsicht modeln, nach seinen Ideen und Empfindungen einrichten; Bossuet bemühte sich, die Lebensbedingungen der Völker zu begreifen und seine Grundsätze den gegebenen Realitäten anzupassen.



So müde ...

Von

Melanie Ebhardt.

Die Sonne sinkt und färbt die Wolken rot.
Der Tag war heiß, doch friedlich ist sein Ende —
Auf meinen Knieen rasten meine Hände
Vom herben Kampfe mit des Tages Not.

Ich schaue in das Abendrot hinein,
Das müde schon verlöschen will, und denke:
„Wenn mir zum letztenmal die Sonne sänke,
Wie wunderbar getröstet schlief' ich ein!"





Feuer.

Erzählung von A. Rantzau.

(Fortsetzung.)

XII.

Mai 18.. Ein langer Winter liegt hinter mir. Nun ist Frühling. Hier ist es schon ganz grün und weiche, schwermütige Luft draußen.

Ich bin todkrank gewesen. Aber ich bin nicht gestorben. Das hatte ich sicher erwartet, und es ist sehr merkwürdig, wenn man nachher plötzlich wieder dem Leben gegenübersteht, wenn der Alltag mit seinen Anforderungen, genau wie früher, da ist, und nun wie selbstverständlich erwartet wird, daß man seinen alten Posten wieder einnimmt, und das nimmer stillstehende Rad der Zeit rollt und schiebt einen wieder weiter. Leben, kämpfen, leiden, sich freuen, wachen, schlafen, es ist alles dasselbe. Bin ich auch dieselbe, die ich damals war?

Ein Nervenfieber habe ich gehabt. Max hat mir jetzt alles erzählt, wie es kam. Zuletzt habe ich noch in diesem Buch geschrieben, und dann, als er kam, habe ich mitten in der Stube gestanden und laut deklamiert.

Das war das Fieber.

Dann bin ich lange Zeit bewußtlos gewesen. Aber später war ich oft klar, und es wird eine meiner schönsten und heiligsten Erinnerungen bleiben — diese Stunden, wo ich erschöpft, todesmatt in meinem Bette lag, unfähig zu denken, zu schwach zu allem und doch in dem Bewußtsein: es ist alles gut und schön so. Denn wenn ich die Augen aufschlug, so sah ich neben mir sein freundliches, geliebtes Gesicht, ich fühlte seine Hand kühl und beruhigend auf meiner Stirn, ich wußte: er ist da und liebt mich und hat mich nicht verlassen, wie es mir in meinen wilden Phantasien immer vorschwebte.

Wie hat er mich gepflegt! Tag und Nacht ist er nicht von meinem Bett gewichen. Ich dachte damals, ich würde sterben. Ich sagte ihm das einmal. Er wollte nichts davon hören. Ich mußte aber weiter sprechen und sagte, was ich meinte: daß mein Tod gut wäre, für uns beide.

Er verstand mich nicht und bat mich, flehte mich an, nicht von ihm zu gehen, ich wäre sein ganzes Glück.

„Bin ich das wirklich,“ fragte ich, „so wie ich bin?“

Er bejahte es, und das hat mich seinerzeit unendlich beruhigt. Es schien mir, als ob ein großer Friede sich jetzt über unser Leben ausbreitete. Und in diesen langen Wochen, wo er alles that, um mich dem Tode abzuringen, da bekam ich fast ein Gefühl der Ehrfurcht vor der Größe seiner Liebe.

Ich wünschte mir den Tod nicht mehr; ich wollte wieder leben und lieben.

Dich lieben, mein Max! Wenn ich je auf Erden einen Menschen wahrhaft und tief geliebt habe, so bist du es gewesen.

Und dennoch, heute, wo ich hier sitze und schreibe, überkommt mich wieder dasselbe Gefühl, läßt mich der Gedanke nicht los: Du würdest glücklicher sein, wenn ich gestorben wäre. Mein Tod wäre die einfachste und schmerzloseste Lösung gewesen. Denn tief in meinem Herzen, wie in einem Vulkan unter Asche und Steinen, da lebt etwas, und das ist nicht meine Liebe zu dir. Keine Macht auf Erden kann es töten. Wo ich gehe und stehe, ob ich schlafe oder wache — es umgiebt mich die unsichtbare, grausige Macht, die mich treibt und stößt — wohin, wohin?

Nur deine Liebe, nur du selbst kannst mir helfen, diese Geister zu bannen.

Nun ist es Frühling. Ich bin wieder im stande, etwas spazieren zu gehen; nur sehr langsam freilich, und an seinem Arm.

Die Arbeit von Max scheint Erfolg zu haben. Der erste Teil ist vom Verleger angenommen und wird im Druck erscheinen. Er liest mir des Abends daraus vor, und es beschäftigt ihn sehr.

Mit dem Doktor, der mich behandelt, haben wir uns sehr befreundet. Er hat mich früher spielen sehen.

Neulich sagte er mir:

„Es ist ja ein Jammer um die ganze Menschheit, Frau Gräfin, daß Sie nicht mehr spielen. Aber Sie selbst sind doch wohl froh, diesen aufregenden Beruf los zu sein.“

„Ja, es ist ein schwerer Beruf," antwortete ich und lächelte. Ich fühlte, daß ich das mußte. Wie oft ich diese Antwort schon gelallt habe! Der schwere Beruf — mein Himmel — nun ja, schwerer Beruf.

„Aber interessant," fuhr Doktor Bauer fort, „muß es sein."

„Wie denken Sie sich das ‚Interessante' dabei?" gab ich zurück.

„Nun," er rieb sich die Hände, „ich muß sagen, an und für sich liegt doch in der Künstlerexistenz ein großer Reiz, und nun gar, was Ihr Fach anbelangt, Frau Gräfin — schon die ganze Bühnenatmosphäre hat für mich etwas ungemein Anziehendes, und ich denke es mir köstlich, berauschend, unter den Mitwirkenden zu sein, und nun gar, wenn man, wie Sie, nur den Mund aufzuthun braucht, um von Beifall überschüttet zu werden. Es ist doch ein äußerst anregender Beruf. Aber dennoch begreife ich vollkommen, wenn Sie, meine Gnädigste — zum Leidwesen des ganzen Publikums allerdings — lieber einem Grafen Siweden die Hand reichten, als den Champagnerkelch des Bühnenlebens bis auf die Neige zu leeren."

Ich sah ihn ganz neugierig an, während er sprach.

Menschenstudium bleibt doch das Interessanteste. Und was ist denn mein Beruf anders als Menschenstudium!

Das ist das Interessanteste. Wie könnte man, abgesehen von dem Nachahmungstalent, das man besitzt, einen anderen Menschen darstellen, wenn man nicht seinen Charakter mit äußerster Spannung studierte, sich ganz in dem anderen verlöre, sich absolut in seine Lage versetzte, seinen geheimsten Gedanken, seinen Thaten, seinen Beweggründen nachspürte bis auf ihren äußersten letzten Ursprung zurück? Das göttliche Vorbild in jedem Menschen, auch in dem Gesunkensten, zur Geltung kommen zu lassen und so die Welt für ihn zu interessieren — o, welch eine Aufgabe! Und das nennt man Champagnertrinken!

Ich habe dem Doktor auf seine Rede natürlich nichts geantwortet, als daß ich angegriffen wäre und allein sein müßte. Er ging dann auch bald. Ich lag auf meiner Chaiselongue und war innerlich sehr erregt. Dann saß ich an meinem Schreibtisch und mir fielen diese Blätter in die Hand, die während meiner Krankheit geruht haben. Diese Besprechung mit mir selbst erleichtert mich manchmal.

* * *

Ende Mai 18 . . Schöne, schöne Frühlingszeit.

Außerhalb der Stadt liegt ein uralter, sehr verwilderter kleiner Friedhof am Fuß der Berge. Wir ruhen auf unseren Spaziergängen

oft dort aus und sitzen auf einer kleinen Bank. In der Mitte vor uns steht ein großes steinernes Kruzifix, verwelkte Kränze liegen auf der Erde herum. Gras und Blumen, alles wächst durcheinander. Viele Kreuze sind abgebrochen und liegen auf der Erde und lehnen gegen die zerbröckelte Mauer, von wilden bunten Blumen umrankt.

Es thut mir wohl, dort zu sitzen in der großen Ruhe des Todes, umweht von Ewigkeitsgedanken und umgeben von der lieblichsten Poesie.

Dann denke ich, daß, wenn wir auch hier auf Erden noch einmal auseinander getrieben würden, er und ich, durch Mißverständnisse und menschliche Anschauungen und Sünde, doch später unsere Geister sich wiederfinden und vereinigen werden, durch keine Schatten der Erde mehr getrennt.

Sind denn die Schatten immer da?

* * *

Juni 18 . . Gestern sind wir von einer Reise zurückgekommen. Von einer sehr traurigen.

Andrea ist gestorben. Nach kurzer Krankheit.

Wir reisten sofort hin.

Rudolf war tief gebeugt.

Ich selbst bin erschüttert. Was habe ich an Andrea verloren? Sie hat mein Bestes immer gewollt. Das wenigstens will ich glauben.

Es waren trübe Tage. Eine Schwester von ihm war da, die mir kaum die Hand geben wollte. Die will nun für die Kinder sorgen. Ich hätte die Kinder am liebsten zu mir genommen, da der Himmel mir eigene versagt. Aber das war natürlich auch wieder ein überspannter Gedanke von mir.

Erstens will Rudolf sich nicht von ihnen trennen. Dann sagte Max plötzlich ganz unmotiviert gereizt zu mir: „Kannst du es nicht mehr mit mir allein aushalten?“

Wie merkwürdig ist so etwas! Ich hätte so gerne mein kleines Pätchen zu mir genommen. Aber die Bentheimsche Familie würde das nie zulassen. Durch Gisela erfuhr ich den Grund. „Altes Kind, du würdest den Gören wohl nur Komödiespielen beibringen können.“

„Ach so!“ sagte ich.

Nach acht Tagen reisten wir wieder hierher. Ich wäre gern länger geblieben. Rudolf und ich machten lange Gänge zusammen und er schüttete mir sein trauriges Herz aus. Aber Max fand, meine Nerven wären so herunter, wir wollten wieder in den Süden.

Ich kann den Süden plötzlich nicht mehr aushalten. Ich fühle mich kräftig; ich möchte wieder wandern.

„Fängt deine alte Unruhe wieder an?“ sagte er.

Ich weiß nicht. In dieser letzten Zeit harmonieren wir gar nicht miteinander.

* * *

Juli 18.. Ich kann nicht schreiben.

Die Schatten werden breiter. Wir hatten eine furchtbare Scene gestern. Wie soll es enden!

* * *

19. Juli. Manchmal denke ich: Wenn wir doch so arm wären, daß wir ums Brot arbeiten müßten, aber es ist keine Veranlassung da. Max, trotzdem er ja meinetwegen seine Erstgeburtsrechte verscherzt hat, bezieht eine hohe Rente aus Bergeshöhe. Und welch einen Beruf soll er denn ergreifen? O, dieser Fluch des Reichtums! So vegetieren wir durch die Tage. Wie ist es möglich, daß ein Mensch seine Befriedigung in Reisen und Lektüre findet — wie ist es möglich!

* * *

30. Juli. Abwärts rollt die Lawine.

Der Verleger schickt jetzt plötzlich Max seine „Orientreise“ zurück. Er hätte verstanden, der zweite Teil würde bald nachfolgen und immer darauf gewartet. Dieses Bruchstück könne er nicht veröffentlichen.

Max ist wütend. Den zweiten Teil wird er in zwanzig Jahren vollenden, sagt er; er hätte ja auch nie schriftstellern gelernt. Wir sind beide unglücklich darüber.

Ich bin plötzlich wie umgewandelt. Ich halte mir eine Theaterzeitung und verschlinge mit wahrer Gier alle Theaternachrichten. Voigt zeichnet sich immer mehr aus.

* * *

August 18.. Gerade habe ich sehr viel an Voigt und sein Fortkommen gedacht, da schickte er mir gestern seine Verlobungsanzeige.

Ich freute mich herzlich und setzte mich hin, um ihm zu schreiben. Da kam Max herein.

Er las die Annonce und sah mir dann über die Schulter.

„Gitta!“

„Nun?“

„Mußt du ihm schreiben?“

„Ich gratuliere ihm, Max. Sie ist ein nettes Mädchen, ich kenne sie.“

„Daß du ‚Mein lieber Freund!‘ schreibst, finde ich unpassend.“

Ganz plötzlich verließ mich alle Selbstbeherrschung. Ich sprang auf und sah ihn an.

„Liebster Max, du bist zu — (engherzig unterdrückte ich noch gerade) merkwürdig!“ kam heraus.

„Liebes Kind,“ sagte er begütigend, „schicke ihm doch eine Karte mit ‚p. f.‘“

„Nein, er ist mein guter Freund, und ich möchte jetzt weiterschreiben, wenn du erlaubst.“

Er stand nämlich und wippte mit meinem Schreibtischstuhl. Bums! setzte er den Stuhl auf seinen Fleck.

„Du kannst auch nie mir zuliebe etwas aufgeben.“

Ich hatte inzwischen meine volle Ruhe wieder.

„Die Freundlichkeit, ihm zu gratulieren, kann ich nicht gut unterlassen.“

Damit setzte ich mich hin und schrieb weiter.

Er ging stumm aus der Thür.

Ueber solche erbärmlichen Kleinigkeiten wie diese, ob ich ‚Lieber Herr Voigt!‘ oder ‚Lieber Freund!‘ schreibe, veruneinigen wir uns jetzt oft. Ich begreife jedesmal nicht, wie und warum es kommt. Aber plötzlich ist die Scene da, und in uns beiden lebt eine Kampfeslust, die sich bei jeder Gelegenheit bethätigen muß. Wo kommt sie her? Wer hat sie aus der Erde gestampft? Keiner weiß es. — —

Gott helfe uns!

* * *

September 18 . . Wir treiben auseinander.

Sachte, sachte, aber mit tödlicher Sicherheit.

Nein, ich will noch kämpfen, ringen um das verlorene Gut, wie ein Ertrinkender ums Leben kämpft.

Wie ist es gekommen? Wann hat es angefangen? Ich weiß es nicht.

Ich fühle auch, daß meine Nerven jetzt wieder aufs äußerste gereizt sind.

Die Unthätigkeit bringt mich um, und ihn auch. Er schreibt nicht mehr. Die Schaffensfreudigkeit fehlt ihm, sagt er.

Ach, Freude — die hat uns lange schon geflohen.

Freude kommt von innen heraus. Und was lebt denn in meinem Herzen außer der hoffnungslosen Liebe zu ihm? Nichts als Vorwürfe, bittere, quälende Vorwürfe über das eine große Unrecht meines Lebens.

Es war vermessen von mir, zu denken, daß ich einen Mann wie ihn glücklich machen könnte. Ich kann meine Liebe nicht modeln nach seiner Auffassung. Ich kann nicht leben, wenn ich alles das, was mich interessiert und beschäftigt, einsargen muß. Es ist zu viel, zu schwer. Mit der Zeit, da wird es mir das Herz sprengen, und dann?

Wir gehen nicht mehr in gleichem Schritt, er und ich. Ich werde ihn noch dazu treiben, mich zu — hassen.

Ich bin aufgeregt und verstört. Und wenn wir dann zusammen sind und er mich mit seinen vorwurfsvollen, dunklen Augen fixiert, dann geht ein Zittern über meinen Körper.

Was ist denn eigentlich geschehen?

Gar nichts.

* * *

Ende September 18 . . Rudolf war acht Tage bei uns. Das war gut und schön.

Er ist jetzt so hingenommen von seinem Schicksal, daß er nach mir nicht viel frägt. Das ist auch besser und bequemer in diesem Augenblick.

Nur manchmal sah er mich erschrocken an. Und einmal sagte er mit einem Versuch zu scherzen: Warum ich so mit den Händen in der Luft herumfuchtelte?

„Bühnenangewohnheit,“ entfuhr mir ziemlich unfreundlich. Ich will nicht, daß sie so auf meine Worte und Bewegungen aufpassen, als wäre alles einstudiert, berechnet.

Max vergrub sich schweigend hinter seine Zeitung.

Rudolf räusperte sich und machte ein wichtiges Gesicht. Und mich packte plötzlich der Dämon, diesen beiden Männern da einmal eine ganz gehörige Scene vorzuführen, ich, Gitta Worleben, Schauspielerin vom Kopf bis zum Fuß.

Da stand ein kleines brennendes Licht auf dem Tisch, an dem sie eben noch ihre Zigarren angezündet hatten.

Ich griff danach, wie ein Raubtier seine Beute packt, und im selben Augenblick war ich Lady Macbeth. Waren da mein Mann und Rudolf oder waren da tausend Zuschauer — ich wußte es nicht mehr. Ich starrte auf meine eigene Hand und sagte voller Entsetzen:

„Das riecht noch immerfort nach Blut! Arabiens Wohlgerüche alle versüßen diese kleine Hand nicht mehr. O, o! —“

Jemand fuhr auf und faßte meine Hand.

Ich blickte ihn geistesabwesend an.

„Gitta! Was thust du?"

Es war Maxens Stimme.

Ich kam zu mir. Ich hatte wieder einmal meine Kraft überschätzt und nicht gedacht, daß es mich so — fortreißen würde.

Ich war selbst erschrocken, beschämt.

„Verzeih!" sagte ich hilflos.

„Was wolltest du eigentlich?" fuhr Max mit unsicherer Stimme fort. „Du stöhntest so, daß ich wirklich dachte, du wärest krank. Bitte, thue das nicht wieder!"

„Nein," antwortete ich.

Sie ließen mich allein.

Nachher kam Rudolf zu mir.

„Das ist nun einerlei, es war einfach rasend," sagte er.

„Was?"

„Na, wie du dastandest mit dem Licht in der Hand, scheu und geduckt. Ich versichere dich, du warst weiß im Gesicht und besahst mit verglasten Augen deine Hand. Ich hätte dich nicht wieder erkannt, Gitta. Und wie du plötzlich mit Geisterstimme anfingst zu sprechen — wie kannst du das nur machen!"

„Gemacht habe ich gar nichts, Rudi. Aber wie meisterhaft ist diese Scene. Nichts geht über Shakespeare."

„Donnerwetter ja, ist das interessant! Aber dein Mann hat sich bös erschrocken."

„Das ist mir so leid."

In diesem Augenblick kam Max herein und sagte, es wäre Zeit für Rudolf, zur Bahn zu gehen.

Rudolf küßte mir aufgeregt die Hand und ging eilig fort. Er wollte nicht, daß mein Mann ihn begleitete.

So blieben wir beide allein im Zimmer.

„Mein Alter!" sagte ich leise.

Er kam und setzte sich neben mich und legte den Arm um mich.

Ich lehnte mich an ihn und dann konnte ich's nicht lassen. Ich weinte. Ich war vollständig fassungslos.

„Mein armes Kind, was hast du nur!" flüsterte er liebkosend.

„Wär' ich nur gestorben!" schluchzte ich.

„Es ist sündhaft, so etwas zu sagen, und dadurch werden wir auch nicht glücklicher," antwortete er bitter.

„Du hast recht, Max." Ich richtete mich auf und trocknete meine Thränen.

Sein Rock und sein Shlips waren naß geworden.

Ich muß ihn wohl kläglich angesehen haben, denn er lächelte ein wenig. Da lächelte ich auch und fuhr mit dem Taschentuch über die Thränenspuren.

„Und wenn in Thränen Segen liegt," sagte ich leise, „dich soll er überströmen."

Er sprang förmlich auf.

„In diesem Augenblick ein Citat! Gitta, du bist — entsetzlich!"

„Was — denn?"

„Nein, das geht so nicht weiter."

Er ging heftig im Zimmer herum, während ich ganz still und dumm dasaß.

„Wir wollen ein anderes, ein neues Leben anfangen," begann mein Mann jetzt mit dumpfer Stimme wieder.

Ich schwieg.

„Ich will nicht dein Tyrann sein, Gitta. Ich sehe ja, daß ich allein nicht im stande bin, dein Herz zu befriedigen —"

„O Max!" rief ich.

Er warf mir einen Blick zu, den ich sofort verstand.

Ich stand auf und stützte mich auf den Tisch, das nasse Taschentuch noch immer zwischen den Fingern.

„Denkst du, ich spiele jetzt Komödie?" sagte ich außer mir.

„Bewahre!" stotterte er. Er hatte es doch gedacht.

„Ich meine nur," fuhr er fort, „ich will dich nicht an allem hindern; ich weiß, wo deines Herzens Sehnsucht ist, und — hier ist ein sehr gutes Theater, es wird am 1. Oktober eröffnet. Wir wollen uns abonnieren, hingehen und uns dafür interessieren."

„Du treibst mich von dir!" stieß ich hervor.

Eine Pause entstand.

„Dies verstehe einer!" sagte er langsam.

„Wir wollen — ein andermal weiter darüber sprechen, Max. Ich kann jetzt nicht mehr."

Damit ging ich aus der Thür. Nein, ich kann nicht mehr.

* * *

Oktober 18 . . Wir sind im Theater gewesen.

Ich habe mich davor gefürchtet, wie vor einem Gang zum Schafott. Das war kindisch. Aber meine Nerven sind überspannt.

Ueberlebt habe ich es natürlich. Und da Max es sich ausgedacht hatte als größte Freude für mich, so mochte und konnte ich mich nicht

länger weigern. Es hat auch von jeher einen großen Reiz für mich gehabt, auszuprobieren, wie weit meine Kräfte reichen.

So fuhren wir also vorgestern abend ins Theater. Es sollte ein „Lustspiel“ gegeben werden. Ludwig Kerner aus B. war dazu gekommen. Ich kenne ihn persönlich. Er spielt brillant.

Am Arm meines Mannes schritt ich die Treppe hinan. Als „Zuschauer“ also.

In der Garderobe drängten sich die Damen und schwatzten und lachten durcheinander.

Plötzlich hörte ich deutlich eine Stimme zischeln: „Die Woxleben.“

Wie sie mich anstarrten, neugierig, dreist. Mein Name flog im Flüsterton von Mund zu Mund.

Und wie sie nun die Köpfe zusammensteckten, als Max die Logenthür vor mir öffnete mit seiner vornehmen Ruhe und Grazie. Es ist alles die reine Komödie, und ich beschloß, meine Rolle als „Gräfin Siweden“ mit Glanz durchzuführen.

Erbärmlich habe ich gespielt. Denn als der Vorhang aufging und das Stück begann, war ich so hingenommen von dem Spiel, daß ich alles andere um mich her vergaß.

Dieser Kerner, er ist ein Genie! Wie fein, wie durchdacht, wie großartig ist sein Spiel! Ich hörte, wie aus weiter Ferne Lachsalven das Haus erschütterten, wenn er an die Hauptmomente seiner Rolle kam. Und ich lachte mit; gewiß, ich lachte und war doch dem Weinen nahe.

Ich war noch ganz wie berauscht, als ich schon wieder neben Max im Wagen saß.

„Es war wirklich sehr komisch,“ sagte Max, „der Kerl sieht nur so unglaublich aus.“

Und nach einer Pause:

„Schläfst du, Gitta? Hat es dich zu sehr angegriffen?“

„O nein. Ich denke immerfort an Kerner.“

„So! Wie ist er denn als Mensch?“

„Als — was?“

„Nun, im gewöhnlichen Leben, meine ich.“

„Prachtvoll ist er. Er hat ein goldenes Herz und ist ganz unwiderstehlich. Was hat er für ein Leben hinter sich, voller Arbeit und jetzt voll großer Erfolge!“

„Ein guter Komiker zu sein — findest du das nun eine hohe Lebensaufgabe?“

Ich schwieg einen Augenblick. Mein Herz begann unruhig zu werden.

„Auf seine Kosten sind wir und all die Hunderte von Menschen heute den ganzen Abend vergnügt und glücklich gewesen. Nennst du das keinen Erfolg?"

„Na, er läßt es sich ja auch gut bezahlen."

„Pfui!" sagte ich. „Max, das Geld muß er haben, um zu leben, und nach Verständnis hungert er ebensosehr, wie jeder andere Künstler, und wohl leider fast immer vergebens. Das ist ja eben das Schmachvolle. Unser Herzblut sollen wir geben, damit ihr euch daran ergötzt, und dann meint ihr, mit den lumpigen paar Thalern, für die ihr eure Billets einlöst, ist die Sache abgethan."

Der Wagen hielt und wir stiegen aus.

Oben auf der Treppe stand unser Mädchen und leuchtete mit der Lampe.

„Der Thee ist im Wohnzimmer, Frau Gräfin."

„Danke, Sophie. Hier mein Mantel und der Fächer — so."

Dann stand ich im Wohnzimmer.

Wie gemütlich und hübsch alles. In dem kleinen kupfernen Theekessel siedete und brodelte das Wasser. Wie das trotzig sang und lärmte — der Deckel zitterte und hob sich leise. Halt, da mußte man doch aufpassen, sonst schäumte das wilde Wasser über, und das Unglück war da. Ich drehte die Flamme herunter — die wenigstens hatte ich doch in der Hand und konnte sie so noch zur rechten Zeit löschen. Längst vergessene Worte gingen mir dabei durch den Sinn: „Einst schrie das Herz, einst flog das Blut, doch ich, ich trat darauf, ich warf sie zu, die Feuersglut, und hemmt' der Lava Lauf. 's ist Asche."

Max packte sich sehr lange aus. Endlich kam er herein.

„Nimmst du eine Tasse Thee?"

„Bitte," antwortete er kurz.

Ich reichte sie ihm. Dabei trafen sich unsere Blicke.

„Womit habe ich dich gekränkt, Max?"

Er sah mich trübe an.

„Du sprichst immer per ‚wir', wenn du von diesen Leuten redest. Du gehörst doch jetzt nicht mehr dazu."

Das also war es.

Ich dachte an das Theewasser. Sollte ich nicht auch mein Blut bezwingen können? Nicht so leicht.

„Auf gewisse Weise gehöre ich nun doch einmal dazu."

Dabei that ich immerfort Zucker in meine Theetasse.

Sonst trinke ich ihn immer ohne Zucker.

„Gitta, ich glaube, du hast überhaupt kein Herz.“

„Ich glaube auch nicht.“

„Nur für die Bühne, für Schauspieler, da kannst du dich erwärmen.“

„Es scheint so.“

„Das wird uns beide noch unglücklich machen.“

„Sind wir's vielleicht nicht schon?“

Er schob die Theetasse zur Seite. Entsetzt hingen seine Augen an mir. Dann stand er auf und ging hinaus. Ich ging ihm nicht nach. Ich kann keine Reue zeigen, wenn ich sie nicht fühle.

Ich trank meinen Thee. Wie süß, wie eklig schmeckte der. Ich war so ehrlich hungrig und durstig heimgekommen. Nun war mir alles verleidet, alles verekelt.

* * *

10. Oktober 18 . . Gestern morgen, wie ich einige Einkäufe mache, steht da auf dem Trottoir ein Mann. Ich erkannte ihn sofort.

Der „unglaublich aussehende Kerl“, Ludwig Kerner.

Die Hände in den Taschen, den Schlapphut auf den ungewöhnlich großen Kopf gestülpt — so stand er da und fixierte mich mit seinen tiefliegenden Augen, in denen Schwermut und Witz wie zwei unzertrennliche Genossen wohnen.

Als ich in seine Nähe kam, sagte er mit tiefstem Pathos:

„Gitta Worleben!“

Ich blieb stehen.

„Ludwig Kerner!“ sagte ich ebenso und hielt ihm die Hand hin. Er schlug kräftig ein, und wir lachten beide.

„Hab' ich meine Sache gut gemacht gestern, gelt, Kamerad?“

„Sie haben mich so glücklich gemacht, Herr Kerner, ich möchte ohne Ende von Ihnen lernen.“

„Danke! Mir wurde ganz leicht ums Herz, als man mir sagte: In der ersten Loge rechts, da sitzt die Worleben. Holla! dacht' ich, nun aber alle Register aufgezogen, und da gab das Instrument einen guten Klang. Heute abend wird's weit schwieriger, verteufelt undankbare Rolle. Ich schicke sie Ihnen, Sie müssen das Dings vorher lesen — ganz neue Sache, wird durchfallen —“

„Ist es eine gute Sache?“

„Die Idee ist gut, aber —“

„Nun, dann werden Sie es schon durchbringen.“

„Ja, wenn Sie mit dabei wären — na! Was macht die Häuslichkeit, mein Kind?“

„O, mein Mann ist viel zu gut für mich, viel — und die Ihrigen?"

„Danke gehorsamst, alles in Ordnung. Hier soll ich jetzt proben? Kommen Sie mit herein und passen Sie auf, daß der alte Kerl seine Sache brav macht. Sie wollen nicht? Ist auch besser nicht, Frau Gräfin. Sehen Sie, Sie sind eine große Künstlerin, aber die schwerste Kunst im Leben ist die, mit sich selbst fertig zu werden. Aber so'n tapferer Streiter wie Sie wird das wohl auch schon fertig bringen. Adieu, Sie Mordskerl, Sie."

Ich lachte, während mir die Augen dick voll Thränen standen. Der himmlische Mensch!

Mit großen Gedanken und Entschlüssen, wie ich mit mir selbst fertig werden wollte, betrat ich unsere Wohnung.

Max war ausgegangen.

Ich ging in seine Stube und stand an seinem Schreibtisch.

Da liegt die „Orientreise" wie ein Haufen Unglück.

Es ist allerdings entsetzlich, wenn der Mann keinen Beruf hat.

Ich — habe ihm den genommen. Was gebe ich ihm dafür wieder? Nichts.

Jason mußte Medea hassen, und sie wiederum hatte das Recht, zu sagen: „War ich dir damals lieb und wert, wie ward ich dir denn gräßlich und abscheulich!" Es ist alles natürlich und logisch. Das Unrecht liegt im Anfang, und auf den ersten falschen Schritt muß man zurückgehen, wenn man je nachher wieder auf den richtigen Weg kommen soll.

Ich sah mich zufällig im Spiegel. Ein altes, hageres Weib bin ich geworden. Ich mag meinen Anblick nicht. Ich hob die Hand gegen mein eigenes Gesicht und fing an, etwas aus Medea herunter zu rasen, weil mir ihr trostloses Schicksal gerade im Sinn lag. Natürlich, da kam Max herein, ganz wie damals, als ich nachher krank wurde.

„Ich — deklamierte nur ein wenig," sagte ich verlegen. „Ich bin ganz gesund."

Er wurde nicht heftig, Gott sei Dank! Er streichelte mich.

„Das hat dich wohl ordentlich angeregt gestern."

„Unbeschreiblich!" rief ich, wie von einem Alp befreit, und schob meine Hand in seinen Arm.

„Wir gehen doch heute abend wieder hin?"

„Heute? Das ist zu viel für dich; der Doktor fand das auch."

„Ach, was weiß der Doktor! Wo sprachst du ihn?"

„Ich traf ihn draußen. Er sagte, du müßtest durchaus hier fort."

„Nein, nein, solange Kerner spielt, muß ich hier bleiben. Ich sprach ihn heute, Max — du müßtest ihn kennen lernen, er ist zu famos. Ich denke mir eigentlich, er bringt mir heute nachmittag das Stück."

„Er — dich besuchen?"

Er ließ meinen Arm fahren. Da war sie wieder, die häßliche Zwietrachtsspinne, die uns mit ihren unsichtbaren Fäden umwickelte und umschlang. Wie sollten wir uns aus dem Netz lösen? Mir scheint, wir verwickeln uns in der letzten Zeit nur immer fester.

„Du warst doch früher nicht so," sagte ich geradezu verzweifelt.

„Ich habe dir tausendmal gesagt, Gitta, daß ich als Mann mit jedem anderen Mann verkehren kann, wie und wann ich will, aber für meine Frau suche i ch den Verkehr aus."

Ich zeigte aus dem Fenster.

„Da kommt Kerner!"

Mit einer Aeußerung, die einem Fluch nicht unähnlich war, wollte Max aus der Stube eilen und traf in der Thüre schon mit Kerner zusammen.

Eilig und buchstäblich schweißtriefend kam der Schauspieler herein.

Von seinem breiten Rücken flatterte ein Havelock herunter. Er gab mir ein dickes Heft und fuhr sich mit der anderen Hand über die Stirn.

„Ich bin fix gelaufen. Aber Sie müssen das Dings da lesen. Lieber Himmel, sind so Proben anstrengend!"

Er sank ganz erschöpft auf einen Stuhl.

„Herr Kerner, dies ist mein Mann."

„O — der Herr Graf? Ihr Diener, Herr Graf, Ihr Diener!"

Er war wieder aufgesprungen und schüttelte Max die Hand.

Ich muß sagen — Max faßte sich brillant. Er war geradezu liebenswürdig.

Kerner behauptete, keine Zeit zu haben, unterhielt uns aber so geistvoll, daß plötzlich eine Stunde herum war, ich weiß nicht wie. Mein Mann ließ Wein kommen, und wir stießen an, auf die Kunst.

Mich durchfuhr der Gedanke: Wie einfach und glücklich könnte unser Leben sein, wenn Max plötzlich das Zuschauerleben aufgäbe und wir unter die Mitwirkenden träten.

Absurder Gedanke. Ich weiß wohl. —

Kerner sah ihn unter seinen buschigen Brauen hervor ordentlich liebevoll an, als er ging.

„Ich sollte Ihnen gram sein, Graf Siweden, aber, wenn Sie's

fertig bringen, die da —" er wies mit dem Daumen auf mich — „festzuhalten, dann — alle Achtung."

Heraus war er.

Wir lachten beide.

O, wie lange hatten wir nicht gelacht!

„Hältst du mich fest oder läßt du mich los?" fragte ich, seinen Nacken umschlingend.

„Du Thörin!" antwortete er, mich küssend. „Ich halte dich so fest, daß ich dich auch keinen Augenblick mehr aus den Armen lassen möchte."

Wir standen noch lange umschlungen, und für einen Augenblick versank uns die Welt mit ihren Schatten und Sorgen.

Sie lag wieder zu unseren Füßen wie damals, in der ersten seligen Zeit. Kommt das Glück dennoch?

XIII.

L . . . im Oktober. Den anderen Morgen, nachdem Kerner bei uns gewesen war, kam Max zu mir herein, einen Brief in der Hand haltend. Sein Gesicht war sorgenvoll.

„Bitte, lies diesen Brief!" sagte er.

„Von deinem Bruder?" rief ich erstaunt, und las folgendes:

„Mein lieber Maximilian!

Kannst Du nicht einmal herkommen? Ich bin in denkbar schwierigster Lage. Ehrenhändel. Ich mag den Alten in Bergeshöhe nicht damit kommen. Und da ich mich längst danach sehne, mit Dir ein Versöhnungsglas zu leeren, so wende ich mich mit dieser Bitte an Dich.

Eventuell muß ich mich schießen.

Mit der Bitte, mich der Gräfin, Deiner Frau, zu Füßen zu legen,

Dein

Hans Siweden."

„Ausgezeichnet, nicht wahr? Da wird man zwei Jahre wie Luft behandelt, und nun plötzlich ist man der brave älteste Bruder, der nicht zögern wird, herbeizueilen, um sich womöglich für so'n Bengel zu schießen."

Ich war auch empört. Aber dann wieder rührte mich das Vertrauen.

„Du wirst hinreisen?" fragte ich.

Mein Mann seufzte.

„Ich muß wohl."

Dann zog er mich an sich.

„Ich kann mich nicht von dir trennen! Wir wollen zusammen reisen, nicht wahr?"

„O, nicht nach L.!" bat ich erschrocken.

„Ich weiß, daß du nach deiner letzten Erfahrung nicht wieder dorthin wolltest. Aber mit mir zusammen ist das ja eine ganz andere Sache. Es wird höchstens einige Tage dauern. Oder wärst du mich gerne etwas los?"

„Pfui, Max! Aber mir graut vor L. Ich habe eine wahre Todesangst davor. Du findest mich gewiß kindisch?"

„Etwas, mein Liebling. Ich lasse dich so ungern hier allein zurück."

Ich schwieg.

Plötzlich fiel mir Kerner ein.

„O, und Kerner!" sagte ich.

„Was denn?"

„Er spielt noch dreimal. Ich hätte ihn so gerne noch gesehen."

„Möchtest du hier ins Theater gehen, während Hans und ich uns vielleicht duellieren?"

„Still, Max, sage nicht etwas so Entsetzliches! Könnte der Hans nicht hierher kommen?"

„Nein, so etwas muß an Ort und Stelle geschlichet werden, und nur, damit du Kerners Spiel nicht verlierst —"

„Nicht so eifersüchtig, mein Alter, wo kein Grund ist, ich —"

„Du meinst doch nicht, daß ich auf den alten Schauspieler eifersüchtig bin? Aber wenn ich fort bin, liegt er hier den ganzen Tag bei dir herum, überredet dich womöglich, mit in die Probe zu gehen, und der Skandal ist da."

„Mein Himmel!" entfuhr es mir.

„O Gitta!" Damit ließ er mich allein.

Ich war im Unrecht.

Ich stürzte hinter ihm her. Die Trennung von ihm war mir bitter schwer, aber noch schlimmer das ahnungsvolle Grauen, das ich vor einem abermaligen Aufenthalt in L. hatte.

Ich mußte das natürlich überwinden. Ich that mein Möglichstes.

Er verzieh mir. Wir entschlossen uns zu reisen und fuhren noch an demselben Abend hierher. Wir wohnen im „König von Preußen". Vor zwei Stunden sind wir angekommen.

Es ist später Abend. Diese Stuben sehen mich an, als ob auch sie stillschweigend das kommende große Unheil erwarteten.

Welches?

Ich ahne es nicht, ich fühle es. Vielleicht liegt es nur in meiner Stimmung und in diesen melancholischen Herbsttagen.

Die Blätter fallen, die blauen Nebel ziehen gespensterhaft durch die Lüfte. Das sind die Arme des großen Königs der Schrecken, der sie nach seinem Opfer ausstreckt, und gefaßt steht die Natur da und sieht ihrem Sterben entgegen.

Max hat sich seinen Bruder zu morgen früh um 10 Uhr bestellt.

* * *

21. Oktober. Als Hans sich melden ließ, ging ich fort. Ich ging zu Madonna. Sie ist krank.

Ich fand sie im Bett liegend vor. Wie sie sich freute, als sie hörte, ich wäre da! Wie sie mir die Arme entgegenbreitete und wie froh ich nun plötzlich war, daß ich mitreiste! Welch merkwürdiger Zufall!

Sie hat einen Lungenkatarrh, glaube ich, Fieber und Husten. Und sie liegt da so allein; nun will ich sie pflegen und um sie sein, wie ein Kind um seine Mutter.

„Hoffentlich ist es nicht schlimm," sagte Max zerstreut, als ich es ihm erzählte. Er ist ganz hingenommen von der Angelegenheit seines Bruders. Sie waren auch den ganzen Nachmittag beide fort und ich wieder bei Madonna.

* * *

Einige Tage später. Madonna ist sehr krank; sie hat hohes Fieber. Außer mir und einer Pflegerin darf niemand zu ihr hinein.

Max hat seine Geschäfte erledigt, alles ist zum Guten ausgeschlagen dank seinen Bemühungen. Er ist ganz erschöpft und spricht vom Abreisen. Daran ist für mich in diesem Augenblick nicht zu denken. Ich weiche kaum von Madonnas Bett. Sie ist außer sich über diese Krankheit, weil gerade jetzt Grillparzersche Werke aufgeführt werden sollen. Amberg hat für Tausende Herrn Barlberg aus Berlin dafür engagiert, und nun liegt sie zu Bett. Da ist niemand, der für sie einspringen könnte, denn Barlberg soll sich weigern, mit jemand anderem zu spielen. In acht Tagen kommt er, und dann kann sie unmöglich schon wieder besser sein. In ihren Phantasien sagt sie immer: „Da ist ja aber doch die Gitta, die thut es für mich; sucht sie nur! Ich weiß nicht, wo sie ist. Die Arme!"

Es kommen täglich unendlich viele Nachfragen nach ihrem Befinden. Ich sehe viele liebe Freunde wieder.

Gestern traf ich in der Pforte, als ich zu meinem Hotel zurückgehen wollte, mit Amberg zusammen. Er begleitete mich und sprach sehr niedergedrückt über diese peinliche Verlegenheit, in die er nun geraten wäre.

„Sie ahnen überhaupt nicht, was für trübe Zeiten das Stadttheater durchgemacht hat, seit Sie von uns gegangen sind. Und wenn jetzt dieser letzte Coup mit Varlberg mißlingt, dann muß ich niederlegen. Mit dem Hause zugleich fällt aber auch der alte Kurs zusammen, die neue Richtung der Modernen nimmt überhand. Ja, die Kunst geht ihrem Verfall entgegen. Wer tritt noch ein für die Klassiker und für das Ideal?"

„Ich, ich!" schrie es in mir.

„Kommen Sie mit hinein, Herr von Amberg," sagte ich laut.

„Wenn Sie erlauben, ja; Ihr Rat ist mir unschätzbar. Was soll ich machen? Varlberg heute abtelegraphieren oder noch weiter nach Vertreterinnen für Frau Rabenhorst suchen? Frau Ellmenreich sagte mir heute ab."

„Kann Ina Raisdorf es nicht leisten?"

„Undenkbar! Wenn die neben Varlberg steht, vergeht sie vor Angst."

„Ich möchte sie doch sprechen. Sie versprach so viel."

„Ja, wenn Sie sie noch einstudieren könnten in diesen acht Tagen, das könnte uns vielleicht retten."

Ich war entschlossen.

„Bitten Sie Fräulein Raisdorf, jeden Nachmittag zwischen fünf und sieben nach der Villa Rabenhorst zu kommen. Ich bin um die Zeit immer da."

„Ich danke Ihnen. Aber lassen Sie mich spätestens in drei Tagen Ihr Urteil wissen, dann könnte man noch —"

„Gewiß, ich erwarte Ina Raisdorf also heute schon." —

Mein Mann wartete im Restaurationszimmer auf mich. Er und Amberg begrüßten sich verbindlich und letzterer setzte sich zu uns. Wir aßen immer um diese Zeit. Das Gespräch drehte sich um Isabellas Krankheit.

Max war voller Teilnahme, und Herr von Amberg bemühte sich, seiner tragischen Stimmung durch sehr viel Wein aufzuhelfen. Plötzlich sagte er weinerlich: „Ach, Herr Graf, ausnahmsweise könnten Sie Ihrer Frau Gemahlin das Spielen doch erlauben. Sie würden uns aus der größten Not helfen. Ich bin überzeugt, die Gräfin würde es gleich thun, unter einem anderen Namen vielleicht. Nicht wahr?"

Max wurde beinahe grün im Gesicht. Er stand heftig auf und zog meine Hand durch seinen Arm.

„Die Gräfin Siweden tritt nicht auf — guten Morgen, Herr von Amberg.“

Und ab marschierten wir in der Aufregung am Lift vorbei und die teppichbelegte Treppe hinan, bis wir in unserem Zimmer waren, wo ich ermattet auf einen Sessel sank.

Und dann kam es. Ich mag es nicht aufschreiben, aber ich will. Ich habe niemand auf der Welt, mit dem ich mich aussprechen kann, und mein Herz muß sich Luft machen.

Max zündete sich eine Zigarette an.

„Was dachte sich der Mensch eigentlich? Diese Leute sind wirklich zu unverschämt; es ist höchste Zeit, daß wir abreisen. Hat die Rabenhorst denn gar keine Familie mehr?“

Die Zigarette wollte nicht brennen. Ritsch, ratsch wurde schon wieder Feuer angemacht. Wie erregt er war! Die Streichhölzer flogen in der Stube herum.

„Sie hat eine Schwester in Nürnberg verheiratet. Die kann nicht kommen.“

„Weshalb nicht? Sie kann gewiß ebensogut abkommen wie du. Ich will überhaupt nicht, daß du dich bei dieser Pflege so angreifst — ich bitte dich, laß uns nach Hause reisen.“

„Ich möchte hierbleiben, bis sie außer Gefahr ist,“ antwortete ich und flocht die Fransen der Tischdecke ineinander.

Drei kleine Flechten hatte ich schon fertig.

„Das kann ja noch Wochen dauern.“

„Hoffentlich nicht!“

Vier Flechten.

„Das ist ja nicht wahr, Gitta; du hoffst gerade, recht lange hier zu bleiben.“

Ich antwortete nicht. Ich flocht. Sehr ungeschickt und langsam, denn meine dummen Finger begannen zu zittern.

Er stand irgendwo hinter mir und rauchte.

„Siehst du,“ fuhr er fort, „du möchtest hier bleiben und am Ende möchtest du auch das — was Amberg vorhin sagte!“

Sechs Flechten. Ein halbes Dutzend.

Er ging zum Ofen und warf die Zigarette hinein. Dann setzte er sich mir gegenüber an den Tisch.

„Laß jetzt diese thörichte Handarbeit und antworte mir.“

Ich blickte auf und sah ihn an, ihn, meinen Mann.

Sein Anblick war mir fremd und schwer.

„Was willst du wissen?“ fragte ich.

„Du weißt es. Ich will wissen, ob du jetzt, nachdem wir fast zwei Jahre verheiratet sind, wirklich im stande wärest, noch wieder zu — zu — spielen, aufzutreten, wie der Kerl vorhin vorschlug?“

Die guten Geister verließen mich. Wie weiße Gespenster sah ich sie scharenweise, unaufhaltsam aus der Stube entfliehen. Sie zerrannen wie Nebel, und statt dessen war die Luft erfüllt von bösen Geistern, sie tanzten um mich herum. Ich kannte sie alle — Zorn, Rache, Wut, Mord hießen sie — wer konnte mich noch vor ihnen schützen!

„Max,“ sagte ich, „du weißt ja so gut wie ich, daß mein Auftreten ausgeschlossen ist; wozu quälst du mich mit solchen Fragen!“

„Ich fragte nur, ob du es möchtest, und das, scheint mir, habe ich ein Recht zu wissen.“

Eine Pause entstand.

„Ja,“ sagte ich.

„So!“ antwortete er.

Dann ging er im Zimmer umher, nein, er rannte hin und her, und dann stand er neben mir und packte meine Hand.

„Also wirklich, du möchtest wirklich wieder auf die Bretter! Meine Ansicht, mein Name, alles ist dir gleich, du willst wieder auftreten!“

Er würgte die Worte geradezu hervor.

„Nein. Ich sage ja nur, daß ich möchte, nicht daß ich will.“

„Sieh mich an! Du wirst es thun!“

„Das hängt von dir ab.“

„Gitta, willst du mich höhnen?“

Ich sprang auf.

„Ich will, daß du meine Hand losläßt — so, und nun will ich, daß diese — unnötige Scene vorbei ist. Laß mich — hinaus —“

Er starrte mich an mit seinen glutvollen Augen.

„Laß mich vorbei!“ wiederholte ich, ruhiger werdend.

„Wo willst du hin?“

„Isabella erwartet mich.“

„So! Wenn du die alte Isabella mehr liebst als mich, so —“

„Laß doch jetzt die Liebe aus dem Spiel! Ich habe dem Professor gesagt, ich könnte um drei da sein, und ich will mein Wort halten. Zum Abendessen bin ich wieder hier.“

Er riß die Thür auf.

„Bitte, geh! Ich hindere dich nicht mehr," sagte er mit eisiger Höflichkeit.

Mir wurde ganz kalt und so leer innerlich. Ich stand wie gelähmt.

„Max, bist du das?" fragte ich matt.

„Ja, ich bin's, Gitta, dein Mann, und ich bitte dich — bleibe."

Wo lag das Recht und wo das Unrecht? Da die sterbende Madonna, gegen die ich Kindespflichten hatte, und die ruhiger wurde, sobald ich meine Hand auf ihre heißen Finger legte — hier mein Mann, mein Herr, der mir gebot, zu bleiben um einer Laune willen! Ich kann und kann es nicht anders bezeichnen. Ob sie aus Eifersucht entsprang oder aus Liebe — es war und blieb eine tyrannische Laune.

„Der Professor hat gesagt, daß heute oder morgen eine Krise eintreten wird. Willst du mir erlauben, nur noch so lange hier zu bleiben? Ich bitte dich darum. Dann wollen wir nach Hause reisen."

„Gut," sagte er, „das werden wir dann ja sehen. Geh nur zu ihr, ich kann dich doch nicht halten."

Ich schwieg. Sollte ich nun noch wieder das Gegenteil beteuern?

„Danke, Max," sagte ich leise und ging fort.

Die frische Luft that mir gut. Der Sturm fegte die gelben Blätter über die Straße; sie sausten wehrlos davon.

Wie mir zu Mute war!

So alt bin ich und so gebrochen. Was will das Leben noch von mir? Wozu bin ich noch da? Doch nur, um alle unglücklich zu machen!

O, wenn der Sturm mich mitnähme auf seinen großen Flügeln, weit, weit — und fort von dieser vergifteten Erde, wo das Leben nur aus Sünde und Irrtum besteht und alles gebunden und gefesselt ist! Ketten, Ketten überall! Mir war's, als hörte ich sie bei jedem Schritt hinter mir drein rasseln und klirren.

„Der Herr Professor ist schon seit einer halben Stunde da, es ist sehr schlimm," empfing mich Madonnas Mädchen.

Ja, es war schlimm. Sie wird sterben, und natürlich, Max wird sich freuen. Ja, natürlich!

Leise, leise betrat ich das Krankenzimmer. Jedes Krankenzimmer ist geheiligt durch die Gegenwart Gottes, der uns dort so nahe ist; es ist, als sähen wir seine Hand, die sich nach der ringenden Seele ausstreckt. „Komm, ich rufe dich, du bist mein!" Wann wird Er kommen und meine Seele lösen?

Madonna lag in hitzigen Fieberphantasien. Ich nahm meinen

Platz ein, und wir hatten schwere, angstvolle Stunden. Wir konnten sie kaum ruhig in ihrem Bett halten.

Einmal schlug sie die Augen auf und erkannte mich.

„Gitta, Gitta!“ stöhnte sie angstvoll.

Ich beugte mich dicht über sie.

„Es wird schon besser, Madonna. Du mußt nur ganz ruhig sein und jetzt dies schlucken. Willst du? Thue es mir zuliebe.“

Sie sah mich an wie ein Kind. Dann nahm sie die Medizin. Die letzten Male hatte sie dem Professor den Löffel mit dem Inhalt aus der Hand geschlagen. Er warf mir einen dankbaren Blick zu, und wir saßen und warteten wieder.

Sie wurde ruhiger.

Sie schien zu schlafen.

Es war sehr still im Zimmer. Nur ihre tiefen, pfeifenden Atemzüge waren zu hören — aber sie schlief.

Das war der erste Hoffnungsstrahl. Ich saß und hielt ihre Hand. Die alte Sarah kam auf den Zehenspitzen hereingeschlichen.

„Fräulein Raisdorf ist da,“ flüsterte sie mir zu.

„Wer ist das?“ gab ich ebenso zurück.

„Die Schauspielerin.“

Ach — die hatte ich ganz vergessen.

„Muß warten, Sarah.“

Der Professor sah mich an.

„Sie können jetzt ruhig einen Augenblick pausieren, es wird Ihnen ganz gut thun. Ich kann noch eine kleine Stunde bei unserer Freundin hier bleiben. Sie schläft jetzt ganz fest, und ich rufe Sie, sobald Sie nötig sind. Schöpfen Sie nur Luft und lenken Sie Ihre Gedanken ab —“

Ich schüttelte mit dem Kopf und blieb sitzen. Dann aber fiel mir ein, daß ja Inas ganze Zukunft von ihrem Auftreten abhinge, und so schlich ich mich leise hinaus. Ina Raisdorf stürzte mir entgegen.

„O — Fräulein von Vorleben,“ sagte sie in ihrer Aufregung, „glauben Sie wirklich, daß ich es kann?“

„Bst, nicht so laut!“

Ich nahm ihre Hand und ging mit ihr in die Eßstube hinunter.

„Ich glaube, daß Sie es können, wenn Sie es sich ernstlich vornehmen. Wir wollen einmal Ihre Rolle studieren. Haben Sie alles mit? Gut. So, nun konzentrieren Sie sich absolut auf den Gedanken, daß Sie diese unglückliche, verlassene Sappho sind, die um ihr Lebensglück kämpft wie eine Verzweifelte. Nun fangen Sie nur an.“

Sie sprach schön, wirklich gut. Die große Aufregung verlieh ihrem Spiel mehr Natürlichkeit. Sie ließ sich liebenswürdig unterbrechen und befolgte meine Ratschläge genau.

„Nicht so viel Pathos, nicht so viel Manier! So, das ist besser. Das Einfache ergreift am tiefsten. Und dann schminken Sie sich nicht so fürchterlich. Das soll wirken, aber jeden ernsthaften Zuschauer ekelt es an. Und nun weiter.“

Wir kamen gut vorwärts. Mein Interesse für sie und diese Sache wuchs von Minute zu Minute.

Oben war alles still.

Die Hausthür ging. Gleich darauf klopfte es bei uns an.

Tom Voigt trat herein. Er strahlte, als er mich sah.

„O, Fräulein Ina,“ sagte er liebenswürdig, „nun wird's aber werden, was?“

Inas Augen glänzten.

„Wie geht's Frau Rabenhorst?“ fragte Voigt. „Besser? Gott sei Dank. Ja, das sind tolle Zustände hier. Uebrigens, Fräulein Raisdorf, ich kam, um Sie abzuholen. Ich war bei Ihrer Mutter und —“

„O Gott! Ist etwas geschehen?“

„Nichts Schlimmes, bewahre! Sie hat sich die Hand verstaucht und wäre froh, wenn Sie bald kommen könnten. Das ist alles.“

„O,“ jammerte Ina, „meine arme Mutter! Nun ist sie arbeitsunfähig, und in dieser Aufregung kann ich nicht spielen — wir sind ruiniert.“

Ich faßte sie bei den Schultern. Wie diese Menschen doch immer sind!

„Ina, fassen Sie sich! Jetzt gerade müssen Sie spielen, arbeiten bis aufs Blut. Und wenn Ihre Mutter krank und elend daliegt, dann gehen Sie gerade mit doppeltem Eifer in den Kampf und machen Ihre Sache brillant. Denken Sie an den Erfolg, an die Gehaltserhöhung nach dem Sieg, und daß Sie Ihrer Mutter dadurch ein sorgenfreies Alter verschaffen. Es ging eben so gut; sagen Sie dies gleich noch einmal!“

Ina begann.

Voigt hatte sich an den Tisch gesetzt.

Jetzt fiel er in der Rolle des „Phaon“ ein. Ich las für die anderen, und es gelang mir, Ina wieder fest zu machen.

Wieder ging die Hausthür.

Diesmal kam Sarah herein und wandte sich direkt an mich.

„Der Herr Graf ist dagewesen, um Frau Gräfin abzuholen. Ich sagte, die Herrschaften wären noch beim Proben, und er sagte, er wollte nicht stören, und ging wieder weg.“

Ich verlor einen Augenblick die Fassung.

„Danke, Sarah,“ sagte ich. „Mein Mann wird gedacht haben, die Probe wäre schon zu Ende.“

„Ja, sie muß auch zu Ende sein,“ fiel Ina ängstlich ein. „Meine Mutter —“

„Ich werde Sie nach Haus bringen, Fräulein Ina. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Gräfin!“

„Adieu, Herr Voigt,“ sagte ich mechanisch.

Ina küßte mir stürmisch die Hände und sagte allerlei von ewigem Dank, und sie käme morgen um dieselbe Zeit wieder.

„Um dieselbe Zeit,“ nickte ich mit einer Miene, die freundlich sein sollte. Dann war ich allein. Ich ging zu Madonna.

Sie schlief.

Der Professor ging fort. Um sieben Uhr trat die Nachtwache an, Frau Dudeling, mit weißer Schürze, weißer Haube und wichtigem Gesicht. Sie fuhr auf Filzsohlen unhörbar im Zimmer herum und ordnete und wischte und huschte hin und her wie ein Wiesel.

Ich küßte leise Madonnas Hand und dann machte ich mich auf, um nach Hause zu gehen.

Wie kalt es war! Mich fror so, daß meine Glieder flogen. Der Weg war recht weit bis zum „König von Preußen“. Aber dann stand ich plötzlich vor dem großen, mit grünen Pflanzen geschmückten Entree. Ein Geruch von Essen kam mir entgegen. Der Portier fragte nach Befehlen, die Kellner dienerten, und ich schritt die Treppe hinauf. Ein Kellner huschte voran, seine Frackschöße flogen wie zwei Krähen vor mir her. War es nur *eine* Treppe? Ja, eine Treppe.

Und da die Thür Nr. 10.

Mit tiefer Verbeugung ließ der Herr Oberkellner mich eintreten.

Mein Mann war nicht da.

Aber kaum stand ich am Fenster und sah auf die menschengefüllte Straße hinunter, da kam er herein.

Er sagte gar nichts.

Ich wandte mich um.

Er hatte eine Schreibmappe vor sich auf den Tisch gelegt und setzte sich nun hin, um zu schreiben.

Gerade vor meinen sechs kleinen Flechten von vorhin.

Ich war so unglücklich, so unsagbar traurig. Wie es kam, weiß ich nicht, aber ich kniete neben ihn und umschlang ihn mit meinen Armen.

„Max, Max!"

Er machte meine Arme los.

„Laß die Komödie," sagte er, „du bist und bleibst eben Schauspielerin durch und durch."

Ich fuhr in die Höhe, als hätte man mich mit einer Peitsche ins Gesicht geschlagen.

„Schweig!" schrie ich.

Er erhob sich auch.

„Ich nenne das vorzügliches Schauspiel," antwortete er eisig, „daß man seinem Manne einbildet, man könnte nicht mit ihm reisen, weil man eine Sterbende pflegen muß, und dann besteht diese Pflege darin, daß man sich im Sterbehause ein Rendezvous mit anderen Schauspielern giebt und sich nicht schämt, Theater zu spielen, wo der Tod über dem Hause liegt. Und ich habe dir geglaubt!"

„Max, du hast recht, mir zu mißtrauen, aber laß dir erzählen —"

„Ich will nichts wissen. Diese eine Erfahrung genügt vollkommen."

„O, du wirst, du mußt mich hören! Ich habe nichts Unrechtes gethan, ich —"

„Nicht unrecht," schrie er nun auch, „nicht unrecht, seinen Mann zu hintergehen, zu betrügen?"

„Hör auf, das ist zu viel!"

„Jawohl, zu viel, du bringst mich auch zur Verzweiflung! War die Probe vielleicht zufällig?"

„Zufällig? Ich hatte Ina erlaubt —"

„Siehst du, abgemachte Sache! Warum sagst du denn, du gehest zur Pflege, wenn du spielen willst? Du willst wohl auch auftreten für Isabella — ich durchschaue euch alle! Spiel meinetwegen, spiel! Wenn deine ganze Heirat Schauspiel war, so kannst du ja auch Schauspielerin bleiben."

Eine minutenlange, totenähnliche Stille entstand.

Dann trat ich vor ihn hin, mit geballten Händen, glaube ich.

„Das will ich auch," stieß ich zwischen den Zähnen hervor. Dann ging ich in unser Schlafzimmer nebenan und verriegelte die Thür.

* * *

Das war alles vor acht Tagen. Oder ist es länger her? Ich weiß es nicht. Es könnten ebensogut Jahre sein wie Tage. Ich habe

die Zeitrechnung verloren. Ich will mich besinnen und es alles aufschreiben. Das ist meine letzte Rettung, sonst verliere ich den Verstand.

Max ist fort!

Er wird wiederkommen. Gewiß, er muß ja wiederkommen.

Nach unserer Scene damals ist er fortgegangen. Meine Thür war ja auch zugeschlossen.

Am anderen Morgen frühstückte ich allein. Dann wartete ich.

Er wird wohl gleich kommen, dachte ich immer. Wir haben uns nun beide beruhigt nach der furchtbaren Scene gestern, und wir müssen nun noch einmal in Ruhe sprechen.

Ach Gott, konnte das noch helfen? Ich wagte nicht, darüber nachzudenken, aber ich hatte ihm doch noch so viel zu sagen.

War es wirklich aus zwischen uns? Vorbei für immer?

War ich nicht seine Frau?

Ja, und er sollte und konnte mich doch nicht im Stiche lassen.

Ich wollte mich demütigen. Alles wollte ich ihm abbitten, wenn er nur bald käme. Ich getraute mich nicht, zu Madonna zu gehen. Er hätte ja währenddessen kommen können. Wo er wohl hingegangen war?

Den Portier mochte ich auch nicht fragen.

Es war Mittagszeit. Da kam ein rasches Klopfen an meiner Thür.

„Herein!" bat ich.

Der Kellner präsentierte mir einen Brief auf einem Tablette.

„Danke, es ist gut." —

Ich war wieder allein.

Nicht ganz allein, denn in der Hand da hielt ich das weiße, viereckige, leichte Ding, das ein Brief von meinem Mann war. — Wenn man so ein Stückchen beschriebenes Papier in der Hand hält — uneröffnet bedeutet es gar nichts, aber einmal erbrochen und gelesen kann es ein ganzes Leben vernichten oder retten. Ich war so angegriffen von dem langen Morgen, von dem Kummer, dem Wachen und Warten, daß ich mich setzen mußte. Ein Schleier legte sich vor meine Augen. Endlich erholte ich mich so weit, daß ich den Brief öffnete.

Ehe ich las, sah ich mit einem Blick, daß es nur zwei Zeilen waren.

„Ich reise um 4,50 nach Freiburg zurück. Entscheide dich bis dahin, ob du mit mir kommen willst oder ob alles aus ist zwischen uns. Ich komme um 3 Uhr ins Hotel zurück. M. S."

Das war alles.

Ich kämpfte einen langen, furchtbaren Kampf. Gut konnte es

doch nicht wieder zwischen uns werden. Vielleicht eine Zeitlang. Und dann fing das Elend wieder an.

War es nicht tapferer, offener, wenn ich jetzt schrieb: „Es ist aus zwischen uns, ich bleibe hier"? Oder versteckte sich dahinter nur meine Selbstsucht, mein aufs tiefste beleidigtes Ich, das nun mehr denn je nach Freiheit und großen Thaten dürstete? Wo war der gerade Weg?

Wenn Madonna außer Gefahr war, so war meine Pflicht — bei ihm. Solange er mich nicht ließ, mußte ich ihm folgen in Not und Glück, in Schmach und Gram bis in den Tod.

So sei es denn!

Das war mein letzter Beschluß. Die Stunden vergingen. Ein Bote, den ich zu Isabella geschickt, kam und kam nicht zurück. — Ich saß und sann. Er, er, der mich herausgerissen hatte aus meiner Sphäre, er wagte es, mir jetzt die Freiheit anzubieten! Er knüpfte unser beider Lebensentscheidung an eine elende Bedingung!

Kein Beruf, keine Not zwang ihn nach Freiburg zurück. Und hier saß ich, und der Glutstrom tobte, stürzte durch meine Adern; das so mühsam eingedämmte Feuer schoß und züngelte an allen Ecken und Enden hervor, und ich wollte wieder den schweren Stein darauf legen und sagen: Halt, nicht weiter! Was vermochte mich dazu? Nur die Pflicht? Nein, da war in mir noch eine andere Fessel, ein großes Rätsel. Die Liebe zu meinem Mann. —

Ich saß und hielt seinen Brief in der Hand. Unten fuhr ein Wagen vor.

Kam er?

Nein. Aber wieder ein rasches, dringendes Klopfen. Und wieder erschien der Kellner mit einem Brief. Ich riß ihn auf.

„Plötzlicher Rückfall. Blutsturz. Ende nahe bevorstehend. Sie verlangt nach Ihnen. Kommen Sie sofort. Hallerdinger."

Madonna starb.

Ich sah nach der Uhr. Halb drei.

Ich mußte hin.

Max war ja doch ein vernünftiger Mensch. Im Angesicht des Todes wurden unsere Zwistigkeiten zu nichts.

Ich konnte nicht auf ihn warten. Stehenden Fußes schrieb ich auf einen Zettel:

„Isabella sterbend. Kann über meine Abreise nichts entscheiden. G."

Dann stürzte ich hinunter, bestieg eine Droschke und fuhr ab.

Sie lebte noch, als ich kam. In kurzen, leisen Stößen ging ihr Atem.

„Es kann noch einige Stunden dauern,“ sagte mir der Professor.

Sie war ohne Besinnung.

So saßen wir uns wieder an ihrem Bette gegenüber. „Kommt es nun?“ dachte ich immer. „Nun?“

Um halb fünf schickte ich einen Gruß an Max und beschrieb ihm den Zustand. Aber ich war so elend, ich konnte kaum die richtigen Worte finden. Ich ging wieder zu Madonna und kniete an ihrem Bette. Mit weißem Gesicht, ganz unbeweglich lag sie da. Um sieben war es noch ebenso und um acht. Und dann fand ich mich plötzlich im anderen Zimmer auf der Erde liegend wieder, und Professor Hallerdinger kniete neben mir und sagte:

„Das geht nicht an, Sie sind ja selbst krank. Wollen Sie hier zu Bette gehen oder nach Hause fahren? Ich glaube jetzt bestimmt, daß sie die Nacht in diesem Zustand überleben wird. Sie können ihr jetzt gar nichts helfen. Ich schicke Ihnen einen Wagen, wenn es hier anders wird. Ich bleibe die Nacht hier.“

„Wenn sie stirbt —“

„Der Puls ist kräftiger und tiefste Ruhe die einzige Rettung. Fahren Sie nur erst einmal auf ein paar Stunden nach Hause, liebes Kind. Aufbleiben können Sie doch nicht.“

Ich war so schwach; ich folgte willenlos. Selbst der Gedanke an das Wiedersehen mit Max rüttelte mich nicht auf.

„Nur schlafen, schlafen,“ dachte ich.

Es kam anders.

Da stand ich mit der Hand am Treppengeländer und vor mir der Portier. Er hielt einen Brief in der Hand.

Ich sah an der unsicher geschriebenen Adresse, daß es mein Gruß an Max war, den ich um halb fünf bei Isabella geschrieben hatte.

„Der Herr Graf ist mit dem Zuge 4 Uhr 50 abgereist, Frau Gräfin. Wir wußten nicht, wohin wir diesen Brief nachschicken sollten.“

„Abgereist!“ wiederholte ich wie im Traum.

„Jawohl. Der Herr Graf kam um drei Uhr und fuhr etwas nach vier zur Bahn. Frau Gräfin bleiben wohl hier wegen der Frau Rabenhorst. Geht es sehr schlecht?“

„Sie liegt im Sterben — halten Sie mich — die Pflege —“

„Ach, Frau Gräfin sind ja auch ganz krank. Wenn das der Herr Graf gewußt hätte! Befehlen Frau Gräfin, daß wir eine Depesche besorgen?“ So redend, führte er mich hinauf.

„Lassen Sie nur; Sie sind sehr freundlich. Mein Mann mußte

nach Hause. Ich denke, in einigen Tagen bin ich auch so weit, daß ich — danke für alles. Gute Nacht, Reiners."

Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen.

Abgereist!

„Abgereist!" Wie eine Blödsinnige konnte ich nur dies eine Wort denken und sprechen. Ich stand auf, kroch ins Schlafzimmer und fiel aufs Bett, als hätte jemand mich dahin geworfen.

Ich lag in dumpfer Betäubung, unfähig, mich zu rühren, unfähig zu denken, vollständig gebrochen.

Wie lange ich so lag, weiß ich nicht. Ich muß wohl eingeschlafen sein; denn plötzlich wachte ich mit einem Angstschrei auf.

Es war dunkel. Hastig zündete ich ein Licht an und sah mich verwirrt um. Warum war ich allein?

„Der Herr Graf ist mit dem Zug 4 Uhr 50 abgereist."

Ich fuhr kerzengerade in die Höhe, ich schlug die Hände vor das Gesicht, ich stöhnte laut, ich glaube, ich raufte mir die Haare, und dann fing ich an, hin und her zu gehen. Ich konnte keine Sekunde mehr still sitzen, hin und her, von einer Stube in die andere, wieder zurück aufs Bett und wieder aufgesprungen und herumgerannt. Abgereist! Ich hatte die Bedingung nicht erfüllt, und so war er abgereist, und so war alles aus zwischen uns. An Isabellas Sterben hatte er nicht geglaubt. Es war alles, alles aus.

Bei dem Stuhl am Fenster fiel ich hin und schluchzte und wimmerte. Endlich legte sich der Sturm und dann kam die Ruhe. Wie die große Ruhe des Todes. Der graue Morgenschein brach durchs Fenster. Ich hüllte mich in mein Plaid, denn mich fror.

Ich setzte mich ans Fenster, ganz still und ruhig, und sah die Sonne aufgehen über der großen Stadt. Sie scheint über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte; für mich ist sie erloschen. Ich saß und wollte überlegen, aber wie im Wirbeltanz durchkreuzten die Gedanken meinen Kopf. Da, wo ich saß, schlief ich ein. Als ich aufwachte, war die Sonne ganz aufgegangen, die goldene Sonne.

Im Laufe des Tages packte ich meine Sachen und siedelte in Isabellas Haus über.

Seit vielen Tagen schwebt sie zwischen Leben und Tod.

Max ist nicht wiedergekommen.

(Schluß folgt.)





Einiges von John Ruskin.*)

Einen Edelmann an Geist und Herz wie diesen John Ruskin brauchten wir im neuen Jahrhundert auch in Deutschland. Und wenn mich nicht alles trügt, so wird dieser Geist eines stolzen Idealismus, einer veredelten und verinnerlichten Persönlichkeit, in der sich Ethik und Aesthetik so harmonisch gegenseitig durchdringen, auch bei uns nunmehr Gemeinden finden und weiter und weiter Wellen schlagen, bis der Volks- und Zeitgeist entscheidend beeinflußt ist.

Für eine Zeitschrift, wie sie sich in unserem „Türmer“ mitten in den zerflatternden Zeitgeist stellt, ausgehend von Kräften des Gemüts, wäre ein Mann wie Ruskin im ganzen ein geradezu vorbildlicher „Mitarbeiter“. Ich will natürlich nicht sagen, daß wir alle in jeder Einzelmeinung jederzeit mit ihm übereinstimmen würden, durchaus nicht. Aber darauf kommt es im Menschen- und Geistesleben mit seinen buntartigen Verästelungen auch gar nicht an. Das Wesentliche liegt immer jenseits des eigentlich Wägbaren; das Wesentliche bei einem Einfluß auf den Zeitgeist sind zunächst die Imponderabilien, sind die Mächte des Gemütes und des Willens, sind die Glaubens- und Ueberzeugungs-Gluten, die sich wie beeinflussende Strahlen auf die Mitmenschheit richten, ihre Sicherheit erschüttern und sie in die Sehweise des Sprechenden hineinzwingen. Es ist wie ein Fluidum, das von einer ungewöhnlichen Persönlichkeit ausströmt, wie eine Elektrizität, von der wir umknistert werden. Man hebt z. B. bei Goethes Persönlichkeit so gern hervor, wie vieles in seiner Lyrik und überhaupt im Erdenwallen dieses Lebenskünstlers „zwischen den Zeilen“ liegt und unausgesprochen, ja unaussprechbar in uns fortschwingt. Ebendies gilt von jedem wahrhaft geistesmächtigen und wahrhaft sprachmächtigen Edelmenschen. Und so einer ist der englische Schriftsteller und nationale Erzieher John Ruskin.

Es sind schon vor einigen Jahren bei Ed. Heitz in Straßburg verschiedene Bändchen Ruskin in Auswahl und Aphorismen erschienen; ebendort hat jetzt Sam. Saenger eine Biographie Ruskins veröffentlicht. (Auch der „Türmer“ hat s. Z. im II. Jahrg., Bd. I, S. 526, auf Ruskin hingewiesen.) Aber eine eigentliche Gesamtübersetzung der Hauptwerke beginnt jetzt erst bei Eug. Diederichs zu er-

---

*) John Ruskin, Ausgewählte Werke, in vollständiger Uebersetzung. Band I: Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schölermann. 6 Mk., geb. 7 Mk. — Band II: Sesam und Lilien. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. 3 Mk., geb. 4 Mk. — Band III: Der Kranz von Olivenzweigen. Aus dem Englischen von Anna Henschke. 3 Mk., geb. 4 Mk. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, 1901.

scheinen. Von den drei bisher vorliegenden Bänden soll zunächst auf den mittleren hingewiesen werden, weil gerade dieser Band für den Grund-Akkord in Ruskin mannigfach bezeichnend ist.

Inwiefern bezeichnend? Der Nationalökonom, der Kunst-Schriftsteller, Befürworter des Präraffaelismus und der Gotik u. s. w. kommt hier in eigentlichen Einzelheiten und fachmännisch nur wenig zu Worte. Und insofern genügt ein solch einzelner Band nicht ganz zur Kenntnis einer so breit angelegten und doch so leicht auf eine Formel zu bringenden Persönlichkeit. Aber was hier stark und schön zu Tage tritt, das ist Ruskins warm erfaßtes und mit eindringlicher Kraft gepredigtes Ideal wahrer Bildung. Darin ist er eine Fortsetzung des etwas herben, aber wuchtigeren Idealisten und philosophischen Historikers Carlyle und des freudigen Amerikaners Emerson.

Es sind drei lebendige Vorträge, ziemlich umständlich eingeleitet von einem langen Vorwort. Die Vorträge versah Ruskin mit seinen poetischen, verschleiernden Etiketten (wie schon der ganze Buchtitel). „Von den Schatzhäusern des Königs“ handelt der erste. Schatzhäuser aber nennt er — gute Bücher von wahrem, erzieherischem Wert. Ausgehend von der allgemeinen Sucht und Sorge unserer Zeit, möglichst rasch „vorwärts zu kommen im Leben“, in möglichst hohe und gute Gesellschaft emporzudringen, durchgeistigt Ruskin diese Frage und legt dar, was denn eigentlich das wahre Vorwärtskommen, was die wahre gute Gesellschaft sei. Gute Bücher — und zwar gute für alle Zeiten, nicht die Masse heutiger Journalisten- und Plauderbücher für eine flüchtige Stunde — sie sind rechte Lehrer zum Vorwärtskommen: sie sind wie eine Gesellschaft von Königen und Königinnen, sind eine reine Gesellschaft vornehmer Toten, sind eine weltengroße Gesellschaft der wahrhaft Auserwählten und Mächtigen dieser Erde. Ruskin erteilt nun allgemein Ratschläge, wie man lesen, wie man durch Lesen geistig wachsen soll; die Stelle freilich aus Milton, die er dabei deutet und kommentiert, läßt uns Deutsche ziemlich kalt, liegt uns wenigstens fern. Bald aber eilt sein Vortrag wieder in schönste menschliche Wärme hinein und steigt zu voller Höhe empor, indem er nun von der so notwendigen Entwicklung unseres Gefühlslebens, im Gegensatz zum Gehirnleben, spricht und dabei dies allmenschliche Thema mit germanischem Individualismus und englischer Färbung schwungvoll behandelt. „Die Feinheit und Fülle des Gefühls geht über den Verstand hinaus“ — „wir rufen jener großen Versammlung der Toten nicht nur, um von ihnen zu erfahren, was wahr ist, sondern hauptsächlich, um mit ihnen zu empfinden, was recht ist“ — — Solches Empfinden will aber erst erreicht sein „durch geschulte und geprüfte Hingebung“, die durchaus nicht so mühelos ist. Und nun spricht Ruskin über Kleinlichkeit, Selbstsucht, Unrechtmäßigkeit eines unrichtig geleiteten Gefühls und benützt die Gelegenheit, seinen Engländern (bloß den Engländern?) einige Worte voll Wucht und Weh ins Gewissen zu rufen. „Eine große Nation verschwendet beispielsweise nicht ihren ganzen nationalen Geist daran, monatelang die Zeugenaussagen wegen eines einzigen Mordes, den ein einzelner Schurke begangen hat, abzuwägen, und sieht jahrelang zu, wie ihre eigenen Kinder sich gegenseitig zu Tausenden oder Zehntausenden täglich umbringen, und denkt dabei nur, welchen Einfluß es auf den Baumwollenpreis hervorbringen wird. Ebensowenig schickt eine große Nation ihre armen kleinen Jungen ins Gefängnis, weil sie Wallnüsse gestohlen haben, und erlaubt ihren Bankrottmachern Hunderte und

Tausende mit einer höflichen Verbeugung zu stehlen . . . und läßt große Ländereien von Menschen ankaufen, die sich dadurch Geld erworben haben, daß sie mit bewaffneten Schiffen in den chinesischen Gewässern umherfuhren und mit geladenen Kanonen Opium verkauften, wobei sie zum Besten der fremden Nation die gewöhnliche Räuberaufforderung ‚Euer Geld oder Euer Leben' umwandelten in ‚Euer Geld und Euer Leben'" u. s. w.

Ja, der Redner unterbricht sich einmal bei diesem zornigen Kapitel und meint: „Meine Freunde, ich weiß eigentlich nicht, warum irgend jemand bei uns von Büchern zu reden braucht. Wir bedürfen einer schärferen Zucht als der des Lesens . . . Kein Volk ist im stande, zu lesen, wenn sein Geist sich in solchem Zustande befindet. Es ist, streng genommen, in diesem Augenblick einfach unmöglich für das englische Publikum, ein gedankenvolles Werk zu verstehen, — so unfähig des Denkens ist es in seinem wahnsinnigen Geiz geworden . . . Keine Nation kann Bestand haben, die sich zu einem gelderwerbenden Pöbel gemacht hat . . . Was machen wir uns als Nation aus Büchern? Wieviel glauben Sie wohl, daß wir alle zusammen auf unsere öffentlichen oder Privatbibliotheken verwenden, im Vergleich zu dem, was wir für unsere Pferde ausgeben? . . . Wir nennen uns eine reiche Nation und sind schmutzig und thöricht genug, unsere Bücher aus Leihbibliotheken zu entnehmen" . . . Und immer mehr wächst Ruskins Vortrag zu einer Bußpredigt an wider die ganze „falsche Thätigkeit des Geldmachens", in der ja die manchesterliche Insel, auf der sich so wie so der Egoismus politisch und menschlich entfalten konnte, wohl am meisten von unserem wahrlich nicht an überflüssigem Idealismus leidenden Europa befangen ist. Hier ist Ruskin prächtig in seinem Element; bleibt aber immer Engländer. Und man wünschte wohl zu den Anspielungen eine gelegentliche Anmerkung. Und dann erst geht er dazu über, positiv darzulegen, was er unter wahrer Bildung, wahrem „Vorwärtskommen im Leben" versteht; nämlich: „Großen Herzens und großen Geistes — großherzig — dies zu sein bedeutet in der That, groß im Leben dazustehen; und dies in zunehmender Weise zu werden, ist in der That ein Vorwärtskommen im Leben", — im Leben selbst und nicht in seinen Aeußerlichkeiten! Er will, alles in allem, „mehr persönliche Seele". Darin liegt der Kernpunkt alles dessen, was man als John Ruskins Lebenswerk bezeichnen könnte. Hab' ich nicht recht, wenn ich einen deutschen Ruskin als den besten Mitarbeiter unseres „Türmers" im voraus begrüße?

Der zweite Vortrag wird den neu zu Ruskin tretenden Leser noch mehr ansprechen — immer abgesehen von der englischen Färbung. Er handelt „von den Gärten der Königin"; er ist das mildere Seitenstück zur männlich-rauhen ersten Rede und plaudert von der wahren Erziehung der Frau, vom Frauentum und seinen herrlichen Pflichten überhaupt. Und wenn wir wieder von einigen Stellen absehen (z. B. daß Shakespeare nur Heldinnen, keine Helden gestaltet habe, eine anzweifelbare, jedenfalls schief formulierte Behauptung, denn die tiefere Art des Shakespeareschen Schauens fühlt der Pathetiker Ruskin unseres Erachtens nicht genügend nach; überhaupt: auch Carlyle und Emerson haben just nicht das Tiefste über Shakespeare geschrieben!) — wenn wir, sag ich, von diesen und anderen subjektiven oder englischen Stellen absehen: wie warm, wie ritterlich, wie vornehm schaut Ruskin in das Edle und Köstliche, das uns Menschen in schön entwickelter Frauenart geschenkt ist! Ruskin ist ein ausdrücklicher Feind

greller Emanzipation, wie sie ja jetzt zu sehr gang und gäbe ist, aber wie viel tiefer faßt er die Aufgaben der Mädchen-Erziehung, die stille königliche Macht eines reinen Frauengemüts, den Einfluß einer wahren Herrin des Hauses! Hier wird Ruskin geradezu Dichter. „Wohin ein echtes Weib auch kommen mag, wird dies Heim sie immer umgeben. Sie mag nur die Sterne über ihrem Haupte haben, und der Glühwurm im taufeuchten Grase mag die einzige Leuchte ihrer Füße sein: dennoch ist Heim, wo sie sich immer befindet. Und für eine edle Frau dehnt es sich weit um sie herum aus, schöner als wenn es mit Cedernholz getäfelt oder mit Scharlach ausgemalt wäre, und es läßt sein mildes Licht weit hinausleuchten für die, welche sonst heimatlos wären." Ruskin spricht von der großen Mission, die gerade heute die Gemütskraft der Frau, der echten, hehren Frau ausüben könnte. „Die Macht zu heilen, zu erlösen, zu leiten und zu behüten" — ja, das ist wahre, innige, mild-starke Macht der Frau. „Königinnen müßt ihr sein, müßt in vielen Herzen thronen, Königinnen für Geliebten, Gatten und Söhne, Königinnen von geheimnisvoller Macht für die übrige Welt, die sich beugt und immer beugen wird vor der Myrthenkrone und dem unbefleckten Zauber der Weiblichkeit." Möchte doch solche Achtung vor der Frau, solche Stellung der Frau wiederkehren! Aber ach: auch unsere Frauenwelt hat heute nicht die nötige Strahlenkraft einer reich entwickelten Elektrizität des Innenlebens, auch sie durchbrechen und bezwingen nicht die Aetherschwingungen unseres vernüchternden Zeitgeistes! Auch die Frauen leiden unter Zersetzung und Vernüchterung, ja, treten teilweise gerade hinein in Wettbewerb mit den hastenden Männern und vernichten so selber ihre beste Eigenart und Eigenkraft: die Kräfte mild-innigen Gemütes!

Ich sehe, daß ich zu breit geworden bin. Ich beschränke mich also darauf, den Titel des dritten Vortrags, „Von den Rätseln des Lebens", nur zu erwähnen, und gehe mit ein paar Worten auf den dritten Band ein. Eigentlich ist dieser Band mit seinen vier Vorträgen — (der „Krieg" und „Englands Zukunft" bieten weniger, enthalten aber wieder prächtige Schlaglichter) — der verhältnismäßig knappeste und am leichtesten verständliche; und ich möchte dem Ruskin-Neuling wohl empfehlen, mit diesem Buche den Anfang zu machen. Besonders das heut so zeitgemäße Kapitel „Arbeit" (es fehlt übrigens die Notiz, wann der Vortrag gehalten wurde) wird viele Leser überraschen und ansprechen. Die Art, wie der Redner zwischen falscher und wahrer Arbeit unterscheidet, wie er dem „englischen Sport des Geldmachens", dem „englischen Spiel mit Rechenpfennigen" zu Leibe geht, wie er über das „Herrenspiel der Jagd" und über das „Damenspiel der Toilette" als über falsche, unnützliche, schädliche Arbeit spricht, das alles ist so wirksam und oft in so anschaulichen Bildern und packenden Antithesen vorgetragen, daß es klingt, als wäre es zu uns allen gesprochen. Auch ist Ruskin hier — und schon in der Vorrede — weniger weitschweifig. Und wie dieser schöne Vortrag den Nationalökonomen Ruskin bereits in seinen gesamten Grundlinien zu kennzeichnen geeignet ist, so ist im zweiten Vortrag, „Handel", Ruskins Stellung zur Architektur in nuce enthalten. Dieser Vortrag erregt mehrfach unser ironisches Wohlbehagen. Die Kaufleute von Bradford hatten nämlich den weitbekannten Schriftsteller eigens kommen lassen, um von ihm eine gediegene Rede und interessante architektonische Ratschläge über die neu zu erbauende — Börse zu hören. Ruskin benutzt mit einer Ironie sondergleichen

und einem gentlemanhaft-unbekümmerten Freimut diese treffliche Gelegenheit, den erstaunten Zuhörern durch Dick und Dünn die Leviten zu lesen, ob des Unwürdigen ihres Geschäfts-Treibens. „Meine lieben Yorkshire-Freunde, ihr habt mich hierhergerufen, damit ich von dem Börsenbau zu euch reden soll, den ihr plant. Aber verzeiht mir, ... ich kann nicht zweckdienlich von etwas reden, das für mich keine Bedeutung hat, und ebenso offen als bekümmert muß ich euch gleich zu Anfang sagen, daß mir an dieser eurer Börse nichts gelegen ist. Ich bin euch wohl genannt worden," meint der kühl-überlegene Engländer, „als ein respektabler Modewarenhändler männlichen Geschlechtes, ihr laßt mich nun rufen, damit ich euch die Tagesmode angebe und melde, was augenblicklich in unseren Läden der neueste und reizendste Artikel in Türmchen ist." Oh, da waren sie freilich an den Falschen geraten! Und der Ruskin-Kenner lacht schon hellauf nach dieser vielversprechenden Einleitung. Denn wie für Ruskin die wahre Kunst ein Ausfluß des Gesamtcharakters, ein Ausfluß „höchster Sittlichkeit" ist, so ist ihm auch „alle gute Architektur der Ausdruck nationalen Lebens und Charakters und entspricht einem stark ausgeprägten nationalen Geschmack, einem heißen Sehnen nach Schönheit" — „den Geschmack bilden, heißt den Charakter bilden" — „gute Architektur ist das Werk guter und gläubiger Menschen" — „gute Architektur ist ihrem eigentlichen Wesen nach religiös" — kurz, immer wieder die Zurückführung der Lebens-Ausstrahlungen auf den Lebens-Lichtquell: das ist auch hier Ruskins klarer und einfach-großer Gesichtspunkt. Und nun die Börse? „Dekoriert den Fries mit herabhängenden Geldbeuteln!" meint er, grob und kühn genug.

Damit breche ich diesen Hinweis auf Ruskin ab. Denn in diesen letzten Sätzen liegt auch genügend angedeutet, von welchem Standort Ruskin an die Architektur (Band 1) herantritt. Dieses künstlerische Gebiet wird aber erst später einmal, nach Erscheinen der „stones of Venice" und „modern painters", gesondert zu betrachten sein.

Fritz Lienhard.



Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten. Von Cornelius Gurlitt. 2. Auflage (4.—6. Tausend). Berlin 1900, Georg Bondi. Preis Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

Eine der bedeutendsten historischen Zusammenfassungen, die der rückschauende Blick an der Jahrhundertwende gezeitigt hat, ist Gurlitts Kunstgeschichte, die verdientermaßen bereits in zweiter Auflage vorliegt. Das ist kein vom Buchhändler inspiriertes Gelegenheitswerk, sondern ein wissenschaftliches und künstlerisches Bekenntnis großen Stils, das Resumé eines einsichtigen Mannes, der das, wovon er handelt, zum großen Teil mit starker Anteilnahme selbst durcherlebt hat. Ein kräftiger Hauch dieses Miterlebens geht durch das fast 750 Seiten umfassende monumentale Werk, das ein Werk aus einem Guß, das Werk einer fest in sich geschlossenen Persönlichkeit von ausgesprochener Eigenart ist. Gurlitt redet im Essaystil, in der ersten Person, als ein Mann, der von sich aussprechen darf, weil er wirklich etwas zu sagen hat. Er ist durchaus unbefangen, nicht Parteimann, nicht Mitglied einer „Versicherungsgesellschaft auf Ruhm". Er doziert nicht vom Katheder herab — obwohl selbst Hochschulprofessor, ist er ein Feind alles Akademischen —, sondern er führt uns durch die Galerien und Ateliers, in denen er, von Hause aus selbst Maler, vollkommen heimisch ist. Von hochmütiger Unfehlbarkeit ist er so weit entfernt wie von jedem Doktrinarismus; er sucht

nicht nach Urteilen, sondern nach Verständnis. „Mein Urteil," sagt er, „ist meines und ist nur so viel wert, als ich selbst wert bin. Ich spreche es aus, weil ein innerer Trieb dies von mir fordert, der so berechtigt ist wie der, welcher einen anderen treibt zu bilden, zu malen. Aber es hat keine Giltigkeit über mich hinaus, und ich verwahre mich für alle Fälle selbst dagegen, daß mein Urteil sich nicht ändern werde. Denn so lange wir leben, wechselt der Stoff, der uns bildet, und wechselt die Umgebung, von der wir abhängen. Niemals habe ich die Absicht gehabt, mein Urteil zum herrschenden zu machen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Denn ich halte jeden solchen Sieg für eine Niederlage." — Von einem bedeutenden Manne lassen wir uns den Impressionismus wohl gefallen. Von der spekulativen Aesthetik will Gurlitt nichts wissen; sie hat der Kunst durch ihre Verstiegenheit oft und viel geschadet. „Ich wenigstens", meint der Verfasser, „kann mir nicht eine Aesthetik als richtig denken, die Raffael oder Rembrandt, Donatello oder Dürer nicht verstanden hätten." Da es eine objektive Kunstbetrachtung nicht giebt, ist die Individualität des Kunsthistorikers ausschlaggebend. Gurlitt lernen wir aus seinem Werke als eine kerndeutsche, sehr sympathische Persönlichkeit kennen. Er ist wahrhaft national und ein Mann von klarem Blick, von berechtigtem Selbstgefühl, gesunder Sinnlichkeit und einer guten Portion ungeschminkter Derbheit, die die Dinge beim rechten Namen nennt. Dem entspricht sein Stil. Er ist lebendig und temperamentvoll, oft burschikos; nicht selten geistreich, aber niemals tüftelnd. Er ist nicht glatt, sondern im Gegenteil eigenwillig und knorrig. Es ist recht schön, daß Gurlitt immer aus ganzem Holze schnitzt, aber ein wenig mehr Politur im einzelnen könnte nicht schaden. Manchen mag Gurlitts Art allzu persönlich bedünken; und in der That, daß der Verfasser dick und Schöffe beim Dresdener Amtsgericht ist, oder daß er am 4. Sept. 1883 mit Lorenz Gedon eine volle Nacht durchschwärmt hat, brauchte am Ende in seiner Kunstgeschichte nicht verewigt zu sein.

Gurlitts Buch ist nicht ein wüstes Repertorium von Namen, nicht ein Künstlerlexicon mit verbindendem Text. „Jene, die etwas Besonderes an sich haben," proklamiert er, „sind meine Leute; nicht die, die ein schönes Bild ebensogut wie die anderen machen können. Jene will ich hier herausheben, nicht um ihnen ein wohlabgestempeltes Zeugnis auszustellen, sondern um meinen Dank für besonders angenehme Stunden abzustatten." Daß wir oft anderer Ansicht sind als Gurlitt, nimmt dem Werke nichts von seinem Wert. Der Verfasser geht vielfach seine eigenen Wege. In Winckelmann z. B. sieht er nicht den Anfang einer neuen, sondern das Ende einer alten (der Oeserschen) Zeit, Philipp Hackerts Theoretische Fragmente nennt er trotz Goethe „trocken wie ausgekochtes Rindfleisch", Thorwaldsen ist ihm mit der Zeit langweilig geworden u. dgl. mehr.

Gurlitt verfügt neben seiner Fachkenntnis noch über ein reiches allgemeines Wissen, und vor allem ist er ein wirklicher Historiker von großer Auffassung und weitem Blick. Nur hätte er den Stoff besser und feiner gliedern sollen; die acht Kapitel dieses dicken Bandes sind gar zu groß und unübersichtlich; auch sind die Uebergänge oft ziemlich unvermittelt. Zu den Glanzpartien des Werkes gehört der Abschnitt über Adolf Menzel, in dem der Verfasser einen Höhepunkt des Jahrhunderts sieht. Sehr einsichtig und interessant sind z. B. auch die ausführlichen Auseinandersetzungen über den protestantischen Kirchenbau und über die Darstellung Christi in der Kunst.

Dem Buche sind vierzig Kartonbilder in meist gut gelungenen Autotypien beigegeben. Die dem Schluß angefügten Annalen sind so lehrreich wie nützlich. Alles in allem kann das vornehm ausgestattete und verhältnismäßig auch nicht teure Werk nur bestens empfohlen werden. Dr. **Harry Maync.**





Der dritte Kanzler.

Bei der Bismarckfeier war's. Bülow hatte gesprochen; langsam waren die Hüllen vor dem Standbild niedergeglitten; der übliche Rundgang der Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften war vorüber, und wieder einmal und just zur rechten Stunde hatte eine Kranzinschrift Gold auf Weiß uns belehrt, daß Otto v. Bismarck, wenn schon ein großer, doch nur ein großer Diener eines weit Größeren war — „des großen Kaisers". Da drängte sich ein Häuflein von dem Moment ergriffener und innerlich bewegter Männer um das Kaiserzelt. War das wirklich schon alles gewesen? Kam nichts mehr, das uns stärker an die Herzen rührte, als des klugen Kanzlers kluge und bedächtige Worte? Sollte die Feier so eigentlich mitteninne abbrechen? So schwunglos und disharmonisch und ohne leises Verklingen der angeschlagenen Melodien? Versagte die landesübliche kunstvolle Komparserie gerade bei diesem Feste? Sie versagte bekanntlich. Ganz hinten beim Ausgange des Zeltes stand der Kaiser in — wie es schien — accentuiert gemessener Haltung und hielt, die Hand auf den Degenknauf gestützt, Cercle. Vorn ließ Herbert Bismarck, den soeben das traumhafte Glück getroffen, zu seiner Infanterieuniform gelegentlich auch noch die Dragonermontierung tragen zu dürfen, von Glückwünschenden sich die Hände schütteln: das war alles. Nicht einmal ein paar Fanfaren bekamen wir von kgl. preußischen Hoboisten auf historischen Instrumenten zu hören. Nur eines freundlichen Anblicks werde ich mich immer erinnern: Inmitten der Minister, der gewesenen und der jetzigen, hatte die Kaiserin den Fürsten Hohenlohe bemerkt. Leichtfüßig eilte sie auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen, die der Greis ritterlich an die Lippen zog. Dann blieb sie, bis der Schwarm sich verlaufen, bei ihm und sprach mit bestrickender Liebenswürdigkeit auf den Halbblind ein. Der aber führte die Unterhaltung mit jener feinen Anmut der Sitten, die immer das beste Teil vornehmer Erziehung zu sein pflegt. Wie haben wir uns damals alle miteinander dieser zähen Lebenskraft gefreut, die weit über die Grenzen des Menschendaseins den auffällig zart Gebauten regsam und frisch und bei anteilsvollem Mitgenießen erhielt! Drei Wochen später traf uns die Kunde von seinem Ableben. Man glaubte ihn noch auf einer Vergnügungsreise; eben erst hatte er in dem geliebten Paris geweilt und — wie die Blätter berichteten — einem Zweckessen beigewohnt; dann war er im Elsaß beim Sohne gewesen; nun würde er — so dachte man — in Ragaz sich erholen und dann über Aussee und Schillingsfürst

zum Winter uns wiederkehren. Mit einem Male war er tot. Plötzlich, ganz — wenigstens für die Nichtfamilienglieder — ganz unerwartet. Still und geräuschlos war er heimgegangen; mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, etwa wie man aus einem Zimmer in das andere geht ...

* * *

Es war Stil in diesem Ausgang. Er hatte nie viel Aufhebens von sich gemacht, und die moderne Art, sich in Scene zu setzen, besaß an ihm keinen Freund. Chlodwig zu Hohenlohe stammte noch aus der altmodischen Zeit, der festliche Aufzüge und lärmvoller Prunk noch nicht für das unerläßliche und Haupterfordernis bedeutsamer Stellung galten. Nicht daß es ihm an Sinn für das Feierliche gefehlt hätte. Im Gegenteil: von diesem eisgrauen, fast abnorm kleinen Männchen ging eine Hoheit und selbstsichere Würde aus, der sich niemand ganz entziehen konnte. So roh und oberflächlich ist trotz des lächerlichen Sporttreibens dieser Tage unser Volk denn doch nicht geworden, daß nur eine massige biceps, ein gewaltiger Brustkasten, nur Säbelrasseln und aufgezwirbelte Schnurrbartspitzen ihm imponierten. Der alte Hohenlohe wußte schon zu repräsentieren, und er brauchte keinen Marschallstab dazu und keine Attribute sichtbarer Herrlichkeit. Es war ihm einfach das Angeborene, das schlechthin Natürliche. Er imponierte schon durch die vornehme Freundlichkeit seiner Umgangsformen, die grundsätzlich keinen Unterschied kannten und den geringen Mann nicht schlechter behandelten als den Hochgestellten. Aber sich alleweil kunstgerecht drapieren, sich für die Oeffentlichkeit herrichten, mit Bewußtsein jeden Augenblick bereit sein, von den Scherlschen Photographen für Woche und Ewigkeit festgehalten zu werden — das lag dem Chlodwig Karl Viktor Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst nicht. Er besaß jenen feinen Takt des Herzens, der auf den Spitzen der Gesellschaft sich am besten in Zurückhaltung äußert. Nur nicht sich aufdrängen, nur nicht unnütz die allgemeine Aufmerksamkeit erregen! Er hatte sich als Kanzler immer ein wenig im Hintergrunde gehalten; er blieb sich treu darin auch im Tode. Sie sollten nicht ihre neugierig lungernden Spezialberichterstatter an sein Sterbelager entsenden und tagelang die Welt mit Bulletins über seinen Zustand unterhalten. Ums Himmels willen kein Aufheben und kein Geräusch! Man glaubte ihn noch auf einer Vergnügungsreise, von der er gestärkt uns wiederkehren würde — da lag er schon kalt und starr auf dem Totenbett. Wirklich — es war Stil in diesem Ausgang.

* * *

Man hat Hohenlohe, den Reichskanzler, keinen sehr erfolgreichen Staatsmann genannt. Vielleicht hat man darin nicht so unrecht gethan. Nicht in dem Sinn, als ob es der Kanzlerschaft Hohenlohes ganz an äußeren Erfolgen gemangelt hätte; als ob nicht auch er Thaten getrost nach Hause tragen konnte. Wer gewohnt ist, in Bernhard v. Bülow den Mehrer des Reichs zu verehren, der uns den „Platz an der Sonne" erwarb und die interessanten Inselgruppen der Marianen und Karolinen, der wird, auch wenn er alles andere vergißt, von Chlodwig zu Hohenlohe rühmen müssen: unter ihm ward das „Bürgerliche Gesetzbuch" vollendet, die Rechtseinheit unseres Volkes zur Thatsache. Die Geschichtsauffassung, der wir die Wunder der Siegesallee verdanken, würde sich sogar bei so summarischem Urteil vermutlich beruhigen. Aber wir sind doch sensibler geworden in diesen Stücken. Vielleicht wird ein späterer Historiker, zu dem Archive

und Akten, Memoiren und Briefe reden, uns den dritten Kanzler in hellerem Lichte schildern können. Wir Mitlebenden, die immer nur die rohe Außenseite des Geschehens sehen, nicht seine inneren, tiefen Gründe — wir kamen doch über die Empfindung nicht hinweg: diese Kanzlerschaft Hohenlohes ist ein Schattenregiment, lediglich dazu bestimmt, dekorativ zu wirken und vielleicht gerade darum doppelt gefährlich. Man hatte, wie um ihn zu entlasten und das schwer Faßbare sich zu erklären, die schöne Formel gefunden: Hohenlohe sehe seine Aufgabe im „Verhindern". Du lieber Himmel, mit bloßem Auge war davon nicht viel wahrzunehmen. Jahr um Jahr schier kehrten im Reich und in Preußen die Entwürfe zur Bekämpfung des „Umsturzes" wieder; gleichmütig setzte Fürst Hohenlohe unter alle seinen Namen, und wenn man empfehlende Erklärungen von ihm verlangte — er verlas sie. Im Reich regierten die Herren Staatssekretäre ein wenig durcheinander; in Preußen riß Johannes v. Miquel die Macht an sich; als dann im Vorsommer „mit Viola, Baß und Geigen" der „Vernichtungskrieg" wider China anhob, setzte der Kanzler sich auf die Eisenbahn und entfloh in die litauischen Wälder. Warum warf er die ungesuchte Bürde nicht von sich? Weshalb blieb er so lange auf undankbarem Posten? Die Altersschwäche hatte seinen Blick nicht getrübt; noch bis in die letzten Tage überraschte er durch seinen Scharfsinn, seine regsame Geistesfrische. Daß er nicht mehr viel auszurichten vermochte, konnte ihm nicht entgangen sein, das Motiv des Ehrgeizes schied für ihn von vornherein aus; also weshalb blieb er? Es wird eines der anziehendsten Probleme sein für den Historiker wie für den Psychologen: Warum blieb dieser still vornehme Mann so lange der „Grüß-Kanzler" des geräuschvollen neuesten Kurses? . . .

* * *

„Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr" — Chlodwig zu Hohenlohe trat an die Spitze der Reichsgeschäfte in einem Alter, das die wenigen, die's erreichen, als Gnadengeschenk des Himmels zu betrachten pflegen, das man nicht mehr durch Arbeit entweihen dürfe. Daß er bei so hohen Jahren nicht mehr Bäume ausriß, daß es den Achtzigjährigen nicht darnach gelüstete, sich mit Intriganten zu schlagen oder rastlos stürmenden Temperamenten Trotz zu bieten, ist schlechtweg natürlich. Aber man muß den Spott als Gewerbe treiben, wie Hardens „Zukunft", oder den politisch Andersdenkenden grundsätzlich mit Roheiten zu traktieren vorhaben, wie der „Vorwärts", um dem toten Hohenlohe witzelnd das Unzulängliche seiner Kanzlerschaft vorzuhalten. Ihre Gebresten waren die Gebresten des Alters. Das Lebenswerk von Chlodwig zu Hohenlohe — und ein ansehnliches dazu — lag abgeschlossen hinter ihm, als er müd und lässig auf Otto v. Bismarcks Platz sich niederließ. Für unseren stark international gefärbten, in aller Herren Ländern besitzlichen Hochadel wäre allein die deutsche Gesinnung schon eine That. Chlodwig zu Hohenlohe hat mehr vollbracht: er hat am Reich gearbeitet; ihm stand die deutsche Einheit als festes Ziel schon leuchtend vor der Seele, als sie maßgebenden Kreisen in Preußen noch als die Phantasterei irrlichternder Revolutionäre galt. Auf seines Lebens Mittagshöhe hat er gezeigt, daß er ein Mann war. Wir sahen nur den Greis, der die immer seltener werdende Kunst übte, sein Leben als Kunstwerk zu leben. In den Zeitungsnachrufen ist hie und da Hardens alberne Erfindung nachgesprochen worden, des alten Hohenlohe einzige Beschäftigung hätte

in der Lektüre schlüpfriger französischer Romane bestanden. Die fingerfertigen Leutchen hätten nur den Fürsten während seines letzten Berliner Aufenthalts beobachten sollen, wie er bald im „Deutschen Theater" auftauchte, bald im „Berliner Theater" zum zweiten Teil von „Ueber unsere Kraft", bald auch bei Herrn von Wolzogen im „Ueberbrettl". Bis zuletzt behielt dieser feine Geist die Vielseitigkeit seiner Interessen; keine Neuerscheinung entging ihm, auf alle blickte er mit denselben klugen, lebhaften Augen. Eben erst hatte er in Berlin und Paris Pflichten der Repräsentation obgelegen; noch schien er teilnahmsfroh und bereit mitzugenießen — da pochte leis, unmerklich der Tod an seine Thür und nahm ihn schnell dahin. Wirklich — es war Stil bei Chlodwig zu Hohenlohe im Leben wie im Sterben ... **Richard Bahr.**



Das Berliner Bismarck-Denkmal.

Aus dem Nationaldenkmal des deutschen Volkes ist eine Sehenswürdigkeit der Stadt Berlin geworden. Ein neuer Stern ging auf in den Reisehandbüchern, und im deutschen Volke ist man um eine neue Enttäuschung reicher. Von den Unerquicklichkeiten, die dieser Enttäuschung voraufgingen, soll hier nicht noch einmal die Rede sein. Sie stehen frisch im Gedächtnis, und es ist genug geschehen, uns immer und immer wieder an Einzelheiten zu gemahnen. Eine andere Frage drängt sich auf: Ist die Zeit überhaupt schon reif, ein nationales Bismarckdenkmal zu schaffen? Kein Dichter vermag aus der unmittelbaren Anschauung heraus zu bilden. Er muß vergessen haben, er muß sich wieder erinnern, denn die Erinnerung erst weiß abzusehen von all den Zufälligkeiten und Nichtigkeiten, die uns die Anschauung aufdrängt, das Wesen der Dinge verschleiernd. Der Bismarck, den wir heute kennen, ist noch ein Bismarck unmittelbarer Anschauung, das Beste, was die Künstler heute bieten können, sind Skizzen für jene noch unbekannte Zeit, in der man sich an Otto von Bismarck wieder erinnert.

Eine Skizze, eine naturalistische Skizze, das ist das Wort, das alle Vorzüge und alle Beschränktheiten des Reinhold Begasschen Denkmals andeutet. Der Bismarcksche Schädel mit seinen prachtvollen Formen ist verdeckt durch einen tief ins Genick zurückgeschobenen Kürassierhelm. Der Kürassierhelm, wird uns erläutert, war Bismarcks liebste Kopfbedeckung, und dabei war es seine Gewohnheit, den Helm stets so verwegen ins Genick zu drücken. Mit der Linken hält Bismarck den Griff seines Reitersäbels weit von sich weg. Auch das soll „ein dem Leben abgelauschter Zug" sein. Zugegeben beides. Aber (es ist traurig, daß man über diese Gemeinplätze immer wieder hinweg muß) naturalistische Wahrheiten ergeben selbst in der stattlichsten Addition niemals die Wahrheit. Die schlechtesten, unwahrsten Gestalten der Hauptmannschen Dramen sind die, bei denen jeder einzelne Zug „dem Leben abgelauscht" ist. Die Meininger entfernten sich um so weiter vom Geist der alten Dichtungen, je näher sie kraft ihrer antiquarischen Forschung einer sogenannten geschichtlichen Wahrheit kamen. Anton

von Werner, um auf unsern Fall zu erläutern, hat Bismarck einmal als Reichstagsredner dargestellt, wie er beim Sprechen eben ein Taschentuch in der hintern Rocktasche verschwinden läßt. Das ist ganz unzweifelhaft genau beobachtet. Aber war dieser alte Herr, dessen Räuspern oder Schneuzen so liebevoll studiert war, wirklich derselbe Bismarck, der eine solche Kraft der Suggestion ausübte selbst auf den Reichstag?

Das ist das Gefährliche, daß man über den Einzelheiten so leicht den Gesamtstil vergißt. Bismarck mag unzähligemale so dagestanden haben, den Helm im Genick und den Pallasch weit von sich gespreizt, aber dann war in seinen Zügen der Ausdruck der Jovialität. Hätte Begas einen solchen Ausdruck gegeben, das Denkmal, das auf dem Sockel wenigstens, wäre etwas Einheitliches geworden, wäre vielleicht gar keine üble Satire gewesen auf die Stelle, an der er stand, auf die Zeit, aus der er hervorging. Doch Begas wollte das nicht, er gab dem Gesicht einen ernsten, fast drohenden Ausdruck, Bismarcks Rechte weist mit dem Pathos eines Mucius Scaevola auf ein Blatt Papier, das die Reichsurkunde bedeuten soll, und so wurde Haltung und Gehaben der Jovialität umgedeutet in einen Ausdruck des Herausfordernden, ja Renommistischen, der dem Wesen Bismarcks so fremd wie nur möglich ist. Die Porträtauffassung war gelungen, wurde sie durch eine entsprechend geschlossene Körperhaltung wahrscheinlich gemacht, so jedoch stört im ganzen ein Mißklang, für den es in keiner Zeit und keiner Kultur eine Auflösung geben kann.

Ich hielt mich länger bei der Gestalt Bismarcks auf, da die doch immerhin bei einem Bismarckdenkmal die Hauptsache ist. In Wirklichkeit freilich verliert bei diesen neuen Denkmälern die Mittelperson immer mehr an Bedeutung gegen das Drum und Dran, gegen die Fülle allegorischer und symbolischer Gestalten, die wie ein rasender Malstrom den Gefeierten umkreisen und ihn zu verschlingen drohen. In dem Malstrom um Bismarck her lassen sich vier Kreise unterscheiden. Im ersten und dritten befinden sich Reliefs, im zweiten vier große „bedeutsame“ Gruppen in Bronce, und im letzten deren zwei in Sandstein.

Am meisten von sich reden machten die vier Gruppen des zweiten, beherrschenden Kreises. Rechts und links von Bismarck je eine Dame, vorne und hinten je ein Athlet. Die Dame rechts stellt eine Sibylle dar, sie lagert auf einer Sphinx und liest in einem Buch. Die rechts setzt einen Fuß auf den Nacken irgend einer gefälligen Tigerkatze und markiert Alldeutschland, wie es das Untier der Zwietracht bezwang. Von den Athleten balanciert der vorne eine Weltkugel als Atlas, indes der hintere als „Reichsschmied“ auf ein Schwert loshämmert.

Die Gruppen sollen uns über die Bedeutung Bismarcks aufklären, sollen den großen Lichtstrahl prismatisch gleichsam zergliedern. Sucht man sich zurechtzufinden in ihrem Sinn, meint man ein lateinisches Lehrgedicht zu lesen in all seiner frostigen Allegorie und seinem zusammengeklügelten Bilderreichtum. Empfunden ist hier nichts. So hat auch nie ein Mensch gelesen, der bei der Sache war; mit dieser gefälligen Stellung kann man sich in die Nähe eines starken Tieres nur wagen, wenn es schon sehr zahm geworden ist; einen Siegfried nennen die Wohlwollenden den hämmernden Schmiedegesellen, doch hätten sie ihm genauer in das wohlweislich gesenkte Antlitz gesehen, es wäre ihnen klar geworden, daß dieser Siegfried nur ein kolossaler Mime ist.

Von den Reliefs hat man im allgemeinen geschwiegen, und man that gut daran. Ihre mehr als flüchtige Ausarbeitung erinnert über Gebühr stark an jene bronzierten Gipsreliefs, die man für gelegentliche festliche Durchzüge hölzernen Triumphbogen aufnagelt. Im Inhaltlichen sind sie von ähnlichem Tiefsinn wie die großen Gruppen. Von dem Bilde des deutschen Michels, der mit der Zipfelmütze auf seinem Bärenfäll schläft, bis ihn seine Germania weckt, bis zur Viktoria, die den Siegeskarren verläßt, um dem „Volk“ (vier traurigen Statisten) den Palmzweig des Friedens zu reichen, ist nirgends das Wehen eines neuen Gedankens zu spüren.

Blieben noch die beiden Sandsteingruppen, die in ihrer Anspruchslosigkeit dem Unbefangenen noch das meiste sagen und in denen sich Begas noch am reinsten zeigen kann: ein liebenswürdiger, aber nur im Dekorativen, Formalen erfinderischer Künstler. Sein schlimmes Geschick hat ihn vor eine Aufgabe gestellt, der nur das Genie gewachsen war — er mußte versagen. Der Stadt Berlin hat er eine neue Sehenswürdigkeit gegeben, das deutsche Volk aber wartet noch immer auf sein Bismarckdenkmal. **Willy Pastor.**



Vom Krach.

Bekanntlich hatten wir selbst dieses Wort auf die jüngsten Vorgänge bei uns gar nicht angewandt. Die Franzosen in ihrer lebhafteren Neigung, schwere Ueberraschungen noch immer als eine Art Schauspiel anzusehen, lauteten hier das: Krach; also soviel wie ein geräuschvolles Zusammenstürzen, dahin um, daß es eher wie ein leichtes Zerbrechen: Krac! anzuhören war. Im alleräußersten Sinne wäre das vielleicht nicht ganz unrichtig, denn nur sehr unerfahrene Federn könnten ernsthaft die Zeiten von heute mit denen vergleichen wollen, die mit dem Mai 1873 plötzlich anhoben, um im Mai 1877 noch keineswegs völlig ausgeblutet zu haben. Während des damaligen Niederganges, oder Fallens im leeren Raum, hungerten und bettelten dieselben Zechenarbeiter, welche in den Gründerjahren vielfach Champagner getrunken hatten. Diesmal hat die Aufschwungsperiode weit länger und ohne solche Luxuserscheinungen angedauert, dagegen würde auch niemand eine derartige Zerstörung unsers Arbeitsmarktes in Aussicht nehmen dürfen. Damals haben unsere größten Städte Weihnachten erlebt, von deren Trostlosigkeit jeder Ladeninhaber übervoll war. Diesmal, nachdem bereits acht Monate fast alles im Abstieg war, ist das Weihnachtsgeschäft allenthalben glänzend gegangen.

Indem nun jener wirkliche Krach nicht im entferntesten solche Einzelkatastrophen aufwies, wie neuerdings die Bankerotterklärungen von Hypothekenbanken, Elektrizitätsunternehmen, Geldinstituten, Trebertrocknungsgesellschaften, Textilfabriken u. s. w., aber dennoch eine Auflösung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse darstellt, — welche Verhältnisse heute im ganzen kaum stark geschwächt erscheinen, — muß es möglich sein, daß äußerlich höchst grelle Zwischenfälle den Gesamtkörper unerschüttert lassen. Hat doch der Abstieg der deutschen Industrie-

thätigkeit, treffender: das ruhigere Geschäft an Stelle mehrjähriger Rastlosigkeit, mit jenen eben erwähnten Katastrophen kaum etwas zu thun. Unsere Hütten und Fabriken arbeiteten, wenn man die Elektrizitätsgeschäfte ausnimmt, in den letzten Jahren fast nur für das Inland, und als es allmählich wertvoll wurde, sich auch wieder dem Exporte zuzuwenden, ohne den unser normaler Handel nun einmal nicht auskommt, waren unversehens zwei Kriege entstanden. Könnten alle die Briefe vorgelegt werden, in denen uns Bestellungen immer noch unter Hinweis auf China und Südafrika abgelehnt werden, so würde auch das große Publikum den Schaden durch solche Kriege ermessen können, die fern von uns ausgekämpft werden. Ein lebhaftes Geschäft giebt es in der Welt nur so lange, als sich die Großverbraucher über ihren Dringendbedarf hinaus Vorräte hinlegen. Wenn aber die Phantasie hierzu, d. h. die Furcht vor noch höheren Preisen, und die Hoffnung auf raschen Absatz ins Gegenteil umgeschlagen ist, wagt keiner mehr sich ein größeres Lager zu füllen, infolgedessen dann ungleich weniger verkauft werden kann.

Die Börse selbst kann solche Rückentwickelungen nicht machen, wie die durch Differenzen Geärgerten so leidenschaftlich anzunehmen wünschen, sie eilt nur als Aktienmarkt den Ereignissen voran. Wann beginnen denn die Kursrückgänge wirklich anzuhalten? Falls mehr Papiere angeboten, als Käufer aufzutreiben sind. Dieser Ueberschuß an Dividendenwerten beweist aber ein Zuviel an Kapital und Thätigkeit, da unsere Fabriken doch nur Unsummen gebrauchen und demgemäß Aktien und Obligationen ausgeben, solange sie sehr stark beschäftigt sind. Als demnach im Mai vorigen Jahres ein Riesenspekulant aus dem Rheinlande zu Falle kam, hat er die Industrie nicht gestürzt, sondern er wäre eben gar nicht zu Falle gekommen, d. h. seine Bergwerkspapiere hätten noch einen hohen Kaufpreis gehabt, wenn unsere Eisenwerke und Kohlengesellschaften noch den alten Atem gehabt hätten. Das kommt keineswegs zu den ethischen Betrachtungen, die sich etwa über die dunklen Seiten des Spielens, Wagens und Genießens anstellen lassen, sondern nur zu der Wahrheit, daß im Grunde die Verhältnisse stärker als die Menschen sind.

Wie gesagt, unsere Fabrikation hatte ihre Hochflut von Aufträgen ehrlich heruntergearbeitet, und auf diese Hochflut ist noch lange keine wirkliche Ebbe gefolgt. Bei unserer Zunahme der Bevölkerung, jahrein, jahraus, bei den Ausgaben, die das durch seine Wissenschaft ganz besonders anspruchsvolle Deutschland für Gesundheitseinrichtungen, Verkehrserweiterungen u. s. w. u. s. w. beständig machen muß, vermag nur ein Blinder an Stillstand zu denken. Als 1873 der Krach ausbrach, hatte unser Volk nicht entfernt eine so gesteigerte Lebenshaltung wie jetzt, zu der tausend Umstände, und nicht zum wenigsten ein wachsendes soziales Gefühl, beigetragen haben; manches Neue wird der eine Luxus nennen, der andere einfach Bedarf. Wie viele ältere Berliner giebt es nicht, die einst in ihrem wohlhabenden Elternhause Mittags nur Wasser zum Essen tranken, während dieselben Leute gegenwärtig sogar ihren Dienstboten Bier geben müssen. Wie zahllose Arbeiter geben ihre Groschen für Straßenbahnfahrten dahin, wo früher jeder Bürger das Zufußgehen als billiger vorzog? Kurz, das Geld zirkuliert rascher, es wird mehr angeschafft, mehr verbraucht, von neuem angeschafft. Ob das alles die Menschen glücklicher macht, als früher, ist eine philosophische Frage, die Diogenes bekanntlich von seinem Fasse aus beantwortet hat. Sicher kann man in engen Straßen und in niederen Zimmern zufriedener und gramloser oft leben, als in Wohnungen,

wo Licht und Luft zu ihrem Rechte gelangen. Indessen, nachdem man einmal das Teurere als das Gesündere, resp. das Vernünftigere erkannt hat, hilft es wenig, mit dem Einreißen und Wiederaufbauen zurückzuhalten. Auch ein egoistischer Zug spielt hier mit, der noch viel zu wenig beachtet wurde. In alten Zeiten versorgten die Reichen und Mächtigen nur sich selbst und glaubten damit gegen hundert unsichtbare Schädigungen einigermaßen geschützt zu sein. Heute aber, wo wir im Zeichen des Mikroskopes stehen, weiß auch jeder Ignorant, welchen Gefahren seine eigene schöne Gesundheit ausgesetzt bleibt, für den Fall, daß in den Armen-Quartieren die Gesetze der Hygiene nicht gewahrt werden. Ich will damit nur eines jener zahlreichen Momente anführen, die für die Rastlosigkeit unserer heutigen Verbesserungen zusammentreffen, und welche immer neue Arbeit schafft. In dieser Beziehung die Jahresgeschichte unserer Städte zu verfolgen, bedeutet weit mehr als alles Studium der sogenannten hohen Politik. Die Städte, nicht etwa der Staat mit seinen vorübergehenden Schiffsbauten, geben der deutschen Fabrikation fast beständig zu thun. Und wenn der Mut der Privatgesellschaften tot, weil sie sich am Aktienmarkt selbst kein Geld schaffen können, so wird die Kommune selbst zum Unternehmer und borgt sich für ihre „produktiven Zwecke", wie sie es in Ansehung einer Miquelschen Vorschrift nennt, Millionen und Millionen. Genau zu derselben Zeit, wo Dividendenpapiere d. h. also von Aktiengesellschaften nur noch schwer anzubringen waren, beginnen wieder unsere Städte mit neuen Anlehen an den Markt zu treten. Durch dieses unaufhörliche Anschüren unserer industriellen Thätigkeit scheinen auch die Arbeiter so ziemlich gegen das Unterschreiten eines gewissen Lohnniveaus gesichert zu sein, selbst angesichts des weiteren Zurückgehens der eigentlichen Rentablität. Somit ist dann der Begriff der sogenannten behaglichen Existenz in viele Kreise eingezogen, die ehemals von der Hand in den Mund lebten. Ein kleiner Mittelstand kommt auf, von dem unsere Väter sich noch nichts träumen ließen, und mit ihm auch ein gewisser Grad von Bildung und Selbstbewußtsein, der besonders den Stand der kaufmännischen Gehilfen, der Commis sichtlich in den Schatten drängt. Daraus erwächst dann wieder eine Kaufkraft ganzer Volksschichten, an die als wirklichen Faktor früher niemand denken konnte.

Absichtlich habe ich hier diese weiten Gebiete deutscher Thätigkeit — die notabene ohne unser geistiges Vordringen kaum zu denken ist, — so eingehend markiert. Denn wer nur den Börsenteilen unserer Presse folgt, sowie den verschiedenen Sensationen an Verhaftungen, Steckbriefen, Selbstmorden, Ansturm auf Sparkassen, als Folge einzelner Katastrophen, der könnte jetzt wirklich glauben, daß das Wirtschaftsleben unseres Reiches in Not und Tod ginge. Das ist so wenig richtig, wie etwa unsere Großbanken seit den Erfahrungen der letzten Monate ihre Kredite an die bisherigen guten Kunden irgendwie eingeschränkt haben. Damit sollen die ganz ungewöhnlichen Vorgänge bei den Spielhagenbanken, der Leipziger Bank, der Trebertrocknung und ihren Töchtern, nicht im mindesten abgeschwächt werden, ja ich gebe von vornherein zu, daß ähnliche Zusammenbrüche in andern Ländern kaum jemals da waren, sowie daß wir uns damit vor dem gesamten Auslande Niederlagen beschämendsten Charakters zugezogen haben, deren Folgen sich noch zeigen werden. Wollen einmal sehen, ob nach Wiederherstellung des Friedens in Südafrika, sobald der in England schon lange vorbereitete „boom" zum Ausfluge kommt, unsere Industrie mit den alten

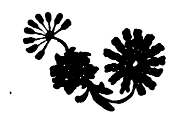
Ehren empfangen wird. Wenn man z. B. in Dresden eine Elektrizitätsgesellschaft ruhig in Konkurs gehen läßt, infolge dessen dann allein in Böhmen an dreißig Gemeinden in Betriebsstörungen kommen können, so ist dies schon Warnung genug. Unsere Hochfinanz hat sich da anfangs mit einem Gleichmut benommen, der vielfach als krasser Egoismus bezeichnet wurde, der aber heute an der Hand schwerer Verluste wohl schon bereut wird.

Alle vorhin erwähnten Zusammenbrüche stehen für sich. Sie können unserm großen Wirtschaftskörper wenig anhaben, weil sie zwar unendliche Verluste, arges Mißtrauen und viel Unglück über Unschuldige bringen, aber doch keine allgemeine Krankheit bei uns darstellen. Unsere Banken, mögen sie nun Kredit- oder Pfandbriefgeschäfte machen, sind im ganzen gesund und ebenso auch viele, viele unserer Industrieunternehmen. Natürlich haben sich alle von den glatten Zeiten her noch etwas überhoben, eine Zuversicht, die in schlechten Zeiten wie Leichtsinn erscheint, ohne darum zum Absturz führen zu müssen.

Im allgemeinen kann man sogar jene Sanden, Exner, Schmidt und Genossen nicht einmal von vornherein als Betrüger ansehen, was sie ja sonst im Riesenmaßstab gewesen sein müßten. Sie waren nur miserable Geschäftsleute, die abenteuerliche Pläne zu realisieren suchten, und so übergewandt sie auch in den Einzelheiten waren, doch niemals den ruhigen sicheren Blick eines wirklichen Kaufmanns besaßen. Zum Betrug kamen sie sämtlich erst von Fall zu Fall, wozu sie ihre Macht mit verleiten konnte, sowie die innige Verblendung, wie ich es nennen möchte, zahlreicher Parteikreise, die da noch an die Möglichkeit von Gefühlspolitik glaubten. Immerhin ist es noch nicht einmal in dem katholischen Frankreich oder Belgien gelungen, irgend ein Bankwesen auf reiner Tendenzgrundlage hoch-, auch nur durchzuhalten. Programme nach ähnlicher Richtung hin haben aber in Deutschland gar nicht bestanden, so daß sich die Spielhagengruppe oder die Leipziger Bank wohl erst in ihren späteren Nöten gerade ihrer engeren Vertrauenskreise bedienen konnte. Leider! Unter allen Umständen hat aber diesen Männern das Gefühl der Verantwortlichkeit für fremdes Eigentum gefehlt, denn wo sind auch nur die Aktionäre auch nur andeutend gefragt worden, ob sie hohe Dividenden gegen so ausgebreitete Risiken gewinnen wollten. Wünschenswert wäre es, wenn von nun an unsere Aufsichtsräte ihre Aufgabe, den Vorstand zu kontrollieren, ernster nehmen würden, aber keineswegs aus Furcht vor dem Strafgesetzbuch, sondern aus innerem Pflichtgefühl. Auch sollte sie schon das letztere antreiben, einem Posten zu entsagen, dem sie sich nicht gewachsen fühlen. Etwas Gewissen wird doch noch in der Welt sein, so daß unsere Großen sich einmal jenes namenlose Elend einprägen, das jetzt auf Tausende niedergegangen ist, nur weil eine schmale Reihe von Direktoren bei ihren Aufsichtsräten ein sträfliches Vertrauen genossen haben. Auf der einen Seite Wohlleben und Verschwendung, auf der anderen jetzt Verzweiflung, weil es saure Ersparnisse waren, die hier so freventlich teils verspekuliert, teils „verjuxt" wurden, ohne daß jene Sparer sich rechtzeitig gewarnt sahen.

Schimpflich bleibt jedenfalls für uns das lange Anhalten jener Betrügereien in Berlin oder Leipzig, ohne daß das Publikum darüber anders als erst gegen das Ende hin zur Aufklärung kam. Damit ist die Illusion verflogen, als ob Deutschlands Bankwesen ein auch nur einigermaßen einheitliches sei, d. h. u. a. auch, daß gigantische Unterschleife sehr rasch erkennbar werden müßten. Indessen

all diese materiellen und noch mehr moralischen Einbußen dürfen uns nicht verleiten, Deutschlands wirtschaftliche Lage als wirklich gefährdet anzusehen. Bei Ausbruch eines Feuers so zu lärmen, wie dies die Tagespreise gegenwärtig in der Verallgemeinerung schlimmer Einzelfälle thut (was ja recht populär sein mag!), kann dem wirklichen Löschen nur hinderlich sein. **Veritas.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Ein Stückchen Kulturgeschichte.

Die kulturhistorische Spezialforschung findet nichts zu geringfügig, um ihren Scharfsinn daran zu üben und zur Geschichte von allerlei Alltagsdingen allerlei interessante Daten herbeizubringen und — Anekdoten. Ein sehr gründliches, auf viel gelehrtes Quellenmaterial sich stützendes Werk von Moriz Heyne, „Das deutsche Nahrungsmittelwesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert", das soeben bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist, widmet u. a. mehrere interessante Abschnitte der Geschichte des — Salats in Deutschland. „Die Blätter gewisser Kräuter, roh und nur eingefettet, gesäuert und gesalzen zu essen", heißt es dort, „ist ein Brauch, der von Italien und namentlich aus dortigen Klöstern herüberkommt, wo die insalata cum aceto et oleo gewiß sehr alt ist; für Deutschland wird Salat durch Ekkehards ‚Benediktionen' zuerst bezeugt und später auch als Gericht höherer weltlicher Kreise erwähnt, nicht ohne die Bemerkung, daß solche Speise auf die Dauer für Kraft und Aussehen unvorteilhaft sei." Behauptet solches doch sogar kein Geringerer als Wolfram von Eschenbach. In seinem „Parzival" heißt es im 10. Buch: „Ein Sohn des Wirtes brachte dann Noch Portulak und Lattich an, Gar wohl mit Essig angerührt. Zu großen Kräften sicher führt Die Speise nicht, ißt man sie lange, Und rot wird nie davon die Wange." (Nach der Reklamschen Ausg., II. Bd., S. 151.) Die Wirkung dürfte freilich mehr dem Essig als dem Kraute zuzuschreiben sein. Und so bekannten sich denn die Naturverständigen auch schon jener Zeit zu der gerade entgegengesetzten Meinung, daß die Lattichpflanze „zu jeder Zeit gleichmäßige Kraft entfalte und gutes Blut mache": „lactuca (lateinischer Name für Lattich) haizt lactukenkraut. daz ist daz aller ebenmoezigst kraut an seiner art, daz under allen kräutern ist, und macht guot plout," heißt es bei Konrad von Megenberg (1309—1378), der die erste deutsche Naturgeschichte verfaßt hat. Seit mindestens dem 15. Jahrhundert war der Name Salat so allgemein geworden, daß im 16. Jahrhundert ein schweizerischer Dichter seinen Namen unter folgender Rätselfrage verstecken konnte: „rat an, wie heiszt das kräutli gůt, daran man

öl und eszig thût? so findst den namen an der that, der disen spruch gemachet hat." Der Mann hieß nämlich Hans Salat, das Werk, in dem er sich mit diesem Namenrätselscherz einführte, war der „Triumphus Herculis Helvetici". Die beiden beliebtesten Salatpflanzen waren von altersher die im Parzival erwähnten Portulak und Lattich, namentlich aber die letztere, die zu diesem Zweck schon im römischen Altertum geschätzt war. Nach einer interessanten Plauderei in der „Köln. Volkszeitung" war Salat bei den alten Römern derartig beliebt, daß sie ihn sich für die Zeit, wo es keinen frischen gab, durch Einmachen sicherten. Man legte ihn in Sauerhonig ein. Columella, der bedeutendste Ackerbauschriftsteller des Altertums, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. lebte, berichtet in seinem Werke „De re rustica" ausführlich über eine damals gebräuchliche Art, Salat einzulegen: „Man reinigt zunächst dessen Stengel, soweit als sie mit zarten Blättern bewachsen sind, setzt sie in reine Gefäße ein und läßt sie so einen Tag und eine Nacht stehen, bis sich über ihnen eine Salzlake gebildet hat. Hierauf wäscht man sie ab und breitet sie auf Flechtwerk aus, bis sie trocken sind. Jetzt werden sie mit etwas trockenem Dill, Fenchel, gehacktem Porree und ein wenig Rauten vermischt, worauf das Ganze noch mehr gedörrt wird. Nun kann zum Einmachen selbst geschritten werden. Zu diesem Zwecke legt man den Salat in Töpfe, und zwar so, daß er lagenweise mit grünen Gartenbohnen wechselt, welche ebenfalls einen Tag und eine Nacht in Salzbrühe gelegen haben und dann getrocknet worden sind. Die ganze Mischung begießt man hierauf mit der aus zwei Drittel Essig und einem Drittel Salzbrühe bestehenden Brühe. Oben auf kommt eine dichte Lage Fenchel als Abschluß. Das Eingemachte darf nie trocken stehen. An der Außenseite werden die betreffenden Gefäße oft mit einem reinen Schwamm abgewischt und mit recht frischem Quellwasser gekühlt."

Kaiser Augustus soll durch Salat von schwerer Krankheit geheilt worden sein, und gerade dadurch hat sich damals das Ansehen der Lactucapflanze gehoben.

Bei den alten Römern leitete Salat das Essen ein, wie dies aus einem Schreiben des Dichters Martial hervorgeht: „Ich lade dich, lieber Julius, hiermit zum Abendessen ein, und dies wird mit Lactuca beginnen," und an einer andern Stelle sagt derselbe: „Unsere Vorfahren pflegten ihr Abendessen mit Salat zu schließen, ich möchte wissen, weshalb wir es damit beginnen?"

Eine römische Familie soll sich besonders um den Anbau der verschiedenen Lattricharten verdient gemacht und dafür den Namen Lacturni erhalten haben. Und Plinius nennt bereits die meisten der bei uns jetzt noch gepflegten Arten. Aber auch die alten Griechen schätzten und bauten schon die Salatpflanze. Der griechische Weltweise Teophrast, der um 300 v. Chr. lebte, erwähnt drei gebräuchliche Sorten Lattich; und der griechische Arzt Galenus, der freilich ziemlich ein halbes Jahrtausend später lebte, schrieb über die besonderen Heilkräfte des zu seiner Zeit mit Vorliebe spinatartig hergerichteten Salats: „Viele Heilkundige haben den Gartensalat allen anderen Gemüsen vorgezogen, weil er bessere Säfte erzeugt. Gewöhnlich verzehrt man ihn, so lange er noch jung ist, roh. Will er aber zur Sommerszeit Samen erzeugen, dann pflegt man ihn zu kochen und mit Olivenöl, Essig und anderen Zusätzen zu genießen. Hat man schlechte Zähne, so kocht man ihn auch schon, bevor er Stengel treibt. Als ich älter zu werden begann und das richtige Maß der Zeit schlafend hinbringen wollte, war ich, teils durch die Gewohnheit nachts zu wachen, teils weil im Alter der Schlaf von

selbst oft fehlt, nur dadurch im stande, mir den nötigen Schlaf zu verschaffen, daß ich abends eine Portion gekochten Salats verspeiste."

Die alten Germanen sollen den Lattich als — Katermittel benutzt haben; sie hatten dessen kühlende Eigenschaften entdeckt und wendeten ihn gegen den Brand an, der sich nach schweren Zechgelagen in der Kehle einzustellen pflegt.

In neuerer Zeit haben sich besonders die Franzosen der Kunst der Salatbereitung befleißigt und es im achtzehnten Jahrhundert zu größter Meisterschaft darin gebracht. Es gab richtige Salatkünstler von Beruf. Ein solcher französischer Salatvirtuose fuhr z. B. in London in eigener Equipage herum und bereitete gegen hohes Honorar zu den feinsten Gesellschaften den Salat; „dies war so wichtig, daß man lieber eine angesagte Gasterei verschob, als darauf verzichtete, den Salat von des Künstlers Händen bereitet zu wissen". In Berlin war's Ende des 18. Jahrhunderts eine Dame, die in den ersten Hotels den Salat gar kunstvoll anrichtete. Sie nahm an der Tafel teil, streifte, wenn der Salat erschien, die langen, weißen Handschuhe ab, wusch die Hände und ging dann mit Grazie und Geschmack vor den Augen der Gäste an ihre Arbeit. Uebrigens war auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen, „der stramme Soldatenkönig", ein großer Salatkünstler. An der Offizierstafel in Potsdam liebte er es, „mit höchsteigenen Händen eine Schüssel Salat anzumachen. Mit Vergnügen schauten ihm seine Offiziere dabei zu. Der hohe Herr ging gar appetitlich zu Werke; er wusch sich drei bis viermal die Hände und trocknete sie ebenso oft an reinen Servietten ab."

Am wenigsten Kunst scheinen die Engländer auf die Zubereitung des Salats zu verwenden, denn sie würzen ihn nur mit Salz. Und am spätesten haben sich die Russen zu seinem Genusse bekehrt. Denn Olearius schreibt in seiner 1647 erschienenen „Offt begehrten Beschreibung der Newen Orientalischen Reise, so durch Gelegenheit einer hollsteinischen Legation an den König in Persien geschehen": „Lattich und anderen Salat haben die Russen niemals gepflanzt, noch geachtet, noch gegessen, sondern haben die Deutschen bei Nießung desselben ausgelacht, nun aber beginnen etliche auch mit anzubeißen."



Ein deutsches Verlagshaus.

Von der Größe des Betriebes in einem großen Verlagshause dürften die wenigsten auch nur eine Vorstellung haben. Einen interessanten Einblick gewährt ein Schriftchen, das soeben das Bibliographische Institut in Leipzig aus Anlaß seines 75jährigen Bestehens herausgegeben hat. Dieses Institut ist 1826 von Joseph Meyer in seiner Vaterstadt Gotha begründet worden. Mit einem „Korrespondenzblatt für Kaufleute", das auf zwei in einem Gartenhause aufgestellten Handpressen gedruckt wurde, begann es seine Publikationen. Schon 1839 konnte

es an die Herstellung seines größten Werkes, des Meyerschen Konversations-Lexikons, herangehen, die damals noch volle siebzehn Jahre in Anspruch nahm. Freilich waren es auch nicht weniger als 52 Bände geworden. Erst die zweite, von 1857—60 hergestellte Auflage erhielt das handlichere Format von 15 Bänden.

Die vierte Auflage, die in den Jahren 1885—90 in 16 Bänden erschien, konnte bereits in mehr als 200 000 Exemplaren abgesetzt werden, und die 5., von 1893—97 erschienene und auf 17 Bände erweiterte gar in 235 000 Exemplaren. Mit dem Ergänzungs- und Registerband und den drei Jahres-Supplementen ergiebt dieses Werk allein die Summe von 5 Millionen Bänden. Nicht viel geringer war der Erfolg der anderen bekannten populärwissenschaftlichen Publikationen dieses Verlages, von denen Brehms Tierleben, in der letzten besonders reich und auch farbig illustrierten Ausgabe in mehr als 200 000 Exemplaren verbreitet, die bekannteste sein dürfte. Nimmt man dazu die verbreiteten Klassiker-Ausgaben und die Sammlung „Meyers Volksbücher“ (die Fortsetzung der alten „Meyerschen Groschenbibliothek“), die Reisebücher, Sprachführer, Litteraturgeschichten, Atlanten, Kalender, nicht zu vergessen das gangbarste aller Verlagswerke, den „Duden“ („Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ von Dr. Konrad Duden, wie's offiziell heißt), der bereits einen Absatz von 540 000 Exemplaren gefunden hat und kürzlich erst wieder in einer neuen, (6.) reich vermehrten Auflage erschienen ist, so begreift man wohl, daß das Bibliographische Institut jährlich für nahezu 1 Million Mark Papier und für 450 000 Mark Farben, Kohlen und sonstige Materialien gebraucht. An Gehältern und Löhnen zahlt es jährlich 850 000 Mark an ca. 650 Angestellte. Die Buchdruckerei des Instituts produziert jährlich im Durchschnitt 120 Millionen Drucke, die Steindruckerei 20½ Millionen, der Satiniersaal 115 Millonen Durchzüge, die Buchbinderei 1 Million Broschüren und 750 000 gebundene Bücher. Dieser ganze riesenhafte technische Apparat, der mit 200 Maschinen verschiedenster Art arbeitet und in einem eigenen Gebäudekomplex von 6600 qm Grundfläche untergebracht ist, dient allein der Herstellung der eigenen Verlagswerke. Dabei ist die „Tägliche Rundschau“, die das Institut zu Beginn des neuen Jahrhunderts angekauft hat, noch nicht mitgerechnet, da sie als einziges Verlagsunternehmen außerhalb (in Berlin) gedruckt wird. Und alle jene Werke sind sämtlich der eigenen Anregung der Geschäftsleiter erwachsen, derart, daß noch nie, außer der Volksbücher-Sammlung, das Bibliographische Institut ein ihm angebotenes fertiges Manuskript erworben hat: „immer ist die Grundidee zu den Büchern zuerst von den Leitern des Instituts gefaßt worden, die sich dann einen ihnen geeignet erscheinenden Bearbeiter gesucht haben.“



Der Urzustand der Menschheit.

Vielfach ist, namentlich auf die Einwirkung der darwinistischen Entwicklungstheorie hin, die Vorstellung verbreitet, als seien die ältesten Menschen so tiefstehende Geschöpfe gewesen, daß im Vergleich zu ihnen ein Wilder von heute, etwa ein Papuaneger oder sonst ein tierischer Kannibale der gegenwärtig am niedrigsten gearteten Rassen, geradezu als hochentwickelter Kulturmensch gelten könnte. Das genaue Gegenteil soll der Fall sein, wie ein Aufsatz von Talcott Williams im Annual Report of the Smithsonian Institution, dem Jahresberichte des berühmten gelehrten Instituts von Washington, ausführt. Nichts sei verkehrter, als von den Wilden der Gegenwart, den afrikanischen, australischen und polynesischen Volksstämmen z. B., auf die Urzustände des Menschengeschlechts zu schließen. Diese, die heutigen Wilden, seien unter dem unglücklichen Drucke äußerer Verhältnisse zu den verkommenen, vertierten Rassen entartet. Beim Urmenschen des Nil- und Euphratthales fanden sich viel günstigere Bedingungen vor: die besten klimatischen Verhältnisse, ertragreicher Boden, ein noch unbevölkertes Land, das den einzelnen Familien und den daraus sich entwickelnden Stämmen eine weite freie Zone darbot, in der sie sich ungestört ausdehnen konnten. So herrschte auch vollkommener Friede über diesen ersten glücklichen Menschen. „Friede, nicht Krieg war der Urzustand dieser ältesten Gemeinschaften.“ Ein gesittetes Familienleben vermochte sich zu entwickeln, dem ein hochausgebildetes Eigentumsrecht entsprang, und die Gottesverehrung nahm einen monotheistischen Charakter an. Erst die fortschreitende Vermehrung der Bewohner einer Zone brachte soziale Reibungen, Kriege, Unterwerfung der Besiegten und Sklaverei. In ihrem Gefolge kam die sittliche und religiöse Verwilderung, und schließlich jener traurige Zustand der Vertierung, den wir an dem heutigen Papuaneger, den Kariben und andern wilden Volksstämmen der Gegenwart kennen. Sie sind die entarteten Nachkommen einst sehr viel höher stehender Rassen. Man brauche übrigens nur die ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen und die prähistorischen Funde bei den heutigen wilden Völkern zu studieren, um zu erkennen, daß die Vorstellung von dem Zustande des Urmenschen als eines „modernen Wilden“ unhaltbar sei.





Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Vom Religionsunterrichte in unsern Volksschulen.

(Vgl. Heft 10, III. Jahrg.)

Vorbemerkung des Türmers.

Der Abdruck der Meyerschen Ausführungen zu diesem Thema hat wiederum mehrfach die Auffassung zu Tage treten lassen, als ob der Türmer mit der Veröffentlichung eines Beitrags auch die Verantwortung für ihn in allen seinen Teilen und bis aufs I-Tüpfelchen übernehmen wolle oder auch nur könne. Diese Auffassung ist eine irrige. Sie beruht auf einer Verkennung der besonderen Aufgaben des Türmers. Wollte er nur solche Beiträge veröffentlichen, mit denen er selbst in allen Punkten übereinstimmt, so würde es ihm nicht nur schwer fallen, seine Seiten zu füllen, sondern er würde auch bald dem Fluche der Einseitigkeit und Engherzigkeit verfallen, dieser Todfeinde aller Wahrheit und gesunden Entwicklung. Wo er sich mit seinen Mitarbeitern eins weiß in der Weltanschauung und in den Zielen, da muß er ihnen schon einige Ellbogenfreiheit in der Darlegung ihrer Ansichten gewähren. Es soll damit ja niemand gezwungen werden, diese Ansichten nun auch unbedingt zu den seinigen zu machen. Den papierenen Anspruch auf Unfehlbarkeit hat der Türmer bekanntlich nie erhoben. Im Gegenteil, er erwartet von seinen Lesern, daß sie an den von ihm aufgeworfenen Fragen selbständig prüfend mitarbeiten, die eigenen Gründe an denen anderer messen und so ihre Anschauungen, je nach dem Ergebnis dieser Prüfung, entweder berichtigen oder befestigen. Der Türmer achtet in seinen Lesern denkende und entwicklungsfähige Persönlichkeiten, denen nicht daran gelegen sein kann, in ihrem Blatte immer nur die eigenen Ansichten mit den sattsam bekannten Gründen wiedergekäut zu finden, die vielmehr auch eine abweichende gern anhören, sofern sie nur geeignet ist, ihr Interesse zu fesseln, ihren Anschauungskreis zu erweitern und vor allem die Sache zu fördern, sei es auch nur durch anregenden und klärenden Meinungsaustausch. Einen solchen hat nun der Türmer bei der Veröffentlichung der Meyerschen Ausführungen über das ebenso wichtige wie viel umstrittene Thema gleich erwartet, und diese Erwartung hat ihn erfreulicherweise nicht getäuscht. Gern sei daher den nachstehenden Einsendungen Raum gegeben:

I.

Herr Meyer-Markau klagt im ersten Teil seiner Ausführungen über „die Ueberbürdung unserer Schuljugend mit religiösem Lehr- und Lernstoffe".*) Die Klage ist nicht unberechtigt, wenn auch die Ueberbürdung lange nicht so arg ist, wie M. thut. Aber wie will Herr Meyer helfen? Er will von seinen 65 biblischen Geschichten A. T.s, wenn ich seinen Vorschlag S. 357 richtig verstehe, ungefähr 12 stehen lassen, d. i. etwas mehr als den fünften Teil, ca. vier Fünftel streicht er. Er macht sich's leicht. Ohne Bedenken giebt er den weitaus größten Teil des alttestamentlichen Unterrichtsstoffes preis. Das hat verschiedene Gründe. Einen Grund deutet er schon S. 346 an. Er meint: „An den Stoffen soll die geistige Kraft geübt werden, das sollte bis auf gewisse Ausnahmen ihr Schulzweck sein". Gewisse Ausnahmen? Ein sehr dehnbarer Begriff! Präzisierung wäre hier sehr vonnöten gewesen. Wie weit ist der religiöse Unterrichtsstoff, besonders auch des A. T., bloß Uebungsstoff? Soweit er's ist, soweit ist eine „Revision", eine Prüfung, die sichere Resultate verlangt, unmöglich.**) Es ist schlechterdings nicht zu verlangen, daß das Kind jedes Lesestück, an dem es seine Lesefertigkeit, jede Rechenaufgabe, an der es seine Rechenfertigkeit geübt hat, im Gedächtnis behalte. Nur schade: Es handelt sich bei der Religionslehre nicht nur um die Uebung des Geistes, sondern vorab um die Ansammlung und Aneignung eines Schatzes von ewigen Wahrheiten, um die Aufnahme eines göttlichen Lichtes (Ps. 119, 105), das dem Empfänger leuchtet in das Dunkel der Sünde, der Vergänglichkeit, des Sterbens, der Ewigkeit. Und da läßt sich Herr Meyer wohl gern daran erinnern, daß die biblischen Wahrheiten, auch soweit sie in den bliblischen Geschichtsbüchern Aufnahme gefunden haben, ewige Geltung und Bedeutung haben, und dies nicht etwa nur nach meiner und so und so vieler anderer Menschen Meinung, sondern nach dem Schriftprinzip unserer sämtlichen evangelischen Kirchen, mögen sie sich uniert oder lutherisch oder reformiert nennen. Die protestantischen Kirchen und die protestantischen Gemeinden sehen eben die Schrift als das besonders geoffenbarte Wort Gottes an, das in seinen Hauptzügen zu kennen zur Seligkeit unbedingt nötig ist.***) Gewiß: Universitätsprofessoren, Pfarrer und Lehrer bestreiten dies. Was verschlägt's? Sie sind nicht die Gemeinden, nicht die Kirchen. Solange die Kirchengemeinschaften an ihrem Schriftprinzip festhalten, hat niemand, auch nicht der Universitätsprofessor, das Recht, ihrer Jugend die biblischen Wahrheiten vorzuenthalten oder gar zu verdächtigen. Wer in dieser Hinsicht etwas auf dem Herzen hat, der sollte sich billigermaßen an die mündigen Vertretungen der Kirchen wenden und zusehen, ob er diese von der Haltlosigkeit des jetzt noch geltenden evangelischen Schriftprinzips zu überzeugen vermöchte, sollte sich jedenfalls versagen, auf dem Wege der Bibelverdächtigung den Bestand der Kirchen zu unterminieren, während er durch sie sein Brot ißt. Nein, trotz Herrn Meyer und trotz so und so vieler anderer Geister, deren starke Seite das Negieren ist, hält bis jetzt die evangelische Gemeinde daran fest: es giebt in der Schrift, und besonders auch im

*) M. weist hin auf die vorgeschriebene Stoffmasse, die, soweit sie einmal angeeignet, fortwährend „präsent" gehalten werden solle, die aber, weil der Lehrer zu wenig erklären könne, den Kindern schädlich und zum Ueberdruß werde u. s. w.

**) Dies wohl die Sehnsucht des Herrn M.

***) Vergleiche die Kirchenordnungen und Bekenntnisschriften.

Alten Testament, eine große Zahl göttlicher Wahrheiten, deren Mitteilung die Gemeinde ihrer Jugend, die Eltern ihren Kindern schuldig sind. Die biblischen Geschichten, die diese Wahrheiten enthalten, sind nicht ausnahmsweise, vielmehr durchgehends — gewiß auch Uebungsstoff fürs religiöse Denken —, aber der Hauptbedeutung nach, daß ich so sage Lebensstoff, den nicht bloß die Kinder, sondern auch die Erwachsenen fortdauernd präsent haben müssen, wenn sie die Prüfungen des Lebens bestehen wollen! Und darum müssen sie von unsern Kindern klar und wahr angeeignet werden. Und darum ist's die unabweisbare, heilige Pflicht der Eltern, Lehrer, Seelsorger, soviel hier Menschen thun können, sich von Zeit zu Zeit zu überzeugen, ob die Kinder das nötige Wissen in diesem Bezug besitzen.*)

Aber die Schwierigkeiten der Vermittelung und der Aneignung der biblischen Stoffe! Sie sollen nicht in Abrede gestellt werden, ebensowenig wie die etwas große Stoffmasse. — Was die altertümlichen Redensarten angeht, so verweise ich auf die Thatsache, daß in der revidierten Bibelausgabe das meiste ausgemerzt ist und die Hoffnung besteht, daß bald alle Landeskirchen die bessernde Hand werden angelegt haben. — Das Lied „Nun danket alle Gott" ist auch von mir schon im vierten Schuljahre wiederholt behandelt worden. Auf solche Schwierigkeiten bin ich jedoch nicht gestoßen wie Herr Meyer, und ich teile auch durchaus nicht die Ansicht, daß dieses Lied für diese Altersstufe (IV. Schuljahr) sich nicht eigne. Weder das Wörtlein „jetzund" (Dialekt: jetzert = jetzt) noch die Wendung „als der ursprünglich war" (Schöpfungsgeschichte!) boten besondere Schwierigkeiten. Ob Herr Meyer oder seine Klasse an jenem (Schultagebuchs-)Tag nicht einen Ausnahmetag gehabt? Es kommt ja überall vor, daß es einmal in einer Stunde nicht „fleckt", um so besser geht's in der nächsten, wenn — der Lehrer vorbereitet ist. — Gewiß: schwierig ist die Erteilung des Religionsunterrichts; wohl kein anderer ist so schwierig. Aber hier muß sich gerade die Kunst der so hoch und so vielfach und mit Recht gepriesenen Pädagogik zeigen. Die zwei von Meyer angeführten Fälle aus der Schulpraxis sind nicht ganz einwandfrei. Haben Eltern und Lehrer die Krankheit des leider verstorbenen Töchterleins rechtzeitig erkannt und berücksichtigt? Es kommt oft genug vor, daß dies nicht geschieht, und daß die armen, kranken Kinder als gesund gelten und darum doppelt leiden. War das Mädchen aber gesund, so hat ihm die kleine Plage nicht geschadet. Nur nicht zu sentimental! Was mühsam erworben ist, ist um so festeres Eigentum. Und dann der Schelm des andern Lehrers. „Er lernte und lernte", gebeugt über das biblische Geschichtsbuch. Diese Art zu lernen ist oft genug ein bloßes Plappern oder Hinstieren aufs Buch. Wenn ich der Vater des Schelms gewesen wäre, hätte ich den Hoffnungsvollen nach seinem genialen Wurf durchgehauen und — besonders als Lehrer — mich dann seiner angenommen, um ihm bei der Vorbereitung zu helfen. Schule und Haus sollen ja, so wird mit Recht gefordert, zusammen arbeiten. — Schwierigkeiten sind da, aber keine unüberwindlichen. Wenn der Lehrer es versteht, sich genau dem Auffassungsvermögen seiner Schüler anzupassen, und nicht Dinge von der obern Stufe in die mittlere oder untere bringt, so wird etwas Tüchtiges erreicht. Was insbesondere den biblischen Geschichtsunterricht betrifft, so be-

*) Vgl. Luthers kurze Vorrede zum großen Katechismus; dann Joh. 21, 16.

greife ich nicht, wie man bei der jetzt allgemein geltenden Methode (Nicht auswendiglernen, sondern frei nacherzählen, nur göttliche Aussprüche ad verbum!) von unüberwindlichen Schwierigkeiten reden oder gar schreiben kann. Man wolle nur nicht alles erklären, und besonders vermeine man nicht, alles erklären zu können im Religionsunterricht, vorab in den obern Klassen. Aber halt! Es ist ja nach Herrn Meyer „eine Scheinwahrheit, beim Kind werde dasjenige, was es in der Schule noch nicht versteht, späterhin im Leben doch sicher wirken." Das ist nun leicht bestritten von Herrn Meyer, aber ohne Beweis. Er sagt bloß: „Der Weg zum Herzen führt auch beim religiösen Unterricht durch den Kopf, soll anders nicht religiöse Gefühlsduselei bei der Jugend groß gezogen werden. Die psychologische Wissenschaft macht mit ihren Lehren auch vor der religiösen Unterweisung nicht Halt; sie umfaßt das ganze (!) Werden (!) und Sein des menschlichen Geistes." Ei, ei, Herr Meyer hat ein großes Rätsel gelöst. Er sagt uns, wie es von der Aperzeption aus zu klaren Begriffen kommt. Die Psychologen aller Lehrstühle Deutschlands werden ihm dankbar sein, wenn er ihnen über seinen Fund Näheres mitteilt. Bisher nämlich sagen die Psychologen ganz vernünftig: Die drei Vermögen des menschlichen Geistes, Denken, Fühlen, Wollen, sind unzertrennlich. Kein Denken ohne gleichzeitiges Fühlen und Wollen, kein Fühlen ohne gleichzeitiges Denken und Wollen, kein Wollen ohne gleichzeitiges Denken und Fühlen! Wie aber der vollständig geklärte Begriff fertig wird, das ist ein Rätsel. Es ist nicht zu unterscheiden, welche der drei Geistesfunktionen bei der Begriffsbildung in jedem einzelnen Falle vorwiegt. Auch Herr Meyer wird darüber nichts Näheres beibringen können. Jedenfalls kann man Wörter und Worte haben und doch sie eine Zeit lang nicht oder nicht ganz verstehen. Das ist eine ganz allgemeine Erfahrungsthatsache. Herr Meyer nennt die Gebete, die er in der Schule lehren muß, unverstandene Beschwörungs- und Zauberformeln. Das ist meinem Gefühl nach ungehörig. Fast will es scheinen, als ob's Herrn Meyer prinzipiell nicht passe, seine Kinder Gebete zu lehren. Meine Erfahrung, die ich hiermit derjenigen von Herrn Meyer entgegensetze, geht dahin, daß die Kinder der Volksschule fast nichts leichter lernen als gute Gebete.

Im zweiten Teil seines Artikels spricht Herr Meyer vom „rachesüchtigen Judengott", von der Aenderung alttestamentlicher Geschichtsbilder in unsern Lehrbüchern, beruft sich zur Stütze seines abfälligen Urteils übers Alte Testament auf einige Autoritäten, klagt über das Zuviel an alttestamentlichen Geschichten (mehr als bei den Juden selbst!), insbesondere über die 300 fremden (hebräischen) Namen, befürchtet einen zu starken Einfluß des Jüdischen auf Christenkinder und schlägt zum Schluß noch eine Anzahl von Geschichten Alten Testaments zur Behandlung vor, die doch noch treffliche ethische Momente enthalten.

Auf Autoritäten beruft sich Herr Meyer. So ist's wohl auch mir gestattet, um so mehr als ich eine bedeutendere Autorität namhaft mache. Wer sind Arthur Schulz, Schleiermacher, Professor Max Müller, Oberpfarrer Dr. Kratzer, Professor Beyschlag? Menschen sind's, die allesamt irren können. Schulz kann „keinen stichhaltigen Grund" für die Beibehaltung der alttestamentlichen Geschichten finden. Schleiermacher bestreitet das Vorhandensein eines auserwählten Volkes vor Gott (vgl. dazu 1. Petr. 2, 9: ihr seid das auserwählte Volk ...). Müller bezeichnet eine Behauptung als Ketzerei, die noch kein christlicher Theologe gemacht. Oder wer hat je behauptet, daß Gott sich keinem andern

Volke als den Juden geoffenbart habe (vgl. die sog. allgemeine Offenbarung!)? Dr. Kratzer argumentiert: die Juden sind trotz ihrer Hebräerbibel nicht empfänglich geworden für das Christentum, folglich können nicht-israelitische Schulen die Hebräerbibel entbehren (vgl. das Kapitel über den freien Willen des Menschen gegenüber der Gnade). Beyschlag, den Herr Meyer noch anführt, spricht nicht gegen das Alte Testament in der Schule. Herrn Meyers Wissenschaft macht Halt, Halt vor den Autoritäten, die ihm passen und genehm sind. Die Autorität, auf die ich mich berufe, ist — der Herr Christus. Er sagt (Joh. 5, 39): Suchet in der Schrift, und meint mit dieser Schrift nichts anderes als die Hebräerbibel. Als zwölfjähriger Knabe hörte er die Lehrer im Tempel und fragte sie, doch wohl über Worte aus den hl. Schriften des Alten Testaments (Luk. 2). Sollten diese Stellen auch schon Herrn Meyer kritisch verdächtig sein, so berufe ich mich auf einen Mann, der Christi Geist hatte (Gal. 2, 20 und viele a. St.), auf den Apostel Paulus. Der schrieb dem Timotheus (2. Tim. 3, 15—18): weil du von Kind auf die hl. Schrift weißt u. s. w., und meint mit der hl. Schrift — die Hebräerbibel. Die edlen Jüdinnen und Juden zu Beröa forschten (unter des Paulus Anleitung, ob sich's also hielte ...), in der Schrift, d. i. in der Hebräerbibel. Wie oft beruft sich Paulus auf alttestamentliche Vorgänge und Dinge, Röm. 5 auf Adam, Röm. 4 auf Abraham, 1. Kor. 10 auf den Durchgang durchs Meer u. a. Diese Autorität Christi und seines Geistes gilt mir mehr als alle andern, und seien es akademische Namen, und seien es Männer von berühmten Namen. Das Alte Testament führt zu Christo. Ohne das Alte ist das Neue Testament nicht zu verstehen. Ich könnte mich noch auf viele Männer der Wissenschaft berufen, z. B. auf Cremer, der in seinem biblisch-theologischen Wörterbuch*) so herrlich nachweist, wie die ganze neutestamentliche Sprache mit derjenigen des Alten Testaments zusammenhängt und sie so wunderbar fortbildet. Ich versage mir's. Genug: Christi Autorität spricht sich fürs Alte Testament aus. Letzteres verwerfen, heißt wider Christum sein.

Eine andere Frage ist nun die, was aus dem durch Christi Autorität geheiligten Alten Testament für den christlichen Religionsunterricht in der Volksschule sich eignet. Es reicht natürlich der Raum nicht, diesen wichtigen Punkt hier wissenschaftlich zu behandeln. Nur im allgemeinen kann gesagt werden: Alle Hauptgeschichten, die den Anfang und Fortgang der göttlichen Heilsoffenbarung darthun, sind in der Volksschule zu lehren und sind so ziemlich in allen bisherigen biblischen Geschichtsbüchern berücksichtigt. Dies zu fordern ist nicht sowohl Sache der sog. Theologen, das ist das heilige Recht der christlichen Gemeinde, in deren Dienst die Professoren der Gottesgelehrtheit, die Pfarrer und bis jetzt auch noch die Lehrer stehen. Wer dieses Recht der christlichen Gemeinde antastet, versündigt sich an ihr und thäte besser, ihren Dienst zu quittieren. — Aber Herr Meyer klagt: Unsere Christenkinder verrohen durch die schauerlichen Mordgeschichten des Alten Testaments, sie werden fast zu Juden gemacht! Die schreckliche Rachsucht des Judengottes! Was Herr Meyer so nennt, ist nicht verwerfliche Leidenschaft, sondern der heilige Zorn des Allmächtigen, der heute noch lebt und sich von verstockten, unbußfertigen Sündern nicht spotten läßt. Gott

*) Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität von D. Hermann Cremer. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.



richtet seine Strafe je nach der Schuld ein. Die mörderischen Aegypter werden von ihm bis hinauf zum König durch Tod und Todestrauer gestraft. Gottes Gerechtigkeit trifft den seelenverderbenden Götzendienst der 3000 Verstockten am Sinai; sein heiliger Zorn erreicht die blutdürstigen Amalekiter noch nach Jahrhunderten. Wahrlich, es gehört schon viel dazu, den tiefen Ernst, den diese Thatsachen atmen, ins Gegenteil zu kehren. Herr Meyer beruft sich darauf, daß Gott die Liebe ist, und streicht die Gottesvorstellung eines Christenmenschen heraus. Nun, Christus selbst schildert uns Gott als den zornigen Richter (Matth. 18, 21. 22. Luk. 24), und Paulus sagt: Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten (Röm. 18). Moderne „Christen“ wissen's zwar besser als Paulus, ja als Christus, und machen sich einen Gott nach ihrem Geschmack: sie sind Götzenmacher; ihr Gott ist ein Gedankengötze. Sollen wir unsere Kinder nicht auf den heiligen Zorn Gottes hinweisen? Wahrlich, wir schulden es ihnen im Hinblick auf Christum gerade um der richtigen Gottesvorstellung willen.

Andere Aeußerungen von Herrn Meyer in diesem Zusammenhang lassen auf eine seinerseitige, höchst merkwürdige Verwertung alttestamentlicher Geschichten im Unterricht schließen. 1. Mos. 18 erzählt die liebliche Geschichte des Besuchs der drei Männer in Mamre, an denen Abraham die lichte, gegenwärtige Herrlichkeit Gottes erkennt. Meyer nimmt Anstoß daran, daß sie mit Abraham aßen, als ob er's wüßte, daß es keine Engel Gottes giebt, die einmal menschliche Leiber annehmen und an menschlichem Mahle teilnehmen können. In der Geschichte von Isaaks Opferung erblickt er eine geringe Wertung des Menschenlebens, während sie das gerade Gegenteil darthut. Die drei Spieße in der Brust Absaloms zeigen jedem die Erbitterung eines königstreuen Kriegsmannes gegen den eiteln, ehrgeizigen, rebellischen Königssohn; nur Herr Meyer benutzt sie, wie's scheint, als Mittel, Kindesgehorsam zu erzielen, während sie doch nur vom Ungehorsam abschrecken. Daß die Bilder und Geschichten von Joseph, Jakob, Samuel u. s. w. in den biblischen Geschichtsbüchern umgeprägt seien, ist einfach unrichtig, wenn auch Herr Meyer mit noch so wissenschaftlichem Anstrich sich auf die historische Wahrheit beruft. O, möchten doch alle Religionslehrer sich die Mühe geben, die perhorreszierten Geschichten des Alten Testaments in ihrem biblischen Zusammenhang und in ihrer göttlichen Tiefe zu erfassen, so würden sie in ihrem Unterricht auch den großen Segen derselben erfahren. Ich hatte das Glück, bei meinem Vater den Volksschulunterricht zu empfangen. Das waren unsere herrlichsten Stunden, wenn der liebe Mann — er unterrichtete damals eine allklassige Knabenschule*) — uns die biblischen Geschichten, besonders auch des Alten Testaments, erzählte. Da saßen wir Buben wie angemauert, da flossen auch manchmal Thränen der Rührung, da ballten sich hin und wieder die Fäuste. Oft genug haben wir am Ende der Stunde die neu aufgegebene Geschichte gekonnt, und wenn ein Gotteswort auswendig zu lernen war, so war dies für die nächste Stunde spielend, weil gern, bewältigt. Ja, spielend sind wir da mit den hebräischen Namen bekannt geworden, die Herrn

*) ca. 70 Schüler aller Schuljahre: eine ungleich schwierigere Arbeit als diejenige in einem Schuljahr.



Meyer so sehr im Magen liegen. Und von der von Meyer so gefürchteten Verjudung ist bis heute keine Spur unter uns Schülern zu finden, sondern wir sind gute, vaterlandsliebende Deutsche geworden, eben mit durch einen guten Religionsunterricht. Ja, in der christlichen Religion belehren, in der biblischen Geschichte unterrichten, das kann nicht jeder! Aber wie gesagt: Hier, du hochberühmte Kunst der Pädagogik, bewähre dich!

Schwierigkeiten sind da. Aber durch ernste, gründliche Vorbereitung und pädagogischen Takt lassen sich dieselben überwinden. Stoffüberfülle ist da. Aber sie kann und darf nur dadurch beseitigt werden, daß man an der Zahl der Katechismusfragen, Lieder und Gebete Abstriche vornimmt. Das genuin Biblische muß den Vorrang behaupten im evangelisch-christlichen Religionsunterricht.

Auch in Bezug auf die Lokalschulaufsicht befindet sich Herr Meyer in merkwürdigem Irrtum. Er meint, die Kirche, die Theologen beanspruchten das Aufsichtsrecht. Das stimmt wenigstens nach bayrischen Begriffen durchaus nicht. Nach unserer Verfassung muß der Pfarrer jene Aufsicht führen. Sich dessen weigern heißt aufs Pfarramt verzichten. So wurden die pfälzischen protestantischen Pfarrer beschieden, als sie in den 70er Jahren um Entbindung von der Lokalschulinspektion eingekommen waren. Bei welcher Art der Inspektion übrigens der Lehrer mehr zum „Instrument", zum „Automaten" herabsinkt, bei der „geistlichen" oder der „fachmännischen", bleibt abzuwarten. Aber möchten die Lehrer, besonders die, die sie wünschen (— ich kenne auch solche, die sie auf Grund gemachter Erfahrungen nicht begehren!), recht bald ihre Fachaufsicht bekommen. Am meisten ist dann der Kirche gedient.

Pfarrer **Otto Fr. Vogelgesang-Zell** (Pfalz).

* * *

II.

Der Aufsatz: „Vom Religionsunterricht in unsern Volksschulen" enthält neben vielen beachtenswerten Gedanken, z. B. dem Widerspruch gegen die Stoffüberbürdung und die Aufsicht durch fachlich nichtgebildete Inspektoren, doch manches schiefe Urteil und einige Uebertreibungen. Sollten die biblischen Geschichten wirklich nur „geistiges Klettergerüst" sein? Sie sollen den Kindern ewige Wahrheiten klar machen, welche sie in ihrem ganzen Leben bedürfen. Und da es bei religiös-sittlichen Lehren nicht darauf ankommt, sie einmal zu erkennen, sondern darauf, daß man sie immer von neuem wieder eindrucksvoll vor Herz und Gewissen gestellt bekommt, so dürfen die biblischen Geschichten und Sprüche nicht vergessen werden; sie sollen nicht nur acht Schuljahre, sie sollen bis zum Tode präsent bleiben — oder man hat sie umsonst gelernt. Ich habe daher noch mehr Grund als der Verfasser, auf Verringerung der Zahl der zu lernenden Geschichten und Sprüche zu dringen. Die Beschreibung des Herrn Verfassers vom Elend der Kinder, die unter Thränen und Aengsten sich plagen, um ihren religiösen Memorierstoff zu bewältigen, kann vom Vorwurf nicht frei gesprochen werden, daß sie die Farben etwas zu stark aufträgt. Als Kind eines Landpfarrers, habe ich selbst die Volksschule fünf Jahre lang besucht. Ich wüßte nicht, was wir Kinder lieber gelernt hätten als biblische Geschichten, ja ich entsinne mich genau, denn die Eitelkeit hat ein gut Gedächtnis, daß ich, obgleich keiner der Allergescheitesten, die Geschichten und Katechismus-

stücke der nächst höheren Stufe, die im selben Klassenzimmer unterrichtet wurde, teils vom bloßen Hören, teils freiwillig aus Interesse, vielleicht auch Eitelkeit, gelernt hatte. Nichts lernen Kinder lieber und leichter als Geschichten, drum sind ihnen selbst 133 Geschichten in acht Jahren nicht zu viel, d. h. 17 in einem Jahr! Trotzdem bedarf besonders der Spruchschatz einer starken Kürzung, denn hier gilt das Wort: „Weniger wäre mehr gewesen!“ Hundert Kernsprüche höchstens sind mehr wert als 337! Das Wochenpensum, das der Herr Verfasser veröffentlicht, ist freilich — haarsträubend, aber es ist mir auch völlig unbegreiflich, wie diese Summe von Memorierstoffen herauskommen kann. Man rechne nur einmal aus, daß nach diesem Pensum ja in einem einzigen Schuljahre über 120 Geschichten und etwa 300 Sprüche, Liederverse und Katechismusstücke verarbeitet werden müßten!! Also soviel etwa, wie hier alle acht Schuljahre zusammen vorgeschrieben ist! Dazu bedenke man, daß von den vier Geschichten und elf Memorierstücken mindestens die Hälfte zum zweiten, vielleicht dritten Male wiederholt wird. Ich kenne es nicht anders, als daß für eine neue Geschichte wenigstens zwei Stunden zur Verfügung stehen, abgesehen von ganz leichten. Was den Herrn Verfasser zu der bitteren Bemerkung über die Zauberwirkung der „Sprache Kanaans“ auf Beförderung veranlaßt, weiß ich nicht, bei uns in Hessen ist mir dergleichen nicht bekannt.

„Es ist eine Scheinwahrheit, beim Kind werde dasjenige, was es in der Schule noch nicht verstehe, späterhin im Leben doch sicher wirken.“ Auch dem muß widersprochen werden. Ich weiß aus meiner eigensten Erfahrung, daß mir manches Bibelwort in der Schule unverstanden blieb, nicht durch Schuld des Lehrers, einfach, weil es über mein kindliches Fassungsvermögen ging, bis es durch die geeignete Lebenslage, oft plötzlich, wie mit einem Scheinwerfer, sein klares Licht erhielt. Seitdem verstehe und schätze ich das Wort Jesu: „Der heilige Geist wird euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe“, „wird euch in alle Wahrheit leiten“. — „Der Weg zum Herzen führt bei allem, auch beim religiösen Unterricht durch den Kopf“ — nein, nicht immer, gerade bei religiösen Wahrheiten gilt oft das Umgekehrte: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Selbstverständlich entbindet uns Lehrer das nicht von der Pflicht, alles so klar wie möglich zu machen, aber wir müssen uns dessen bewußt bleiben, daß unsere Arbeit Saat auf Hoffnung bleibt. Wenn Jesus gesagt hat: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren“, wenn Er also verzichtet, alles verständlich zu machen, und von Petrus verlangt, er solle auch eine unverstandene Handlung sich gefallen lassen, so werden wir nicht über den Meister sein wollen. Oder sollen wir Wahrheiten, deren Tiefen und Tragweiten wir den Kindern nicht erschließen können, deshalb aus der Schule verbannen? Daß hieße sie unserm Volke überhaupt vorenthalten! „Die hl. Schrift ist ein Wasser, darin ein Lamm gehen und ein Elefant untergehen kann“ — das dürfen wir beim Unterricht nie außer acht lassen.

Ganz ernstlich muß ich dem Herrn Verfasser wegen seiner Ausweisung der Kirche aus der Schule widersprechen. Aut Caesar, aut nihil. Entweder ist die Religion das beherrschende, alles durchdringende und läuternde Moment im Leben, dann natürlich auch in der Erziehung, in der Schule, oder sie ist's nicht — dann ist sie nicht mehr Religion! Das ist doch das Allertraurigste, wenn der Religionsunterricht so nebenher geht als ein Fach neben den anderen; dann wirkt

er gar nichts, wenn nicht auch im Deutschen, in der Geschichte, ja der Geographie und Naturgeschichte das religiöse Moment zum Durchbruch kommt. Wie denkt sich der Herr Verfasser sein Ideal: die „sittliche Erziehung der Jugend ohne religiöse Unterweisung". Das giebt es ja überhaupt nicht. Irgend eine Weltanschauung muß doch in all den Lesestücken, in der Besprechung der Geschichte, der Menschen und ihrer verschiedenen Religionen, in der Betrachtung der Natur zum Ausdruck kommen! Und wenn nicht die christliche, dann eben eine antichristliche! Wer nicht im christlichen Sinne unterrichtet, der unterrichtet damit schon im widerchristlichen Sinne. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!" Neutralität giebt's hier nicht. Also, um das Beispiel des Herrn Verfassers zu nehmen, in Frankreich werden die Kinder angeblich religionslos, d. h. damit schon irreligiös erzogen in der Schule und daneben religiös durch ihren Geistlichen — d. h. also in zwei verschiedenen Religionen. Die Erfahrungen sind denn auch traurig genug, wir brauchen sie gar nicht mehr abzuwarten, wie der Herr Verfasser meint.

Bei seinen Erwägungen über das Alte Testament widerfährt dem Herrn Verfasser ein seltsamer Widerspruch. Eigentlich mehr poetisch als treffend schildert er die Eltern, die ihre Kinder die alten bekannten Geschichten lernen hören. „Alte liebe Erinnerungen steigen vor ihrem geistigen Auge empor aus längst vergangenen Tagen, und goldiger Sonnenschein umschimmert die alte traute Geschichte." Und drei Seiten zuvor lasen wir doch mit Entsetzen, wie diese Eltern einst als Kinder — oder war's zur Zeit der Regulative etwa besser? — sich unter Thränen und Aengsten mit den bösen Geschichten „abrackerten, daß es zum Steinerbarmen" war! Wie reimt sich das? Der Herr Verfasser beweist uns hier unwillkürlich selbst, daß seine Schilderung des Kinderjammers doch wohl nicht ganz zutreffend ist. Doch zur Hauptsache, der angeblich „gefühlstötenden Grausamkeit" mancher alttestamentlichen Geschichten. Darüber kann nur die Erfahrung entscheiden. Ich habe von dieser Wirkung an mir nie etwas verspürt, auch noch nie von irgend jemand diese Klage aus seiner Erfahrung heraus gehört. Die Mission hat doch auch nicht gerade die Erfahrung gemacht, daß ihre von Natur und durch 1000jährige Gewöhnung zur Grausamkeit neigenden Völker durch diese Geschichten der Bibel verroht seien, wohl aber die gegenteilige! Und sind etwa die christlichen Völker, die diese Geschichten doch alle eingeimpft bekommen, roher als die nichtchristlichen? Und innerhalb der Christenheit, kommen nicht bei denen gerade die Roheiten vor, die an diese Geschichten nicht mehr glauben? Sind die Buren, die ihre geistige Nahrung fast einzig aus dem Alten Testamente entnehmen, etwa besonders gefühlsroh? Ich glaube, die Roheit liegt bei dem glaubenslosen Gesindel der englischen Armee! Jesus weiß auch nichts von diesem blutleeren Rationalismus. Wie würden seine Worte nach dem Maßstab des Herrn Verfassers beurteilt werden müssen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", oder „dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist"? Wie seine Tempelreinigung mit der Peitsche und sein Wehe über die Pharisäer? Es kommt doch auf den Grundgedanken an, und der ist bei Jesu, wie bei Elias, Tötung der Erstgeburt, Bestrafung der Völker — die Sünden strafende Gerechtigkeit Gottes. Wie kann man die nur zur gemeinen Rachsucht stempeln?! Und wenn die alttestamentlichen Geschichten Gott als Rächer alles Bösen die Strafe in die

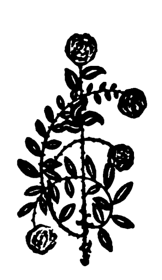
Hand nehmen oder durch Menschen ausführen lassen, so liegt darin das Gegenteil von Aufforderung zur Rachsucht, wie der Verfasser meint, nämlich: „Du sollst nicht rachgierig sein“ (3. Mos. 19, 18). „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr“ (5. Mos. 32, 35). Die Unvollkommenheit alttestamentlicher Gottesauffassung und zum Teil auch Sittlichkeit soll nicht bestritten werden, aber man setze das Alte Testament nicht künstlich herab und vergesse nie, wie Jesus es hoch verehrt hat trotz seiner Kritik daran. Daß das Alte Testament selbst das Verhalten des Elias nicht billigt, als er die 450 Baalspriester umbringen läßt, zeigt doch 1. König. 19 die Offenbarung Gottes im stillen, sanften Sausen, nicht in Feuer, Sturm, Erdbeben! Also nicht der „rachsüchtige Judengott, der durch Ströme von Blut watet“. Dieser Ausdruck von dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Jesus seinen Vater nennt, muß jeden Christen verletzen. Hätte nicht Jesus mit seinem feineren sittlichen Gefühl, als selbst die modernsten Theologen und Bibelkritiker haben, diese angebliche blutdürstige Grausamkeit Jehovahs rügen müssen? Wenn die Opferung Isaaks, wo „ein Vater zum Messer greift, um seinen Sohn zu schlachten“, verrohend wirkt, wie dann erst die detaillierte Erzählung der überaus rohen Behandlung Christi durch die Kriegsknechte, vom Anspeien bis zur grausen Kreuzigung? Wer hat je dadurch den Antrieb empfangen, seinen Nächsten ebenso zu behandeln? Sollen wir sagen: Fort mit diesen blutigen Geschichten? Fort auch dann mit E. M. Arndts rachgierigem Lied vom Gott, der Eisen wachsen ließ, fort mit dem abscheulichen Gedicht des Matthias Claudius vom Riesen Goliath! Wird darin nicht der Mord verherrlicht?

Der Herr Verfasser stellt es einfach als historische Wahrheit hin, Joseph sei ein Bauernverknechter und Kornwucherer gewesen. Das sind doch bis jetzt nichts als die Hypothesen eines Teils der alttestamentlichen Kritiker, Hypothesen, deren es so viele giebt als Professoren der alttestamentlichen Theologie, und noch einige mehr, die heute aufgestellt, morgen verworfen werden, deren jede wider die andere ist. Solche Vermutungen, über welche die Untersuchung noch lange nicht abgeschlossen ist, als historische Wahrheiten hinzustellen (zumal vor einem Publikum, das wohl meist in alttestamentlicher Kritik kein Urteil haben dürfte), ist nicht wissenschaftlich und gegen das Alte Testament ungerecht. Gilt denn bezüglich Davids das Urteil Jesu gar nichts, hält man denn Ihn und die Schriftstelle des Alten Testaments für so beschränkt und sittlich stumpf, daß sie die Schlechtigkeit Davids, dessen Fehltritte sie doch so gut kennen wie wir, nicht herausgefühlt hätten? Wollen wir in dieser Sache, die nicht ein historisches, sondern ein Urteil des sittlichen Feingefühls ist, uns über Jesum stellen? Wer das kann, der thue es. Nein, Jakob wie David sind trotz schwerster Fehltritte, welche das Alte Testament in seiner Wahrhaftigkeit — auch ein Zeichen seines hohen sittlichen Standes — nicht verschweigt, dennoch Männer nach dem Herzen Gottes, weil sie sich von Gott züchtigen lassen, ihr Unrecht einsehen und von Herzen bereuen. Mit welchem Recht verweigern wir David den Maßstab, den Jesus den Zöllnern und Sündern zugestand? Mit demselben Rechte, mit dem Jesus den Zöllner und den verlorenen Sohn als Muster hinstellt, darf das Alte Testament und der christliche Unterricht David und Jakob als Muster von Menschen hinstellen, die sich durch die nachgehende Liebe Gottes suchen und zurückbringen lassen. Ist doch der Weg, den wir sündige Menschen alle gehen müssen, der Weg Davids durch die Buße zur Gnade. Darum erscheint es schließlich als

eine verkehrte Gegenüberstellung, wenn der Herr Verfasser sagt: „In welcher deutschen Schule werden wohl 68 deutsche Geschichten gelernt gleich 68 jüdischen, die unsere Kinder lernen müssen?“ (Nebenbei nur 65!) Wir lassen doch die Geschichten — es ist beinahe trivial, das zu sagen — nicht lernen, weil sie jüdische sind, sondern weil es keinen Unterrichtsstoff giebt, der so überaus klar und entschieden religiös gestimmt ist, alles auf Gott bezieht, der so frappierend Gottes Strafe und Lohn zeigt, wie es für Kinder nötig ist, und das alles in einer dem kindlichen Gemüt so anheimelnden Sprache und seiner Fassungskraft so naheliegenden Form der Familiengeschichte und weil die ganze alttestamentliche Geschichte auf Christus hinzielt. Mag dagegen reden, wer will, Jesus sieht sich als Erfüllung des Alten Testaments an. Weil wir die Kinder durch das Gesetz zum Evangelium, zu Christo führen wollen auf dem Weg, den Gott nun einmal mit der Menschheit zu gehen für gut befunden hat, darum können wir das Alte Testament nicht entbehren. Ich denke, von der Pädagogik Gottes darf auch selbst die Pädagogik des 20. Jahrhunderts noch lernen. Wahrlich, wir müßten Geschichten wie die alttestamentlichen erfinden, wenn wir sie nicht hätten, nicht als ob alle alttestamentlichen Geschichten erzieherisch brauchbar wären. Meine Absicht war, nur zu zeigen, daß der Geist des Alten Testamentes nicht so ist, wie ihn der verehrte Verfasser des Artikels vom Religionsunterricht schildert. Die ganze Bildung Jesu und seiner Apostel — woher stammte sie? Lediglich aus dem Alten Testamente! Nun, wenn unsere Kinder durchs Alte Testament so werden wie die oder nur ganz von fern so, dann wollen wir Gott danken, daß er uns neben dem Neuen Testamente auch das Alte erhalten hat. —

Dem Türmer wünscht weiterhin Gottes Segen

Aug. Ehringhaus,
Pfarrer und Religionslehrer (an der Oberrealschule zu Fulda)
und dankbarer Leser des Türmers.





Eine hässliche Zeitkrankheit. — Wie die Majestät beleidigt wird. — Der Gummischlauch im Dienste der Wahrheit. — Jugend und Korpulenz. — Die verkannte Wanze. — Der junge Mann, mit Namen Levi. — Aus deutscher Seele.

Ein eigentümlicher Wahn, vor dem ich schon öfter warnen zu müssen glaubte, ist die in vielen Köpfen spukende fixe Idee, als könnten sämtliche Uebel der Welt durch Gesetze bekämpft werden. Wo immer ein latenter Schaden besonders peinlich nach außen tritt, ein krankhafter Zustand ein besonders häßliches Symptom zeitigt, da ertönt sofort der Ruf nach dem Gesetzgeber. Der allein kann helfen, Selbsthilfe ist aus der Mode gekommen. Und die Gesetzgebungsmaschine arbeitet denn auch mit Dampf. „In der ersten Hälfte des letzten Jahrzehnts", stellt der bekannte Dr. Jastrow fest, „schwankte die Stärke der Preußischen Gesetzsammlung und des Reichsgesetzblatts zwischen drei und sechs Centimeter, in der zweiten Hälfte zwischen sechs und neun Centimeter. Man braucht den ganzen Stoff der Gesetzgebung nur einmal an sich vorüberziehen zu lassen, um sich zu sagen: dieser Massenfabrikation kann niemand mehr mit Interesse folgen. Die heute im Mannesalter stehende Generation, die in den früheren Zeiten ruhigen und intensiven Arbeitens Interesse gewonnen hat, wird es in gewissem Umfange noch behalten. Die junge Generation aber wächst von vornherein in der Anschauung auf, daß das Dinge seien, denen sie nicht folgen kann. Alle, die mit der heutigen Gesetzgebung unzufrieden sind, sind auf dem Irrwege, wenn sie bessere Gesetze verlangen. Was uns zunächst not thut, wäre eine Zeit mit weniger Gesetzen."

Aber nicht nur in der Sucht nach neuen Gesetzen äußert sich diese epidemische Aufgeregtheit, sie offenbart sich nicht minder bezeichnend in der Empfindlichkeit und Reizbarkeit, mit der wir auf die Stöße und Widerwärtigkeiten in unserem Gemeinschaftsleben reagieren. Jeder Verdruß, jeder kleine Verstoß gegen unser Rechts- und Staatsbürgerbewußtsein muß durch den Staats-

anwalt womöglich „blutig gerochen“ werden. Für diese eigenartigen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens hat nun einer unserer namhaftesten Strafrechtslehrer, Professor Hermann Seuffert in Bonn, den Krankheitserreger gefunden und ihm den Namen „kriminelle Nervosität“ gegeben. In einem Vortrag über „Die Bewegung im Strafrecht während der letzten dreißig Jahre“, der im Verlage von Zahn & Jaensch in Dresden als Broschüre erschienen ist, weist Professor Seuffert angesichts der geplanten Reform unserer Strafgesetzgebung auf diesen schädlichen, unser öffentliches Leben vergiftenden Bazillus hin. Er führt darüber folgendes aus:

„Die Zahlen der Kriminalstatistik werden nicht bloß durch die Handlungen beeinflußt, welche nach den Gesetzen als Verbrechen und Vergehen erscheinen, sondern auch durch die Empfindlichkeit derer, denen gegenüber die Handlungen vorgenommen werden, und derer, die von ihnen Kenntnis bekommen. Die Empfindlichkeit des Publikums ist von Einfluß, sowie das Bestreben, Widerwärtigkeiten und Gegnerschaften mit dem Mittel der Strafe zu bekämpfen und zu überwinden. Ich bin bei der kriminellen Reizbarkeit oder Nervosität angelangt.

„Rechnet man die Fälle, in welchen die Staatsanwaltschaften das Verfahren einstellen, und die, in welchen sie ohne weiteres Verfahren Anträge und Anzeigen zurückweisen, zusammen, so ergeben sich weit mehr als 50 Prozent Ablehnungen der Klagestellung gegenüber den vom Publikum gegebenen Anregungen. Leider nötigt unsere Strafprozeßordnung die Staatsanwaltschaften, jeder Anzeige Folge zu geben, wenn genügender Verdacht einer strafbaren Handlung vorgebracht wird. Die Staatsanwaltschaften dürfen bei vorhandenem Verdachte die Verfolgung nicht ablehnen, wenn ihnen die Verfolgung auch noch so unangemessen erscheint und die Annahme noch so begründet ist, daß die Ermahnung des Staatsanwaltes den Ermahnten vor weiterem Abweichen von der Bahn des Rechts bewahren würde. Wenn trotzdem die Staatsanwaltschaften in mehr als der Hälfte der Fälle von der Klage Abstand nahmen und in mehr als 300000 Fällen jährlich die Anregung zur Verfolgung ablehnten, so ist das ein nicht erfreuliches Zeichen für die Rach- und Denunziationslust des Publikums — für die Zunahme der kriminellen Nervosität. Das Zeichen findet eine Bestätigung und Verstärkung in der betrübenden Zunahme der Beleidigungsklagen, die in 16 Jahren von 51289 auf 73121 angewachsen, und in den Anträgen und Klagen wegen leichter (nicht gefährlicher) Körperverletzung, die von 21277 auf 36645 gestiegen sind.

„Einen in die Augen springenden Beleg für die kriminelle Reizbarkeit des Publikums liefert die bekannte und oft erwähnte Mitteilung von Starke über Majestätsbeleidigungsprozesse in Preußen während der 25 Jahre von 1854—1878. Die Untersuchungen wegen Beleidigung des Landesherrn in den Jahren 1854—1878 bewegten sich zwischen 60 (1857) und 375 (1866,

Opposition gegen den Krieg?). Durchschnittlich wurden in den 24 Jahren 148,25 Untersuchungen jährlich wegen Majestätsbeleidigung eröffnet. Im Attentatsjahre 1878 vermehrte sich die Zahl der Majestätsbeleidigungsprozesse um mehr als das Dreizehnfache und erreichte die Höhe von 1994 Prozessen. Es mag sein, daß manches unnütze und bedenkliche Wort aus Anlaß der Attentate gesprochen wurde, aber es ist ausgeschlossen, bei dem preußischen Volk eine Herzenshärte und Roheit anzunehmen, welche angesichts des Kranken- und Schmerzenslagers Kaiser Wilhelms I. die Zahl der gegen ihn begangenen Beleidigungen verdreizehnfacht hätte. Aus der erhöhten Reizbarkeit im Publikum heraus hat ein Denunziant dem anderen die Klinke an der Thür der Staatsanwaltschaft in die Hand gegeben."

Professor Seuffert weist dann darauf hin, daß in Norwegen wegen Majestätsbeleidigung nur auf Befehl oder mit Zustimmung des Königs vorgegangen werden darf, und daß das italienische Strafgesetzbuch im Artikel 124 die Verfolgung von der Ermächtigung des Justizministers abhängig macht. Die italienische Einrichtung erscheint ihm nachahmenswert. „Der ganze Zug unserer Zeit," so schließt der beherzigenswerte Vortrag, „geht nach Staatshilfe. Und überall soll die Strafhilfe im Hintergrunde stehen. Das ist keine erfreuliche Erscheinung! Die Strafe soll Arznei sein gegen Schädlichkeiten, die das Gemeinwohl bedrohen! Im Uebermaß angewandt, wird die Strafe Gift!"

* * *

Die Blätter berichteten dieser Tage über eine Verhandlung vor der Strafkammer des Landgerichts Mainz, in der sich der 32jährige Buchbinder B. wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten hatte. B. war auf der Wanderschaft nach Mainz gekommen und hatte dort einem Schutzmann einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem er vorher einige beleidigende Worte gegen den Kaiser niedergeschrieben. Genau dasselbe Manöver brachte er damit zum drittenmal zur Anwendung, und zwar jedesmal in der ausgesprochenen Absicht, Unterkunft im Gefängnis zu finden. Zuletzt ist er deshalb in Straßburg mit zwei Jahren Gefängnis bestraft worden. B. ist ein kranker Mann, der deshalb nirgends Arbeit zu finden vermag und dessen sich bisher auch die Heimatgemeinde nicht angenommen hat. Im Straßburger Falle hatte er bei seiner Verhaftung sowohl wie in der Verhandlung vor Gericht das seiner Strafthat zu Grunde liegende Motiv: im Gefängnis Obdach und Nahrung zu finden, offen bekannt, war aber trotzdem zu der schweren Strafe verurteilt worden. Anders scheint dies in Mainz gewesen zu sein. Dort billigte ihm das Gericht mildernde Umstände zu und erkannte gegen ihn, trotz der wiederholten Rückfälligkeit, nur auf sechs Monate Gefängnis.

Die Moral von der Geschichte: Wenn du keine andere Rettung weißt, begehe eine strafbare Handlung, verletze die Gesetze des Staats, dann wird dieser selbe Staat dir Nahrung, Kleidung und Obdach geben. Achtest du aber thö-

richterweise die Gesetze des Staates, so hat er keinerlei Verpflichtung gegen dich, und du hast es dir selbst zuzuschreiben, wenn du Hungers stirbst. Der Fall ist keineswegs vereinzelt, er wiederholt sich mit mehr oder weniger interessanten Variationen alljährlich so und so oft. —

Ein anderes Bild: Vor der Strafkammer in Greifswald wurde am 9. Juli gegen den domizillosen Tischler K. wegen Majestätsbeleidigung verhandelt. Der Angeklagte, dessen Vater den Krieg gegen Frankreich 1870/71 mitgemacht, inzwischen erwerbsunfähig und ohne Rente ist, hat eine Aversion gegen die Feldzüge und äußerte im Laufe eines Gesprächs, wenn er nach Stettin komme, werde er sich den Kaiser „kapern". In dem Ausdruck „kapern" wurde eine Beleidigung gefunden und Angeklagter deshalb zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt.

Mußte in dem Worte „kapern" notwendig eine Majestätsbeleidigung gefunden werden? Würde nicht der Begriff einer zwar unstatthaften, aber nicht strafbaren Ehrfurchtverletzung ausgereicht und das thatsächliche Delikt auch richtiger bezeichnet haben? Und wäre eine eindringliche Belehrung von seiten des Vorsitzenden nicht zweckmäßiger und erziehlicher gewesen als die zwei Monate Gefängnis? Hoffen wir indessen, daß der Betreffende aus seiner Haft als überzeugter und loyaler Monarchist hervorgeht.

* * *

Gewisse Gesetze scheinen in der That überflüssig. Ein Polizeiwachtmeister hatte sich dieser Tage vor der Strafkammer in Essen gegen die Anklage zu verantworten, einen Schüler mit einem Gummischlauche geschlagen zu haben, damit er „wahrheitsgemäß" eingestehe, sich an der Zertrümmerung einer Straßenlaterne beteiligt zu haben. Das Gericht verurteilte den Polizeiwachtmeister zu einem Jahre Zuchthaus. Es sah sich zu der hohen Strafe genötigt, weil der Angeklagte gegen den § 343 R.-Str.-G. verstoßen hatte, der wie folgt lautet: „Ein Beamter, welcher in einer Untersuchung Zwangsmittel anwendet oder anwenden läßt, um Geständnisse oder Aussagen zu erpressen, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft." Die niedrigste Strafe, auf welche erkannt werden konnte (mildernde Umstände sieht dieser Paragraph nicht vor), war also ein Jahr Zuchthaus. Da es sich um ein Verbrechen im Sinne des Gesetzes handelte, so war die Königl. Staatsanwaltschaft genötigt, die Verhaftung des Verurteilten zu beantragen. Diesen Antrag lehnte das Gericht ab, und zwar mit der Begründung, die Verhaftung sei unnötig, weil der Verurteilte ja doch begnadigt werden würde.

Naive Gemüter werden vielleicht den Kopf schütteln, werden diese Begründung vielleicht ein wenig seltsam, ja eigentlich höchst verwunderlich finden. Gemach, die Sache hat vollkommen ihre Richtigkeit. Ein Rechtsanwalt Niemeyer in Essen, dem die Häufigkeit der Begnadigungen von Polizeibeamten aufgefallen war, hat nämlich schon vor Jahren eine Statistik dieser Begnadigungen angelegt, soweit es sich um Verurteilungen durch die

Landgerichte in Rheinland und Westfalen handelte. Und siehe da! das Ergebnis dieser Statistik, die zwei Jahre umfaßte, war verblüffenderweise dies, daß die Begnadigung in 100 Prozent der Verurteilungen, nämlich jedesmal erfolgte.

Der weiteren ersprießlichen Handhabung des Gummischlauches, dieses so ausgezeichneten Mittels zur Erforschung der Wahrheit, dürfte somit kein beträchtliches Hindernis im Wege stehen. Kein Verbrechen wird auch fürderhin in Essen unentdeckt bleiben: der Gummischlauch bringt es an den Tag.

Das „Dortmunder Tageblatt" freilich und vielleicht noch manche andere Leute mit allzu reizbaren Hautnerven vermögen dieser tröstlichen und beruhigenden Aussicht doch keinen rechten Geschmack abzugewinnen. Das genannte Blatt stellt nämlich folgende sentimentale Betrachtungen an: „Wir haben schon früher dargelegt, daß ein derart generelles Begnadigen der Verurteilten bestimmter Kategorien über die objektiven Grenzen des Begnadigungsrechtes hinausgeht, ja gegen sein Wesen verstößt. Denn das Wesen des Begnadigungsrechts besteht darin, daß es in besonderen, geeigneten Fällen die Strafe aufhebt; keineswegs aber soll es durch regelmäßige Anwendung einen bestimmten Strafparagraphen unwirksam machen oder die Bestrafung gewisser Verbrecherkategorien verhindern."

* * *

Beamtenqualität ist strafmildernd, wenn nicht strafbefreiend. Strafverschärfend ist dagegen — Jugend. Wenigstens in den Augen des Landgerichts Liegnitz. Dort wurde nämlich ein noch im jugendlichen Alter stehender Arbeiter wegen Majestätsbeleidigung zu einem Jahre Gefängnis verurteilt, und zwar deshalb zu einer so hohen Strafe, weil es nach der Meinung des Gerichtshofes als besonders strafwürdig zu erachten sei, wenn sich junge Leute bereits derartiger Vergehen schuldig machen. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort," sagt Schiller und stellt damit einen ihr von der Natur mitgegebenen Temperamentsfehler fest, der eben als ein unveräußerliches Erbteil der Natur doch nur als mildernder Umstand ins Gewicht fallen sollte. „Wie alt muß man werden," fragt frech ein neugieriger Zeitungsmensch, „um von alterswegen mildernde Umstände bei einer Majestätsbeleidigung zugebilligt zu erhalten?" —

Es ist ein wahrer Segen, daß sich — die Korpulenz erst in späteren Jahren einzustellen pflegt. Denn wer, mit Jugend und dazu noch frivolerweise mit einem Embonpoint ausgestattet, sich gewisser Vergehen schuldig macht, hat die härtesten Strafen zu gewärtigen. Ist Jugend schon strafverschärfend, so kann es — der Leibesumfang erst recht sein. Bitte, das ist kein schlechter Scherz, sondern hat sich thatsächlich ereignet. Eine Frau, die während des Harburger Gummiarbeiterstreiks einmal vor der Fabrik hin und her gegangen war und sich dadurch der Uebertretung der Straßenpolizeiordnung schuldig gemacht haben soll, wurde vom Schöffengericht zu 20 Mk. Geldstrafe, event. fünf

Tagen Gefängnis verurteilt. In dem Urteil wurde die Körperkonstitution der betreffenden Frau als ein besonders schwerwiegendes Verkehrshindernis bezeichnet. Die Berufungskammer hat sich dann freilich überzeugt, daß der Körperumfang der Frau nicht so bedeutend ist, als daß er im stande wäre, ein Verkehrshindernis in den Straßen der guten Stadt Harburg zu bilden.

Ist überhaupt diese Anwendung der Straßenpolizeiordnung, wo es sich doch um ganz andere Dinge, um wirtschaftliche Kämpfe handelt, nicht ein wenig an den Haaren herbeigezogen, schmeckt es nicht ein wenig nach Klassenjustiz, — natürlich nur im besten Glauben geübter? Wir sind ja alle Menschen, die Richter werden keine Ausnahme bilden wollen, und es wird sie deshalb kein Tadel treffen. Nur müssen wir uns auch unserer menschlichen Grenzen bewußt werden, uns prüfen, ob die Unbefangenheit unseres Urteils nicht doch vielleicht von dem Anschauungs- und Interessenkreise unseres Milieus beeinflußt wird. „Sind auch unsere Richter," so äußerte sich einmal Professor Ortmann in einer juristischen Fachzeitschrift, „glücklicherweise über den Verdacht erhaben, bewußt im Solde egoistischer Sonderinteressen der besitzenden Volksklassen zu stehen, so kann doch schließlich kein Mensch aus dem beherrschenden Einfluß seiner Umgebung heraus, und so würde auch ein durch den studierten Richter ganz frei gefundenes Recht sicherlich im großen und ganzen vorwiegend den Neigungen und Interessen der sozialen Gruppen entsprechen, aus denen unser Juristenstand hervorgeht."

Es kommen doch häufig Fälle vor, die sich mit dem Grundsatze des gleichen Rechtes für alle nur schwer in Einklang bringen lassen, Fälle, die nur zu sehr daran erinnern, daß der Richter nicht nur Richter, sondern nebenbei auch Mensch, Mitglied einer bestimmten Kaste, und zwar einer bevorzugten ist, deren Anschauungen es nicht immer entspricht, in dem Bürger einer tieferen sozialen Stufe den durchaus gleichberechtigten Mitbürger zu sehen. Auch da verurteile ich noch lange nicht, bin ich noch weit davon entfernt, gleich Hochmut und Ungerechtigkeit zu wittern. Aber es ist doch gut, sich dieser menschlichen Unzulänglichkeiten öfter zu erinnern. Nur wenn wir immer an uns selber arbeiten, nicht durch Schaffung neuer Gesetze oder nervöses Anziehen der alten, kommen wir vorwärts. Hic Rhodus, hic salta!

Unter der wenig appetitlichen Spitzmarke „Die Wanze als Wohnungszubehör" wurde kürzlich ein eigentümlicher Bescheid des Amtsgerichts Merseburg mitgeteilt: Eine Witwe war ohne Kündigung ausgezogen, weil sich ihre Wohnung als ein „ab und zu" besuchter Tummelplatz und Lustbarkeitsort jenes interessanten, aber boshaften kleinen Lebewesens erwiesen hatte. Bisher haben nun die Rechtsgelehrten die Ansicht gehabt, daß die Anwesenheit von Ungeziefer einen Mietsvertrag aufhebe. Das Amtsgericht Merseburg dagegen hat entschieden: „Bei Wohnungen, welche die dem Arbeiterstande angehörigen Kreise zu benutzen pflegen, und um eine derartige handelt es sich im folgenden, kann

überhaupt nicht derselbe Maßstab mit Bezug auf Freiheit von häuslichem Ungeziefer angelegt werden wie bei Wohnungen der Bessergestellten." Im vorliegenden Falle habe die Beweisaufnahme dargethan, daß die in der Mietswohnung befindlichen Wanzen den Gebrauch durchaus nicht erheblich beeinträchtigen. Auch habe die frühere Mieterin vier Jahre im Hause gewohnt, ohne von den „ab und zu (?!) auftretenden" Wanzen „gestört" zu werden!

Die aufsässige Mieterin hat somit die armen Wanzen schnöde verkannt. Vielleicht hat die glückliche frühere Inhaberin eine kleine Schwäche für die sinnigen Tierchen gehabt; man kennt ja die Liebhaberei mancher älteren Damen für allerlei kleines Getier. Jedenfalls hat sie vier Jahre lang einträchtiglich mit ihnen gelebt und gelitten und ihnen damit den Beweis geliefert, daß es noch gute Menschen giebt. Vielleicht erfreute sie sich auch einer ungewöhnlich widerstandsfähigen Epidermis. Aber man kann deshalb doch nicht gleich von anderen Leuten verlangen, daß sie dieselbe Passion haben oder sich eine ähnliche Umpanzerung anschaffen.

Der Schwerpunkt der Entscheidung liegt in der Anschauung, daß der einfache Arbeiter auf eine von Ungeziefer freie, d. h. reinliche Wohnung keinen rechtlichen Anspruch habe, dieser vielmehr ein Privilegium der „Bessergestellten" sei. Das Gericht ist sich wohl über diese Konsequenz nicht ganz klar geworden, sonst hätte es eine andere Entscheidung getroffen.

* * *

Man darf solche Fälle ebensowenig verallgemeinern wie durch wohlwollendes Stillschweigen billigen. Sie werden sämtlich von der sozialdemokratischen Presse sorgfältig gebucht und mit der entsprechenden Nutzanwendung versehen. Geht nun die „gutgesinnte" Presse, wie sie das mit Vorliebe thut, schweigend an ihnen vorüber, so wird damit thatsächlich für die Sozialdemokratie ein Monopol der Kritik geschaffen, das in seinen verhängnisvollen Wirkungen gar nicht überschätzt werden kann. Weite Kreise, die der Partei innerlich fremd, ja grundsätzlich feindlich gegenüberstehen, gewöhnen sich an die Lektüre der sozialdemokratischen Blätter, weil sich ihr Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl auf die Dauer gegen die gleichmäßige Schönfärberei und Leisetreterei der eigenen Organe auflehnt und sie allmählich dahinter kommen, daß man, um zu wissen, „was eigentlich los ist", auch den „Vorwärts" lesen müsse. Da finden sie denn gar manche Dinge, die für die meisten übrigen Blätter einfach nicht vorhanden sind, und nur zu oft sind sie genötigt, in der Beurteilung des einzelnen Falles die sozialdemokratische Kritik berechtigt zu finden. Das färbt dann natürlich ab. Das Mißtrauen in die Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe der eigenen publizistischen Führung ist einmal erwacht, und so bildet sich bei vielen, ohne daß sie es selbst merken, die Gewohnheit heraus, die „Wahrheit" bei der Sozialdemokratie zu suchen. Mit Unrecht. Denn ebenso wie ein großer Teil der „gutgesinnten" Presse aus

falschverstandenem Patriotismus und wohl auch aus manchen anderen, minder idealen Beweggründen auch das zum Besten zu kehren sucht, was einfach schlecht und tadelnswert ist, wie sie an unbequemen Thatsachen und Erscheinungen, wo irgend möglich, sich behutsam vorüberschlängelt, ebenso und noch tendenziöser bauscht die Sozialdemokratie die geringfügigsten Einzelfälle zu Anklagen gegen die gesamte bestehende Ordnung auf, hat sie für das Gute in dieser Ordnung kein Tröpflein der Anerkennung, dagegen ganze Eimer von Gift und Galle für jede menschliche Verfehlung und Verirrung auf der anderen Seite, während sie die doch wahrlich nicht geringeren Untugenden im eigenen Lager nachsichtig zudeckt oder durch die „Abscheulichkeit der herrschenden Zustände" entschuldigt. Dazu kommt häufig eine glänzende Dialektik, ein unermüdlicher Fleiß, ein beträchtliches modernes Wissen und ein unverkennbarer Glaube an die Güte und den endlichen Sieg der eigenen Sache, zu deren Förderung man freilich nicht wählerisch in den Mitteln ist: Taktik bedeutet für die Sozialdemokratie vorläufig alles. In allen jenen Dingen ist sie den Parteien und Organen der Rechten vielfach überlegen. Das zu leugnen, ist zwecklos, man sollte es sich vielmehr klar vor Augen halten, um die Größe der Gefahr zu erkennen und ihr mit den entsprechenden Mitteln zu begegnen. Es giebt aber gar kein besseres Mittel, als ihr das Schwert der Kritik aus der Hand zu winden und es in die eigene Faust zu nehmen. Nur dann kann es zum Richtschwert für die Sozialdemokratie werden.

Das, nämlich offene, ehrliche Kritik, halten nun viele „Gutgesinnten" für „unpatriotisch"; durch eine solche Kritik werde „die Freude am Vaterlande getrübt", die „nationale Thatkraft gelähmt". — „Ich unterschreibe ja jedes Wort, was Sie in Ihrem Tagebuche sagen," bekannte mir kürzlich der politische Redakteur einer großen Tageszeitung, „hätte ich Ihr Publikum, ich würde vielleicht in ähnlichem Sinne schreiben. Aber kann ich denn der großen bunten Menge, den Hunderttausenden, die unsere Zeitung lesen, solches sagen, ohne sie an den Autoritäten, an ihrem Patriotismus irre zu machen? Es kommt doch vielmehr darauf an, die Massen mit patriotischer Begeisterung zu erfüllen." Ich bin nun der unmaßgeblichen Ansicht, daß ein „Patriotismus", der die Wahrheit nicht vertragen kann, der also den wirklichen Gegenstand seiner Hingabe gar nicht einmal kennt, keinen Schuß Pulver wert ist, daß er in der Stunde der Gefahr, nach der ersten Niederlage kläglich an sich selbst verzweifeln muß, und daß eine Begeisterung, die Tag für Tag durch wohlfeile gefahrlose Selbstbespiegelung künstlich genährt wird, elendes Strohfeuer ist, das in ein Aschenhäuflein zerfällt, bevor man sich auch nur die Hände daran gewärmt hat, geschweige denn das Herz! Liebe zum Vaterlande ist wie die Liebe zu einem Menschen: sie ist nur dann echt, wenn sie seine Vorzüge und Schwächen von Grund aus kennt, ihn liebt, trotz seiner Schwächen, mit seinen Schwächen, weil sie ein Teil seines Wesens und die Korrelate seiner Tugenden sind. Ist das Liebe, die ihrem Gegenstande nicht voll ins Antlitz zu schauen vermag, in

der Furcht, einen häßlichen Zug in ihm zu entdecken und dann zu zerfließen wie Butter in der Sonne?

Wie sieht denn diese Art Patriotismus eigentlich aus? Betrachten wir ihn doch einmal im nüchternen Tageslichte, nicht immer nur in der bengalischen und elektrischen Beleuchtung motorbetriebener Rotationsbegeisterung. Da ist ein junger Mann mit einem der letzten Transportschiffe aus China in seine Gemeinde Giesenkirchen heimgekehrt, und nun bereitet ihm diese folgenden, von dem „begeisterten" Lokalblättchen freudestrahlend geschilderten Empfang:

„Der junge Mann, mit Namen Levi, war gestern auf dem hiesigen Bahnhof angekommen und von seiner Mutter empfangen worden. An der Grenze der Gemeinde Giesenkirchen stand ein festlich bekränzter Wagen für ihn bereit. Vorher aber wurde er noch vom Bürgermeister des Ortes begrüßt und zu seiner Heimkehr beglückwünscht. In Giesenkirchen hatten viele Häuser Flaggen- und Guirlandenschmuck angelegt und „alles war auf den Beinen", um den jungen Soldaten zu bewillkommnen, der unter Vorantritt einer Musikkapelle und gefolgt von einem Zuge seiner Freunde durch die Hauptstraße fuhr. In dem Saale eines Giesenkirchener Gasthofs wurde dann seine Heimkehr noch ganz besonders gefeiert. Einige Giesenkirchener Wirte versicherten, die „beste Kirmes" brächte häufig nicht einen so großen Wirtshausbesuch wie der gestrige Empfang des jungen Chinakriegers".

In meinem Leben habe ich etwas so Komisches nicht gelesen wie diesen „patriotischen" Empfang des „jungen Mannes, mit Namen Levi"! Das könnte ja Wort für Wort im — „Simplicissimus" stehen! Sollte dieser am Ende die Sache lanziert haben? Aber nein, es ist ein Originalbericht der „Rheydter Zeitung". Boshafter konnte kein Satiriker die Chinabegeisterung lächerlich machen. O du beneidenswerter „junger Mann, mit Namen Levi", das hast du dir doch in deinen kühnsten Hoffnungen nicht träumen lassen, daß man dich so empfangen würde! Aber das dankbare Vaterland hat sich nicht in dir getäuscht! Nur eine Heldennatur konnte einen solchen Empfang überstehen, ohne beim Anblick des festlich bekränzten Wagens nebst Bürgermeisters und der „vorantretenden Musikkapelle" vor Lachkrämpfen zu bersten! Heil dir, junger Mann, du hast das Vaterland gerettet. Du hast der Völker Europas heiligste Güter gewahrt. Ein Denkmal in deiner Vaterstadt ist dir sicher. Und mit Rührung und patriotischer Ergriffenheit werden noch ferne Geschlechter die schlichte, aber überzeugende Inschrift lesen:

„Dem jungen Manne, mit Namen Levi." —

Aber, aber — eine schwere Sorge beschleicht des begeisterten Patrioten Herz: Was bleibt nach alledem für den Grafen Waldersee übrig?

* * *

Es ist dieser Art „Patrioten" am Ende ganz egal, für wen oder was sie sich begeistern. Dieselben Leute, die heute dem „jungen Mann, mit Namen

Levi" einen Triumphzug bereiten, werden morgen ein paar Franzosen oder Engländern — Chinesen mit dem einst so hoch gefeierten Li-Hung-Tschang sind augenblicklich nicht modern — dieselben Ehren erweisen, wenn jene nur durch irgend etwas Apartes dem blöden Michel zu imponieren wissen. Es braucht nicht einmal ein hoher Rang zu sein, geschweige denn besondere geistige Kapacität. Im Gegenteil, je dümmer um so besser. Und an etwas Dümmerem, als an der französischen Automobilfahrt nach Berlin, konnte sich der deutsche Enthusiasmus, die „patriotische Begeisterung", schwerlich entzünden. Man denke: ein paar gerissene Franzosen beehren uns für ihren Geldbeutel und zur Reklame für französische Automobilfabriken mit einer, an sich schon verwerflichen, weil anderer Leben und Eigentum gefährdenden wahnwitzigen Wettfahrt, und ganz Deutschland schwimmt in Wonne und seliger Verzückung, die Bürgermeister deutscher Städte treten zum Empfange an, und ein Königl. preußischer Minister feiert gar das Ereignis in einer hochpolitischen Rede. Dabei kann einem wirklich der Verstand stillestehn, und man braucht noch nicht begriffsstutzig zu sein! Und unsere Presse! Eines der patriotischsten, der in seinem Inhaber mit dem Roten Adlerorden gekrönte „Berliner Lokalanzeiger" schrieb: „Die Franzosen haben vier große Schlachten gewonnen, bei Eisenach, Gotha, Erfurt und Leipzig, von denen die bei Leipzig eine wahre Völkerschlacht war". Weiter behauptet er: „In Potsdam wurde gestern nachmittag auf das lebhafteste an allen Ecken und Enden parliert (!). Die Automobil-Invasion in die alte Soldatenstadt hatte es bewirkt, daß jedermann sein bestes Französisch hervorholte, um den Fremden gefällig zu sein."

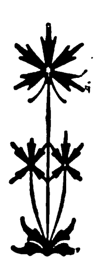
Bei diesem patriotischen Erguß wird selbst dem „vaterlandslosen" „Vorwärts" schlecht. „Wie herzerquickend," bemerkt er, „müssen diese Abgeschmacktheiten auf jeden Patrioten wirken! Uns wird niemand im Verdacht haben, daß wir für den Chauvinismus etwas übrig hätten, und wir wissen jede Annäherung der zwei bedeutendsten Kulturvölker des Kontinents zu schätzen. **Aber wir müssen gestehen, die widerwärtige Art, in der der Schmock des ‚Lokal-Anzeigers' die Sache behandelt, mahnt deutlich an das Gebahren, womit das vornehme Berlin im Jahre 1806 Napoleon bei seinem Einzuge anekelte.** Wie damals der Kaiser, so werden jetzt die französischen Automobilfahrer beim Lesen der Lokal-Anzeiger-Hymnen bekennen, daß sie im Zweifel sind, ob sie sich über das, was sie in Berlin sahen, freuen oder schämen sollen."

Man wird noch bei den Sozialdemokraten anklopfen müssen, um nationales Ehrgefühl zu finden! Wie oft wiederholen sich diese Fälle! Man kann dreist sagen: bei jeder Gelegenheit.

„Es wäre sehr zu wünschen," schreibt der „Reichsbote", „daß wir in Deutschland den Ausländern gegenüber etwas mehr **vornehme Zurückhaltung** zeigten; die Ausländer nehmen diese deutschen Ueberschwenglichkeiten

natürlich gern hin und fühlen sich geschmeichelt, indem sie darin das deutsche Geständnis für ihre Ueberlegenheit finden, mit der in Berührung zu kommen der Deutsche sich zu hoher Ehre rechne, die er es sich schon etwas kosten lasse. Diese alte Unart aus den traurigen Zeiten des politischen Niederganges zeigt sich auch sonst. Die höchsten Familien beziehen ihre Kleider und sonstigen persönlichen Bedürfnisse aus London und Paris. Die deutschen Kunstausstellungen werden an den besten Stellen vollgestopft von Werken des Auslands, und die deutsche Presse läßt große deutsche Kunstausstellungen ohne Rücksichtnahme vorübergehen, berichtet aber sorgsam über jede Ausstellung der Pariser Salons, und auch in den deutschen Ausstellungen werden die Ausländer herausgestrichen und die deutschen Künstler hinterdrein kurz erwähnt. Darf man sich da noch wundern, wenn die Ausländer diese deutsche Bedientenhaftigkeit verachten?“

Und nun mögen meine Leser entscheiden: „trübe“ ich „die Freude am Vaterlande“, „lähme“ ich „die nationale Thatkraft“, wenn ich deutsch rede und diese Bedientenhaftigkeit bis aufs Messer bekämpfe, nach oben und nach unten hin, gleichviel unter welchem Mummenschanz sie sich versteckt, und mag auch die Geißel der Satire Striemen über gekrümmte Sklavenrücken reißen? Heraus, mein Volk, aus deiner Knechteshaut! Sie ist dir nicht angeboren, nur eine Kruste von Blut und Staub aus den Jahrhunderten deiner Erniedrigung durch Fürstendespotie und Fremdherrschaft. Frei und adelig bist du geboren, und frei sollst du dein Haupt erheben und sollst deinen Blick vor keinem andern senken! Denn du bist doch, wie schon dein Dichter und Dulder Schubart sang, „das herrlichste von allen“!



Siegfrieds Tod.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Der Ring des Nibelungen ist das eigentliche Jubiläumswerk der heurigen Bayreuther Festspiele: Am 13. August 1876 wurde mit ihm das Festspielhaus in Gegenwart des deutschen Kaisers, des Königs von Bayern und vieler anderer deutscher Fürsten und unter Teilnahme einer erlesenen Schar von Künstlern und Schriftstellern, sowie Kunstfreunden aus den Kreisen der Aristokratie und Finanz feierlich eröffnet. Was Bayreuth in diesen 25 Jahren der Kunst und dem deutschen Volke gewesen und geworden ist, hat der gewiß dazu Berufenste, Hans von Wolzogen, den Türmerlesern geschildert. Dem Jubiläumswerke ist auch unsere Kunstbeilage gewidmet: Hermann Hendrich, dessen Walpurgislandschaft unsere Leser aus dem Maihefte kennen, hat bekanntlich gerade seine besten Bilder in unmittelbarer Anlehnung an das Werk des Bayreuther Meisters geschaffen, und eine seiner bedeutendsten Schöpfungen ist das Bild, das die Hauptkatastrophe in der Wagnerschen Nibelungentrilogie darstellt, Siegfrieds Tod: Dem nur an einer Stelle verwundbaren Siegfried schleudert der finstere Hagen, der „grimme“, den Todesspeer heimtückisch in den Rücken, als Siegfried sich zur Quelle niederbeugt zu kühlem Trunk nach erhitzender Jagd.



H. H., C. i. P. (F. R.). — H. H., Z. — F. P., K. i. D.-B. — C. E., L. — O. W., A. (E.). — H. K., B. — M. A., H. a. S. — K. B., D.-A. — O. P., Z. — A. B., P. Verb. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Pf. A. E., F. Verbindl. Dank. Mit Fortlassung einer kleinen persönlichen Wendung gern verwertet. Aber wann hat je der Türmer das betr. Werk empfohlen? Freundl. Gruß!

W. H., R. Vielen Dank dafür, daß Sie des Landsmannes so freundlich gedacht! Zum Abdruck im T. eignen sich die Gedichte leider nicht.

N. v. R., L.-R., Insel O. Für den warmen Gruß aus der alten Heimat freundlichen Dank. Zum Abdruck freilich des ihm gewidmeten Liedergrußes kann sich der T. aus naheliegenden Gründen nicht entschließen.

J. R., S. i. W. Verbindl. Dank für die freundl. Zuschrift, die gern verwertet wird.

K. L., B. Vielen Dank für den „Türmergruß“ und die freundliche Zustimmung! Herzlichen Gruß auch Ihnen.

E. R., A. i. B. Daß Ihnen der T. vom ersten Heft an ein so lieber Freund geworden ist, freut ihn aufrichtig. Und hoffentlich betrachten Sie ihn nicht minder als Freund, wenn er das so dringlich herausgeforderte Urteil kurz dahin zusammenfaßt: Mehr wohlgemeint als wohlgelungen. Freundlichsten Gruß!

Dr. J., L. Verbindlichen Dank für die freundliche Zustimmung wie für die Mitteilung, daß der T. in Ihrem Kollegium mit steigendem Interesse gelesen wird. Ihr Buch ist übrigens noch nicht eingegangen.

K., B. Sie finden schon in dieser Nummer der Gegenmeinung breitesten Raum gewährt. Aufrichtigen Dank für die stets willkommene offene Aussprache.

G. G., T. Auch Ihnen vielen Dank für das aus Ihren Zeilen sprechende warme Interesse. Sie ersehen aus diesem Hefte, in welchem Sinne der T. den Abdruck des betr. Beitrags aufgenommen haben wollte, und daß er weit davon entfernt ist, in dieser Frage einseitig zu verfahren. Freundl. Gruß!

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER 1900/1901 Heft 12

S. van Ruysdael pinx. | Photogravure Bruckmann

HOLLÄNDISCHE FLUSSLANDSCHAFT



Die Kämpfe des Christentums.

Von

Prof. Dr. Herman Schell.

Hat das Christentum eine Zukunft? — Eine Frage, die im abgelaufenen Jahrhundert mehrmals aufgeworfen und unter erregter Teilnahme der Nation verschiedenartig beantwortet worden ist. Das Christentum wird — das gestehen auch die mit Nein Antwortenden zu — noch auf Jahrhunderte hinaus die Religion der breiten Volksschichten, der Kirchenglaube der Zukunft sein: darin liegt die Frage nicht. Durch die Kraft der Kirche und der Kirchen, durch die Wucht der Gewohnheit und der Ueberlieferung, durch das Ansehen der Vergangenheit werde es noch lange den Angriffen der fortschreitenden Wissenschaft und Kulturgestaltung widerstehen. Aber hat es noch die Kraft des Gedankens und des Zieles, mit dem es einst die Welt von innen heraus erobert hat? Ist dem Christentum nicht selber schon geschehen, was einstens der heidnischen Welt durch das junge Christentum geschah, daß ihm all sein berechtigter Gedankengehalt von einem jugendstarken Erben der Zukunft, vom Monismus, im geistigen Ringen abgenommen und nun in höherer Form als Ideal der Religion, Wissenschaft und Sittlichkeit, des Rechtes und der Kunst geltend gemacht wird, in einer Form, die nicht mehr christlich ist, sondern

monistisch, die nicht mehr christlich sein will, die höchstens verschämt und aus pietätvoller Schonung den Zusammenhang mit dem Christentum in frommen Worten aufrecht erhält? Steht die Zukunftskraft des Christentums nur noch auf der Macht der Kirche, auf der Macht der Autorität und der Tradition, oder auf der Macht seines Gedankens, seines Lebensziels?

Wir schauen in die Zukunft mit dem Licht der Vergangenheit. Das Christentum hat den Lebenslauf eines geistigen Kampfes hinter sich. Dreimal hat es auf Tod und Leben gerungen: der Hellenismus, der Islam, die Renaissance und der Monismus sind der Reihe nach auf die Wahlstatt getreten und haben sich mit dem Christentum als Ideal und als Leben gemessen. —

Das Christentum hat in diesem Riesenkampf um die Palme des Ideals und des Lebens drei große Konfessionen aus sich geboren: den Arianismus, das byzantinische Kirchentum, den Protestantismus. Die Frage ist: Hat ihm dieser Kampf nicht schließlich den ursprünglichen Wahrheitsgehalt genommen und nur das harte, und darum noch lange widerstandsfähige Aeußere, das Kirchentum mit seinem Erbteil überlieferter Gedanken und überlieferter Funktionen gelassen? Ein Erbteil, das durch die Gebundenheit an vergangene Zeiten den Erben selber mehr und mehr zum Lastträger der Vergangenheit anstatt zum Sieger der Zukunft weiht?

I.

Hellenismus und Arianismus.

Das Christentum trat in die Gärung eines allgemeinen religiösen Synkretismus und Vergeistigungsprozesses herein, als es in raschem Laufe noch während des ersten Jahrhunderts bis an die äußersten Grenzen des Römerreiches und seiner Kulturwelt Verbreitung fand. Die Begriffe Offenbarung und Erlösung, Seelenheil und Mysterien, Wunder und Gotterfüllung waren wohl in den zahlreichen Religionsgemeinschaften höherer Ordnung und Weihe gangbar, aber es trat doch unverkennbar zu Tage, daß das Christentum in einem unvergleichlich eigentlicheren Sinn den Anspruch erhob, die göttliche Offenbarungslehre und Erlösungskraft schlechthin zu sein. In dem Christentum gab sich ein Intellektualismus kund, der sich als absolute Wahrheit fühlte. Wie sein Gott gegenüber den Mysteriengottheiten in einzigartiger Unvergleichlichkeit erschien, so wollte die christliche Offenbarung und Heilsordnung gegenüber allem anderen, was sich mit diesem Namen empfahl, in ganz besonderem Sinne als Wahrheit und Erlösungskraft gelten. Gleiches galt von dem Stifter und Idealbild des Christentums: die religiöse Welt hörte Christus so bestimmt als Gottmenschen in einem ganz ungewohnten Sinne verkündigt und geglaubt, daß man gar keine Kategorien fand, die auf Christus hätten angewandt werden können, obgleich Gottessöhne, Gottmenschen, leidende, sterbende, wiedererstehende Erlösergottheiten in den Mysterien aller Religionen den Mittelpunkt bildeten. Darum konnte es

nicht ausbleiben, daß die ganze Kraft der religiösen Entwicklung sich dazu empor- und zusammenraffte, um dem Christentum in ernstem Kampf, und zwar auch in geistigem Kampf gegenüberzutreten.

Die Geschichte des Christentums besteht eigentlich in der Geschichte dieses geistigen Kampfes, dieser praktisch durchgeführten Religionsvergleichung und Erprobung der geistigen Kräfte. Das christliche Altertum ist ausgefüllt durch den Kampf mit dem vergeistigten und sittlich verklärten, philosophisch vertieften und mystisch erregten Naturalismus der monarchianischen Jupiterreligion des Römerreiches, mit ihrem religiösen Synkretismus; mit ihrer neuplatonischen Philosophie, mit der dualistischen Gnosis. Die Reihe der Männer, die positiv wie Seneca und Plutarch, Musonius, Epiktet, Marc Aurel, Plotin, Hypatia bis Damascius, dann polemisch wie Celsus, Lucian, Porphyrius, Jamblichus, Kaiser Julian, Proklus für die Fortentwicklung der Religion auf der Grundlage der klassischen Kulturreligionen mit Geist, Kraft und Leidenschaft arbeiteten, ist nach Zahl und Bedeutung als „die goldene Kette der Neuplatoniker" der gewaltigen Aufgabe entsprechend. Max Müllers Wunsch ist vollberechtigt: die Auffindung des „wahren Wortes" von Celsus, und ich füge bei, der Streitschriften des Porphyrius, Jamblichus und Proklus, samt den Apologien des Methodius, Eusebius, Apollinaris und Philostorgius gegen Porphyrius wäre von höchstem religionswissenschaftlichen Interesse.

Der Neuplatonismus vertritt dem Christentum gegenüber die aufs höchste vergeistigte und versittlichte Naturreligion. Spekulativ kommt dies zur Aussprache, indem das höchste und innerste Geheimnis der Gottheit in dem über alles thätige Denken und Wollen, über alles thätige Geistesleben unendlich erhabenen Wesen, also in dem bestimmungslosen, beziehungslosen, thätigkeitslosen Sein, in der reinen Einheit und Unwandelbarkeit gefunden wird. Mit diesem über Denken und Wollen, über Vernunft und Sittlichkeit erhabenen Wesen kann man infolgedessen nicht durch thatkräftiges Erkenntnis- und Willensleben, durch Vernunft und Sittlichkeit vollkommen in Verbindung treten. Es bedarf dazu der Mysterien, d. h. eines physisch wirkenden Vorgangs und Mittels, das nicht in Gedanken und Sittlichkeit aufgeht. Analog ist die Gottheit nicht unmittelbar in Verbindung mit der Welt; ihre Einheit und Unwandelbarkeit würde, wie sogar Origenes aus der gemeinsamen Schule herübernimmt, selbst zur Vielheit und Veränderung werden, wenn sie unmittelbar die Ursache der Vielheit und Veränderung, d. h. der Welt, würde. In diesem Gedanken liegt der sublime Naturalismus des Neuplatonismus.

Der christliche Monotheismus konnte dem gegenüber nur siegen, wenn er den Gedanken durchzuführen vermochte: Gottes Wesen ist nicht die Voraussetzung, Unterlage und Jenseitigkeit des in Denken und Wollen bethätigten Geisteslebens, sondern geht ganz in Geistesthätigkeit, in Weisheit und Heiligkeit auf. Darum ist er keines Mittelwesens bedürftig, um Weltschöpfer zu sein, denn er ist letzteres unmittelbar durch sich selbst — als thätiges Geistes-

leben, als wesenhafter Gedanke und Wille. Darin liegt die Bedeutung der Dreieinigkeit Gottes: es ist keine Trias von abgestuften Uebergängen zwischen Gott und Welt wie im Neuplatonismus, sondern der Ausdruck des christlichen Gottesbegriffs, daß Gott ganz in Vernunft und Sittlichkeit, im Denken der Wahrheit und im Wollen des Guten besteht. Folglich vollzieht sich auch die Gemeinschaft mit ihm durch die Erkenntnis der Wahrheit und die Bethätigung der Sittlichkeit: für Mittelwesen ist kein Platz und kein Bedürfnis.

Die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit ist nicht eine Nebenwirkung der Christologie, sondern der zentrale Gedanke, mit dem das Christentum des 2. und 3. Jahrhunderts, auch noch Athanasius und die Kappadocier gegen den Neuplatonismus für den überweltlichen Gottesbegriff und darum auch für den überweltlichen Charakter der Religion und Sittlichkeit stritt.

Die Erlösungslehre jener Aera entsprach dem: durch die Erkenntnis der Wahrheit und die Erfüllung des göttlichen Sittengesetzes war der Logos der Erlöser von Schuld und Vergänglichkeit. Wegen dieses intellektualen Charakters tritt die Erlösungsidee im Christentum der Apologeten und Alexandriner nicht so eigenartig hervor. Der Intellektualismus ist keine Folge des Einströmens der griechischen Philosophie und des griechischen Geistes in das Christentum des 2. Jahrhunderts, sondern ein ihm aus dem alttestamentlichen Schöpfungsglauben und dem Evangelium von dem überweltlichen Wert der Menschenseele wesentlicher Vorzug.

Allerdings ist ein tiefgehender Unterschied zwischen Intellektualismus — und Doktrinarismus sowie Traditionalismus. Der erstere bedeutet die Wertschätzung der Erkenntnis, welche unmittelbar, d. h. in persönlichem Ringen und Erleben zur Wahrheit Stellung nimmt; der zweite ist die Wertschätzung einer Erkenntnis, welche unabhängig von unserer eigenen Geistesbethätigung und vielleicht auch ohne unmittelbare Empfindung für ihren Inhalt und ihre Tragweite, für ihr Wahrheitsrecht und ihre Wirkenskraft von außen an uns herantritt.

Der Arianismus ist die Gegenwirkung zum Neuplatonismus, und dessen innerchristliche Auswirkung. Er ist sozusagen der Neuplatonismus, welcher Christus als Erlösungsprinzip in sein System aufgenommen hat. Der Gottesbegriff des Arianismus und des Neuplatonismus ist verwandt durch die gleichmäßige Ueberspannung der Transcendenz, durch die negative Abstraktheit und unterschiedslose Einfachheit, durch die ursachlose Urthatsächlichkeit oder Ungezeugtheit, sowie durch die gleiche Notwendigkeit, Mittelwesen anzunehmen. Weder der Arianismus noch der Neuplatonismus vermochten es, die Emanation oder Entwicklung von der Gottheit fernzuhalten: es kommt bei beiden nicht zur richtigen Wahrung der absoluten Freiheit des Schöpfungsratschlusses. Beide sind zugleich höchste Erhebung und tiefste Herabsetzung des Menschen: indem die unmittelbare Gottebenbildlichkeit geleugnet oder doch verdunkelt wird.

II.

Byzantinismus und Islam.

Das Mittelalter ist der Kampf gegen den Islam auf dem politischen und religiösen Gebiet. Im Islam ist die Weltreligion des absoluten Herrscherwillens und der reinen Gesetzesmacht, damit zugleich die Weltreligion der semitischen Rasse, der Heimat des Despotentums, auf den Plan getreten. Der Islam nahm den Gottesbegriff der biblischen Offenbarung wenigstens materiell in sich auf und suchte das Ideal der Offenbarungsreligion mit den Mitteln und Formen der zweiten Religionsstufe, der Gesetzesreligion, durchzuführen. Das Allgemeingiltige und unbedingt Maßgebende ist das Göttliche: das, was seinen Herrscherwillen durchsetzen kann: der Allmächtige. Jede innere Begründung des Gesetzes oder des Willens erscheint als eine Beeinträchtigung seiner absoluten Majestät.

So kommen diese beiden scheinbar entgegengesetzten Auffassungen, die Vergöttlichung des Gesetzes und des Willens bei demselben Endziel an: bei der grundlosen Willkür, welche deshalb recht hat, weil sie keinen Höheren und kein Höheres über sich hat. Der Wille als solcher, das Gesetz als solches ist das Höchste. Die folgerichtige Auslegung dieses Grundgedankens ist die Gewaltherrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen, sowie die doppelte Prädestination, die keinen anderen Grund hat, als den absoluten Majestätswillen Gottes, der über alle Rechenschaft schlechthin erhaben ist.

Die Welt des Endlichen und des Zeitlichen ist nach der Wertung des Islam Nichtigkeit, der bedeutungslose Zufall grundloser Gnade. Vor dem Unendlichen und Ewigen ist alles Weltliche wertlos und rechtlos. Es hat nur Bedeutung als Material und Gelegenheit, aber keinen inneren sachlichen Wert. Die Welt ist der nichtige Gegensatz Gottes und dadurch die Offenbarung seiner alleinigen Herrlichkeit: schrankenlose Willensmacht und Persönlichkeit des Weltherrschers, absolute Vorherbestimmung. Vergeltung und Weltgericht sind darum die zentralen Ideen im Islam. Die Motaziliten, welche das Ideal innerer Vernünftigkeit und Güte vertraten, wurden schon im 9. Jahrhundert endgiltig unterdrückt. So triumphiert im Islam der Kultus der schrankenlosen Persönlichkeit und der heteronomen Gesetzesherrschaft.

Das byzantinische Christentum der anatolischen oder orthodoxen Kirche ist das Gegenbild und die Gegenwirkung der im Islam maßgebenden Ideale, aber nicht feindselig gegen das Christentum verwertet, sondern auf das Christentum selber angewandt. Dem byzantinischen Geiste geht das Christentum ganz und gar in der Kirchlichkeit auf; es hat keine Tiefe mehr; die christliche Religion wird einfach und einseitig als objektiv festgestellte und verpflichtende Heilsordnung gefaßt, die als Gottes Werk und Gesetz in der Kirche vorliegt und vom Einzelnen wie von den kirchlichen Ständen, den christlichen Völkern und den geschichtlichen Kulturperioden gar nichts anderes erwartet, als gläubige Hinnahme und genaue

Erfüllung. Die Vernunft und der Wille haben nur so viel Recht der Selbstbethätigung als zur Entgegennahme und Ausführung des Gebotenen notwendig ist. Die Persönlichkeit hat keine weitere Bedeutung, als daß sie der Gegenstand ist, an dem die heiligen Ordnungen durch das kirchliche Amt vollzogen werden; sie ist das verpflichtete Wesen, das die Orthodoxie anzunehmen, die Mysterien zu empfangen und den heiligen Ordnungen sich einzufügen hat. Alles ist Gesetz, Autorität, Tradition, Kirchlichkeit: so hat sich das religiöse Ideal der Gesetzesstufe innerhalb des Christentums durchgeführt.

Eine innere Beziehung zur Welt und Weltkultur hat das griechische Christentum nicht eingegangen: die Welt hat für das Gottesreich keine sachliche Bedeutung, sie ist nur Material, Voraussetzung, Gelegenheit für das, was die übernatürliche Gesetzgebung fordert und thut.

III.

Renaissance und Reformation.

Die kritische Philosophie der selbstgewissen Vernunft, die autonome, ja religionsfreie Sittlichkeit, die Immanenzreligion des philosophischen und theologischen Monismus sind die Ideale des modernen Geistes und die Gesichtspunkte, unter denen die Prüfung und Bekämpfung des Christentums in der Gegenwart erfolgt. Zum Monismus drängt die große Idee der Entwicklung, der Grundsatz von der unverbrüchlichen und ausnahmslosen Gesetzlichkeit alles Geschehens in Natur und Geschichte; die Erkenntnistheorie und autonome Ethik, diese philosophischen Ziele der Gegenwart, scheinen ebenfalls im Monismus ihre Lösung zu finden.

Wenn so — wohl gefördert durch die Berührung mit dem Islam und seiner glänzenden Kultur — das Persönlichkeitsgefühl seit der Renaissance und Reformation im christlichen Kulturgebiet selber als Gegensatz zum kirchlichen Christentume herangewachsen ist, so gewinnt diese Gegnerschaft für die Zukunft eine ungeahnte Verstärkung, indem der religiöse Monismus des brahmanischen, buddhistischen und konfutsianischen Ostens sich zum geistigen Entscheidungskampf mit dem Christentum rüstet und zu diesem Zweck die darwinistische Entwicklungslehre in vergeistigter Form sich angeeignet hat.

Eduard von Hartmann glaubt, das Bewußtsein der autonomen Persönlichkeit, die sich, ihre kritische Vernunft und ihr sittliches Gewissen als die höchste Instanz in allen Fragen des eigenen Geisteslebens weiß und als solche verpflichtet fühlt, sei überhaupt erst eine Errungenschaft der Renaissance. (Ethische Studien.)

Das Wort „Persönlichkeit" ist allerdings eine Errungenschaft der Neuzeit, allein der Gedanke ist mit dem Christentum in die Welt getreten und als Gefährdung der damaligen Gesellschaftsordnung, der Apotheose der Staatshoheit, verfolgt worden. Die Worte des Evangeliums von der Bestimmung und dem

Wert jeder Menschenseele, von der Freiheit, die aus der Wahrheit und Ueberzeugung, aus dem Bewußtsein der Gotteskindschaft, aus dem Geiste Gottes stammt, der die Seinen über das Gesetz des Buchstabens und über jede Menschenknechtschaft hinaushebt: diese Stellen sind alle so deutlich, daß sie auch heute noch die magna charta für die Grundrechte der Persönlichkeit bilden, obgleich dieses Wort im Neuen Testament gar nicht vorkommt. Aber das Senfkörnlein dazu war reichlich da.

Allerdings ist innerhalb des Christentums die entsprechende Würdigung und Betonung der geistigen Persönlichkeit nach der Zeit der persönlichen Bekehrungen und Verfolgungen zunächst zurückgedrängt worden, weil der christlich gewordenen Menschheit zuerst der christliche Gottesbegriff und seine Offenbarung in Christus in überwältigender Erhabenheit gegenübertrat, sodann im Mittelalter das Gesetz der Heils- und Gnadenordnung. Die Christenheit hatte im Christentum selber zuerst die beiden Religionsstufen der unendlichen Erhabenheit und der absoluten Gesetzesmacht durchzumachen, bis sie der neuen Gedankenwelt gegenüber zum vollen Selbstbewußtsein der geistigen Persönlichkeit hinaufsteigen konnte.

Der Protestantismus ist die grundsätzliche Erklärung, die Religion sei Sache der Persönlichkeit. Er entstand formell unter dem Einfluß und inhaltlich im Gegensatz zur Renaissance. Indem man das Prinzip der Renaissance, die souveräne Kritik der selbstgewissen Vernunft, religiös verklärte und auf die christliche Heilsaufgabe anwandte, sollte es in seiner antichristlichen Wirkung überwunden werden. Der Protestantismus ist die Ausprägung des Christentums als der religiösen Aufgabe, welche die subjektive Persönlichkeit des Einzelnen unmittelbar mit Christus zu erledigen hat, mit Ablehnung aller kirchlichen Vermittlung und Autorität. Die Kirche als vermittelndes Lehr-, Priester- und Hirtenamt ist der einzige Gegensatz, der hiebei wirksam wird: er muß deshalb im Auge behalten werden. Der Protestantismus ist das Christentum der freien Forschung; er ist nicht nur freie Forschung, sondern jene kirchen-freie Forschung, welche den Christusglauben zum höchsten Gesetz, Endzweck und Ergebnis hat. Der Protestantismus will freie Forschung, aber nur als Weg zu Christus hin, nicht etwa von Christus weg zum Unglauben, oder zu Buddha, oder zum katholischen, arianischen oder byzantinischen Christentum. Die Forschung im Sinne des Protestantismus ist nur frei in den Mitteln, frei von kirchlicher Gebundenheit, aber nicht hinsichtlich des Zweckes. Sie will und soll ohne die kirchliche Autorität erreichen, wozu der Katholik die Kirche notwendig hat.

Die Kirche hat im Protestantismus wohl geschichtlichen Wert, sie ist ja das Ergebnis der christlichen Entwicklung; aber ihre Bedeutung erschöpft sich darin, eine Hilfsanstalt für die Einzelnen zu sein zur leichteren Erfüllung ihrer religiösen Aufgabe.

Genau übersetzt lautet das protestantische Prinzip: freie Forschung in der heiligen Schrift zu Christus hin, nicht aber über die Schrift hinaus und noch

weniger über den Offenbarungsglauben hinaus. Der protestantische Glaubensbegriff und das Prinzip der freien Forschung sind von der Voraussetzung getragen, es lasse sich der objektiv giltige und darum von oben her verpflichtende Zusammenhang von Wahrheit und Vernunft im Sinne Kants durch praktische Postulate ersetzen, die naturgemäß immer einen subjektiven Charakter haben.

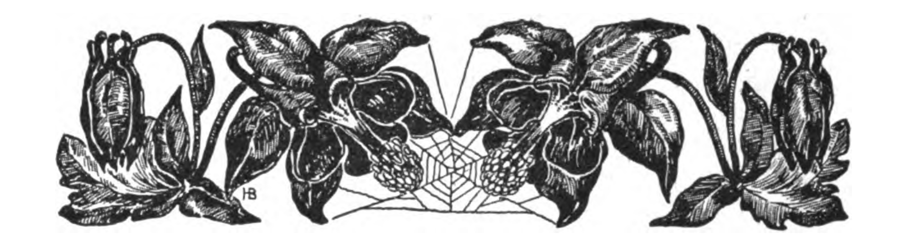
* * *

Das Christentum hat seither den Sieg über die gewaltigen Geistesgegner errungen, weil es in seinem Gottesbegriff und Kulturideal all die Wahrheitsmomente in höherer Form enthielt und wahrte, die ein Recht auf Verehrung und Hingabe haben, und all die Ideale hegte und pflegte, die den gegnerischen Weltanschauungen ihre geistige Stärke und Anziehungskraft liehen. Der Beweis dafür liegt nicht bloß in der siegreichen Abwehr seiner Gegner, sondern noch mehr in der Thatsache, daß das Christentum innerhalb seiner eigenen Entwicklung große Konfessionen aus sich hervortrieb, in denen dasjenige, was dem Gegner seine Kraft und Würde gab, innerhalb des Christentums selber eine grundsätzliche, wenn auch einseitige Ausgestaltung erfuhr.

Das ganze und volle Christentum, das in dem Inbegriff aller Wahrheitsmomente und in der allseitigen Pflege aller religiösen Ideale seine gottgegebene Größe und Aufgabe erkennt und wahrt, wird darum den großen Entscheidungskampf in der Zukunft gegenüber dem philosophischen und religiösen Monismus der autonomen Vernunft und Sittlichkeit siegreich bestehen: denn die wahre Lösung und Erlösung ist nur zu gewinnen, wenn wir Licht und Leben aus der Liebe von oben in unser Innerstes aufnehmen und von dort aus in vollkräftiges Geistesleben umsetzen.

Das Christentum vermag auch in den ferneren Entwicklungskämpfen des geistig sittlichen Menschheitslebens die Gesamtheit dessen, was ein Wahrheitsrecht, was sittlichen Adel, was religiöse Kraft in sich birgt, aus seinem geschichtlichen Grund und Erbe heraus zu gewinnen und geltend zu machen: das ist die Bürgschaft für seine siegreiche Zukunft. Der moderne Geist stellt Fragen und Forderungen, welche Altertum und Mittelalter nicht gekannt haben: weil das Christentum diesen Fragen und Idealen gerecht zu werden versteht, gehört ihm die Zukunft.





Vom Gastmahl.

Von

Maurice Reinhold von Stern.

Es hing ein Gewitter über Rom. Blau, beinahe schwarz, war der Himmel hinter den Albaner-Bergen, und der Pulsschlag in den Adern der ewigen Stadt schien zu stocken.

Es war zwei Uhr nachmittags. Die Reichen und die Wohlhabenden pflegten entweder in den kühlen Atrien und Peristylien, eingelullt vom Plätschern des Impluviums, der Ruhe, oder sie erfrischten ihre Glieder im Bade. Auf den staubigen, grell in der Sonne daliegenden Straßen war wenig Leben. Fast nur Sklaven sah man ihren Geschäften nachgehen. Das Schlurfen ihrer Sandalen und das Rauschen der Brunnen waren die beinahe einzigen hörbaren Geräusche. Dann und wann sah man einen Stutzer mit frisch gekräuselten Locken, Wolken von Wohlgeruch hinter sich lassend, auf der Schattenseite der Straße zum Gastmahl eilen. Von den Bergen her tönte zuweilen ein dumpfes, verhaltenes Donnern.

Die via sacra hinab schritt Gajus Sempronius Pansa, der Sohn des reichen Aedilen. Die Aussicht auf das erlesene Gastmahl, zu welchem ihn der Schlemmer Mutius Läwinus eingeladen hatte, lieh seinen Sehnen Schwungkraft. Das Amphitheater des Flavius zur Linken hinter sich lassend, strebte er dem Caelimontanischen Thore zu, in dessen Nähe, unweit des Isis- und Serapistempels, das prächtige Wohnhaus des Mutius stand. Dieser ebensosehr der Bequemlichkeit wie der Prachtliebe gewidmete Palast öffnete seinen auf griechischen Säulen ruhenden Eingang nur einer kleinen und erlesenen Anzahl jüngerer Lebemänner, die der Liebe und den Tafelfreuden ebenso wie den schönen Künsten und einer spöttischen Weltweisheit ergeben waren.

Durch das Ostium, bei welchem der Sklave Proklus Wache hielt, trat Gajus in das prunkvoll mit Säulen und kostbaren Mosaiken geschmückte Vestibulum und von dort ins Atrium, aus welchem ihm Stimmen und Gelächter entgegenschallten.

Wirklich waren die Tafelgäste schon versammelt. Den Gastgeber eingerechnet, ihrer acht. Gerade wie es Mutius liebte: Eine genügende Anzahl zur bequemen Besetzung des berühmten purpurfarbenen Tricliniums, auf dessen Polstern, wie man sagte, sogar das weinschwere Haupt des Tiberius Claudius Nero geruht hatte.

Das Atrium ruhte auf vier ungeheuren dorischen Säulen. In der Mitte zwischen den beiden Säulen links erhob sich die Bildsäule der Minerva in Lebensgröße. Aus ihrem Sockel sprudelte das klare Wasser ins marmorne Impluvium.

Mutius ruhte nachlässig auf einem Lehnsessel, die Füße auf das Fell eines Bären ausgestreckt, und las, unter dem Gelächter der Gäste, aus einer Rolle muntere Verse zum Lobe der Tugend der Poppäa! Es war ein schöner, etwas lässiger Mann in den Dreißigern, mit kurzgeschorenem Vollbart und stahlgrauen hellen Augen, aus denen die Spottsucht blitzte und funkelte, wie ein Frühlingsgewitter. Ihn umstand eine Gruppe von sechs wohlgelaunten Jünglingen: Tiburtius, fast noch ein Knabe, die Lippen geöffnet wie in hastiger, grausamer Gier des Genusses, die zum Gastmahl des Lebens zu spät zu kommen fürchtet und sich deswegen nicht genug thun kann; Ulpius, hart und hager von gymnastischen Spielen, die er nicht aus Liebe zur Arena, sondern um sich zum Genusse tüchtig zu erhalten, übte, finster aus metallisch flackernden Augen blickend; Titus, rund und rosig wie ein Apfel, von zartem, sanftgewölbtem Körperbau, strahlend von Lebenslust und von der Erinnerung an eine so ausgedehnte Reihe von Tafelfreuden, daß er sie zu seinem erheuchelten Kummer nicht überblicken konnte; Flavius, der „Imperator", der sein Haupt so hoch zu tragen gewohnt war, als wenn jederzeit die Corona triumphalis es schmückte, und seine Toga, als wenn Krieg und Frieden darin verborgen wären, ein Bewußtsein, in welchem er durch die Laune der Natur unterstützt wurde, die ihm die Maske des Tiberius, ohne dessen Gaben, verliehen hatte; Servius, der das Weltall für einen so ausgezeichneten Witz erachtete, daß er, stets erstaunt und zum Lachen bereit, die Augen immerfort wie in Erwartung unerhörter Possen aufsperrte; Aurelius, ein blasser, gesitteter Jüngling, der einem Philosophenschüler ähnlich gesehen hätte, wenn aus den tief verschatteten Augen nicht eine unstillbare Lebensgier ihr dürstendes Dasein verraten haben würde, häufig, gleichsam beschämt, errötend, da doch die lodernden Blicke keine Scham verkündeten.

Der siebente, Aelius, ruhte auf dem Polster an der vorderen Säule de rechten Seite des Atriums, mit übereinandergeschlagenen Beinen, den zierlichen Fuß in der weibisch kostbaren Sandale, wie in verliebter Betrachtung desselben, wiegend. Er war, das verriet seine sichere Ungezogenheit in Blick, Wort und Gebärde, der verwöhnte Liebling lockerer Frauen.

Gajus, von Proklus gemeldet, betrat das Atrium, vom hastig sich erhebenden Gastgeber und den andern Gästen mit lauten Zurufen begrüßt.

Mutius spöttelte: „Sieh da, mein Gajus! Wie immer der Letzte. Hattest du etwa schon vor Tisch eine lockere Zusammenkunft mit deiner Tänzerin? oder schliefst du? oder hast du dich im Unctuarium zu lange den knetenden Händen deines Lieblingssklaven anvertraut? Du blickst ernst. Hat dir der Kaiser eines seiner Geheimnisse in die Seele gesenkt, oder gehst du mit den Plänen eines Aedilen schwanger? Nichts von alledem? Wohlan denn, zu Tisch."

Und Tiburtius näselte: „Gajus verbirgt sich. Gajus ist verliebt. Gajus macht Verse. Die Leidenschaften sind die Feindinnen der Geselligkeit. Ich gebe die ganze Litteratur für eine Auster."

„Die Litteratur wird nichts an dir verlieren, mein Verehrtester. Tröste dich, ein Fäßchen frischer Austern aus Britannien traf gestern ein. Du wirst sie kosten können, ohne dich deiner geistigen Vorräte zu entblößen, die dich nicht erdrücken," bemerkte Mutius.

„Sehr gut, vorzüglich, ausgezeichnet!" wieherte Servius, dessen wasserblaue Augen vor Erstaunen und Entzückung hervortraten. „Geistige Vorräte, die ihn nicht erdrücken! Gut, sehr gut, außerordentlich."

Lachend, kichernd, plaudernd begaben sie sich durch die mit Statuen geschmückten Säulengänge, am Garten vorbei, wo die Brunnen plätscherten und von wo der Gewitterhauch den Duft der Rosen hinüberwehte, ins Speisegemach, dessen achtfache Säulenreihen im Viereck von Rosenguirlanden in verwirrender Fülle umwunden und miteinander netzartig verflochten waren. Inmitten des Speisegemachs an der mit Fresken, die Jahreszeiten darstellend, geschmückten Decke waren die Rosenketten leicht und schwebend zusammengerafft und im fletschenden Rachen eines natürlichen Löwenkopfes spielend vereinigt.

„Ah! die Kraft und die Anmut, schwebend über dem Triclinium des Mutius." „Ein Gedanke, würdig des Imperators." „Unerschöpflichkeit nenne ich die höchste Tugend." So witzelte und näselte es durcheinander.

Auf ein Zeichen des Gastgebers ließen sich die Gäste zwanglos auf den Polstern des Tricliniums nieder. Aelius nahm seinen Platz an der Seite des Mutius. Die Tafel war mit weißen und roten Rosen geschmückt. Sklaven in weichen Sandalen liefen geräuschlos hin und her und trugen Schüsseln und Weinkrüge herbei.

„Hier, mein Tiburtius, deine geliebten Austern. Dazu eine Schale dieses weißen Burgunders wird dich die leidigen Wissenschaften, deren nicht allzustrenger Zucht du glücklich entronnen bist, vergessen lassen," bemerkte wohlwollend Mutius.

Dann brach für eine Spanne Zeit jenes vielsagende Schweigen, unterbrochen vom Schlürfen des Weines und der Austern, an, das dem Kenner die Beredtsamkeit der Lehrer und Staatsmänner zu übertreffen scheint.

Mitten in dieses Schlürfen und Schweigen ließ Mutius Läwinus die leichten Worte fallen, die wie spielende Schlangen unter Rosen zischten:

„Was sagt ihr, o Freunde, zum neuesten Abenteuer der Poppäa? Dieses so überaus und über alle Erwartung gelungene Spiel mit dem Publius Claudius.*) Setzt sich die gipserne Maske des Schreckens auf, den Geliebten arglistig zu töten, und überliefert ihn — den Rosen und Lilien einer Nazarenerin. Vale carissima! Ist das nun Ernst oder Posse? Für Ernst ist die Sache zu lustig und für eine Posse am Ende doch zu ernst. Bei den palatinischen Halbgöttern ist nicht so recht dem Scherz zu trauen. Die Tragödie starrt uns zuweilen auch mit den Augen einer ertappten Schülerin an, die Schläge fürchtet. Wie meint ihr, meine Freunde?"

„Poppäa ist nicht leicht zu durchschauen. Sie mag überlistet sein, aber sie hat sich mit zum Spott geschürzter Lippe in die unerwartete Wendung gefunden. Ich verfolgte ihr Mienenspiel während der Entscheidung. Zuerst lauernde Gier. Dann kurze Enttäuschung. Zuletzt Hohn. Als wollte sie sagen: Ich hatte dich den Tigern bestimmt. Wohlan, so nimm die Jüdin! Bei den Göttern, sie lachte ihn aus."

Gajus war es, der diese Worte sprach, während er die Schale mit Wein zum Munde führte. Er war schön wie Antinous, nur strenger in seiner Schönheit. Stiernackig und hoch von Gestalt, hatte er dunkles, von Natur gekräuseltes Haar und heiße, wartende, drohende Augen. Und diese in ihm lodernde Glut war ganz und gar gebändigt durch den Willen zur Gleichgiltigkeit. Er sprühte von Verachtung der Welt.

„Wir kennen, o Gajus, deine Schwäche für die Kaiserin. Du kannst es nicht ertragen, ihr Bild durch Lächerlichkeit gemildert zu sehen. Bei den Göttern, nie lächerlich ist Kaiserliches," erwiderte Mutius.

Und Tiburtius warf mit künstlich näselnder Stimme dazwischen: „Na, da habt ihr, meine Freunde, unsern großen Tiberius Claudius nicht singen und Zither spielen gehört. Diese stieren Augen, dieser Schweiß auf der Stirn, diese täppischen Handbewegungen, dieser Nacken, dieser farnesische Nacken, und dann der Gesang und das Spiel und die Selbstzufriedenheit. Das muß man gesehen haben, meine Verehrtesten. Ein singender Tiger! Ich habe an mich halten müssen, um nicht zu bersten."

Und Mutius: „Schaut einmal, unser Tiburtius! Ist noch von Ammenmilch geschwellt, und lacht über Imperatoren. Hör' einmal, Tiburtius, wer Macht hat, zu töten, ist nie lächerlich. Man ist vielleicht versucht, zu lachen, aber Grauen rieselt den Nacken hinab. Der singende Nero ist nur um so furchtbarer, weil er sogar das Lächerliche, das selbst die Götter tötet, mit seinen täppischen Händen erwürgt. Plaudite, amici!"

Die Sklaven trugen zuerst Geflügelbrühe, alsdann nacheinander gedünstetes Ochsenfleisch mit den Knospen einer Gattung edler Schwämme, Rebhühner und Muränen in Gallerte auf.

---

*) Siehe Türmer, Jahrg. I, Heft 8: Isabelle Kaiser: Julia Poppäa.

„Muränen, aha, Muränen! Fett und zart und schmelzend auf der Zunge. Sage mal, Mutius, fütterst du deine Muränen auch ordentlich mit Sklavenfleisch? Eigen sein mag es von mir, aber ich habe einmal eine Schwachheit für Muränen, die mit Sklavenfleisch gefüttert wurden. Es erhöht durch die Kraft der Einbildung den Wohlgeschmack. Und das Wohlgefallen der Zunge erzeugt die Wohlgesinntheit des Geistes."

Rollender Donner vom Gebirge her übertönte fast diese nachlässig hingeworfenen Worte aus dem Munde des Knaben Tiburtius. Schwere Düfte von Wein und von den Rosen im Speisegemach und vom Garten her füllten die Halle.

Gajus antwortete ihm: „Du, o Tiburtius, bist beinahe römischer als die alten Römer, weil du jung und von Wut, zu leben, besessen bist. Die Fütterung mit dem Fleisch der Sklaven ist dir ein Kitzel deines neuen Stolzes, zu herrschen. Ich sage, es hat keinen Wert, es sei denn, daß die Tafelkundigen eine durch den Gaumen allein wahrnehmbare Erhöhung des Wohlgeschmacks davon verkünden. Dann, ja dann allerdings."

„Seitdem", ließ sich Ulpius vernehmen, „die Nazarener ihr Wesen hier treiben, muß man gar noch bei Mastung und Küchenkram das Gewissen befragen. Fragen wir nach ihrem Küchenzettel? Mögen sie essen, was sie wollen: Heuschrecken, wilden Honig und Hülsenfrüchte. Wir wollen es ihnen gönnen. Aber sie sollen auch uns mit ihrer bleichen Lehre in Frieden lassen. Mir sind diese Nazarener unangenehm, einfach unangenehm. Sie mischen sich in die Gewissen und nisten sich in die Seelen ein. Ich gebe nicht viel um die Götter und will nicht bestreiten, daß sie anfangen, wässerig zu werden. Aber lieber sind sie mir doch noch, als diese nazarenischen Gespenster, die nach Worten hungern lassen und mit Worten sättigen. Sei gegrüßt, o Mutius, dein Wein ist echt und deine Muränen sind — nicht von Nazareth."

„Nein, in der That," bemerkte Mutius, „sie sind in Rom gezüchtet worden. Und beruhigt eure römischen Gewissen, meine Freunde, sie sind wirklich und wahrhaftig mit Sklavenfleisch gemästet."

„Bravo, bravo! Plaudite! Dem Mutius sei Ehre und Dank!" scholl es wirr durcheinander.

Beim Käse und bei den Früchten, während vom Garten her die mit den verhallenden Donnern gemischten Flötentöne hörbar wurden, kamen die Schlemmer nochmals auf die Nazarener zu sprechen.

Gajus meinte: „Daß die Nazarener trotz Römern zu sterben wissen, muß man ihnen übrigens zugestehen. Ich habe sie verklärt und mit Lobgesang den Raubtieren entgegengehn sehen, wobei es zweifelhaft ist, ob diese Tapferkeit auf eine Art Irrsinn oder auf eine rätselhafte Kraft des Gemüts zurückzuführen ist. Jedenfalls haben sie den circensischen Spielen neue Nahrung gegeben und neues Leben eingehaucht, was an sich in meinen Augen beinahe ein Verdienst ist. Man muß im Besitz aller Bildung und Tugenden nicht ungerecht gegen die Niedrigen sein."

Tiburtius, der während der Rede des Gajus schon unruhig auf dem Polster hin und her gerutscht war, erwiderte hitzig:

„Wenn mein Leben so wertlos wäre, wie dasjenige eines Nazareners es ist, so würde ich es auch ohne Bedenken hinwerfen. Diese Leute werfen ihr Leben fort, wie ich dem Bettler ein Kupferstück in den Staub werfe, das ich für nichts achte. Davon ist nicht viel Aufhebens zu machen. Und was die circensischen Verdienste betrifft, das ist Geschmacksache. Mir ist dieses Geplärr in der Arena, vermischt mit dem Gebrüll der ungeduldigen Raubtiere in den Gewölben, schlechthin langweilig. Das ödeste Gladiatoren-Gezänk ist mir noch angenehmer, als diese lobsingenden Juden und Judengenossen, die nicht ein Fünkchen römischen Geistes und keinen guten Geschmack haben. Sie singen noch im Löwenrachen! Das ärgert mich. Und wenn ich mich ärgere, so kann ich mich nicht vergnügen.“

Mutius, überrascht und aufmerksam werdend, blickte voll unverhohlenen Wohlwollens auf den eifernden Jüngling und sagte: „Recht so, Tiburtius. Der elendeste Gladiator ist mehr wert, als alle diese Propheten. Sie wollen Märtyrer sein, und also erachte ich es für grausam, ihnen diesen Wunsch, dessen Erfüllung für viele Schaulustige ein billiges Vergnügen ist, zu versagen. Gajus ist voreingenommen, da er ein nazarenisches Liebchen hat. Ist es nicht so, mein Gajus?“ —

Prasselnd entlud sich der Donner über Rom. Schwefliger Schein huschte über die Fresken und Mosaike und malte grelle, verlöschende Lichter auf die rosenbehangenen Säulen. Das Speisegemach sank in trunkenes Dämmern. Die Sklaven hatten den Flötenspielerinnen Platz gemacht, die den Wein zutrugen und die Polster der Jünglinge teilten. Küsse, verlorene Flötentöne, das Schlürfen des Weines, Flüstern und Gelächter füllten das von bacchischer Ungebundenheit widerhallende Gemach mit dem Schall verfrühter Orgien.

Die Nacht sank herein mit ihrem vom ausgetobten Gewitter gereinigten Blumenhauch. Die Lampen flammten auf. Die Flötenspielerinnen kicherten und deckten die von der Dämmerung blöden Augen mit den Händen. Schwere, süße, sizilianische Weine, gekühlte Wässer und Früchte wurden von den Sklaven auf Geheiß des Gastgebers zur Belebung oder zur Kühlung herbeigeschafft. In die schweigende, sternhelle Nacht tönte so bis zur Frühe der Schall der Flöten, das Lustgeschrei der Schwelgenden und das Gluckern des Weines aus den Krügen in die Schalen.

Rosenkränze in den Haaren, erhoben sich die acht erst kurz vor Sonnenaufgang, um ihre Wohnungen aufzusuchen.

Gajus, der seine Freunde begleitete, war bis in die Nähe des Cirkus Maximus gelangt. Dort verabschiedete er sich von ihnen und schritt, während er ihr Lärmen in der Nacht verhallen hörte, über den Ochsenmarkt nach der ämilianischen Brücke, weil er jenseits der Tiber an der aurelischen Straße seine Wohnung hatte.

Indem er auf die Brücke zusteuerte, prallte er plötzlich zurück, da er rechts vor dem Eingange ein Kreuz im Morgennebel erhöht sah.

„Hat man denn nirgends vor diesen nazarenischen Gespenstern Ruhe! Ans Gastmahl folgen sie einem und den Weg versperren sie dem Heimkehrenden."

Unmutig näherte er sich der Brücke. Da erkannte er, daß es ein frisch ans Kreuz geschlagenes nazarenisches Mädchen war. Er schrak zusammen, da sie ihm bekannt erschien und ihm der Ausdruck hilflosen kindlichen Jammers, das qualvolle, bittre Zucken um den keuschen kleinen Mund, ins Herz schnitt. Wie gebannt, trat er näher, im Augenblick, da die Sonne den Morgennebel durchbrach. Auf der Straße und auf der Brücke begann schon das erste Leben des Tages.

Durch das Geräusch der Schritte aufmerksam gemacht, senkte die Sterbende die zum Himmel erhobenen, schmerzerfüllten Augen, erblickte den stutzenden, rosengekrönten Gajus und errötete über das ganze wachsfarbene Gesicht, wie von Scham über ihre Hilflosigkeit und Schändung überfallen. Dann erbleichte sie ebenso schnell und das Wachsgelb ihres schönen Kindergesichtes erblaßte weiter bis zur fahlen Farbe des Kalkes. Ein krankhaftes Zucken und Zittern überlief ihren wie von Frost geschüttelten Körper. Die Glieder rissen wie in selbstmörderischem Eifer an den Nägeln und die Augen schlossen sich. Tropfen dunklen Bluts sickerten in den Staub. Dann sank das schöne arme Haupt müde auf die kaum erblühte Brust. Die hilflos zuckenden Lippen schlossen sich zur Herbheit und Strenge einer bekannten Wahrheit, und das Mädchen war tot.

Atemlos und von Qual und Empörung geschüttelt, hatte Gajus den Vorgang beobachtet. Gleichgiltig oder neugierig starrend zogen die zur Tagesarbeit schreitenden Sklaven am Kreuz vorbei. Die Sonne aber war strahlend aufgegangen und wob schweigend ihren heiligen Schein um den Scheitel und um die Gestalt der Bekennerin des Lichtes.

Da sank Gajus in den Staub, nahm den Rosenkranz von seinem weinschweren Haupt und legte ihn am Fuße des Kreuzes nieder.





Ein Berliner Alchymist.

Von

Max Hoffmann.

Wie Basel seinen Theophrastus Paracelsus, besaß auch Berlin im 16. Jahrhundert in seinen Mauern einen Wundermann, der jenem Arzt und Naturforscher in vielem ebenbürtig, in manchen technischen Kenntnissen und Fertigkeiten aber überlegen war. Dieser Mann war Leonhard Thurneisser zum Thurn, unter Johann Georg vierzehn Jahre hindurch kurfürstlicher Leibarzt.

Er war ein Landsmann des Paracelsus und zu Basel als Sohn eines Goldschmiedes im Jahre 1530 (nach einigen am 6. August 1531) geboren. Er lernte das Handwerk seines Vaters und beschäftigte sich frühzeitig mit Metallurgie und Chemie; bei einem Arzt bekam er Einblicke in die Arzneiwissenschaft und Botanik. Bereits mit sechzehn Jahren heiratete er, und bald darauf beginnt sein abenteuerliches und unruhiges Leben. Durch Unbesonnenheit und Leichtsinn in arge wirtschaftliche Bedrängnis geraten, ließ er sich verleiten, einen Barren vergoldetes Blei als reines Gold zu verpfänden. Der Betrug blieb nicht lange verborgen, und alles Unglück stürmte nun auf einmal auf den Jüngling ein. Seine Frau sagte sich von ihm los, dazu kamen väterliche Vorwürfe, heimtückische Streiche seines älteren Bruders und Furcht vor Strafe; das alles brachte ihn dahin, seine Vaterstadt zu verlassen. Er begab sich, kaum achtzehn Jahre alt, nach England, dann nach Frankreich, kehrte nach Deutschland zurück und ließ sich 1552 als Schütze im Heere des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg anwerben, dessen Plünderungszüge er bis zu der unrühmlichen Schlacht bei Sievershausen (1553) mitmachte. Hier wurde er gefangen genommen, gab nun den Kriegsdienst auf und arbeitete, von der Not getrieben, in deutschen und schwedischen Bergwerken und Schmelzhütten, woher seine später bewunderten Kenntnisse auf diesem Gebiete stammten. Wir finden ihn 1555 in Nürnberg, Straßburg und Constanz als außerordentlich fleißigen Goldschmied und Wappenstecher. Hier verheiratete er sich, da sich seine erste Frau von ihm hatte scheiden lassen, zum zweiten Male, zog 1558 nach Tarenz im oberen Innthale, baute dort Bergwerke auf seine Rechnung und legte eine eigene

Schmelz- und Schwefelhütte an. Er erregte bald Aufsehen mit seinen Anlagen und gewann die Gunst des Erzherzogs Ferdinand, der ihn 1560 zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Vertiefung seiner Einblicke in die Geheimnisse der Natur auf Reisen schickte. Diese gingen zuerst nach Schottland und den Orkney-Inseln, wohin sich damals verschiedene Eremiten, die sich mit dem Aufsuchen des vielbegehrten Steins der Weisen beschäftigten, zurückgezogen hatten, dann nach Spanien und Portugal. Er besuchte die Nordküste Afrikas und hielt sich in Aethiopien, Aegypten, Arabien, Syrien und dem gelobten Lande auf. Die Rückreise ging über Kandia, Griechenland, Italien und Ungarn. Auf diesen Reisen hat er wohl besonders seine Rezeptbücher gesammelt, aus denen er später kurierte. Er rühmte sich, daß er bei der kaiserlichen Armee, die gegen den Sultan Soliman im Felde stand, große Kuren verrichtet habe.

Aber alle diese Erfolge waren dem ehrgeizigen Manne nicht genug. Ihn verlangte nach dem Namen eines Philosophen, der im Besitze des Steins der Weisen wäre und Gold machen könne, und dieser Ruhm sollte durch seine Schriften begründet werden. Da im Oesterreichischen damals weder Kupferstecher noch Formschneider vorhanden waren, um die zu seinen medizinischen, chemischen und astrologischen Werken nötigen Bilder zu liefern, so nahm er 1569 seinen Abschied und begab sich nach Frankfurt a. O., wo sich die berühmte Buchdruckerei von Eichhorn befand. Kurfürst Johann Georg kam im Frühjahr 1571 nach Frankfurt, hörte von dem merkwürdigen Fremden, ließ sich einige von den Druckbogen vorlegen und nahm mit freudigem Erstaunen von dem Inhalte Kenntnis. Was waren es aber auch für Dinge, die da niedergeschrieben waren! Der Mann mußte, wie bisher die halbe Welt, so auch die Mark durchstreift haben, um alle Brunnen, Flüsse und Bäche chemisch zu untersuchen und deren medizinische Wirkungen zu prüfen! Von der Spree hieß es: „Dies Wasser ist etwas grünfarbig und lauter. Es führet in seinem Schlick Gold und eine schöne Glasur.“ Fünf Meilen um Küstrin wollte er Alaun, Salpeter, Rubinen und Granaten gefunden haben, in Buchholz nicht weit von Bernau fände man Sapphire, bei Morin und zwischen Freienwalde und Neustadt Rubine, bei Königsberg in der Neumark Gold, „aber so wenig, daß man zehn Dukaten verarbeiten würde, ehe man einen gewinnen möchte.“ Er spricht von einem sehr ergiebigen Bergwerk im Walde Zootzen bei Friesack. „Es muß ein grausam Bergwerk der Ende vorhanden sein, vieler Anzeigungen halber; wann aber oder welchem Gott die Gnad geben wird, der es öffnet, steht in der ewigen Weisheit.“ Der Kurfürst bekam natürlich Lust, den Autor zu sehen und ließ ihn zu sich fordern. Thurneisser war ein Mann von gutem Aussehen, lebhaft in der Unterhaltung und gewandt im Umgange. Er gefiel dem Kurfürsten, und da die Kurfürstin gerade unpäßlich war, wurde er um Rat gefragt. Sein bescheidenes und vorsichtiges Benehmen in dieser Angelegenheit und der gute Erfolg seiner Kur vergrößerten sein Ansehen. Der Kurfürst erbot sich, die Familie des Wundermannes auf eigene Kosten aus Constanz kommen zu lassen

und stellte ihn mit dem für damalige Zeit bedeutenden Jahrgehalt von 1352 Thalern als Leibmedicus der Kurfürstin an.

Nun beginnt die außerordentliche Thätigkeit des abenteuerlichen Mannes. Nach seiner Ankunft in Berlin bekam er eine geräumige Wohnung im ehemaligen grauen Kloster, wo er sich bald aufs großartigste einrichtete. Er hatte hier nicht bloß seine Wohnung und ein großes Laboratorium, sondern legte auch eine eigene Buchdruckerei an und beschäftigte mehr als zweihundert Personen. Denn er brauchte außer zu seinem Haushalt und der Druckerei auch viele Schreiber, Gehilfen und Boten, und alle diese Leute waren verheiratet und wohnten mit Frauen und Kindern bei ihm. So ist es erklärlich, daß er, andere Fleischspeisen nicht gerechnet, monatlich einen Ochsen schlachten lassen mußte. Er selbst kleidete sich, obwohl er nicht von Adel war, wie ein Edelmann in Samt und Seide, um den Hals trug er goldene Ketten mit daranhängenden seltenen Münzen, sein Wagen war mit vier Pferden bespannt und seine Diener mußten nebenher gehen. Wenn er ausging, begleiteten ihn zwei Edelknaben, und nicht bloß die Vornehmsten des Hofes empfing er öfters in großen Gesellschaften, sondern auch der Kurfürst mit Gemahlin und andere fürstliche Personen besuchten ihn. Sein umfangreicher Handel mit geheimen Arzneimitteln breitete sich bald über ganz Europa aus. Es wurde bekannt, daß er nicht bloß Medikamente gegen Krankheiten besäße, sondern auch Schönheitsmittel, und bald war er der vielgesuchte und teuer bezahlte Lieferant aller Hofdamen, Prinzessinnen, Fürstinnen, Fürsten und Herren, und selbst der Kaiser Maximilian II., die „jungfräuliche“ Königin Elisabeth von England und die Könige und Königinnen von Dänemark und von Polen waren seine Abnehmer. Wie blendend sein Leben im großen Stile war, geht daraus hervor, daß sich gelehrte Herren von selber anboten, ihn mit ihren Kenntnissen zu unterstützen, und der gewandte Mann wußte vieles aus den Briefen der Professoren und Rektoren für sich zu benutzen und dadurch seinen Ruf ungeheurer Gelehrsamkeit zu vermehren. Denn er ließ nie merken, wie er, der Autodidakt, zu seinen Kenntnissen gekommen war. Er besaß allerdings ein bewundernswürdiges Gedächtnis und auch großen Wissensdurst, wie er denn noch in seinem 46. Jahre Unterricht im Lateinischen nahm.

Außer seiner medizinischen Praxis und schriftstellerischen Thätigkeit als Verfasser gelehrter Bücher und Kalendermacher, seiner Beschäftigung im Laboratorium, dem Naturalien- und Kunstkabinett und seinem botanischen Garten gab er sich auch mit Geldgeschäften aller Art ab, und besonders die Markgräfin Katharina, die Gemahlin des Kurfürsten, brauchte ihn in allen ihren Angelegenheiten. Auch als Nativitätssteller war er sehr gesucht, das heißt, er beurteilte nach Angabe der Geburtsstunde aus astrologischen Regeln das künftige Schicksal eines jeden Menschen. Es kam vor, daß er an einem Tage zwölf solcher Bestellungen hatte. Bei dieser Gelegenheit brachte er auch seine Talismans gegen guten Preis an. Es waren dies Münzen von Gold, Silber, Kupfer oder Zinn mit allerhand merkwürdigen Abbildungen, die um den Hals

getragen wurden und dazu dienen sollten, die von dem darauf gezeichneten Planeten regierten Krankheiten abzuwenden. Immer mehr wuchsen auf diese Weise die Unternehmungen des unermüdlich thätigen Mannes. Zu der Druckerei kam bald eine Schriftgießerei, Form- und Kupferstecher traten in seine Dienste, eine eigene Papiermühle und sogar eine Teppichweberei wurden angelegt.

Die Einnahmen Thurneissers entsprachen seinem ganzen Auftreten. Die Heilmittel, die er verkaufte, führten hochtrabende Namen und waren außerordentlich teuer, z. B.: ein Lot Bernstein-Essenz 5 Thaler, destilliertes Korallenwasser 3 Thaler, Smaragden-Tinktur 11 Thaler, Rubin-Tinktur 12 Thaler, Rhabarber-Extrakt 2 Thaler, Spiritus Vini korrekti 6 Thaler! Außer vielem anderen gab es da auch Goldtinktur, Perlen- und Goldpulver, was alles von hohem Werte war. Der Gräfin Lynar, die vielleicht des vielen Einnehmens überdrüssig war, schickte er einige Oele zum äußerlichen Gebrauche, eine Sendung für 35 Thaler! Der Betrag mußte im voraus erlegt werden; wer nicht Geld mitschickte, bekam keine Antwort. So ist es nicht zu verwundern, daß sich 1580 das Vermögen des Hofarztes auf hunderttausend Gulden belief und das Gewicht seines Silbergeschirrs neun Centner betrug.

Ungeachtet dieser schwachen Seiten war doch Thurneisser ohne Frage ein außerordentlicher Mann, der dem Lande vielerlei Nutzen brachte. Alles was er brauchte, ließ er im Lande selbst anfertigen, sogar seine chemischen Gläser und Gefäße wurden zu Grimnitz nach seiner Angabe und Erfindung gemacht; er gab die Zeichnungen und übernahm die Aufsicht über die Glashütte, und bald wurden dort gemalte Kirchenfenster, Deckelgläser und andere schöne Erzeugnisse der Glasindustrie nach seiner Anweisung hergestellt. Er wußte bereits, wie man Eisen härten kann, und verstand die Herstellung des Rubinglases. In der alten Klosterkirche ließ er verschiedene Schnitzwerke ausführen, und noch heute sehen wir an dem von ihm aus Zinn gegossenen Taufbecken und an einem Kruzifix daselbst sein Wappen mit Türmen und goldenen Kugeln. Ganz besonders aber muß hervorgehoben werden, daß er der erste gewesen ist, der in einem Werke anatomische Figuren angebracht hat, die man auseinanderklappen kann, um die Lage der inneren Teile zu erkennen.

Eine so merkwürdige, zugleich mit mystischem Nimbus und ernstem wissenschaftlichen Gepräge auftretende Persönlichkeit mußte einen Dichter, der das Sonderbare und Eigentümliche, hauptsächlich wenn es mit dem alten Berlin verknüpft war, über alles liebte, besonders interessieren, und dieser Dichter war Ernst Theodor Amadäus Hoffmann. In seiner den „Serapions-Brüdern" eingefügten Novelle „Die Brautwahl", hat er denn auch dem Thurneisser (der Dichter schreibt Turnhäuser) ein Denkmal gesetzt in der Gestalt des dort als kluger Wundermann auftretenden Goldschmieds Leonhard, „der in die tiefen geheimen Wissenschaften eingedrungen ist und über manche verborgene Naturkraft gebietet nach Willkür." Es wird auch eine, jedenfalls zutreffende, Beschreibung des Aeußeren Thurneissers gegeben. „Ein großer, hagerer, dabei

kräftiger, in Gliedern und Muskeln stark gebauter Mann. Sein Antlitz mochte sonst für schön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den schwarzen buschigten Augenbrauen mit jugendlichem Feuer hervor — eine freie, offene Stirn — eine stark gebogene Adlers-Nase — ein fein geschlitzter Mund — ein gewölbtes Kinn — das alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer, schauerlicher Nacht hinausstrahlende Blick, der dumpfe Ton seiner Stimme, sein ganzes Wesen sein, was in seiner Nähe jedem ein seltsames, beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte ... dieser Mann mußte überall etwas seltsam auftreten, wie es nun einmal nicht nur seine ganze Organisation, sondern auch das Gefühl einer gewissen ihm innewohnenden Macht gebot, also auch hier in Berlin am Hofe des Churfürsten Johann George, wo er ums Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und achtzig lebte. Damals war jeder Chemiker ein Alchymist, und jeder Astronom ein Astrolog genannt, und so mochte Turnhäuser auch beides sein. Soviel ist indessen gewiß, daß Turnhäuser die merkwürdigsten Dinge zu stande brachte und außerdem sich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indessen den Fehler, seine Wissenschaft überall geltend machen zu wollen, sich in alles zu mischen, überall mit Rat und That bei der Hand zu sein. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit seinem Reichtum, ist er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, sich am ersten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es sich, daß man dem Churfürsten eingeredet hatte, Turnhäuser vermöge Gold zu machen, und daß dieser, sei es nun, weil er sich wirklich nicht darauf verstand oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, sich hartnäckig weigerte, zu laborieren. Da kamen Turnhäusers Feinde und redeten zum Churfürsten: Seht Ihr wohl, was das für ein verschmitzter, unverschämter Geselle ist? Er prahlt mit Kenntnissen, die er nicht besitzt, und treibt allerlei zauberische Possen und jüdische Händel, die er büßen sollte mit schmachvollem Tode, wie der Jude Lippolt. Turnhäuser war sonst wirklich ein Goldschmied gewesen, das kam heraus, und nun bestritt man ihm vollends alle Wissenschaft, die er doch sattsam an den Tag gelegt. Man behauptete sogar, daß er all die scharfsinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognostica, die er herausgegeben, nicht selbst verfertigt, sondern sich habe machen lassen von andern Leuten um bares Geld. Genug, Haß, Neid, Verleumdung brachten es dahin, daß er, um dem Schicksal des Juden Lippolt*) zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlassen mußte. Da schrieen die Widersacher, er habe sich zum päpstlischen Haufen begeben, das ist aber nicht wahr. Er ging nach Sachsen und trieb sein Goldschmieds-Handwerk, ohne der Wissenschaft zu entsagen." Soweit der phantastische E. T. A. Hoffmann, dessen Angaben gewiß auf Studien beruhen; denn er sagt selbst, „daß in alten Chroniken viel Herrliches stecke für schreib-

*) Dessen am 28. Januar 1572 auf dem Neuen Markt erfolgte entsetzliche Tortur und Verbrennung hatte Thurneisser selbst auf einem Holzschnitte mit grausiger Anschaulichkeit abkonterfeien lassen.



lustige Novellisten". Nur der Ausgang Thurneissers war etwas anders, als er ihn dargestellt hat. Wie wir gleich sehen werden.

Mitten in seiner umfangreichen Thätigkeit nämlich erfaßte ihn, den Schweizer, das Heimweh, und er begab sich 1579 nach Basel. Sobald er den Boden seiner Vaterstadt berührt hatte, begann ihn wieder das Unglück zu verfolgen. Er überwand zwar die Schwierigkeiten wegen seiner ersten Heirat; aber sein Ehrgeiz verleitete den Witwer, ein Mädchen aus einem vornehmen Geschlechte zu freien. Sie war arm, ohne Erziehung und liederlich, und dennoch schickte Thurneisser, der sich in Basel angekauft hatte, all sein Hab und Gut zu ihr hin, nachdem er sich, um seine Angelegenheiten zu ordnen, nach Berlin zurückbegeben hatte. Auf Anraten des Kurfürsten ließ er seine dritte Frau nach Berlin kommen; aber ihr unpassendes Benehmen und seine Eifersucht ermöglichten nur ein dreiwöchentliches Beisammensein, er schickte sie ihrem Vater zurück, und dieser wurde nun gegen Thurneisser beim Stadtgericht zu Basel klagbar. Nach dem Urteil wurde seine Frau „in sein Hab und Gut, klein und groß, eingesetzt, und daß sie mit solchem Gut, als einem frommen Eheweib zustehet und gebühret, zu schalten und zu walten Macht haben sollte". Es wurde ihr auch das Recht zuerkannt, all seine in Basel und Umgegend ausstehenden Geldzinsen einzuziehen. So ward der reiche, an allen Komfort gewöhnte Thurneisser mit einem Schlage ein armer Mann. Dazu kam noch ein anderes: man beschuldigte ihn insgeheim und öffentlich in Berlin und der Mark ebenso wie in Basel der Zauberei. Man hatte es längst gewußt, daß es im Kloster nicht richtig wäre. Er sollte einstmals mit drei schwarzen Mönchen zu Tisch gesessen haben. Sein großer schwarzer Hund bekam allemal die besten Stücke Fleisch aus der Schüssel. In ein Kristallglas hatte er schwarze, fürchterliche Zauberteufel eingeschlossen, und dann hielt er einen verdächtigen Vogel, der mitten im Wasser mit um ihn schwimmenden Fischen lustig herumsprang, als wenn er in freier Luft lebte. Nun war das alles nichts Wunderbares: die schwarzen Zauberteufel im Kristallglase waren Scorpione in Baumöl, und das gläserne Bauer, in dessen inwendigem Raum der Vogel saß, während im äußeren die Fische schwammen, hatte er auf der Glashütte zu Grimnitz herstellen lassen; aber es genügte doch, ihn als einen gefährlichen Zauberer erscheinen zu lassen. Arm, von seinen Freunden verlassen, vom Volk und den Gelehrten verfolgt und bedroht, fühlte der unglückliche Mann den Boden unter seinen Füßen wanken, und so benutzte er eine Reise seines Kurfürsten nach Dresden im Jahre 1584, um in aller Stille zu verschwinden. Er begab sich nach Prag, dann nach Rom, und ist 1596 in einem Kloster zu Köln gestorben, nachdem er zuvor gebeten hatte, neben Albertus Magnus beigesetzt zu werden.

Wäre Thurneisser im Jahre 1577, als er einen Schlaganfall hatte, gestorben, so hätte ihn der Tod auf dem Gipfel seines Ruhmes, mitten in seinen Erfolgen geholt; so aber überlebte er beide und lehrt durch sein Geschick, daß es schwieriger ist, sein Glück festzuhalten als zu erreichen.





Feuer.

Erzählung von A. Rantzau.

(Schluß.)

5. November. Bei jeder Thür, bei jedem Geräusch denke ich: da ist er. Er muß ja kommen.

Er kommt nicht.

Er kommt nicht.

* * *

6. November. Er ist nicht gekommen.

Madonna lebt.

Sie ist zu schwach, um zu sprechen. Aber sie sieht mich manchmal so sonderbar an.

* * *

8. November. Inas Mutter ist jetzt krank.

Zu ihrer Beruhigung hat Varlberg sein Kommen verschoben. Die erste Aufführung von Sappho ist nun definitiv auf den 14. festgesetzt. Ich las es in der Zeitung heute. Ina macht ihre Sache gut. Sie haben Varlberg telegraphiert: Passende Vertreterin für Frau Rabenhorst gefunden.

Max, Max, Max!

* * *

9. November. Habe an Hans geschrieben.

Er ist auch verreist. Wohl mit ihm. —

Ich fühle, wie mit mir eine Veränderung vorgeht. Mein Herz versteinert.

Wenn er jetzt noch käme! Aber bald — bald, ehe es zu spät ist.

* * *

10. November. Alles wird klar und ruhig in mir. Es hat wohl so kommen müssen. Diese heftigen letzten Aussprachen haben es

nicht gethan. Das war nur der letzte Tropfen, der das übervolle Gefäß überlaufen machte. Es war von vornherein eine verfehlte Sache!

Zwei solche Charaktere, wie er und ich, konnten sich nie ergänzen. Sie mußten sich immer schroff gegenüberstehen. Die Liebe überbrückt jede Kluft, sagt man. Sie thut es nicht. Im praktischen Leben thut sie es nicht. Ebensowenig wie Leute, die aus Armut hungern, nur von Liebe leben können, ebensowenig können hungernde, dürstende Geister nur von Liebe leben. Und ich frage: Wer gab uns den Geist? Und wer goß mir dies Feuer in mein Blut? —

* * *

Was sagte Max mir zuletzt?

Spiel, spiel!

Ich glaube jetzt, daß er hofft, daß ich es thue, damit es ein klarer Bruch sein kann zwischen ihm und mir. Er erwartet es nicht anders. Und ich?

* * *

12. November. O Max, mein Geliebter, meine Sonne und mein Glück — lebe wohl!

* * *

13. November. Eine fiebernde Unruhe ist in mir. Ich weiß nicht, was es ist. Ich bin draußen gewesen, um Blumen zu holen für Madonna. Tom Voigt stürzte an mir vorbei. Er kehrte wieder um und blieb bei mir stehen.

„Heute früh ging alles vorzüglich. Nun kommt Varlberg erst morgen um drei. Wir müssen es also vor der Aufführung noch einmal durchhaspeln — es ist Wahnsinn — ich denke mir, nach der ersten Scene geben wir es auf. Er kann ja dann noch sagen, was er will."

Ich schwieg.

„Das Haus ist ausverkauft. Ich hoffe, diese Aufführung wird für unsere Bude ein Ereignis. Grüßen Sie Frau Rabenhorst. Ich muß weiter."

Ich nickte stumm. Er blieb noch immer stehen. Plötzlich schüttelte er krampfhaft meine beiden Hände.

„Bomben und Granaten, wenn Sie mit dabei wären!"

„Ich glaube, ich könnte gar nicht mehr — —" hörte ich mich selbst sagen.

Er lachte.

„Wissen Sie noch unseren kleinen heimlichen Schlachtgesang, den wir manchmal hinter den Coulissen losließen, wenn uns ‚flau' war?

Sie haben ihn mich gelehrt. Ich kann meine zweite Stimme noch ganz gut:

‚Halli, hallo, halli, hallo,
Bei uns geht's immer
Je länger je schlimmer,
Halli, hallo, halli, hallo —
Bei uns geht's immer so.‘

„Das kleine harmlose Ding! Ich habe noch so oft daran gedacht. Aber nun muß ich fort. Adieu!"

Ich ging nach Hause.

„Halli, hallo," klang es mir in den Ohren, so lockend, so verführerisch, halli, hallo, wie das Anblasen zur Jagd, wie das Signal zur Schlacht. O, gäbe es jetzt ein Schlachtfeld für mich, wo ich zum Siege oder zum Tode kommen könnte — halli, hallo — nein, für mich giebt es kein Singen mehr; aus meinem wunden Herzen käme der schmeichelnde Ruf wie ein wilder Schrei heraus.

* * *

14. morgens. Heute ist die Aufführung.

Ich will nachher etwas ausgehen.

O Gott, wie lange ist es schon her, daß Max und ich getrennt sind!

Ich kann es nicht fassen, daß ich ihn niemals wiedersehen soll.

XIV.

24. Dezember 18 . . Ich habe ihn dennoch wiedergesehen.

Ein einziges Mal.

Und in welch einem Augenblick!

Nun ist es alles so lange her — und doch ist mir jede Einzelheit dieses denkwürdigen 14. Novembers so eingegraben in die Erinnerung, daß ich nie etwas davon vergessen könnte. Und ehe ich mein Tagebuch für immer schließe, weil ein Teil meines Lebens aus ist, will ich noch diese letzte Begegnung zwischen ihm und mir aufschreiben.

Am Nachmittag des 14. November gegen drei Uhr ging ich aus.

Ich schlich planlos durch die Straßen und unabsichtlich kam ich in die Nähe des Stadttheaters.

Ich sah mir das große, stattliche Gebäude an, das noch so ruhig da lag und am Abend so viel erleben sollte.

Da kam ein Herr heraus geeilt mit verstörtem Gesicht.

Der Intendant Herr von Amberg.

Als er mich erkannte, nahm er mich einfach bei der Hand und zog mich hinter sich her ins Theater.

„Kommen Sie," bat er in den Tönen der höchsten Aufregung, „helfen Sie mir —. O, ich bin ein unglücklicher Mann!"

Wir befanden uns im Intendantenzimmer, in das man vom Foyer aus gelangte. Wie gut ich es kannte!

Es war groß und kahl; in den Ecken die Büsten von Shakespeare und Goethe, ein Schreibtisch in der Mitte und — zu meiner augenblicklichen Freude im Kamin ein helles Feuer. Während Amberg wie ein Verzweifelter auf und ab rannte, warf ich mein dickes Cape ab, zog meine Pelzhandschuhe aus und wärmte meine Finger über dem Feuer. Mein Trauring funkelte mir entgegen.

„Es ist zum Verzweifeln," sagte Amberg zum zehntenmal. „Was soll ich thun?"

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Denken Sie nur, da stirbt mir heute die alte Raisdorf, und Ina weigert sich, heute die Sappho zu geben. Sie wollte lieber sterben, und ich kann's ihr ja auch nachfühlen, die arme Person, aber ich muß ihr kündigen, sie verdirbt uns alles. Ich konnte für diese Saison keine hervorragenden Kräfte engagieren. Nun wird mir die Rabenhorst krank, nun stirbt mir die Raisdorf. Die Heimdahl oder die Dallberg kann ich Barlberg nicht bieten. Er wird ohnehin wegen ungenügender Beteiligung der Künstler wieder abreisen, und ich kann ihn noch hinterdrein mit Tausenden entschädigen. Wer bürgt mir dafür, daß die Ina am 17. spielen kann? Sonst könnte er ja erst seinen Faust vom Stapel lassen. O, lieber Himmel, was soll geschehen? In einer halben Stunde kommt er."

Ich stand und sah in das Feuer. Hei, wie das glühte und prasselte! Ein Gedanke blitzte in mir auf — ich verwarf ihn, fort damit. Aber da war er schon wieder und nahm riesenhafte Gestalt an. Wie eine brausende Sturzwelle kam es über mich, mit furchtbarer, elementarer Gewalt.

„Ich werde Ina vertreten."

Er stürzte auf mich zu.

„Sie, Sie! O Frau Gräfin, Fräulein Gitta, Sie retten uns, Sie —"

„Still, kein Wort mehr! Ich will, ich muß — O, wie kann ich denn!"

„Ach was, Ihr Mann muß nachgeben, das lassen Sie mich

machen. Nun keine Sorgen, keine Schwierigkeiten mehr. Da kommen schon die anderen Herren und Damen! Darf ich es sagen?"

„Noch nicht — ich muß mich fassen, besinnen —"

Das Zimmer füllte sich mit Menschen.

Es waren die Schauspieler. Amberg winkte ihnen mit der Hand und sie traten höflich beiseite, in ihre Rollen oder leise Gespräche vertieft.

Amberg redete auf mich ein.

„Sehen Sie, wir brauchen gar keinen Namen anzugeben, oder Sie spielen unter anderem Namen. Sie bleiben gleich hier, nachher wird Ihrem Mann das —"

„Still!" bat ich wiederholt. Ich hörte gar nicht, was er sagte. Ich versuchte, die Finsternis, die meinen Geist umgab, zu durchdringen; ich wartete auf das Zerreißen des Schleiers und mir war zu Mut wie damals, als Fräulein Eygen das Lied uns sang. Ich stand dicht vor der Erfüllung eines großen Schicksals.

„Herr Barlberg," sagte jemand.

Amberg fuhr herum und auch ich blickte nach der Thür. Sie hatte sich weit geöffnet und in ihrem Rahmen stand breit und groß Ludwig Barlberg, der große Tragöde der Gegenwart.

„Kennen Sie das Bild von dem Löwen mit der Maus? So wird es sein, wenn er und ich uns gegenüberstehen," hatte die ängstliche Ina mir vor einigen Tagen gesagt.

Ich mußte daran denken. Langsam, majestätisch trat der „Löwe" herein. Die rechte Hand, an der Edelsteine glitzerten, hielt eine brennende Zigarette, deren feines Aroma sich sofort in der Stube verbreitete, die linke versenkte sich in die Tasche des sehr modernen, kurzen Jacketts, das er trug. Das Haupt mit den dünnen, zurückgestrichenen Haaren über der stark ausgebildeten Stirn stolz erhoben — so trat er vor uns, die Mäuseschar, hin.

Ich sehe es alles vor mir. Und trotz des Aufruhrs, der in meinem Inneren tobte, lächerte mich die Situation. Wie prachtvoll er dasteht, dachte ich; ich sehe ihn vor mir. Ich sehe den Brillant auf seinem Schlips, ich sehe den Adlerblick, mit dem er uns alle überflog.

Amberg trat ihm entgegen.

„Darf ich Sie zuerst mit dieser Dame bekannt machen, Herr Barlberg? Der Name — Vorleben —"

Mit zwei Schritten stand der Löwe vor mir. Seine ganze Physiognomie veränderte sich mit einem Schlage. Alles an ihm war Geist

und Feuer. Er küßte mir die Hand und das Leuchten seiner Augen blendete mich geradezu.

„Diese Stunde habe ich lange herbeigesehnt," sagte er einfach.

„Sie sind sehr liebenswürdig," antwortete ich stockend.

Plötzlich war er in meinen Augen wieder der große Meister, zu dem ich aufsah. Mit ihm zu spielen, welches Glück!

„Ueberreden Sie die Gräfin, uns aus der Not zu helfen!" mischte Amberg sich herein.

Barlberg ließ meine Hand nicht los. Er hob die Augenbrauen ein wenig in die Höhe.

„Wer giebt die Sappho?" fragte er kurz.

Amberg erklärte die Sachlage. Barlberg sah sich im Kreise um.

„Meine Damen und Herren, darf ich Sie um die Güte bitten, sich auf die Bühne hinunter zu bemühen? In einer Viertelstunde werde ich selbst kommen, und eine kurze Probe, eine Besprechung wird genügen, uns für den Abend vorzubereiten."

Wir waren allein.

Seine Augen durchbohrten mich bis auf den Grund meiner Seele.

„Sie werden heute abend spielen," kam es langsam von seinen Lippen.

„Jetzt will er mich überreden," dachte ich.

„Ich kann nicht."

„Aber Sie müssen. Es zwingt Sie niemand. Sie werden trotzdem müssen."

„Meine Pflicht —"

„Ihre Pflicht? Sie sind der Kunst verpflichtet. Als Sie damals diese Pflicht im Stich ließen, habe ich Sie bedauert. Ich hatte Sie für größer gehalten. Die verflossenen Jahre werden Ihnen gezeigt haben, wo Ihre tiefste Pflicht liegt! Mit der neuen, unnatürlichen — müssen Sie brechen, kurz und klar, und das heute noch."

„Der Name meines Mannes —"

„Ihr Mann hat eine Künstlerin heiraten wollen, er darf sich nicht wundern, wenn sie Künstlerin bleibt. Und sie bleibt es ewig. Ob sie nun Gräfin Siweden heißt oder nicht, und ob sie mit diesem Grafen Siweden nun glücklich ist oder nicht, ob sie zusammen oder getrennt leben — den Stempel, den eine Gottheit ihr auf die Stirn drückte, kann sie nicht verleugnen. Sie darf das auch nicht. Sie muß dem Rufe dieser Gottheit folgen, wenn er zu ihr dringt. Sie muß alles dahinten lassen und zu den Fahnen eilen. Das ist ebenso natür-

lich, wie wenn der Soldat, dem Rufe seines Königs folgend, in den Tod geht und mit einem Hurra für seinen Herrn zusammenbricht, ob auch das Herz seines Weibes blutet und seine Kinder nach ihm schreien. Ist das vielleicht die Natur? Und unser König ist die Kunst. Heute geht der Ruf an Sie, mein tapferer Kamerad. Sie müssen folgen, auch wenn Ihr Herz darüber bricht. Die Fahne ist im Sinken, fassen Sie an! Ich halte sie mit, und wir beide wollen sie heute abend hoch in Lüften schwingen und unseren Kameraden und der Welt zeigen, daß uns die Ehre unseres Berufs heilig ist."

Da war es! Das Feuer!

Ich stand vor ihm mit keuchendem Atem. Ich dehnte und reckte die Arme.

„Ich folge!" rief ich außer mir.

Er preßte meine Hand.

„Ich habe immer gewußt, daß dieser Moment kommen würde, und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Gehen wir!"

Ich wußte meine Rolle noch. Ich war wie im Traum, als ich den dumpfen Schall meiner eigenen Tritte auf dem grünen Fußboden hörte. Barlberg war immer an meiner Seite.

„Strengen Sie sich nicht an. Sprechen Sie mechanisch, nachher kommt der Geist über Sie."

Inas Kostüm paßte mir. Wie die Zeit bis zur Aufführung verging, weiß ich kaum mehr. Ganz plötzlich war der letzte Augenblick da. Ich saß auf dem Triumphwagen, und jetzt drang das erste „Heil, Sappho" an mein Ohr. Und dann war ich auf der Bühne.

Die eigentümlich kühle, so gut bekannte Atmosphäre umfing mich, und da vor mir der große, blendend hell erleuchtete Zuschauerraum und ich, ich die Schauspielerin, von der sie nun die Freude und den Genuß des Abends erwarteten.

Wer war ich? Ich wußte es nicht mehr; ich war aus mir selbst herausgetreten, ich lehnte als Sappho in dem Wagen.

Jetzt erhob ich mich. Ich trat heraus und machte einige Schritte vorwärts, noch immer wie im Traum.

„Heil, Sappho!" rief mein Volk, „Heil, Heil!"

Und plötzlich, was war das? Wo kam der Ruf her? Nicht von der Bühne. Nein, er kam mir entgegen aus der unzähligen Menschenmenge, vor der ich regungslos stand wie in vollständiger Erstarrung.

„Heil, Sappho, Heil!"

Noch immer, immer mehr, vor mir, hinter mir, überall tönte und brauste es plötzlich: „Heil, Heil!"

Mechanisch, aber unwiderstehlich angezogen, trat ich bis dicht vor die Rampe, mein Volk, meine Rolle vergessend.

„Heil, Sappho, Heil, Heil!"

Immer lauter das Rufen. Wie ein brandendes Meer umgab es mich, und plötzlich fiel die Erstarrung von mir wie ein schwarzes Gewebe, ich stand wie in einem goldenen Lichterglanz, und während mir die strömenden Thränen über die Wangen stürzten, streckte ich in grenzenloser Bewegung meine Arme dem Publiknm, das mich erkannt hatte, entgegen.

„Heil, Heil, Heil!"

O, welch ein Augenblick!

Worte können ihn nicht schildern.

Ich fühlte Götterkraft mich durchströmen. Der gefesselte Genius in mir streifte seine Ketten ab und stieg mit brausendem Gefieder wie ein Adler in die Höhe.

Heil, Sappho, Heil, Heil!

Jauchzt, jauchzt!

Der Sieg ist da!

Was bedeuten in solchen Augenblicken die Opfer, die der Sieg gekostet! Ueber Leichen und Gefallene hinweg braust der Jubelsturm: Sieg, Sieg! Barlberg hat recht. Der sterbende Soldat richtet sich auf, wenn sein König naht, setzt die Trompete an die Lippen und schmettert das Viktoria über das Schlachtfeld. Und so auch ich.

Ich wußte nun, wo mein Platz, meine Ehre, mein Leben und mein Tod sein mußten. Und wenn die Trommel gerührt wird, wenn die Kunst mich ruft, so werde ich erscheinen. Und wenn ich im Sterben liege, ich werde kommen. Und wenn ich im Grabe liege, mein Geist wird kommen.

„Heil, Sappho, Heil!"

Aus tiefstem Herzen quollen mir die Worte, die ich an mein Volk richten sollte, und die ich nun stammelnd dem Publikum zurief: „Ich grüß euch!"

„Heil, Heil!"

Dann wandte ich mich den Meinigen zu. Ich begrüßte jeden einzelnen, und jeder wußte und fühlte die doppelte Bedeutung, die in diesem Gruß lag.

Da stand Phaon.

Wo war der Weltmann geblieben mit den blitzenden Brillanten, wie ich ihn noch vor wenig Stunden gesehen hatte? Hier stand ein anderer vor mir, und in seinem Auge funkelte mir der Diamant einer echten Thräne entgegen. Ich nahm ihn bei der Hand und unser „Spiel" begann. Wie ich gespielt habe — ich ahne es nicht. Ich weiß nur, daß, wie ich Sapphos Klage um Phaon sprach, der Schmerz um das eigene betrogene Glück sich noch einmal wild in mir aufbäumte und so meinen Worten eine rasende Leidenschaft verlieh. Wie ein Sturzbach sprangen sie über meine Lippen. Ich wurde durch das entsetzliche Händeklatschen unterbrochen. Es that mir geradezu weh, aber ich weiß ja, was es bedeutet — den Dank für eine gute Leistung.

Welch ein Abend!

Um elf Uhr setzte Herr von Amberg mich in einen Wagen. Der gute Mann war ganz außer sich.

„Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, für diesen Abend, 4000, 5000, 6000 Mark, 10000, wenn Sie wollen. Die Weltgeschichte wird von diesem Ereignis im Stadttheater sprechen. Barlberg war überhaupt Nebenperson; er kann sehen, wie er nächste Woche mit seinem Faust und seinem Hamlet und so weiter durchkommt."

„Ich habe für Ina gespielt, Sie dürfen ihr nicht kündigen."

„Ich müßte es, aber wie Sie wollen."

„Danke, Herr von Amberg, und nun gute Nacht. Ich will die nächsten Tage ganz in Ruhe gelassen werden."

Um Madonna nicht zu stören, schlich ich an die Hinterpforte des Hauses. Sarah war benachrichtigt, und jetzt hörte ich auch schon auf mein Klopfen Schritte die Hintertreppe herunter sich nahen. Der Schlüssel drehte sich, der Riegel wurde zurückgeschoben und — ich stand meinem Manne gegenüber.

„Komm herein!" sagte er.

Er hielt den Thürgriff in der einen Hand, ein brennendes Licht in der anderen.

Sein Gesicht war undurchdringlich.

Ich ging die kleine Treppe hinauf. Die Thür zum Speisezimmer war angelehnt. Ich trat hinein und Max folgte mir.

Auf dem Tische stand eine Lampe, die im Verlöschen war. Dann stand da heißes Wasser und Wein und allerlei kalte Speisen. Madonna hatte aus dem Bett für mich gesorgt, und ich wäre sonst auch mit Heißhunger darüber hergefallen, aber nun dachte ich nur an Max und das, was kommen würde.

„Die Lampe geht aus," sagte ich erschrocken.

Er warf mir einen fast entsetzten Blick zu. Dann trug er die Lampe hinaus und stellte das Licht auf den Tisch.

Ich war auf einen Stuhl gesunken, einen langen, im Theater geliehenen Mantel noch immer um die Schultern, und in trostloser Erwartung blickte ich auf meinen Mann.

„Gitta," sagte er, in einiger Entfernung sehr steif und gerade stehenbleibend, „trotz allem, was du mir angethan hast, möchte ich noch einmal mit dir sprechen."

Ich nickte.

Damals, in der furchtbaren Nacht im Hotel, als er abgereist war, da hatte ich meinen Kampf ausgefochten. Was er nun noch wollte, war mir eigentlich dunkel.

„Gitta," begann er wieder, und der alte weiche Klang lag in seiner Stimme, „es war unrecht von mir, abzureisen. Ich bin wiedergekommen, um dir zu sagen, daß ich vergessen will, was geschehen ist, und —"

„Es ist zu spät," sagte ich tonlos.

„Zu spät? Wofür? Solange wir uns noch lieben, ist nichts verloren."

Ein Gefühl von großer Schwäche überkam mich. Ich lehnte mich hintenüber und schloß die Augen. Lange Zeit konnte ich nichts sagen. Er stand und wartete.

Ich hatte unsagbares Mitleid mit ihm. Aber es war zu spät.

„Wann bist du wiedergekommen?" fragte ich dann.

„Heute abend, kurz vor dir. Sarah ließ mich ein."

„Weißt du, woher ich kam?"

„Nein. Warum — —?"

„Vom Theater."

„Theater! Du hast, du konntest — —"

„Gespielt."

Tiefe Stille folgte. Der Stuhl, auf den er sich lehnte, zitterte unter seinen krampfhaft geschlossenen Fingern. Er sah erschreckend aus. Sein Gesicht war aschfahl, seine Augen funkelten in einem grünen Glanz.

„Das — hast — du gethan?" stieß er wutbebend hervor.

„Ja," antwortete ich. „Ich dachte, du hättest mich verlassen, und da nahm ich meine Arbeit wieder auf. Aber dich trifft keine Schuld, selbst wenn du geblieben wärest — früher oder später hätte ich es doch gethan."

„Und du schämst dich nicht, mir das zu sagen?“ brauste er auf.

Krach, brach die Stuhllehne entzwei. Mit einem Fußtritt schleuderte er den Stuhl beiseite.

„Still!“ flehte ich, „über uns liegt eine Kranke.“

„Ach was, die Kranke, die ist immer dein Vorwand für alles; diese Person, die dich verführt hat, als du noch jung warst. O Gitta, Gitta, was hast du gethan!“

Er setzte sich jetzt auch und schlug die Hände vor das Gesicht. Ich glaube, er weinte. Um mich? Oder um seinen geschändeten Namen?

„Was ich gethan habe?“ wiederholte ich. „Ich habe nur das lose äußere Band, das uns noch zusammenhielt, durchgeschnitten. Innerlich waren wir ja längst getrennt.“

„Du frägst noch, was du gethan hast? Meinen guten alten Namen hast du auf die Bretter gebracht. Du wußtest, daß nichts mich tödlicher verwunden konnte, du — du hast mich nie geliebt, du hast mich wohl nur genommen als Experiment, um nachher desto besser nach dem Leben spielen zu können, du — ich, Gitta — mir — ekelt vor dir.“

Ich schwieg.

Wie oft hat er mich schon so mit Worten verwundet, geschlagen, ebenso tödlich, wie ich ihn mit meiner That! Aber Worte gelten nichts — die müssen hinuntergeschluckt, vergessen werden; von denen erfährt die Welt ja auch nichts, und so wird es kein öffentlicher Skandal, und das ist ja doch das einzige, was vermieden werden muß im Leben!

Warum ging er nicht fort, wenn ihn vor mir — ekelte? Er saß noch immer da, die Hände vor dem Gesicht. Jetzt stand er auf.

Er sah sich um. Wohl nach seinem Hut und Mantel. Mich sah er nicht an.

Konnte er so fortgehen?

„O, wärest du früher gekommen, Max!“

„Das hätte ja nichts genützt. Du sagst ja selbst, früher oder später —“

„Wir hätten doch vielleicht in Freundschaft uns trennen können, anstatt so —“

„Nie! Mit deinem Auftreten ist Liebe und Freundschaft vorbei. Ich sage dir jetzt Lebewohl für immer.“

„Max —!“

„Was willst du noch von mir?“

„Ich habe eine einzige Bitte — versuche, mir zu verzeihen.“

„Das kann ich nicht, du verlangst zu viel — du hast meine Liebe, meine Ehre nichts geachtet. Ich war ein Thor, zu glauben, daß solche Wesen wie du je ein Herz haben könnten; solche Frauen wie du sind ein Unglück für die Menschheit.“

„Heil, Sappho, Heil, Heil!“ tönte es in meinen Ohren.

„Wie grausam, grausam du bist!“

„Ich bin nur wahr! Du glaubst, deine Kunst ist das Höchste; die höchste Bestimmung des Weibes — Frau zu sein, hast du ja auch glänzend verfehlt.“

Ich erhob mich, ich richtete mich schnurgerade auf, mit flammenden Augen standen wir uns jetzt gegenüber.

„Die höchste Bestimmung des Menschen liegt nicht auf dieser Erde, sondern sie ruht im Jenseits, wo der Geist allein Bedeutung hat, wo es kein Freien und keine irdische Liebe mehr giebt. Und das sage ich dir: in diesem kurzen Leben, das nur der Anfang von der Ewigkeit ist, da sollen wir unserem Geist die Hauptsorge widmen. Und was hast du, Max Siweden, aus meinem Geiste machen wollen? Nur meine Persönlichkeit hat dich gereizt, die hast du haben wollen und weiter nichts. Meinen Geist, den Götterfunken des Genies, dieses Feuer, das Gott in meine Seele legte, hast du mit Füßen austreten wollen. Und diese Todsünde verzeihe ich dir nie, nie! Das nanntest du Liebe, und mit dieser Liebe hast du mich an dich gezogen und gerissen, und ich, schwach und menschlich, wie ich war, habe dich wieder geliebt, so sehr ich konnte. O, hätte ich dich nie gesehen! Geh jetzt — geh — geh — gieb mich frei! Nein, geh nicht, laß die Thür noch einmal los! So. O, ich war außer mir, o Max, Max, bleibe bei mir!“

Ich hatte mit zitternder Hand seine Schulter gefaßt. Er schüttelte mich von sich.

„Bravo,“ sagte er, „bravo! Nach dieser langen Tirade noch ein Citat zum Schluß. Gut, es war das rechte. Max Piccolomini ging auch und Max Siweden läßt auch nicht mit sich spielen. Laß mich jetzt vorbei! Die Posse ist zu Ende. Ich gebe dir das Zeugnis, daß du besser gespielt hast als ich.“

Er riß die Thür auf, dann hörte ich ihn die Treppe hinuntergehen, dann schloß sich die Hausthür hinter ihm.

Ich war allein. Allein fürs Leben. Durch meine Schuld.

Bei dem flackernden Lichte saß ich, mitten in der Nacht, nicht in Kampf und Qual der Ungewißheit wie damals — sondern mit dem positiven Bewußtsein, daß nun alles vorbei sei, für immer.

Man stirbt nicht in so ungeheuren Momenten, das weiß ich wohl. Ich lebe ja auch noch heute, wo ich hier sitze und schreibe, zum letztenmal. Ich mag nun auch nicht mehr an meinem Innern rühren. Mir ekelt vor mir selber. Dieser letzte furchtbare Abschied, das war zu viel, zu schwer. Die bittere, salzige Flut geht mir bis an die Seele und in ihren Wellen ertrinkt alles. Ich bin nur hiergeblieben, solange ich Isabella etwas sein konnte. Jetzt ist sie ganz in der Besserung und ich werde sie verlassen. Ich muß fort. Ich muß fliehen.

Mein Herz ist gebrochen. Aber noch schlimmer als das ist das Bewußtsein: da lebt auf derselben Erde mit dir ein Mensch, den du unglücklich gemacht hast, und du kannst es nie wieder gut machen.

O Max, du glaubst es mir nicht und kannst es nicht glauben — auch das kann ich begreifen — und dennoch habe ich dich geliebt und liebe dich noch heute.

Gott wird uns richten. Er ist größer und barmherziger, als Menschen sind.

Ich sehe jetzt nichts vor mir als große Finsternis und Einsamkeit.

Ich will schließen.

Und doch drängt sich mir noch etwas in die Feder. Ich weiß nicht, was es ist, es sind Worte aus längst vergangener Zeit — mir ist, als sähe ich über großen schwarzen Wassern in weiter Ferne einen hellen Schein — wie einen Stern, der sich auf dem Meere spiegelt. Und ich greife mit tastenden Händen danach. Wird er wieder verschwinden, verlöschen? Oder wird er Gestalt annehmen, um wie ein Stern über der tiefen Nacht meiner Seele zu leuchten?

Ich habe es gefunden.

Es ist ein Wort, unser Trauspruch: „Die Liebe höret nimmer auf.“

XV.

„Abfahren!“

Ein Pfiff — und langsam setzte sich der große, aus dem Norden kommende Kurierzug nach kurzer Fahrtunterbrechung wieder in Bewegung.

In einem Coupé erster Klasse saßen zwei Herren einander gegenüber. Sie sahen sich diesen Augenblick mißmutig an, denn ihre Unterhaltung war soeben durch das Hinzukommen eines dritten Reisenden gestört worden.

Es war übrigens ein Unbekannter, wie sie sich auf den ersten Blick überzeugten. Er nahm auch gar keine Notiz von ihnen, sondern setzte sich nachlässig und ermüdet an das andere Fenster. Er nahm

den Hut ab, strich mit der Hand über das graue Haar, das an den Schläfen weiß war und so einen auffallenden Kontrast zu dem noch dunklen Barte bot. Dann schloß er die Augen, und nach kurzer Zeit schien er fest zu schlafen.

„Na," sagte der jüngere der beiden, „Sie wollten mir noch mehr von der verrückten Worleben erzählen."

Der andere, der schon ein älterer Mann war, machte ihm ein erschrockenes Zeichen. Aber der Fremde rührte und regte sich nicht.

Der Sprecher zuckte die Achseln.

„Schläft!" meinte er. „Außerdem, wer im öffentlichen Leben steht, muß öffentliche Kritik über sich ergehen lassen. Also, Ihre schöne Theaterheldin —"

„Bester Franz, wenn Sie so anfangen, rede ich überhaupt nicht mehr mit Ihnen."

„Nichts für ungut. Ich bin faktisch sehr interessiert für diese Schauspielerin, obgleich gegen solche Weltwunder, wie sie eins sein soll, ich von vorne herein ein Vorurteil habe. Aber ich freue mich kolossal darauf, sie morgen abend spielen zu sehen. Wann kommen wir denn in L. an?"

„Heute abend 10 Uhr 30."

„Du meine Güte, ist das 'ne Reise! Wissen Sie denn sicher, daß sie morgen auftritt?"

„Bombensicher, falls sie morgen noch lebt und überhaupt spielt."

„Ich hörte, sie wäre leidend und hätte nicht mehr lange zu leben."

„Ja, krank ist sie, vollständig aufgerieben. Das ist ja auch kein Wunder nach allem, was sie durchgemacht hat."

„Ja, dabei waren wir ja gerade. Also, wie alt ist sie denn eigentlich jetzt?"

„Warten Sie — sie muß so gut in den Dreißigern sein. Achtzehn war sie ja wohl, als sie zur Bühne ging, und —"

„Damals lief sie auch schon von Haus und Hof, was?"

„Ja, da brannte sie richtig durch. Dann hat sie vier, fünf Jahre gespielt, ich weiß es nicht genau, dann war sie zwei Jahre verheiratet —"

„Und dann brannte sie ihrem Manne durch. Bravo! Kapitales Frauenzimmer! Das war doch schneidig, wie?"

„Das war Notlage. Wollen Sie mir ernsthaft zuhören oder nicht?"

„Gewiß, gewiß! Ich kann mir nur nicht helfen — ich sehe auch immer die simple drastische Seite der ganzen Geschichte. Aber wenn

Sie mich überzeugen können, so bin ich bereit, nachzugeben. Die Heirat war natürlich Unfug; von seiner Seite jedenfalls."

„Von ihrer erst recht. Doch sollen sie zuerst glücklich gewesen sein."

„Natürlich — kamen sich vor wie Götter, hatten kein Opfer, keinen Kampf gescheut, und nachher — schwapp, da saßen sie vor dem Leben: er ohne Arbeit, sie ohne Bühnenluft, die sie doch gewiß nicht mehr entbehren konnte, und die Misere war da. Haben sie Kinder gehabt? Das hätte sie vielleicht zusammengehalten."

„Das wäre nur eine größere Komplikation gewesen. Er hätte ihr die Kinder fortgenommen, oder sie hätte sie in eine Pension gesteckt und doch gespielt; denn spielen mußte sie."

„Na, na, nicht so hitzig! Sie sprechen ihr also jegliches Herz ab?"

„Kein Herz? Sie hat mehr, als wir alle zusammen. Allerdings ist es zu groß, um durch die Liebe zu einem Menschen ausgefüllt werden zu können."

„Dann erklären Sie mir, warum sie ihn in aller Welt heiratete."

„Auch große Geister können irren, und es war so menschlich, daß sie es that."

„Na, und wie lange ist der ganze Krach nun schon her?"

„Sechs Jahre wohl. Ich war damals in L. und habe das alles mit erlebt."

„Sie, Herr von Bernau? Bitte, erzählen Sie!"

„Ja, ich war in L. und erhielt damals gerade den Besuch von meiner Schwester mit ihrem Mann. Sie wohnten im König von Preußen, und bei der Table d'hote hat meine Schwester die Siwedens, die gerade da waren, einmal gesehen. Sie erzählte mir nachher ganz entzückt von der schönen Gräfin und wie tadellos sie sich benommen hätte. Aber ich erinnere mich noch, daß sie mir damals sagte, die Gräfin hätte manchmal so etwas Merkwürdiges an sich, so etwa wie ein gefesselter Löwe, sagte sie. Na, und dann eines Tages war der Graf abgereist —"

„Wo ist er jetzt?"

„In Schottland. Ich habe ihn nie gesehen. Also abgereist. Die Gräfin kam spät abends nach Hause, und der Portier führte sie halb ohnmächtig hinauf. Sie wohnte Nummer 10 und 11; meine Schwester hatte Nummer 12. Sie hat eine schlaflose Nacht zugebracht, weil sie sich einbildete, die unglückliche Frau nebenan würde sich das Leben nehmen. Sie hat sie nämlich die ganze Nacht herumgehen und, wie sie behauptet, auch stöhnen hören; sie war immer drauf und dran, hineinzugehen, aber daran hinderte sie gottlob mein Schwager. Am

anderen Morgen verließ die Gräfin auch das Hotel, und wir denken uns, daß der Krach zwischen den Eheleuten wohl den Tag vorher stattgefunden hatte. Vierzehn Tage oder so vergingen, da kam die große Theaterwoche, Varlberg und so weiter. Erst sollten Grillparzersche Sachen gegeben werden, nachher Shakespeare. Wir hatten sehr gute Plätze im Parkett für die erste Aufführung. ‚Sappho‘ war's. Ich erinnere mich noch wie heute, mit welch angenehmen Gefühlen wir vor dem leise sich bewegenden Vorhang saßen, in größter Spannung, wer die kranke Rabenhorst vertreten würde. Na, die Sache ging los! Sie kennen das Stück? Natürlich, also ‚Sappho‘ erschien im Triumph, und wie sie den Wagen verließ und vortrat — da ging's los. ‚Mein Gott, die Worleben!‘ sagte jemand ganz laut. ‚Die Worleben‘ — und nun flog der Name von Mund zu Mund. ‚Die Worleben!‘ War's möglich, war sie es wirklich? Ja, sie war's. Da kam sie, ganz langsam, wie im Traume, bis dicht vor die Rampe, und da stand sie. Ich versichere Sie, ich habe nie, nie Aehnliches gesehen — es war erschütternd. Sie war totenblaß, aber ihre ganze Seele lag in den weitgeöffneten, dunklen Augen, mit denen sie über uns Menschen weg in die Ferne blickte, der große Augenblick der Befreiung — denn ein solcher war's für sie — machte sie starr. Sie stand regungslos, und dann, wie's kam, ich weiß es nicht mehr, aber wie ein Mann rauschten wir alle in die Höhe und aus Tausenden von Kehlen jauchzte ihr das: ‚Heil, Heil!‘ entgegen. Man war wie außer sich, ich selbst mit; ich habe getobt und geschrieen, so lange ich Stimme hatte: ‚Heil, Heil!‘ Vor uns saßen lauter Schauspieler; die Kerls waren rein wie verrückt. Niemand dachte darüber nach, wie es gekommen, daß sie spielte. Die Thatsache, daß sie da war, daß die Kunst ihre größte und geliebteste Vertreterin wieder hatte, genügte. Ich habe Männer und Frauen schluchzen sehen. Und nun sie selbst! Wie eine, die vom Tode zum Leben erwacht, so verklärten sich ihre Züge; ihre Gestalt schien zu wachsen, und es war, als ob Lichtstrahlen von ihrer ganzen Erscheinung ausgingen. Dabei der tiefe, heilige Ernst auf ihrer Stirn, sie machte den Eindruck eines Märtyrers, der in Ekstase für seine Ueberzeugung in den Tod geht, in den Tod gehen muß. Und nun frage mich noch einer, wo gehört sie hin? — Zum Teufel auch, auf die Bühne gehört sie, daß die ganze Welt sie sehen und ihr huldigen muß!"

„Na, und der Mann?"

„Um Gotteswillen, schweigen Sie mir von dem Mann! Dieser alte Philister, der nicht einmal ahnte, was für ein Kleinod er besaß,

der aus elender Dünkelhaftigkeit und aus Egoismus ihre Seele gemordet hätte, wenn sie sich nicht selbst befreite. Dieser Jammermensch —"

In diesem Augenblick hielt der Zug.

Der Fremde, welcher so teilnahmslos in seiner Ecke gesessen hatte, erhob sich plötzlich, raffte seine Sachen zusammen, warf einen scheuen Blick auf die beiden Sprechenden und stieg rasch aus.

„Wenn das nicht der ‚Jammermensch‘ war, so will ich nicht August heißen!" rief Herr von Stahl.

Ja, er war es wirklich. Er hatte das Coupé verlassen, und nun war es ihm endlich gelungen, ein Coupé für sich allein zu bekommen. Da saß er nun. „Jammermensch," murmelte er leise vor sich hin.

Ja, das war er! Der einst so stolze, reichbegabte Max Siweden, dem die Welt offen gestanden — jetzt ein „Jammermensch", ohne Beruf, ohne Heimat, ohne Herd.

Es zuckte in seinem Gesicht, seine Hände ballten sich unwillkürlich.

Wie kam es, daß das Gespräch der beiden Herren ihn plötzlich so erregt hatte? Er war doch seit den letzten Jahren so apathisch geworden, das Herz in seiner Brust so dumpf und stumpf, daß nichts ihm mehr Eindruck machen konnte. Und Aehnliches hatte er doch schon so oft erlebt, ihr Name war ja in aller Munde. Ueberall, wo er hinkam, sprach man von ihr; in jeder Zeitung konnte er von ihr lesen. Ja, er hatte sich angewöhnt, unter fremden Leuten mitzusprechen über die „Worleben", als ob es ihn gar nichts anginge, und die Komödie war ihm ganz leidlich gelungen. Er war ja auch längst in Vergessenheit geraten.

„Sechs Jahre war es her," hatten sie gesagt. Nein, acht Jahre waren es, acht trostlose, lange Jahre. Zuerst, da war er immer mitbesprochen worden, da war er der „Held" der Geschichte, und Neugier und Sympathie drängten sich an ihn heran, aber dann war er vom Schauplatz verschwunden.

Er reiste, und als er das erste Mal wiederkam, war er schon vergessen, beiseite geschoben worden. Aber sie, die befreite Künstlerseele, sie stand im Mittelpunkt des Lebens; sie wurde anerkannt, bewundert wie kaum eine Künstlerin zuvor, sie stand auf dem Gipfel, und er, von Verzweiflung und Bitterkeit übermannt, schlich sich von dannen, nur fort aus diesem Bereich. Er schloß sich Forschungsreisenden an, er stürzte sich in Gefahr und Abenteuer. Er kam nicht um, die Jahre gingen dahin, und immer noch lebte er. Aus Groll wurde

Haß, aus Haß Gleichgiltigkeit, vollständige Apathie, und dann plötzlich wieder konnte er auffahren des Nachts aus dem tiefsten Schlaf, und da war sie wieder, diese Liebe, die das Schicksal seines Lebens war. Dann trieb es ihn gewaltsam zu ihr hin, und es kamen Zeiten, wo er sich die bittersten Vorwürfe machte, aber der Schluß alles Grübelns und Denkens war doch immer wieder: sie hat mich nicht wirklich geliebt. Und dagegen gab es eben kein Mittel. Das war das Ende. Was nützte da eine Versöhnung? Gar nichts. Er hatte sie nie wiedergesehen. Seit zwei Jahren wußte er nicht einmal genau mehr, wo sie lebte. Das wahnsinnige Warten auf einen Brief von ihr hatte er längst aufgegeben.

Und nun heute war sie ihm plötzlich wieder so nahe gerückt; es war ihm, als stände sie vor ihm, ganz nah. Ihre Augen blickten ihn an so voller Schmerz und Bitte, und dieser Blick konnte doch nicht lügen! Er stöhnte laut, sein Gesicht verzog sich. Er sprang auf von seinem Sitz, er riß das Coupéfenster herunter; die Nachtluft drang scharf herein und kühlte seine Stirn. Ihm war so heiß, so beklommen. Er fuhr sich immer wieder mit der Hand über Stirn und Haar. Er sah nach der Uhr; in wenigen Stunden waren sie in L., und da war sie; und morgen abend im Theater, da würde sie spielen, da würden ihr alle zujubeln, ihr den Wagen wieder ausspannen wie damals. —

„Und nur von mir allein wird sie verfolgt und gehaßt. Warum eigentlich? Ist es nicht Wahnsinn?“ So jagten die Gedanken durch seinen Kopf. Ermattet sank er auf seinen Sitz zurück und schloß die Augen. Aber „Jammermensch“ tönte es ihm in den Ohren. Unabläßig.

Jetzt nur noch eine Stunde bis L. Er wollte in den Süden. Er hatte beabsichtigt, sich nicht in L. aufzuhalten. Doch als jetzt der Zug endlich in den hell erleuchteten Bahnhof einlief, da stieg auch er aus. Er wußte kaum, wie es kam, aber er konnte nicht anders. Im ersten besten Hotel stieg er ab, schrieb sich als Maximilian Müller ein, warf sich aufs Bett und überlegte. Was wollte er, was war sein Zweck?

„Ich werde morgen abend ins Theater gehen und sie noch einmal sehen,“ dachte er.

Wozu? Hatte er denn dies alles nicht schon einmal erlebt? Es war ja nur eine Wiederholung von damals, als er mit seinem Bruder ging und sie das erste Mal auf den verhaßten Brettern sah, und doch, damals hatte er sie bezwungen. Warum sollte ihm das nicht noch einmal gelingen? Sein Stolz war noch ungebeugt, er war kein Jammer-

mensch, er war ein eiserner Charakter, und wer hinderte ihn denn, morgen zu ihr zu fahren und zu sagen: „So, nun ist des Spiels genug, du gehörst mir nach Recht und Gesetz, ich willige in keine Scheidung, du hast die Freiheit lang genug genossen, jetzt folgst du mir."

Die endlose Nacht verging endlich, der Tag auch, und am Abend dieses Tages mischte Graf Siweden sich unter die Menschenmenge und ging ins Theater.

Kaum war er darin, so bereute er diesen Schritt; aber zurück mochte er nicht mehr. Er betrat eine Seitenloge im Parkett und setzte sich so, daß er die Bühne gar nicht sehen konnte.

Das Stück begann, und jetzt fühlte er an den lauten, harten Schlägen seines Herzens, daß sie die Bühne betreten hatte. Er merkte die Bewegung im Publikum, er hielt den Atem an, lehnte seinen Kopf gegen die Bretterwand der Loge und schloß die Augen.

Und jetzt — ihre Stimme. Ihre liebe Stimme. O, so unverändert, als hätte er sie gestern gehört!

Er saß und lauschte auf den geliebten Klang, wie einer, der nach langer Irrfahrt plötzlich den ersten, schmerzlich entbehrten Heimatston vernimmt. Er dachte an seine Jugend, an sein Glück, an den Augenblick, da er diese Zauberstimme zuerst gehört und sie sein Herz so weich und froh gemacht hatte. Er kam sich vor, als läge er im Grabe, und nun hörte er wieder in der Ferne die süße Musik. War es alles nur ein Traum?

Er saß regungslos, die Hand vor dem Gesicht. Andere Stimmen kamen dazwischen und sprachen. War sie fort? War es aus? Nein, da war sie wieder, die klingende Silberstimme, durchzittert von einem Ton der Schmerzen. O, wie er sie kannte, wie er sie liebte!

Es wurde ihm ganz sonderbar zu Mut. Es war, als lösten sich die schweren Bande, die ihn bis jetzt gefesselt hatten. Er fühlte etwas Nasses in seinen Augen, es rieselte sacht über sein Gesicht, in seinen Bart hinunter, ein kleiner, glänzender Tropfen nach dem anderen. Er rührte sich nicht. Er saß völlig weltvergessen da und lauschte und ließ seinen Thränen freien Lauf. Niemand kannte ihn, niemand beobachtete ihn; die Aufmerksamkeit aller richtete sich auf die Bühne.

Er wußte nicht, ob das Ganze eine Minute oder Stunden oder Jahre dauerte; unverstanden rauschte der Applaus an seinem Ohr vorbei. Aber an der großen Unruhe und dem lärmenden Sprechen merkte er, daß das Stück zu Ende war. Er schüttelte den süßen Bann

von sich, fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht und verließ langsam seinen Platz.

In dieser Nacht, als der Schlaf ihn floh und er noch immer in grenzenloser Bewegung den alten Kampf aufs neue durchkämpfte, da legte sich zum erstenmal wie ein Bleigewicht die Erkenntnis eines gänzlich unnötig dargebrachten Opfers auf seine Seele.

Warum hatte er sie verlassen? Welchem Moloch hatte er sie geopfert? Seinem Namen, seinem Hochmut, seinem Egoismus! Das war es. Er stöhnte laut. Sollte er sich eine Kugel durch den Kopf jagen? Er war ein Jammermensch.

Am nächsten Tage ging er wieder ins Theater. Er saß auf demselben Platz.

Dann merkte er, daß sie nicht mitwirkte. Und während der ersten Pause ging er fort. Er ahnte nicht, daß sie über ihm gesessen hatte als Zuschauer. Aber auch sie hatte ihn nicht gesehen.

Beim Billeteur erkundigte er sich, wie oft sie auftrete, und abonnierte sich dann auf denselben Platz.

Er suchte sein einsames Hotelzimmer wieder auf.

Draußen fürchtete er früheren Bekannten zu begegnen.

Und dann nach zwei Tagen hörte er sie wieder. Er konnte sich nicht überwinden, sie zu sehen; aber sie sprach ergreifender, gewaltiger denn je.

Als er hastig hinaustrat, stand er plötzlich Isabella Rabenhorst gegenüber. Sie erkannte ihn nicht. Er trat rasch beiseite und konnte es nicht lassen, sie gespannt zu beobachten. Sie war immer noch schön, sehr schön. Und er wußte es, sie lebte mit Gitta zusammen.

Er sah sie weinen.

„Ja," antwortete sie auf die Frage einer anderen Dame, „sie reibt sich auf. Ich mache mir die schwersten Sorgen."

Max trat heimlich näher.

„Sie müßte einmal ganz ausspannen," bemerkte die andere.

„Ach, das sage ich ihr täglich! Aber dann heißt es: Ruhe finde ich nur in meiner Arbeit. Nichts hält sie davon ab. Es kann nicht lange so fortgehen."

„Ich mag gar nicht daran denken, wie es wäre, wenn Frau von Worleben einmal nicht mehr spielen sollte. Und wie ist sie bescheiden. Gestern sagte sie noch: ohne Frau Rabenhorst wäre nichts aus mir geworden."

Isabella lächelte wehmütig.

„Ich habe für sie gethan, was ich konnte. Hätte ein anderer sie auch wahrhaft geliebt und begriffen —“

Mehr hörte Max nicht. Er stürzte fort.

Mehrere Wochen verstrichen. Max war in L. geblieben. Er führte ein sonderbares Traumleben. Wenn Gitta spielte, ging er ins Theater. Er kam im letzten Augenblick, und sobald der Vorhang sich senkte, ging er wieder.

Im übrigen lebte er still und einsam für sich. Er wußte selbst nicht, wohin dies alles führen sollte.

Er konnte sich dem Zauber ihrer Nähe nicht mehr entziehen.

Einmal war er auf die Galerie gegangen, hatte sich dort unter die Leute gemischt, und von da aus hatte er sie zum erstenmal wiedergesehen. Welch ein Augenblick! Sie war älter geworden, aber wie schön sie war!

Seine Hand, die das Glas hielt, zitterte, und eine momentane Schwäche überkam ihn.

Ein Mann neben ihm merkte das und hielt ihm freundlich eine kleine Flasche mit Branntwein gefüllt hin. Er dankte und nahm einen kräftigen Schluck.

Dann starrte er wieder auf die Bühne. Wie sie spielte! Und es kam der Tag, an dem er begriff, daß sie spielen mußte.

Er sagte es sich zwar mit blutendem Herzen, aber er hatte doch den Mut, es sich zu sagen.

Er versuchte jetzt ganz klar zu denken. Die Schuld lag auf seiner Seite. Wenn er sie heiraten und glücklich machen wollte — so mußte er ihr das Opfer seiner gesellschaftlichen Stellung ganz bringen.

Das war ihm zu schwer geworden. Nun sah er sie fortwährend in der Ausübung ihrer Kunst, die er so bitter verwünscht, gehaßt hatte wie seinen ärgsten Feind, — und er mußte sich sagen, daß ein solches Genie wie das ihre seine volle Lebensberechtigung habe.

Er sah sie in den verschiedensten Rollen und er fühlte sich angeweht von dem Hauch des Göttlichen, wie etwas Heiliges, Gewaltiges streifte es ihn. Er sah sie die unsterblichen Gestalten der Klassiker wiedergeben, als wäre sie die lebendige Verkörperung dieser Erscheinungen. Und wo blieb einer solchen Kunst gegenüber die Wichtigkeit seines Namens? War es da nicht einerlei, ob er Maximilian Müller oder Maximilian Siweden hieß? Manchmal fuhr er aus seinem Bette auf in der Nacht, weil er sich einbildete, sie wäre krank, sie stürbe; er wollte zu ihr stürzen, doch konnte er sich nicht entschließen. Und solange sie

so spielen konnte, mußte sie ja gesund und voller Lebenskraft sein, ihre Worte, ihre Bewegungen waren ja von Feuer durchglüht.

Und dann kam der furchtbare Tag. „Iphigenie" sollte aufgeführt werden. Früher als gewöhnlich begab er sich ins Theater. Er ging wieder auf die Galerie.

Dicht neben ihm legte jemand einen Theaterzettel über die Brüstung. Gleichgiltig überflogen seine Augen die dicken schwarzen Buchstaben, um dann in plötzlichem Schrecken daran haften zu bleiben:

„‚Iphigenie' Fräulein Ina Raisdorf, wegen plötzlicher Erkrankung der Frau von Worleben."

Er stürzte aus dem Hause.

Draußen regnete es in Strömen.

Er ging zur Villa Rabenhorst.

Atemlos, durchnäßt blieb er an der Gartenpforte stehen. Oben in ihren Zimmern war Licht. Er sah deutlich Isabellas Schatten an den herabgelassenen Rouleaux sich bewegen.

O Gott, da lag sie also, und er stand hier draußen im Regen. Ein Beben ging durch seinen Körper, er mußte sich gegen das nasse eiserne Gitter lehnen, um nicht zu wanken.

Hier hatte er sie zuletzt gesehen, da hatten sie sich voneinander losgesagt.

Wenn nur jemand herauskäme, der ihm sagen könnte, was ihr fehlte.

Natürlich, es kam niemand. Kein Laut drang von dem Hause zu ihm. Nur Straßenlärm, Wagengerassel und das eintönige Rauschen des Regens schlugen an sein Ohr.

Seine Glieder wurden steif vor Nässe und Kälte.

Ein Wagen kam herangerasselt und hielt jetzt neben ihm.

Ein ihm unbekannter Herr stieg aus.

„Der Doktor," durchfuhr es ihn, „der kennt mich nicht."

Er trat heran und zog den Hut.

„Sie entschuldigen," sagte er ernst, „ich kam, mich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen und mochte nicht stören, ist es — schlimm?"

Professor Hallerdinger, der soeben dem Wagen entstiegen war, kannte das schon. Wenn der Frau von Worleben der kleine Finger weh that, dann war er den ganzen Tag über seines Lebens nicht sicher vor Nachfragen. Er zuckte die Achseln und wollte die Pforte, die sich klemmte, aufstoßen, da fiel sein Blick in das vergrämte Gesicht des Fragenden.

Er kannte die Menschen. In seiner langen Praxis hatte er gelernt, Schein und Wahrheit zu unterscheiden, und wenn er diese Angst in den Augen seines Nächsten sah, hatte er immer Zeit zu antworten.

„Ja," meinte er, den Regenschirm aufspannend, „es ist sehr ernst, sie reibt sich auf, schon seit lange, es kann plötzlich vorbei sein, oder auch — hm, wir müssen noch abwarten — guten Abend."

„Ich danke Ihnen," murmelte Siweden und sah dem Doktor nach, der jetzt schnell den Weg durch Isabellas Garten zurücklegte und nun im Hause verschwand.

Max zog den Hut tief in die Stirn und ging dann nach Hause.

Er hatte sein Logis im Hotel schon lange mit einer Privatwohnung in der Albertstraße vertauscht, — das war ziemlich in der Nähe von der Villa Rabenhorst — er war bald zu Hause.

Er war in trostloser Verfassung. Er fühlte, daß ein Ende gemacht werden mußte. So, oder so.

Er entledigte sich seiner nassen Kleider und machte sich für einen neuen Ausgang fertig, denn in der Stube konnte er es jetzt nicht aushalten, das wußte er.

Aber ehe er seine Wohnung wieder verließ, setzte er sich an seinen Schreibtisch, schlug die Mappe auf und schrieb folgenden Brief:

„Albertstraße 14.

„Gitta!

„Ich bin hier, und wenn Du mich wiedersehen kannst und magst, „so lasse es mich durch ein Wort wissen, und ich komme zu Dir. „Wird es Dir zu schwer, mich zu sehen, so bitte ich Dich hiemit, „mir all das Unrecht, das ich Dir zugefügt habe, zu vergeben, wie „auch ich Dir alles vergebe, womit Du mich gekränkt hast.

„Versuche in Frieden meiner zu gedenken, ich will Deinen Pfad „nicht wieder kreuzen, aber, um der Liebe willen, die uns einst ver„band, bitte ich dich: vergieb und vergiß.

Max Siweden."

Er hatte sehr schnell geschrieben. Jetzt couvertierte er den Brief und schrieb in großen Zügen die Adresse darauf:

Frau Gräfin Siweden, geb. von Worleben.

Villa Rabenhorst.

Dann warf er den Brief in ein Schubfach seines Schreibtisches und schloß dieses ab, in der Nacht durfte er Gitta nicht aufregen. Er ließ sich einen Wagen kommen, fuhr in ein entferntes Restaurant und

speiste dort, er war ruhelos und in tödlicher Aufregung. Erst spät nach Mitternacht kam er zurück, und am anderen Morgen um 10 Uhr schickte er den Portier des Hauses mit dem Brief an Gitta fort.

Er stand am Fenster und sah dem Manne nach, wie er wichtig die Straße hinuntereilte und jetzt rechts abbog. Nun konnte er in zehn Minuten dort sein und in einer Viertelstunde wieder zurück. Aber, würde sie den Brief gleich lesen? Vielleicht schlief sie gerade, durfte nicht gestört werden, es konnte bis Mittag, es konnte bis zum Abend dauern, ehe er Antwort empfing.

Jedenfalls konnte er nicht hier am Fenster stehen und warten, das half ja auch gar nichts. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände.

Er machte sich darauf gefaßt, daß sie ihn bitten werde, sich und ihm das Wiedersehen zu ersparen.

In Gedanken sah er ihren Brief vor sich.

„Ich will versuchen zu vergeben" — kam da jemand?

Nein, es war die Hauswirtin, die eilig die Treppe hinunterlief.

Die Zeit verging. Er wollte nicht nach der Uhr sehen, aber es war jetzt schon eine Ewigkeit her, daß der Mensch fort war.

Unten hielt ein Wagen.

Das ging ihn nichts an. Das Haus hatte ja so viele Bewohner.

Jemand kam die Treppe herauf.

Was war das für ein langsamer, schleppender Schritt?

Ueber ihm wohnte eine Familie, da war die eine Tochter krank, das wußte er, — wie schwer ihr die Treppe wurde, jetzt stand sie still, dann ging sie wieder, langsam, langsam.

Sollte er hinausgehen und ihr helfen?

Jetzt hörte er sie Atem holen, und plötzlich drohte ihm das Herz still zu stehen.

Er sprang auf.

Er stützte sich schwer auf den Tisch vor ihm, seine Augen hingen unverwandt an der Thür, und jetzt — öffnete sich diese leise.

„Gitta!" rief er außer sich.

Sie stand in der Thür.

„Max!" flüsterte sie kaum hörbar, nach Luft ringend, und noch einmal: „Max, Max!"

Er fing sie in seinen Armen auf. Sie hielten sich wortlos umschlungen.

XVI.

Sie lag auf seiner Chaiselongue.

Er breitete seine Reisedecke über ihre Füße, sie kam ihm so zart, so gebrechlich vor, er kniete neben ihr und schob seinen Arm unter ihren Kopf. Sie hob die matte Hand und strich über sein Haar.

„Du bist weiß geworden."

Er lächelte.

„Konntest du es verantworten, hierher zu kommen?"

„Des Morgens habe ich kein Fieber, und als ich wußte, du wärst hier — da konnte ich keine Sekunde mehr warten."

„Es wird dir gewiß schaden, sollen wir nicht lieber einen Wagen kommen lassen und nach Hause fahren?"

„Wohnst du nicht hier? Da ist mein ‚zu Hause'."

Sein Kopf lag an ihrer Brust. Sie drückte ihn mit beiden Händen an sich.

Nichts unterbrach die tiefe, heilige Stille.

„Wie wunderbar ist alles," flüsterte sie, „ich hätte es nie gedacht."

„Was denn?"

„Daß du mir vergeben könntest."

Er blickte sie an.

„Ich dachte es auch lange — daß ich es — nicht könnte, aber nun begreife ich das nicht mehr."

„O, wie lange —"

„Still," unterbrach er sie, plötzlich die dunklen Schatten unter ihren Augen und an ihren Schläfen bemerkend, „du sollst überhaupt nicht sprechen, das thun wir alles, wenn du wieder gesund bist, jetzt ist doch die Hauptsache, daß wir uns wiederhaben."

„Daß wir uns wiederhaben," wiederholte sie träumend, „ist es denn kein Traum? Nein, das bist du, das sind deine Augen, — die Falte ist noch tiefer geworden und der spitze Kinnbart ist so fremd und das — diese Perle schenkte ich dir zu Weihnacht — erinnerst du dich? du trägst sie noch?"

„Ich habe sie immer getragen."

Ihre Hand glitt liebkosend über ihn hin, als müsse sie sich von der Wirklichkeit seines Daseins überzeugen.

„Es giebt also noch Wunder," sagte sie, ihn unverwandt anblickend.

„Welches meinst du, Gitta?"

„Das große Wunder —" sie stockte, sie wagte nicht, es auszusprechen.



„Die Liebe höret nimmer auf, nicht wahr, das meinst du?“ fragte er sehr leise.

„O Maxi!“ Sie umschlang ihn, ihr Körper bebte vor Schluchzen.

Er küßte ihr die Thränen von den Augen, er beschwor sie, sich zu beruhigen; fassungslos und zitternd lag sie in seinen Armen. Die ganze Qual und Not der verflossenen Jahre brach jetzt hervor wie ein lange eingedämmter Strom, der plötzlich alle Schranken zerreißt. Sie war zu schwach, um Widerstand zu leisten, keine Liebkosungen, keine Bitten seinerseits konnten ihr helfen, und als es endlich vorbei war, da lag sie so still und weiß auf ihrem Lager, daß er einen Augenblick meinte, es wäre das Ende.

Nein, sie lebte noch, aber wer konnte sagen, wie bald —

Erst als sie ganz ruhig war und mit einem matten Lächeln ihn anblickte, trat er einen Augenblick von ihrer Seite, um stehenden Fußes einige Worte an Frau Rabenhorst zu schreiben. Darauf bat er seine Wirtin um Beförderung des Briefes. Dann nahm er einen Stuhl und setzte sich neben sie.

„So,“ sagte er, ihre Hand zwischen die seinigen nehmend und sie streichelnd, „nun wollen wir ganz vernünftig sein. Du wirst kein Wort mehr sagen, hörst du, kleines Kindchen? Du wirst dich über nichts wundern, sondern gehorsam thun, was wir von dir verlangen. Ich verlasse dich keinen Augenblick wieder, aber du mußt doch erst gesund werden für deinen alten Max, nicht wahr? Jetzt mache die Augen zu und schlafe.“

Sie nickte — und gehorchte.

Aber sehr bald schon öffnete sie die Augen wieder.

„Das ist zu viel verlangt,“ sagte sie, „ich muß dich ansehen.“

Er legte leicht seine große Hand über ihre Stirn und Augen und küßte ihre Lippen.

„Gitta,“ bat er, „mir zuliebe —“

„Ja, Max“ — sie rührte sich nicht mehr.

Nach einiger Zeit schlief sie ein.

Er rührte sich ebenfalls nicht.

Er konnte die Augen nicht abwenden von ihrem Gesicht, und es war ihm, als sähe er die Zeichen des Todes auf ihrer Stirn.

War das möglich? War das auszudenken? Er dachte an ihre Krankheit damals, vor langen Jahren, — aber das war anders gewesen, da hatte er immer noch gedacht, es muß ja gut gehen, sie muß leben.

Warum konnte er das jetzt nicht? Sie stirbt, dachte er, aber wir sind in Gottes Hand.

So saß er neben ihr und fühlte ihre schwachen, unregelmäßigen Pulsschläge, und immer dachte er: dies kann der letzte sein. —

Er war ganz ruhig.

Der Augenblick war zu groß, um Zeit für Angst und Aufregung zu finden. Sie waren versöhnt, sie liebten sich. Weiter wollte er nichts denken. Das übrige stand bei Gott.

Was hatte er denn von Gott zu erwarten? Was war Gott ihm gewesen? Max Siweden seufzte. Wie eine lange Kette von Sünde und Schuld lag sein Leben hinter ihm. Wann hatte er zuletzt gebetet?

Er blickte auf Gitta. Würde Gott sie ihm lassen?

„Gott," betete er, „Gott, vergieb uns."

Etwas anderes konnte er nicht beten. Er fühlte, das war die Hauptsache.

Diese Wiedervereinigung mit ihr hatte ihn still und demütig gemacht. Es war ihm, als stünde er wieder mit ihr vor Gott, wie bei seiner Trauung, aber damals hatte er Ihn übersehen. Und darum wohl mußte Gott jetzt anders und deutlicher zu ihm sprechen.

Er fühlte seine heilige Nähe, kam er, um sie zu rufen?

O, würde er ihn nicht auch mitnehmen? Oder nur sie, und er mußte allein noch weiter wandern?

Wie ein Schrei wollte es sich aus seiner gequälten Brust hervordrängen: hilf uns, Gott! Aber still, still, was für Rechte hatte er denn noch an sie?

War es nicht eine unverdiente Gnade Gottes, daß er sie auf dieser Erde noch hatte wiedersehen und ihr seine Liebe geben dürfen? Ja, dachte er, große Gnade. Und die heiße Bitte um Hilfe verwandelte sich immer wieder in ein: vergieb uns unsere Schuld.

Er fühlte, daß er in dieser Stunde ein anderer, neuer Mensch wurde.

Gitta schlief.

Als sie erwachte, fiel ihr erster Blick auf ihren Mann.

Als sie sich weiter umschaute, sah sie am Fenster Isabella sitzen.

„Madonna," murmelte sie.

Diese näherte sich ihr.

Max, ohne Gittas Hand aus den seinen zu lassen, stand auf und machte ihr Platz.

„Nun? ist mein Flüchtling sehr glücklich?" fragte Isabella weich.

„Sie hat fest geschlafen," sagte Max.

Gitta blickte von einem zum anderen.

„Ich wundere mich über gar nichts mehr," sprach sie, die Hand ihres Mannes an die Lippen ziehend.

„Ich habe Frau Rabenhorst gebeten, zu uns zu kommen," antwortete er. „Da du hier bleiben willst, möchtest du doch gewiß deine Sachen haben, und wir müssen den Herrn Professor fragen, — ah, da ist er schon."

Professor Hallerdinger, den Isabella benachrichtigt hatte, trat herein.

Ein einziger Blick auf Gitta sagte ihm alles.

„Nun, da haben wir ja die beste Medizin für unsere Kranke," meinte er, Graf Siweden die Hand schüttelnd, „aber ins Bett muß die Frau Gräfin dennoch."

„Hier wird ein Bett für mich herein gestellt," bestimmte Gitta.

„Gut, kann geschehen, aber es muß auch sofort geschehen."

„Ich werde mit der Wirtin sprechen," damit verließ Max das Zimmer.

Es ließ sich alles machen. Nach Verlauf einer Stunde war sein Wohnzimmer in ein vollständiges Krankenzimmer umgewandelt. Auf seinem Schreibtisch standen Medizin und Weinflaschen, daneben ein Eimer mit Eiswasser und nassen Tüchern darin, und neben dem Bette seiner Frau stand eine Wärterin und legte ihr einen kühlen Umschlag auf die Stirn.

Max blickte sich wie im Traum um. „Lassen Sie mich das thun," sagte er dann und übernahm selbst die Pflege, — er wußte genau, wie sie es gern hatte, die Tücher durften nicht zu trocken sein, mußten leicht aufgelegt und dann sanft angedrückt werden, und jedesmal, wenn er das Tuch erneuerte, spielte ein Lächeln um ihre Lippen.

Sie hatte diesen Abend hohes Fieber.

Er saß die ganze Nacht an ihrem Bett, er that alles für sie, und erst im Morgengrauen, als er merkte, daß sie ruhiger wurde, gönnte er sich selbst einen Augenblick Ruhe.

Die nächsten Tage schwebte sie in beständiger Gefahr.

Sie hatte keine Widerstandskraft mehr.

Das war es. Sie verlosch wie ein Licht. Noch eine kleine Weile und dann?

„Maxi," sagte sie eines Tages, „heute ist mir so leicht und wohl, als müßte ich singen und springen. Wollen wir einmal zweistimmig singen: ‚Mein Herz trägt eine Ketten', wie Hansei und Walpurga?"

„Mein Liebling, später, wenn du wieder gesund bist.“

„Gesund? ich möchte es so gerne werden, aber arbeiten werde ich wohl nie wieder können.“

Sie hatte es so hin gesagt, jetzt blickte sie ihn erschrocken an.

Er schwieg.

Dann sagte er mit fester Stimme: „Wer weiß, ich hätte dich so gerne noch wieder als Iphigenie gesehen.“

Sie legte die Hand über die Augen.

„O,“ stöhnte sie, „das ist zu viel.“

„Gitta,“ begann er, „ich habe alles eingesehen und“ — ganz plötzlich versagte ihm die Stimme. Anstatt sie zu beruhigen, brach er neben ihr zusammen, sein Kopf sank auf die Bettkante und der Jammer über ihr beiderseitiges zerstörtes Lebensglück wollte ihm das Herz brechen.

Als sie ihn so fassungslos sah, wurde sie ganz ruhig. Ihre Hand lag auf seinem Kopf. Sie war lange Zeit still.

Dann bat sie: „Willst du nicht ruhig werden, Lieber? wir haben noch so viel zu sprechen und — ich habe nicht viel Zeit mehr.“

„Sieh mal,“ fuhr sie fort, während er gewaltsam versuchte, sich zu fassen, „du mußt mir doch erzählen, wie du gelebt hast; und da ist noch eins, was ich dich fragen möchte, — wenn du mich hören kannst.“

„Ich höre, frage, was du willst.“

„Warum konntest du damals im Hotel nicht auf mich warten, Max, als Hallerdinger mich zu Isabella rief?“

„Ach Gitta, als ich in das Hotel kam und dich nicht vorfand, sondern nur deinen kurzen Zettel, da war ich so verzweifelt, so gekränkt, ich glaubte dir nicht! Ich hielt meine Sache für verloren und reiste halb besinnungslos vor Kummer ab. Und in Freiburg habe ich furchtbare Tage durchgemacht! Ich wartete auf einen Brief von dir! Und dann bereute ich plötzlich. Und dann kam der entsetzliche Abend —“

„Erinnere nicht daran, Max, und doch —“

„Ich weiß, was du sagen willst, Gitta, und ich sage es mit dir: und doch mußtest du wohl thun, was du thatest! O Gott, das Leben hat uns durch eine harte Schule geführt! Ich habe ehrlich gekämpft, aber erst durch dich habe ich gelernt, die Geistesfreiheit des Menschen als das höchste Gut anzusehen! Du hast mich befreit, du warst mutiger als ich! Durch den Zusammenbruch unseres äußeren Verhältnisses ist jetzt das innere neu geboren! Ich bin jetzt stolz auf dich, meine große Künstlerin.“

„Kann es solches Glück auf dieser Erde geben?" murmelte Gitta.

Dann erzählte er ihr, wie er sie im Theater gesehen hatte die letzten Wochen und wie ihn ihr Spiel gerührt und begeistert hätte. Sie sprachen ganz einfach und natürlich über alles, es stand nichts mehr zwischen ihnen, sie wußten auch beide, daß sehr bald eine lange dunkle Nacht für immer zwischen ihnen liegen würde.

Noch einmal fiel in den folgenden Tagen ein Hoffnungsstrahl in seine Brust, als das böse Fieber anfing zu sinken, aber dann kehrte es mit erneuter Wucht zurück, und eines Abends, als er die Wärterin gerade fortgeschickt hatte und allein mit ihr im Zimmer war, da kam das Ende.

„Mari," flüsterte sie, „ich sterbe."

„O Gitta, mein Liebling, noch nicht, noch nicht so bald."

„Doch, es kommt, ich fühle es und ich höre ein Rauschen und Sausen, bist du da, bei mir?"

„Ich halte dich in meinen Armen, ich liebe dich."

„Küsse mich, Mari, — schnell, auf Wiedersehen, o meine — Kunst —"

„Sie war schön und groß, Gitta."

„Sie war mein Leben und du — meine Liebe, ich bin so schwach, ich möchte beten — ist das deine Hand — lege sie in meine — so."

Sie falteten ihre Hände ineinander und sagten mit lauter, deutlicher Stimme: „Und vergieb uns unsere Schuld."

Und dann seufzte sie tief und dann — tiefe Stille.

Nur der Todesengel rauschte mit schwerem Flügelschlag durch die stille Krankenstube und trug die befreite Seele hinauf zu lichten Höhen, der großen Ewigkeit entgegen.

* * *

Nach einer Stunde kam die Wärterin zurück, sie blickte vorsichtig in das Krankenzimmer und sah, was sie schon oft gesehen hatte, — ihn neben dem Bette seiner Frau knieend.

Die Kranke schien sehr friedlich zu schlafen.

Die Pflegerin setzte sich still in die Nebenstube und wartete.

Um 10 Uhr abends klopfte es leise an ihre Thür, und Isabella Rabenhorst trat herein.

„Wie geht's?"

„Sie scheint zu schlafen."

Isabella löste das schwarze Spitzentuch von ihrem Kopf und setzte sich zur Wärterin.

Von nebenan kam kein Laut.

Isabella saß in Gedanken versunken. „Ich wollte den Grafen für einige Stunden ablösen," flüsterte sie, „er hat die vorigen Nächte gar nicht geschlafen, war es heute nachmittag anders als sonst?"

„Nein, sie ist sehr ruhig gewesen, aber jetzt ist es ja merkwürdig still drinnen."

„Merkwürdig still," wiederholte Isabella.

Plötzlich sahen die beiden Frauen sich an.

Isabella wurde totenblaß. Sie hielten beide den Atem an und lauschten.

Kein Ton war zu hören.

Sie warteten.

Es wurde Mitternacht.

Da stand Isabella behutsam auf und ging leise hinein.

Sie sah — und begriff.

Kein Laut kam über ihre Lippen.

Sie sah Gitta.

War sie gestorben?

Sie lag mit einem Lächeln, das Bild des Friedens, da.

Neben ihr kniete Max Siweden.

Sein Gesicht ruhte an ihrer Brust. Der rechte Arm lag unter ihrem Kopf, die linke Hand war mit Gittas Hand ineinander verschlungen.

Isabella schlich auf den Fußspitzen aus der Thür.

Sie schloß sie lautlos hinter sich.

Dann brach sie zusammen.

Die Wärterin half ihr und brachte sie wieder zu sich.

„Ist drinnen noch — Hilfe nötig?" fragte sie angstvoll.

„Nein," schluchzte Isabella, „es ist vorbei."

„O Gott, die liebe Gräfin und der arme Graf."

„Gehen Sie nicht hinein, stören Sie ihn nicht, — ich komme morgen früh wieder — ich — "

Sie hielt die Hände vor das Gesicht und wankte hinaus. —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und ihre Strahlen fielen glänzend und blendend in das Zimmer, wo Max noch immer wie ein Toter neben dem Bette seiner Frau lag.

Nebenan, in unsagbarem Gram, saß Isabella und wagte nicht die heilige Ruhe des Sterbezimmers zu stören.

Sollte er auch gestorben sein?

Warum war das so unmöglich?

Sie fühlte, es mußte etwas geschehen, und endlich entschloß sie sich, noch einmal hineinzutreten. Sofort begegnete ihr Auge seinem Blick. Er saß jetzt auf der Kante des Bettes.

Als er sie eintreten sah, stand er auf und reichte ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die Hand.

„Sie haben sie geliebt," sagte er leise.

Er führte sie an das Lager.

Plötzlich sank er mit einem Aufschrei an ihrer Leiche nieder.

„Gitta," stöhnte er, „Gitta."

Er schluchzte, daß sein ganzer Körper bebte.

Dann sprang er auf und stürzte fort.

Isabella lag die schwere Pflicht ob, für das Weitere zu sorgen, aber sie nahm ihm gern alles ab. Er war in dieser Zeit ihr Freund geworden.

Als er nach mehreren Stunden wieder erschien, war all das Schwere, Unumgängliche geschehen, und nun stand er wieder neben dem Bett, an die Wand gelehnt, und sollte das Unfaßbare glauben, daß Gitta tot war.

Das große Feuer war erloschen. —

„Die Worleben ist vorige Nacht gestorben," so huschte die Nachricht von Mund zu Mund durch die Stadt.

Die Worleben, die große Worleben! Wer hatte sie nicht gekannt, geliebt, bewundert! Nun war sie gestorben.

Niemand wollte es glauben. Auf allen Gesichtern lag tiefe Erschütterung, ihr Name war in aller Mund.

Nie wieder würde man sie sehen, aber wer sie je gesehen hatte, der würde das auch niemals vergessen.

Sie war unsterblich.

Am folgenden Morgen trat die Wirtin zaghaft in das Sterbezimmer, wo der Graf unbeweglich wie eine Marmorstatue neben der Leiche seiner Frau stand, und meldete schüchtern, es wären Leute da, welche die Entschlafene gern noch einmal sehen möchten.

„Gewiß," sagte er freundlich.

Er trat in das Nebengemach und zog die Portiere vor, er setzte sich matt auf einen Stuhl.

Er konnte sie gerade durch eine Spalte sehen, ihr blondes Haar, das feine Profil — und er konnte auch die anderen sehen, die jetzt leise und ehrfurchtsvoll hereintraten, einer nach dem anderen; es schien

ihm ein endloser Zug, aber es rührte ihn. Sie alle hatten sie geliebt, sie alle brachten Blumen; viele von ihnen erkannte er, es waren meist Schauspieler; er hörte lautes Weinen von Frauen, er erkannte Ina Raisdorf, die niederkniete und ihre Hand küßte, und der große Mensch, der jetzt an ihr Bett trat und unter Thränen eine weiße Rose in ihre Hand legte, — das war Tom Voigt.

Max fühlte seine Augen feucht werden und sein Herz zog sich zusammen in dem entsetzlichen Schmerz um ihren Verlust.

Vierzehn kurze Tage nur hatte er sie gehabt. Und diese alle, die nun kamen und mit ihm an ihrer Leiche weinten, sie hatten täglich mit ihr verkehren, mit ihr leben und arbeiten dürfen durch all die Jahre. Nur er hatte draußen gestanden, außerhalb ihres Bereichs.

Und doch.

Eines hatte er besessen, das hatte er vor ihnen allen voraus. Das war sein eigen, sein Heiligtum, das gehörte ihm ausschließlich und das blieb sein in Ewigkeit.

Das war ihre Liebe. Und:

„Die Liebe höret nimmer auf.“



Niedergang.

Von

Otto Thörner.

Mit unserm Sommer ging es schon
Ganz merklich in die Brüche;
Dem Tage fehlt ein Psalmenton
Und Licht und Blumenrüche.

Nur eine späte Malve loht . . .
Die Ammer pfeift am Hange —
Mich wundert nur das viele Rot
Auf deiner feuchten Wange!





„Arbeit.“

Die Lasten und den Segen der Arbeit zu schildern, ihre Bedeutung in der Evolution des Einzelwesens und der Menschheit darzuthun, das wäre eine Aufgabe, würdig eines großen Romanschriftstellers und Dichters. Es müßte ein gewaltiges Epos werden, ein Lied der Menschheit überhaupt, über dessen Eingang die Worte stehen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, aber auch das Wort: „Gute Arbeit giebt herrlichen Lohn“.

Wer etwa mit solchen Gedanken Emile Zolas neuesten Roman „Travail“ (Paris, „Bibliothèque Charpentier“ 1901. Deutsch: Stuttgart, „Deutsche Verlagsanstalt“, 1901. 2 Bände) zur Hand nimmt, der erlebt eine bittere Enttäuschung. Dem Zola-Kenner, dem, der den fruchtbarsten der heutigen Pariser Schriftsteller fortlaufend von Anbeginn gelesen hat, bleibt sie freilich erspart. Der weiß, daß Zola ein anderer geworden, geschwätziger und — langweiliger und flacher. Wenn der Verfasser der ungleich höher stehenden 20bändigen Serie „Les Rougon-Macquart“ oft an Viktor Hugo erinnerte, so denkt man beim Lesen der jüngsten Folge, „Les quatre évangiles“, von der bisher die Bände „Fécondité“ und „Travail“ erschienen sind, immer mehr an — Jules Verne. Nur daß dieser viel amüsanter ist, denn er giebt Utopien als Utopien, der Vater des Experimentalromans will seine Phantastereien als Wirklichkeit angesehen haben. Freilich arbeitet er jetzt zumeist mit großen Symbolen. Aber der Symbolismus der Idee verträgt sich herzlich schlecht mit dem Naturalismus der weitläufigsten Milieuschilderung im einzelnen. Vor allem aber: die Psychologie, die übrigens nie die stärkste Seite Zolascher Kunst war, ist in seinem neuesten Roman gleich Null. Er macht sich die Sache denn doch gar zu leicht.

Zwischen den beiden eben genannten Serien liegt bekanntlich noch eine andere: „Les trois Villes“ („Lourdes“—„Rome“—„Paris“). Sie nimmt auch sonst, in Bezug auf Methode und Kunstwert, eine mittlere Stellung ein zwischen dem Verfasser etwa von „L'Œuvre“ und „Germinal“ und dem der beiden jüngsten Romane.... Im Mittelpunkte der „Drei Städte“ stand, wie man weiß, Pierre Froment, der strebende, ringende Abbé, der erst vom Glauben, dann von der Kirche abfiel und sich schließlich durchkämpfte zu einer Erkenntnis von der Segensbedeutung und Erlösermission der Arbeit auf allen Gebieten des Lebens, die allein der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Triumph verhelfen könne im Leben einer sich fruchtbar stets mächtig mehrenden Menschheit. Da haben

wir schon die vier „Evangelien“ Zolas, die Dogmen der „Fruchtbarkeit“, der „Arbeit“, der „Gerechtigkeit“, der „Wahrheit“. Pierre Froment hinterließ vier Söhne, getauft auf die Namen der vier biblischen Evangelisten: Matthäus, Lucas, Marcus, Johannes. Jeder von ihnen ist der Träger eines der Evangelien. Das „Evangelium Matthäi“ handelte von der menschenschaffenden Fruchtbarkeit („Fécondité“); das „Evangelium Lucä“, das jetzt vorliegt, von der menschenbeglückenden Arbeit („Travail“). Lucas, den wir jetzt kennen lernen, gleicht in allen Stücken dem Matthäus, und auch die Anlage des „Romans“, wenn anders diese moralisch-didaktische Zukunftsträumerei noch den Namen einer solchen Kunstgattung verdient, und das System der Ideenentwicklung sind die gleichen. Angefangen damit, daß hier wie dort ein Zeitraum, der vier Generationen umfaßt, als etwas Gegenwärtiges gegeben wird, indem der Roman in unseren Tagen beginnt und für die ganze weitere Umgebung einer „Stadt der Glückseligkeit“, die Lucas gründet, unter den Verhältnissen auch des Heute endet. Und hier wie dort die schroffe Gegenüberstellung der Tugend, der alles wohlgelingt und die belohnt wird, und des Lasters, das ein Ende mit Schrecken nimmt und so bestraft wird. Und hier wie dort der gänzliche Mangel an Psychologie. Zola operiert dafür mit Symbolen. Es handelt sich dabei um die Begründung und Entwicklung jener Stadt der Glückseligkeit, die eben eine Stadt der Arbeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit im Zeichen einer alles und alle versöhnenden Liebe ist. Und Zola macht es sich, wie gesagt, sehr leicht. Mit der leichtbeschwingten Siebenmeilenstiefel-Phantasie eines Kindes geradezu läßt er seine Menschen eine Evolution durchmachen, zu deren Erfüllung es in Wirklichkeit vielleicht eines Jahrtausends bedürfte, und das auch eigentlich nur unter der Voraussetzung, daß der Mensch als solcher ein geistig und moralisch ganz und gar umgewandeltes Wesen würde!

Der Gedanke, etwa die berühmten Fourierschen Grundsätze, wie er sie in „Solidarité“ niedergelegt hat, in einem Roman in großem Maßstabe in wirkliches Leben zu übertragen und dabei noch weiter auszugestalten, zu zeigen, wie diese Grundsätze mit der wirklichen Wesensart des Menschen zusammenprallen u. s. w. — es wäre ebenso geistreich als lohnend. Aber das hat Zola nicht gethan. Er entwirft nur Schilderungen an der Hand jener Grundsätze, ohne psychologische Vertiefung, ohne Berücksichtigung der Draußenweltverhältnisse, utopistische Schilderungen, in denen hart neben wuchtigen Symbolismen kindliche Naivetäten stehen. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Und Zola macht diesen verhängnisvollen Schritt hier beängstigend oft.... Und bei all' dem vielen, mitunter sehr schönen Gerede über die „Arbeit“ von den verschiedensten Standpunkten aus — daß jeder einzelne durch bestimmt zugeschnittene Figuren „praktisch“ illustriert wird, versteht sich von selbst — wird nichts erreicht und bewiesen. Nicht einmal die Ueberzeugung von dem möglichen Segen einer neuartigen „Religion der Arbeit“ wird geweckt.

Das alte scholastische Wort „Ora et labora“ enthält mehr Weisheit als die 666 engbedruckten Seiten von „Travail“.

Zola wird alt! Mit diesem Seufzer legt man das Buch aus der Hand. Er wird alt, und je älter er wird, desto utopistischer wird sein Fanatismus der Menschheitsbeglückung. **J. Norden.**



Die Mimik des Menschen. Auf Grund voluntarischer Psychologie. Von Henry Hughes. Mit 119 Abbildungen. Frankfurt a. M. Verlag von Johannes Alt. 1900.

Dieses Buch bietet viel mehr als der Titel verspricht. Es enthüllt die Grundzüge einer „voluntarischen" Psychologie, d. h. einer solchen, die in dem Willen den Grundfaktor, die treibende Kraft alles seelischen Lebens erblickt. Der Verfasser zeigt sich in vielem von Wundt beeinflußt, doch darf er auf Selbständigkeit und Originalität in der konsequenten Durchführung des Voluntarismus begründeten Anspruch erheben. Mit Recht hält er gegenüber der Associationspsychologie daran fest, daß Gefühl und Wille nicht bloße Modifikationen der Empfindungen seien, sondern daß Empfindung, Gefühl, Willensimpuls von Anfang an das Bewußtsein zusammensetzen. Die Fruchtbarkeit der voluntarischen Betrachtungsweise beweisen die speciellen Untersuchungen Hughes'. Eine Fülle von Licht fällt auf die Mimik, auf die Ausdrucksbewegungen und übrigen physiologischen Begleiterscheinungen der Gefühle, Triebe und Affekte. Nicht nur gewinnt der Leser einen Einblick in die anatomisch-physiologischen Verhältnisse, soweit sie hierher gehören, er wird auch durch scharfsinnige, feine Analysen in den Stand gesetzt, die elementaren seelischen Zustände, die aller Mimik zu Grunde liegen, aufs genaueste kennen zu lernen, wie ihm auch außer dem individuellen der generelle Ursprung der Ausdrucksbewegungen, ihre Beziehungen zur Sitte, zur Kunst u. s. w. dargethan werden. Die meist charakteristischen Abbildungen unterstützen das Verständnis wesentlich. Zweifellos bedeutet Hughes' Arbeit eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über Mimik und einen Fortschritt gegenüber den einschlägigen Werken Piderits (Mimik und Physiognomik, 2. A. 1886) und Darwins (Ueber den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und Tieren, übers. von Carus, 4. A. 1884). Auch der Laie wird das Buch mit viel Genuß und Nutzen lesen. **Dr. Rudolf Eisler.**

R. Farquharson Sharp: Die Baumeister der englischen Litteratur (Architects of English Literature). London, Swan Sonnenschein & Co., 1900.

Wenn man von einem der zahlreichen deutschen Gebildeten, die ein Interesse an der englischen Litteratur nehmen, gefragt wird nach einem Buche, aus dem er sich ohne bedeutenden Zeitaufwand über die Lebensverhältnisse der großen englischen Dichter unterrichten könnte, ist man gewöhnlich um eine Antwort verlegen. Die soliden englischen Werke über diesen Gegenstand sind zu umfangreich, schwerfällig gelehrt und kostspielig, und mit Schulkompendien ist niemand gedient. In deutscher Sprache giebt es kein Werk, das populär gehalten und doch wissenschaftlich korrekt und nicht zu oberflächlich ist. Am ehesten würde die englische Litteraturgeschichte von Ed. Engel zu empfehlen sein; aber auch diese ist zu wuchtig, trotz des eleganten Stils, für die leichten Bedürfnisse des lesenden Publikums. Es sei daher angelegentlich auf das oben genannte Buch aufmerksam gemacht, das in 24 kurzen Biographien (10—16 Seiten jede) die frisch und anschaulich geschilderten Menschenbilder der großen englischen Dichter zeichnet, ohne ihre litterarische Thätigkeit unberücksichtigt zu lassen. Es sind in der That allerliebste kleine Aufsätze in leichtem, geistreichem Stil, die auch der litterarische Feinschmecker mit Genuß lesen wird; und dabei sind die litterarischen Angaben durchweg richtig. Von älteren Autoren sind nur Shakespeare, Bacon und Milton behandelt; dann kommen 8 dem 18. und 13 dem 19. Jahrhundert angehörige, unter denen sich — neben den bekannten Dichtern — Carlyle und Macaulay, und von Amerikanern Emerson und Longfellow befinden.

—o—.





Richard Brinsley Sheridan.

„Was Sheridan gemacht hat, ist immer das Beste in seiner Art gewesen. Er hat die beste Komödie, die beste Oper, die beste Posse, das beste Preisgedicht geschrieben und, als Krone des Ganzen, die beste Rede gehalten, welche jemals in England ersonnen oder gehört worden ist," so schrieb Byron vielleicht etwas überschwenglich in sein Tagebuch von dem Manne, mit dem er in dessen letzten Lebensjahren gesellschaftlich oft verkehrt hatte und den er vor allen anderen zeitgenössischen Geistesgrößen schätzte.

Richard Brinsley Sheridan wurde im September 1751, also vor hundertundfünfzig Jahren (der genaue Geburtstag ist nicht bekannt), in Dublin geboren. Sein Vater, ebenfalls äußerst vielseitig, war Schauspieler und zugleich der Verfasser eines großen Wörterbuches der englischen Sprache und einer Biographie Swifts. Der Knabe besuchte die nämliche Privatschule, wie einige Zeit nach ihm Thomas Moore, und hatte vor diesem den Vorzug, von ihrem gemeinsamen Lehrer Whyte für den „hoffnungslosesten Dummkopf" erklärt zu werden, der je eine Schulbank gedrückt hätte. Im Gymnasium von Harrow (bei London), in das er hierauf gesandt wurde, waren die Lehrer etwas vorsichtiger in ihrem Urteil, aber sie hatten, wie bei ihrem späteren Schüler Byron, Veranlassung zu bedauern, daß sein Geist sich in die spanischen Stiefel des klassisch-philologischen Drills nicht schnüren ließ; und wie weit er sonst seinen Horizont durch Lektüre erweitert haben mochte, es erging ihm genau wie Byron: als er Harrow verließ, konnte er nicht richtig orthographisch schreiben.

Im Alter von zwanzig Jahren begab er sich nach dem damals von den besten Ständen frequentierten Badeort Bath, wo sein Vater zur Zeit seinen Beruf ausübte. Mitten im Strudel eines thatenlosen Genußlebens erfaßte ihn eine zwar nicht erste, aber ernste Leidenschaft zu der reizenden sechzehnjährigen Miß Linley, einer von der ganzen Männerwelt angebeteten Sängerin. Er war von allen Bewerbern der durch ihre Gegenliebe ausgezeichnete. An eine Zustimmung ihrer Eltern zu der Verbindung mit dem mittellosen Thunichtgut war natürlich nicht zu denken, und da sie sich beide zu der Rolle von „star-crossed lovers" ganz untauglich fühlten, entflohen sie kurzerhand nach Frankreich und schlossen auf eigene Verantwortung ihre Ehe. Zorn der Eltern und üble Nachrede bei den Fernerstehenden. Der letzteren wußte der Jüngling Einhalt zu ge-

bieten vermittelst eines Duells mit einem schmähsüchtigen älteren Manne; der erstere war schwerer zu überwinden. Die Tochter mußte in das Haus ihrer Eltern zurückkehren und weiter ihrem schönen Berufe obliegen in der Oper von Covent Garden; und der arme Ehemann fand keine andere Gelegenheit, die Geliebte zu sehen, als indem er sie, als Mietskutscher verkleidet, von der Stätte ihrer Triumphe nach Hause fuhr. Endlich siegte die Tugend der Liebe, welche, wenn sie echt, immer mit der andern zäher Energie verbunden ist. Das Paar durfte das feierliche Gelöbnis der Treue, nunmehr öffentlich, vor einem Londoner Altar wiederholen.

Der zweiundzwanzigjährige Jüngling, der als ganzes Einkommen den geringen Zuschuß seiner Frau besaß, mußte nun wohl oder übel eine Stellung zu erreichen suchen, die ihm seinen Lebensunterhalt gewährte, zumal er nicht duldete, daß Mrs. Sheridan ferner als vom Publikum bezahlte Sängerin auftrat. Mit der Juristerei freilich, der er sich nach seinem Austritt aus Harrow in der Rechtsschule des Middle Temple zugewandt hatte, wollte es ebenso wenig gehen wie mit der klassischen Philologie. So schuf er denn — der Not und einem inneren Triebe gehorchend — 1775 das Lustspiel „Die Nebenbuhler (The Rivals)“, das bei seiner ersten Aufführung im Covent Garden-Theater — durchfiel. Auch in dieser Branche mußte der Anfänger Lehrgeld bezahlen: es war viel zu lang geraten, um die in ihm latente komische Schlagkraft entwickeln zu können; das fühlte der kluge Verfasser selbst am besten. So wurde es beschnitten und dramaturgisch korrigiert, und in seiner neuen Gestalt errang es einen vollen Erfolg. Ja, es wurde sogar zu einem dauernden Repertoirstück der englischen Bühne, das noch heute jeder Fremde während eines mäßig langen Aufenthalts in London dargestellt sehen kann.

Das komische Motiv der Handlung ist kein hervorragend originales, heute würde es wegen seiner Abgebrauchtheit sicherlich keine Wirkung mehr erzielen: es ist das Auftreten einer Person in zwei Gestalten. Der Kapitän Absolut, Sohn des sehr energischen Ritters Absolut, nähert sich, ebenfalls in Bath, einer jungen schönen Erbin Lydia, in der Gestalt eines Fähnrichs Beverley. Er verbirgt ihr seinen Stand und seinen Reichtum, um die Reinheit ihrer Neigung zu prüfen, und tritt ihr als unvermögender Jüngling ohne Lebensstellung, entgegen, weil er sie als höchst romantisch kennt und weiß, daß ihr das am meisten gegen die Konvenienz verstoßende Verhältnis am meisten sympathisch sein wird. Miß Lydia will denn auch die Krönung ihrer heimlichen Liebe vermittelst einer Entführung herbeigeführt sehen. Inzwischen hat der alte Absolut die junge Dame mit ihrer Tante kennen gelernt und befiehlt seinem Sohne, das Mädchen zu heiraten. Heftiger Widerspruch erfolgt nun von seiten des Kapitäns, der aber nur so lange ernst bleiben kann, bis er erfährt, daß die ihm vom Vater bestimmte Braut seine Geliebte ist. Die Tante hat einen Liebesbrief des Fähnrichs Beverley aufgefangen und besteht darauf, daß Lydia diesen aufgeben und Kapitän Absolut annehmen soll. Natürlich weigert auch sie sich aufs heftigste, ihren Geliebten zu heiraten, bis zu dem Augenblick, wo der neue Bewerber sich ihr vorstellt und als Beverley erkannt wird. Dann aber, in der Entrüstung Lydias darüber, daß ihre Liebschaft nicht mehr geheim bleiben und nicht durch eine Entführung abgeschlossen werden soll, und in ihrer Entzweiung mit dem Geliebten auf solchem Grunde, sinkt die Cha-

rakteristik aus dem Komischen ins Lächerliche hinab. Kapitän Absolut hat als Liebhaber einen Nebenbuhler in seinem Freund, dem Landjunker Bob Acres, der ihm seinen Kummer mitteilt und in seiner Gegenwart weidlich auf den Fähnrich Beverley schimpft. Ein irischer Raufbold bewegt den stark materiellen, also um sein Leben sehr besorgten Bob sogar zu einer Herausforderung des Fähnrichs, welche die bekannte derbkomische Duellscene zur Folge hat: Bob entfaltet sein ganzes Todesgrauen, während der Ire ihn vor Ankunft des Gegners in der Duell-Praxis unterweist, und ist glückselig, den Fähnrich Beverley mit seinem Freunde Absolut identisch zu finden.

Diese reine Situationskomik, die ebenso wenig eine gute Komödie konstituieren kann wie etwa der bei gedankenlosen Zuschauern erreichte Lacherfolg, wird allerdings unterstützt durch einen natürlich munteren und vom Witz belebten Dialog und durch eine Charakteristik, die man im allgemeinen vortrefflich nennen muß, wenn auch die nationale Freude der Engländer an der Karikatur den Dichter oft zu Uebertreibungen verleitet, so in der Darstellung des alten selbstherrlichen Absolut, des Bob Acres (Robert Ackers) und besonders der Tante, Mrs. Malaprop, die mit Vorliebe Fremdwörter braucht und sie regelmäßig unpassend (mal-à-propos) anwendet. Diese Wortpossenreißerei ist so alt wie der erste, primitive Anlauf zur Komödie und gar zu äußerlich, um heute noch wirken zu können, zumal wir bei Sheridan nicht den dichterischen Takt bethätigt finden, wie ihn Shakespeare in der gleichen Erscheinung zeigt. Es würde ja vielleicht ein wenig komisch wirken, wenn die alte Dame ihre Nichte wegen ihres geheimen Verhältnisses tadeln (reprehend) wollte und das Gegenteil thäte mit den Worten: ich verstehe (comprehend) dein Verhältnis. Aber worin liegt der Witz, wenn sie verlangt, daß eine guterzogene Dame tadeln (also: verstehen) müsse, was sie sagt; daß sie die Orthodoxie (Orthographie) beherrschen müsse; daß jemand nicht so lakonisch sprechen solle, wenn sie ironisch meint? Und auch die Wendung „so halsstarrig wie eine Allegorie (ein Alligator statt Krokodil) am Ufer des Nils“ werden wir schwerlich so glücklich finden, wie der Dichter Thomas Moore von seinem spezifisch englischen Standpunkt es in seiner Biographie Sheridans thut. — Andere Charaktere, wie Miß Lydia Languish (Fräulein Schmachten), Kapitän Absolut und der Duellheld O'Trigger (Herr von der Abzugsstange), sind gut gelungen.

Sheridan nutzte seinen Erstlingserfolg aus durch zwei weitere Stücke, die er noch in demselben Jahre erscheinen ließ. Beide, die Posse „Der St. Patrickstag“ und die Oper „Die Duenna“, deren Handlung nicht mehr Unwahrscheinlichkeiten enthält, als sie in komischen Opern ertragen zu werden pflegen, fanden so großen Beifall, daß er es im nächsten Jahre, als Garrick sich von der Bühne zurückzog, wagte, Direktor des bisher von jenem geleiteten Drury Lane-Theaters zu werden. Zu dieser Stellung fehlten ihm freilich Geschäftsgewandtheit und Solidität; die mannigfachen geselligen Vergnügungen, zu welchen seine litterarische Berühmtheit im damaligen England ihm den Zutritt öffnete, lagen seiner natürlichen Neigung näher als die Erfüllung der tausend großen und kleinen Pflichten eines Bühnenleiters. Es ging bergab mit dem Drury Lane, bis ihn plötzlich im folgenden Jahre die erste Aufführung seiner „Lästerschule (School for Scandal)“ auf die Höhe seiner Lebensbahn hob.

Wenn Sheridan in den „Nebenbuhlern“ gewissen Anregungen von Smollet

folgte — der alte Absolut und Mrs. Malaprop haben ihre Vorbilder in „Humphry Clinker“ — so hat er die beiden Hauptfiguren der „Lästerschule“ dem Hauptwerke Fieldings entnommen: Charles Oberfläch (Surface) entspricht mit seinem Leichtsinn, seiner Vergnügungssucht und seinem im Grunde guten Herzen ziemlich genau dem Tom Jones, während sein heuchlerischer und verräterischer Bruder Joseph unverkennbar die Züge Blifils trägt. Die Pointe der Handlung beruht darin, daß die Menschen diese beiden Brüder nach ihrer Oberfläche beurteilen, den Schurken für höchst ehrenwert halten und dem guten aber leichtsinnigen Kerl alle denkbaren Schlechtigkeiten zutrauen. Beide Brüder lieben die schöne Erbin Maria, deren gesunder Instinkt sie zu Charles hinzieht; Joseph hofft sie dennoch für sich zu gewinnen, indem er in dem Tone schmerzlichsten Bedauerns die abscheulichsten Geschichten von seinem Bruder erzählt und dem Vormunde Marias, Sir Peter Teazle, den scheinbaren Beweis in die Hände zu spielen weiß für die sträfliche Neigung seines Bruders zu dessen junger Frau, der er selbst den Hof macht. Der Hauptverleumder wird unterstützt von einer ganzen Coterie männlicher und weiblicher Klatschbasen. Die richtige Erkenntnis der beiden Helden wird herbeigeführt durch einen ihnen unbekannten Onkel, der wieder einmal inkognito auftritt. Die Entlarvung erfolgt in der Wohnung Josephs, wohin ein wohl nur in der Komödie häufiger Zufall zuerst seine Geliebte, Lady Teazle, dann deren Mann und schließlich seinen Bruder Charles führt, welcher jenen in Gegenwart der an verschiedenen Stellen verborgenen Eheleute wegen der über ihn verbreiteten Verleumdungen zur Rede stellt und als Ehebrecher brandmarkt. Joseph hätte mit Hilfe seiner Verschlagenheit aus dieser unheilvollen Situation vielleicht ungeschädigt hervorgehen können, wenn er nicht die unverantwortliche Thorheit begangen hätte, die beiden haßerfüllten Männer eine kurze Zeit sich selbst zu überlassen.

Man muß anerkennen, daß das Gefüge dieser Handlung viel einfacher, weniger gezwungen als das der ersten Komödie, daß der Höhepunkt äußerst wirkungsvoll herausgearbeitet ist, daß ein ausgezeichnet realistisches Bild von den Zeitverhältnissen gegeben wird durch die Art der Vorgänge sowohl wie durch den Inhalt der lebendigen und witzigen Dialoge. Aber abgesehen davon, daß die Komödie vielfach mit äußerlichen, konventionellen Mitteln arbeitet, die heute gänzlich in Verruf gekommen sind, erinnert die Charakteristik der bedeutsamen Nebenpersonen an die der alten Moralitäten, deren Figuren nicht wirkliche Menschen sind, sondern Allegorien, welche eine einzelne abstrakte Eigenschaft körperlich darstellen. Die Verleumder sind eben nichts als Verleumder und werden mit der Masse des bösartigen Klatsches, den sie in ihren Begegnungen aufhäufen, schließlich langweilig. Ihre allegorische Bedeutung zeigen denn auch mit einer die Phantasie und den Verstand der Zuhörer verletzenden Untrüglichkeit ihre Namen an: Lady Grieflach (Sneerwell), Frau Ehrlich (Candour), Schlang (Snake), Herr Benjamin Afterred (Backbite). Es sind Figuren wie Molières „Geiziger“. Mit den höchsten Leistungen der Komödie, mit „Was ihr wollt“, dem „Zerbrochenen Kruge“ u. a. kann daher auch die „Lästerschule“ nicht auf eine Stufe gestellt werden.

Die dramatische Laufbahn Sheridans schließt mit der Farce „Der Kritiker“ 1779 eigentlich ab; im folgenden Jahre wurde er ins Parlament gewählt, wo er sich der Partei des Fox anschloß. Sich anfangs zurückhaltend, entfaltete er

bei einer großen Gelegenheit eine Redegabe, welche selbst ein Parlament, das einen Fox, einen Burke in sich schloß, in Erstaunen setzte. Es handelte sich (1787) um die Anklage des Warren Hastings, der als Statthalter in Indien eine Anzahl tyrannischer, ungesetzlicher Handlungen begangen hatte. Sheridan wandte sich gegen die unbarmherzige Beraubung des Begums, der Prinzessinen von Oude, und hatte im nächsten Jahre bei der Parlamentsuntersuchung diesen Teil des Prozesses zu führen. Er sprach während zweier ganzer Sitzungen mit einer Klarheit und Einfachheit und doch zugleich mit einem Pathos des Mitleides, mit einer Leidenschaft des Zornes, daß das ganze Haus, als er am Schluß mit theatralischem Effekt, wie in äußerster Erschöpfung, sich in die Arme Foxens fallen ließ, in einen rasenden Beifallssturm ausbrach, wie er dort nie gehört worden war. Fox nannte diese Rede Sheridans die beste, die jemals im englischen Parlament gehalten worden sei.

Als des zertret'nen Indiens lauter Schrei
Zu Gott rief wider Menschentyrannei,
Da war der Donner sein, des Ew'gen Stimme,
Die Rächergeißel, und vor seinem Grimme
Erschrak die Welt, bis, in den Staub gebückt,
Senate staunten, zitternd und entzückt.

Der Mann, dessen Ruhm Byron in seiner „Monodie" in solchen Tönen singen konnte, hätte auf der Leiter der politischen Ehren hoch steigen müssen, wenn er die Selbstbeherrschung besessen hätte, die Freude an der Geselligkeit und besonders an Gelagen dem Pflichtgefühl unterzuordnen, und wenn er in seiner lachenden Sorglosigkeit eine Ahnung von Wirtschaft gehabt hätte. So aber mußte er das Drury Lane-Theater aufgeben, verlor seinen Parlamentssitz und entging den Händen des Bailiff und dem Schuldgefängnis nur durch den Tod, der 1816 erfolgte. —r—



Neuere Erscheinungen der Geschichtslitteratur.

Rankes Geschichte Wallensteins, wohl das glänzendste Werk aus den späteren Jahren des großen Historikers, bildet den Abschluß aller früheren Untersuchungen über den Friedländer und ist zugleich, wie das die naturgemäße Wirkung aller hervorragenden Leistungen ist, der Ausgangspunkt neuer Forschungen. Es ist seit Ranke eine umfangreiche Litteratur über Wallenstein entstanden, er hat zahlreiche Verteidiger, die wie Hallwich und Schebeck in umfangreichen Werken seine völlige Schuldlosigkeit darzulegen sich bemühen, andrerseits heftige Gegner gefunden, wie Gaedecke und Gindely, die seine verräterische Haltung gegen den Kaiser zu erweisen suchen, endlich ist eine Fülle von neuem urkundlichen Material zu seiner Geschichte, namentlich von Irmer und in dem Briefwechsel Axel Oxenstiernas veröffentlicht worden. Die Menge der einzelnen Wallenstein betreffenden Abhandlungen und Veröffentlichungen ist kaum übersehbar. Da ist es denn ein sehr dankenswertes Unternehmen, eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand

der Wallenstein-Frage zu geben, zumal wenn es mit so viel kritischem Urteil und in selbständiger Untersuchung geschieht, wie in dem Buche von Paul Schweizer, die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama.*) Professor Schweizer, ein Schüler Max Büdingers, giebt in seinem Buche, mehr als der Titel verspricht, nämlich eine Biographie Wallensteins überhaupt, wobei die Zeit bis zum zweiten Generalat des Herzogs allerdings nur in gedrängter Kürze, die Zeit von 1631—1634 aber sehr ausführlich, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Schuldfrage, dargestellt wird. Im ersten Teil des Buches handelt Schweizer über Schillers Wallenstein-Trilogie, im zweiten, dem Hauptteile, über den historischen Wallenstein. Nach unserer Meinung wäre das Umgekehrte das Richtigere und Sachgemäßere gewesen, wir fassen daher zuerst den historischen Teil ins Auge. Die für die Beurteilung von Wallensteins Schuld oder Unschuld entscheidende Frage formuliert der Verfasser treffend dahin: Hat Wallenstein in gutem Glauben und in unerschütterter Treue gegen den Kaiser einen dauernden, angemessenen Frieden im kaiserlichen Interesse, wenn auch mit den notwendigen Konzessionen von seiten des Kaisers wie Verzicht auf das Restitutionsedikt und Anerkennung der ständischen und religiösen Freiheit der protestantischen Fürsten zu begründen gesucht oder ist es seit 1631 sein Ziel gewesen, sich am Kaiser zu rächen und wider dessen Willen mit Hilfe der Schweden zum Könige von Böhmen zu machen? Dafür ist es von größter Wichtigkeit festzustellen, ob Wallenstein gleich nach seiner Absetzung in verräterische Unterhandlungen mit Gustav Adolf 1631 getreten ist. Der Hauptzeuge für diese Verhandlungen ist sein Bote Jaroslav Sesyma Raschin, dessen Bericht darüber 1635 verfaßt ist und noch von Ranke wegen seiner genauen chronologischen Angaben als glaubwürdig betrachtet worden ist. Es ist aber später nachgewiesen worden, daß dieser Bericht im Interesse der böhmischen Emigranten vieles verschweigt, anderes entstellt, endlich Einschiebungen und Verfälschungen durch Slawata, den erbittertsten Feind Wallensteins, erfahren hat. Die Verhandlungen mit Gustav Adolf bezweckten nur, wie Schweizer zeigt, eine Täuschung des Schwedenkönigs im Interesse des Kaisers. Auch von allen späteren diplomatischen Verhandlungen Wallensteins sucht der Verfasser eingehend und mit genauer Prüfung zu erweisen, daß sie keineswegs verräterischer Art gewesen sind, sondern alle den Zweck gehabt haben, Schweden und Frankreich zu isolieren, mit Sachsen sich zu verständigen, dem Reiche den Frieden wiederzugeben und des Kaisers Machtstellung aufrecht zu erhalten. Wenn Wallenstein diese Pläne mißlangen und schließlich zu Wallensteins Untergange führten, so hat das eine doppelte Ursache. Er war in der diplomatischen Kunst, in dem Versuche, seine Gegner zu überlisten und irre zu führen, weder Oxenstierna noch Richelieu gewachsen, sie durchschauten ihn und seine Absichten, erweckten immer steigenderen Verdacht und immer größeres Mißtrauen gegen ihn beim Wiener Hofe, dem sie Kunde von seinen Verhandlungen mit ihnen gaben. Durch seine diplomatischen Schachzüge wurde auch seine Kriegführung zögernd und unentschlossen, worüber seine Gegner lebhaft und nachdrücklich klagten. Andererseits verlor Wallenstein immer mehr die Fühlung mit dem Kaiser, den er seit 1628 nicht mehr gesehen hat, und mit dem Wiener Hofe, an dem er sehr zahlreiche Gegner hatte. Selbstbewußt und verschlossen, wie er war, behandelte

*) Zürich, Verlag von Faesy & Beer. 7 Mark.

er die Abgesandten des Kaisers mit Geringschätzung, schickte selbst nur untergeordnete Personen nach Wien, die seine eigentlichen Absichten nicht kannten; seine Pläne im Zusammenhange schriftlich dem Kaiser mitzuteilen unterließ er aus Furcht, daß sie seinen Gegnern bekannt und von diesen dann vereitelt werden würden; während er selbst die größte Rücksicht gegen sich vom Kaiser verlangte, ließ er es seinerseits an einer solchen vielfach fehlen, er war in seinen späteren Jahren kränklich, reizbar, nervös, eigensinnig, hochfahrend und in hohem Grade ehrgeizig. So vergrößerte sich denn die Zahl seiner Feinde am Hof immer mehr, unter denen wohl der einflußreichste der Beichtvater des Kaisers, Lamormain, war. Das gesteigerte Mißtrauen des Kaisers gegen ihn wegen seiner rätselhaften Haltung im Jahre 1633 und wegen der fortgesetzten geheimen Unterhandlungen mit den Feinden führte zuletzt zu dem Entschlusse, ihn unter allen Umständen zu beseitigen. Wallenstein fiel nicht ohne sein Verschulden, aber ohne die ihm beigemessene Schuld des Verrates am Kaiser; das Patent des Kaisers gegen ihn beruht auf falschen, dem Kaiser beigebrachten Angaben. Einen Beweis der Unschuld Wallensteins erblickt Schweizer auch darin, daß man in den Papieren des Ermordeten nichts ihn Belastendes gefunden hat. Der Charakter des Friedländers, wie ihn Schweizer im Schlußabschnitt seines Buches schildert, hat nichts Sympathisches. Auch der große Feldherr, als welcher er früher gegolten hat, war er eigentlich nicht; bedeutend war er nur in der Defensive und hervorragend als Organisator und Schöpfer eines Kriegsheeres.

In der Abhandlung über Schillers Wallenstein-Trilogie weist Schweizer eingehend und überzeugend im einzelnen nach, daß Schiller für seine Dramen vorzugsweise das Buch von Christoph Gottlieb von Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges, Nürnberg 1790, benutzt hat und zwar hauptsächlich den darin abgedruckten: „Ausführlichen und gründlichen Bericht der vorgewesenen Friedländtischen und seiner Adhärenten Abschewlichen Prodition", das ist die 1635 vom Wiener Hofe herausgegebene, offizielle Erklärung und Rechtfertigung wegen Wallensteins Ermordung. Auch einige andere von Murr mitgeteilte Notizen hat Schiller für sein Drama verwendet. Sehr anziehend ist die Ausführung über die dichterischen Aenderungen Schillers an dem historischen Stoff, sowie die Vergleichung seiner Zeichnung der einzelnen Charaktere im Verhältnis zur geschichtlichen Ueberlieferung. Schweizers Darlegungen und Nachweisungen bieten viel wertvolles und lehrreiches Material zum Verständnis des großen Dichterwerkes. Im wesentlichen erweist sich Schillers Auffassung und Beurteilung Wallensteins als die richtige, sie berührt sich sehr, wie Schweizer bemerkt, mit Rankes Darstellung. So hat sich Schiller auch in dieser Frage als der echte dichterische Seher bewährt. Und im letzten Grunde ist es doch seine große Trilogie, welche das Interesse für die finstere, rätselhafte Gestalt des Friedländers erweckt hat und dauernd lebendig erhält und zu immer neuen Untersuchungen über die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes den Anstoß giebt. Schweizer läßt wohl noch manche Frage in Bezug auf Wallensteins diplomatisches Verhalten und letzte Pläne und Ziele offen, er giebt noch keine endgiltige Lösung, aber er fördert eine solche wesentlich.

Eine denkwürdige Episode aus der Kirchen- und Staatsgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, die zugleich ein redender Beweis für die lebendige Kraft des Protestantismus jener Zeit ist, behandelt das sehr lesenswürdige Buch von C.

Fr. Arnold, Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. Mit 42 zeitgenössischen Kupfern.*) Der Verfasser hat für seine inhaltreiche Schrift außer den gedruckten Quellen eine große Anzahl handschriftlicher Aktenstücke verwertet und daraus eine Fülle von charakteristischen und anziehenden Einzelheiten mitgeteilt; was er bietet, ist ebenso ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus, wie der kolonisatorischen Thätigkeit König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, sowie vor allem zur Kenntnis seines lebhaften und eifrigen Interesses für alle evangelischen Glaubensgenossen. Arnold schildert zuerst übersichtlich und belehrend den salzburgischen Kirchenstaat, die Regierungsweise der Erzbischöfe, die Verwaltung, die einzelnen Stände. Auch in Salzburg hatte die Reformation weite Verbreitung gefunden, wurde aber durch die Gegenreformation am Ende des XVI. Jahrhunderts in den Städten völlig und zum Teil auch auf dem Lande unterdrückt. Die evangelische Lehre erhielt sich aber unter den Bauern und in den Gebirgsgegenden trotz mehrfacher Verfolgungen und der Verbrennung der sehr wertgehaltenen lutherischen Bücher und der schweren Strafen, welche die der Ketzerei Verdächtigen trafen. Die evangelisch Gesinnten waren gute Unterthanen, in allem der Obrigkeit gehorsam, was nicht ihren Glauben betraf; viele von ihnen hielten sich auch äußerlich zur katholischen Kirche, andere waren strenger in dem Bekenntnis ihrer religiösen Ueberzeugung. Die katholischen Geistlichen begnügten sich mit halben Erklärungen und sahen den Leuten vielfach durch die Finger. Das änderte sich, als Erzbischof Leopold von Firmian (1727—1744) die Jesuiten ins Land rief. Diese setzten eine unerbittliche Verfolgung aller Ketzer und ihrer Bücher ins Werk, die evangelischen Bauern erlitten schwere Drangsale. Da die allermeisten ihrem Glauben nicht entsagen wollten, erließ der Erzbischof am 31. Oktober 1731 das Emigrations-Patent, durch welches befohlen wurde, daß alle nichtansässigen Evangelischen in drei Tagen, die angesessenen aber in ein bis drei Monaten das Land räumen sollten. So hart und rücksichtslos diese Maßregel auch heute erscheint, so war sie doch, gegen das frühere Verfahren wider Glaubensabtrünnige gehalten, gemäßigt, denn ehemals wurden die Abtrünnigen mit Gewalt zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen oder verbrannt. Die evangelischen Salzburger gerieten durch das Patent in die schwierigste Lage, denn, abgesehen davon, daß sie Hab und Gut aufgeben mußten, wurden ihrem Durchzuge an der tirolischen und bayerischen Grenze große Schwierigkeiten bereitet. Der erste Zug der Auswanderer ging in das Gebiet der schwäbischen Reichsstädte. Im ganzen haben über 20000 evangelischer Salzburger ihre Heimat verlassen müssen. Die Erzählung von dem Glaubensmute, der Opferfreudigkeit, der kindlichen Frömmigkeit der vertriebenen Salzburger ist ergreifend, ebenso die Schilderung ihrer Aufnahme in den einzelnen Städten herzerhebend. Wie die Vertriebenen von den Glaubensgenossen empfangen wurden, ist ein greifbarer Beweis des damals herrschenden evangelischen Gemeinschaftsgefühls; sie begegneten überall der wärmsten Teilnahme und fanden an jedem Orte die gastlichste Aufnahme. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß diese armen vertriebenen Leute gar keine Erbitterung oder gar Haß gegen ihre Verfolger zeigten,

*) Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. 4 Mark.

sie sprachen vom Erzbischof und dessen Beamten mit echt christlicher Ruhe und Versöhnlichkeit. Während die ersten Züge der Auswanderer nach den verschiedenen Gegenden Süd- und Mitteldeutschlands sich wandten, erhielt die Auswanderung der meisten Salzburger durch das Eingreifen König Friedrich Wilhelms I. ein bestimmtes Ziel. Der König, der überall seiner Glaubensgenossen sich annahm, empfand das lebhafteste Interesse für die Salzburger Emigranten und hoffte zugleich, durch die Anweisung von Niederlassungsgebieten für sie im preußischen Littauen, dieses zum Teil wüste und in der Kultur zurückgebliebene Land zu heben. So erließ er denn am 2. Februar 1732 sein berühmtes Patent über die Aufnahme der evangelischen Salzburger in seine Staaten und ließ durch seinen Kommissar, den trefflichen Johann Goebel, die Einwanderung der Salzburger leiten und organisieren, sowie den Einzelnen die Mittel für den Zug zuweisen. Die Salzburger folgten mit Freuden der Einladung und zogen in einzelnen größeren Abteilungen über Halle, wo sie ebenfalls aufs herzlichste empfangen wurden, nach Potsdam, wo der König selbst sie willkommen hieß, und nach Berlin und von da teils zu Schiff von Stettin aus, teils zu Lande nach dem fernen Osten. Es ist eine merkwürdige historische Fügung, daß diese evangelischen Bauern aus dem fernen deutschen Süden das Werk der Germanisierung und Kultivierung im Nordosten Deutschlands aufnahmen und fortsetzten, das einst der deutsche Orden so erfolgreich durchgeführt hatte. Anfangs war nur eine bestimmte Zahl zur Aufnahme in den preußischen Staat festgesetzt worden, als aber immer neue Scharen von Emigranten sich meldeten und dies dem Könige berichtet wurde, rief er aus: „Gottlob! was thut Gott dem brandenburgischen Hause für Gnade, denn dieses ist gewiß von Gott herkommen!“ So waren bis zum Mai 1733 allmählich 32 Transporte von Emigranten, zusammen über 15000 Personen nach Ostpreußen geschafft worden. Da erschallten unterwegs immer wieder ihre kunstlosen und doch so ergreifenden Exulantenlieder. Die Scharen begleiteten von Berlin aus vier junge Prediger, die sich durch ihre aufopfernde Thätigkeit hochverdient gemacht und nicht wenig dazu beigetragen haben, daß diese Emigranten sich in ihrer neuen Heimat einlebten. Zunächst hatten sie freilich viele Entbehrungen zu ertragen, es fehlte an Häusern und Wohnungen für sie, die Landstücke für die einzelnen Ansiedlungen mußten erst bestimmt werden, sie wurden vorläufig bei den Littauern einquartiert, vielfach getrennt, nicht alles, was ihnen zugesagt war, erhielten sie sogleich. So erklärt es sich, daß vielfach Mißmut, Unzufriedenheit, Enttäuschung unter den Salzburgern Platz griff, namentlich klagten die Beamten, gegen die sie ein starkes Mißtrauen hegten, über ihre Widerspenstigkeit gegen alle Anordnungen und Bestimmungen. Die Emigranten waren eben auch nur Menschen, und die nicht selten überschwenglichen Beweise warmer Teilnahme, die sie früher erfahren, hatten sie etwas verwöhnt. Grade die preußischen Beamten haben aber bei der Ansiedelung der Salzburger eine überaus verdienstvolle Thätigkeit bewiesen. Als die Klagen über ihren Ungehorsam und ihre Widerspenstigkeit an den König kamen, zeigte er sich gegen die Salzburger nachsichtig und geduldig, ganz wider seine sonstige strenge Art. Als sie aus Mißverstand den vorgeschriebenen Eid nicht leisten wollten, erließ er eine ernste väterliche Vermahnung an sie, die ihre Wirkung nicht verfehlte, zumal er ihnen auch wesentliche Zugeständnisse für ihre Selbstverwaltung machte. Der preußische Staat hat sich an diesen Salzburgern recht

als Erzieher bewährt. Die Wirkung blieb nicht aus, der Oberpräsident Theodor von Schön erklärte einmal später, die Provinz Littauen verdanke ihre Geistes- und Gewerbekultur größtenteils den eingewanderten Salzburgern. Ihre Niederlassungen gruppierten sich hauptsächlich um Gumbinnen, und sie wesentlich sollen eine höhere Lebensanschauung in jener Gegend verbreitet haben. In einem Schlußkapitel seines Buches behandelt Arnold die Schicksale der nach Amerika ausgewanderten Salzburger. Des Verfassers Darstellung ist ruhig, klar, lebendig, er hält sich von allen polemischen Ausfällen und bitteren Anklagen frei, ist in der Abwehr der gegnerischen Angriffe gemäßigt, bestrebt sich auch den Gegnern gerecht zu werden, verschweigt auch manche Schwächen der Emigranten nicht und läßt nur die Thatsachen sprechen. Arnolds Buch ist das Muster einer maßvollen, echt historischen, dabei aber die eigene evangelische Ueberzeugung doch nicht verleugnenden Behandlung eines für den Protestantismus schmerzlichen Ereignisses. Was der Verfasser in der Einleitung über den Einfluß der Salzburger Emigration auf die kirchlichen Anschauungen und über ihre litterarische Nachwirkung, insbesondere über Goethes Hermann und Dorothea, welcher Dichtung bekanntlich ein Erlebnis aus der Salzburger Emigrationsgeschichte zu Grunde liegt, sagt, hätte wohl besser in einem Schlußkapitel den richtigen Platz gefunden. Kein evangelischer Deutscher, der dieses Namens noch wert ist, wird Arnolds Buch ohne Belehrung und lebhafte Teilnahme lesen, es wird in ihm manchen schmerzlichen Gedanken im Hinblick auf die Gegenwart erwecken; es kann auch als Illustration zum Toleranzantrage des Zentrums im Reichstage dienen. Wir können nur lebhaft wünschen, daß das sehr gut ausgestattete Buch weite Verbreitung finden möge.

Hans Prutz, der Fridericianische Staat und sein Untergang (1740—1812.)*) Dieses Buch bildet zugleich den dritten Band der preußischen Geschichte des Verfassers. In einem nicht übermäßig umfangreichen Bande ist hier ein gewaltiger Stoff zusammengefaßt; die Konzentrationskraft des Autors verdient alle Anerkennung, wenn ihm auch eine gleichmäßige Behandlung des Gegenstandes nicht völlig gelungen ist. Friedrich der Große erhält eine im Verhältnis zu dem in den früheren Bänden dem großen Kurfürsten gewidmeten Raume allzu gedrängte Darstellung, während dagegen der Regierung Friedrich Wilhelms II. und dem Zusammenbruche des Fridericianischen Staates eine verhältnismäßig ausführlichere Behandlung zu teil wird. Und grade Friedrich der Große hätte doch eine besonders eingehende Schilderung beanspruchen dürfen. Prutz behandelt am ausführlichsten des großen Königs Politik und diplomatische Schachzüge, sowie seine innere Verwaltung, seine kriegerischen Thaten treten dagegen mehr zurück; daß der König auch ein großer Feldherr gewesen, würde man aus der vorliegenden Darstellung kaum entnehmen. In Bezug auf den Ursprung des siebenjährigen Krieges tritt auch Prutz der neuerlich aufgestellten Ansicht, daß es ein von Friedrich ohne äußere Nötigung begonnener Eroberungskrieg gewesen sei, entschieden entgegen. Am meisten befriedigend erscheinen uns die Abschnitte über die Erhebung Preußens zur Großmacht, sowie über die Wiederherstellung des preußischen Staates nach dem siebenjährigen Kriege, ferner das Kapitel über die Teilung Polens, in dem Friedrich als deren eigentlicher Urheber

*) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8 Mark.

bezeichnet wird, endlich die Ausführung über den Fürstenbund. In dem ganzen Buche, namentlich auch bei der Schilderung Friedrichs des Großen, macht sich das schon aus den früheren Bänden bekannte Streben des Verfassers, die idealisierende Auffassung der Herrscher und die historische Legende durchaus fern zu halten, sehr bemerkbar. Nun ist es bestimmt das unbestreitbare Recht eines unparteiischen Historikers, auch an den Herrschern des Hohenzollernhauses unbefangen Kritik zu üben, und eine solche ist vielleicht gerade bei dem in der Gegenwart so vielfach sich kundgebenden Byzantinismus besonders am Platze. Prutz verfällt aber nicht selten in das andere Extrem, die Schattenseiten der Fürsten zu stark hervorzuheben, die Inkonsequenz in ihren Handlungen, die Widersprüche zwischen den ausgesprochenen Theorien und der Praxis stark und häufig zu betonen. Dadurch entsteht aber ebenfalls nur ein einseitiges Bild. Diese Art der Behandlung tritt dem Leser besonders störend bei der Schilderung der letzten Lebens- und Regierungsjahre Friedrichs des Großen entgegen, wo nachdrücklich die harten Seiten seines Regiments, das willkürliche und rücksichtslose Eingreifen des Königs in Verwaltung und Justiz, seine Bevorzugung des Adels im Heer u. a. hervorgehoben werden, während die großen, auch in dieser letzten Zeit hervortretenden Herrschereigenschaften Friedrichs nicht in das rechte Licht treten. Auch was über die Verhaßtheit des alten Königs, die Gleichgiltigkeit, ja Freude des Volkes beim Tode Friedrichs gesagt wird, ist einseitig, es gilt das doch höchstens nur für Berlin, gewiß nicht für das ganze Land. Welchen tiefen Eindruck Friedrich auch noch in seinem letzten Lebensjahre auf die Bevölkerung machte, zeigt A. L. v. Marwitz anschauliche Erzählung über Friedrichs des Großen Rückkehr von seiner letzten Revue. Man vermißt am Schlusse auch ein zusammenfassendes Charakterbild des großen Mannes. Friedrich Wilhelm II. wird aufs härteste beurteilt; nicht mit Unrecht, aber doch auch einseitig. Auf seine persönlichen Schwächen wird ein viel zu großes Gewicht gelegt; es ist doch durchaus zu viel behauptet, daß infolge seiner Sittenlosigkeit allgemein moralische Verderbnis sich auch unter dem Bürgerstande verbreitet habe, denn die bestand schon unter Friedrich dem Großen und hatte in der französischen Freigeisterei und Frivolität, sowie der immer mehr sich ausbreitenden Irreligiosität ihren letzten Grund. Die verderblichen Wirkungen des Aufklärungsfanatismus auf religiösem und kirchlichem Gebiet, die Lockerung aller sittlichen Bande und der festen Grundlagen des Volkslebens durch sie werden von Prutz viel zu wenig beachtet. Die schweren Fehlgriffe Friedrich Wilhelms II., namentlich in der polnischen Politik, sollen durchaus nicht geleugnet werden, aber von einem allgemeinen Bankerott des Fridericianischen Staates am Ende der Regierung dieses Königs zu sprechen, ist doch viel zu stark; der Zusammenbruch trat erst, wie Prutz selbst ausführt, 1806 ein. Auch über Friedrich Wilhelms III. Persönlichkeit, Herrscherbegabung und Charakter wird sehr scharf geurteilt, im wesentlichen nicht unrichtig, aber doch auch wieder ohne Hervorhebung der guten Seiten seines Wesens. Die großen Reformen von 1807—1808 werden gar zu summarisch dargestellt; hier wäre ein genaueres Eingehen ins Einzelne durchaus wünschenswert gewesen; die große Umgestaltung des Heerwesens durch Scharnhorst und seine Freunde wird nur ganz kurz abgethan. Der Freiherr von Stein ist übrigens eine der wenigen Persönlichkeiten, denen der Verfasser volle uneingeschränkte Anerkennung zollt. Die politische Haltung des Königs in den Jahren 1811 und 12, die zum Anschluß an Napoleon und zur Teilnahme am Feldzuge

gegen Rußland führt, wird im Sinne der großen Patrioten jener Jahre aufs herbste verurteilt, doch nicht ganz mit Recht, da Rußland keineswegs bereit und gerüstet war, Preußen gegen einen Angriff Napoleons Beistand zu leisten. Die Darstellung des Verfassers ist klar und übersichtlich, nur manchmal etwas breit. Durch die Verwertung der neueren Forschungen ist das Buch zur Belehrung und Vergegenwärtigung dieser großen Geschichtsepochen ganz geeignet, aber Begeisterung zu erwecken, die Seele des Lesers zu erheben ist es durchaus nicht im stande. Der Standpunkt des Verfassers ist der des gemäßigten religiösen und politischen Liberalismus. Ein vierter Band soll das Werk abschließen.

Napoleon I. Revolution und Kaiserreich, herausgegeben von Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, mit vielen Illustrationen*). Der unter diesem Titel erschienene stattliche Band ist ein Sammelwerk, an dem größtenteils hervorragende Militärs mitgearbeitet haben, es werden dem entsprechend fast ausschließlich Napoleons kriegerische Thaten geschildert, seine Feldzüge dargestellt. Der Herausgeber hat nur den ersten Abschnitt, in dem Napoleons Kindheit und Knabenzeit behandelt wird, beigesteuert. Er schildert darin kurz die Insel Korsika und ihre Bewohner und berichtet über die Herkunft der Familie Buonaparte; in Napoleon erblickt er die Verkörperung des korsischen Wesens, er bezeichnet ihn als den echten und größten Sohn der Insel. Den Hauptbeitrag zu dem Buche hat dann der Oberst z. D. August Keim geliefert. Er führt uns Napoleon Buonapartes Entwickelung vom Unterleutnant bis zum General vor und schildert ausführlich die Kämpfe in Italien, den Feldzug nach Aegypten, den Staatsstreich vom 18. Brümaire, endlich Napoleons glänzende Siege als erster Konsul bei Marengo und Hohenlinden. Der Verfasser giebt eine treffliche Darstellung der inneren Entwickelung des jungen Offiziers und des Hervortretens seiner militärischen Begabung, er zeigt uns deutlich das stufenweise Emporsteigen Napoleons und die immer mächtigere Entfaltung seines Feldherrntalentes. Die Kämpfe und Schlachten werden so anschaulich und lichtvoll dargelegt, daß auch der Laie ihnen vollständig zu folgen im stande ist. Die innere Politik Napoleons während des Konsulats, die vielen gegen ihn unternommenen Verschwörungen, das Konkordat mit dem Papste Pius VII., die Gesetzgebung und Verwaltung und die dabei thätigen Männer behandelt in einem kurzen, aber lehrreichen Abschnitte Professor Graf Du Moulin. Leider fehlt für den dritten Teil: Napoleon als Kaiser, ein ähnliches Kapitel. Die Kriege von 1805—1807 werden von Oberst a. D. O. v. Lettow-Vorbeck gedrängt, aber klar und übersichtlich dargestellt, wie das von diesem trefflichen Sachkenner nicht anders zu erwarten war. Recht ausführlich ist sodann der Krieg von 1809 durch Generalleutnant z. D. K. Bardeleben in lehrreicher, aber etwas trockener Darstellung behandelt worden. Sehr verdienstlich sind endlich die von A. Stenzel, Kapitän zur See a. D., verfaßten Abschnitte über Napoleons kriegerische Unternehmungen zur See gegen England von 1793—1807, die hier zum erstenmal für weitere Kreise im Zusammenhang ausführlich erzählt werden. Der Verfasser zeigt belehrend, wie alle Versuche und Bemühungen Napoleons, England von der See aus beizukommen, sein Plan, von Boulogne aus eine Landung zu unternehmen, endlich alle Kämpfe auf dem Meere

*) Berlin, S. M. Spaeth Verlag. 7 Mark 50 Pfennig, in Leinwand gebunden 8 Mark 50 Pfennig.



gegen die englische Flotte scheiterten; er führt einleuchtend aus, wie der Sieg der englischen Flotte bei Abukir an sich ein viel größerer und vernichtenderer war, als der bei Trafalgar, wie dieser aber dennoch von größerer weltgeschichtlicher Bedeutung ist, da er Englands Herrschaft auf dem Meere besiegelte.

Vermißt haben wir in diesem Bande eine Schilderung der Kämpfe in Spanien, auch ist es nicht recht verständlich, warum nicht auch der Feldzug von 1812 geschildert worden ist. Das Werk hätte überhaupt naturgemäß bis Napoleons Abdankung 1814 fortgeführt werden sollen, zumal da der Kaiser im Winterfeldzuge dieses Jahres noch einmal glänzende Beweise seines Feldherrntalentes gegeben hat. Das vorliegende Buch ist ein wirkliches Prachtwerk, mit einer Fülle von Illustrationen nach gleichzeitigen Kupferstichen und späteren Gemälden ausgestattet, es liefert den Beweis, daß man auch in Deutschland Prachtwerke zu sehr mäßigem Preise herstellen kann. Das Werk ist aber zugleich auch ein sprechender Beweis deutscher Objektivität, denn nicht leicht würde bei einem anderen Volke einem feindlichen Heerführer und Zwingherrn, der wie Napoleon I. dem deutschen Volke so viel Böses zugefügt, ein so vorzügliches litterarisches Denkmal gesetzt werden und auf Käufer rechnen können.

In die unglückliche Epoche des preußischen Staates im ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts und in die Zeit des Befreiungskampfes gegen Napoleon I. versetzt uns die Biographie des **Majors Bollstern von Bolstern von Boltenstern nach Briefen, Tagebüchern und Akten, zusammengestellt von seinem Enkel Hann von Weyhern**, mit einem Bildnis und zwei Abbildungen*). Der Mann, dessen Leben uns hier geschildert wird, hat keine hervorragende Stellung unter den Helden jener großen Zeit eingenommen, es ist ihm auch nicht vergönnt gewesen, durch glänzende Thaten sich dauernden Ruhm zu erwerben; dennoch war er es wert, daß die Pietät des Enkels sein Gedächtnis erneuert und der Gegenwart vorgeführt hat. Boltensterns Leben spiegelt die schweren Unglücksschläge, welche damals den preußischen Staat und die preußische Armee getroffen haben, im kleinen wieder, und ebenso sehen wir darin die Kräfte lebendig walten, welche später den glorreichen Umschwung herbeigeführt haben. So ist es in der That nicht nur ein tapferes Soldatenleben, sondern auch, wie der Verfasser es bezeichnet, ein Zeitbild, das uns in diesem Buche vorgeführt wird. 1786 zu Magdeburg geboren, trat Boltenstern schon 1798 als Junker beim Regimente Prinz Louis Ferdinand ein, dessen Chef er aufs höchste verehrte, kämpfte dann in der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt 1806 mit und schlug sich mit anderen Offizieren nach Schlesien durch. Wie er sich hier bis zum Waffenstillstand und bis zum Frieden zu Tilsit behauptete, welche Abenteuer und Kämpfe er bestand, darüber geben seine Aufzeichnungen sehr anziehende Mitteilungen; er bewies sich als ein mutiger, tapferer, unbedingt königstreuer Mann. Man sieht aus dem, was er über sein und seiner Kameraden Verhalten berichtet, so recht deutlich, welch vorzüglicher Geist und welche wackere Gesinnung auch zu jener Unglückszeit in dem preußischen Offizierskorps herrschte und wie es nur der rechten Leitung und Führung bedurfte, um mit ihm Außerordentliches zu leisten. 1809 wurde Boltenstern Premierleutnant des schlesischen Schützenbataillons, kam darauf nach Königsberg und wurde 1810 Leutnant beim

*) Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 4 Mark.



Garde-Jägerbataillon. In Königsberg ist er Mitglied des sogenannten Tugendbundes geworden; er gehörte zu der Zahl der feurigen Patrioten, die fest an eine Befreiung Preußens glaubten, und genoß Gneisenaus Vertrauen, der ihn mehrfach zu geheimen Sendungen verwandte. Mit welchem Jubel er die Erhebung Preußens und den Aufruf des Königs begrüßte, kann man sich vorstellen; „welcher Geist und Stimmung in unseren Truppen herrscht," schrieb er damals, „das ist nicht zu beschreiben, wir grüßen uns als Brüder, und ewiger Jubel, frohe Gesänge, Vertrauen und Liebe herrschen überall". Bei Groß-Görschen kämpfte Boltenstern aufs tapferste, von vier Kugeln verwundet mußte er zuletzt das Schlachtfeld verlassen. Der Staatskanzler Hardenberg, mit dem er früher bekannt geworden war, sorgte persönlich für seine Pflege und gab ihm einen Wagen zu seiner Weiterführung. Der Waffenstillstand beunruhigte ihn sehr: „Ich fürchte nicht den Krieg," schrieb er, „ich fürchte den Frieden", und als von Friedensverhandlungen die Rede war, äußerte er: „Wenn ein schändlicher Friede das Ende dieser Katastrophe ist — ich könnte nie meine Augen aufschlagen, ich müßte voller Scham in meine Heimat zurückkehren, wenn wir so enden!" Das war der Heldengeist, der damals die preußische Armee erfüllte. Boltenstern, zum Major ernannt, wurde beim Wiederausbruch des Krieges als Partisan mit einem aus Infanterie und Kavallerie bestehenden Detachement von York beauftragt, in der Flanke und im Rücken der feindlichen Armee thätig zu sein; er hat in dieser Eigenschaft mehrfach gute Dienste geleistet. Blüchers Sieg an der Katzbach begeisterte ihn. „Blücher", schrieb er, „erhebt den Namen der Preußen hoch, und jetzt kann man wieder die Augen aufschlagen und mit Stolz Preußen sagen." Boltenstern verfolgte dann nach der Schlacht bei Leipzig die Franzosen unablässig bis zum Rhein und organisierte dort den Landsturm im Siebengebirge. Am 3. Januar 1814 versuchte er mit einer kleinen Schar den Uebergang über den Rhein. Von der Uebermacht der Franzosen zurückgedrängt, sprengte er in den Rhein, um zum anderen Ufer hinüberzuschwimmen, wurde aber von mehreren feindlichen Kugeln getroffen und versank mit dem Pferde im Rhein. Die völlige Niederwerfung des verhaßten Unterdrückers und die endgiltige Befreiung des Vaterlandes hat so der tapfere Mann nicht erlebt. Vom Landsturm des Siebengebirges wurde ihm auf dem Drachenfels ein Denkmal errichtet. Das Lebensbild, das sein Enkel von Boltenstern entworfen hat, erhebt nicht darauf Anspruch, ein Kunstwerk zu sein, auf jede Charakterzeichnung und psychologische Entwickelung ist völlig verzichtet, die Thatsachen werden einfach und nicht immer übersichtlich aneinandergereiht. Eine besser komponierte, geschlossenere Biographie würde sicherlich größeren Eindruck machen. Aber auch so wie es vorliegt, ist dies Lebensbild ein Zeugnis für den tapferen und mutigen Sinn jener Männer, die im Unglück nicht verzagten, am Vaterlande nicht verzweifelten und zuletzt auch die Befreiung von dem fremden Joche erstritten haben. Zum Schluß sei noch eine Bemerkung gemacht, die sich uns bei der Lektüre des Buches aufgedrängt hat. Man stellt oft die Offiziere der preußischen Armee vor 1806 als durchweg höherer Bildung entbehrend und geistigen Interessen fremd dar. Daß das aber keineswegs allgemein der Fall war, lehren Boltensterns Briefe und Tagebuchaufzeichnungen; obgleich er mit 12 Jahren in die Armee eingetreten ist, also nur elementare Schulbildung erhalten hat, schreibt er doch stets gewandt und korrekt und zeigt auch mannigfache litterarische Bildung. Besonders Schiller,

das ist wohl zu beachten, hat auf die jungen Offiziere jener Zeit großen Einfluß ausgeübt, Boltenstern führt mehrfach Stellen aus ihm an, namentlich aus er Jungfrau von Orleans. Auch in dieser Beziehung ist diese Biographie von Interesse. **H. D.**



Neue Blüten und morsche Zweige.

Agassiz, der durch seine christliche Gesinnung bekannte Naturforscher, war es wohl, der gelegentlich die Bemerkung machte: Wenn eine neue, grundlegende Wahrheit gefunden wird, dann sagen die Leute zuerst: „Das ist nicht wahr!" Danach: „Es streitet wider die Religion!" Zuletzt: „Das haben wir ja schon lange gewußt!" Schmeichelhaft ist diese Bemerkung für unser menschliches Geschlecht nicht, aber wahr nur zu oft. Schwer setzt sich jede umwälzende Erkenntnis durch. Im geistigen Leben gehören, wie in der Natur, sehr starke Kräfte dazu, um die den Wesen und Dingen anhaftende Trägheit zu überwinden. Dazu kommt, daß auch das Neue nicht sofort in vollkommener Gestalt auftritt, sondern meist erst im Kampfe mit dem Alten einen heilsamen Läuterungsprozeß durchmachen muß. Ist aber endlich der tüchtige Kern des Alten mit dem erprobten Bestand des Neuen verschmolzen, dann ist das Produkt so einfach und selbstverständlich wie das Ei des Kolumbus, das übrigens eigentlich Ei des Brunelleschi heißen müßte.

Für die evangelische Kirche ist dieser Kampf zwischen dem Alten und Neuen Lebensluft, in der sie sich wohl befindet. Treues Festhalten am alten Gott und Glauben, wie Aufgeschlossenheit für jede Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises gehören gleicherweise zu ihrem Wesen. Aber bei der Auseinandersetzung im einzelnen bewahrheitet sich doch oft Agassiz Bemerkung. Dafür ein Beispiel.

Die ersten Kapitel der Bibel, mit ihren Erzählungen über die Schöpfung und Urgeschichte der Menschheit — was ist von ihnen zu halten? Unbesehen haben Jahrhunderte diese Kapitel für sichere historische Berichte gehalten und daraus mit naivem und gläubigem Sinn die Geschichte der Welt studiert. Tauchte hie und da ein leiser Zweifel auf, durchzudringen vermochte er nicht, schon weil man über jene Epochen keine anderen Nachrichten besaß. Erst das Auftreten der Geologie schuf hier Wandel. Gleich der erste schüchterne Leseversuch im Buche der Natur — über das Buchstabieren sind wir auch heute noch nicht hinaus —, das erste Blättern in jenem wundersamen Bilderbuch, dessen Hieroglyphen in altes Gestein mit Kreide und Kohle gemalt sind, warf das Sechstagewerk von 1. Mose 1 wissenschaftlich über den Haufen. Und nun kam der Konflikt, unter dessen Nachwirkungen wir immer noch leiden, das: „Es streitet wider die Religion!" Der Unglaube bemächtigte sich der neuen Erkenntnis und benutzte sie als willkommene Waffe wider Bibel und Christentum: „Seht, es sind alles Märchen und Lügen, die nicht Stich halten. Fort mit der Religion, sie verdummt nur!" Diejenigen aber, deren Seele sich immer noch gerne in diese alten

Geschichten versenkte, weil sie etwas von ihrem ewigen Werte spürten, vermochten nicht sofort den Kern von der Hülle zu trennen. Sie verwechselten gleich ihren Gegnern, wie Gunkel in seinem Buche „Die Sagen der Genesis“ (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen) treffend bemerkt, Sage und Lüge. So traten zwei Heerlager einander schroff gegenüber. Hier hieß es: „Alles ist Unsinn! Alle Gläubigen sind rückständige Narren!“ Und von der andern Seite schallte es nicht minder einseitig zurück: „Die Bibel ist unfehlbar! Gottes Wort kann nicht irren! Auf, wider die ungläubige Wissenschaft!“ Dazwischen schwächliche, von beiden Seiten mit Recht abgestoßene Vermittler, welche die Sisyphusarbeit unternahmen, den Schöpfungsbericht mit dem jeweiligen Stande der Naturwissenschaften „in Uebereinstimmung zu bringen“. Schnurrige Geschichten wären davon zu erzählen, aber von einer traurigen Ergötzlichkeit. So entstand eine schwere Spaltung im geistigen Leben. Glaube und Wissenschaft schienen unüberbrückbare Gegensätze zu sein, und bis auf den heutigen Tag stehen auch in den Reihen der Christen viele jenen alten Geschichten mit dem Gefühle großer Unsicherheit gegenüber. „Es ist bedauerlich,“ schrieb 1898 ein Arbeiter an Rade anläßlich einer Umfrage, „daß die Kirche noch immer an der biblischen Schöpfungsgeschichte festhält, weil sie sich dadurch in Widerspruch selbst mit dem kindlichsten Denken setzt.“ Das ist das Ringen des Alten mit dem Neuen. Wer wird recht behalten? —

Beide. —

Die Mitteilungen der Bibel über die Urgeschichte sind selbstverständlich Sagen. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren, und wir haben ein Recht, von unserer Kirche und ihren Geistlichen zu verlangen, daß sie hierüber keine Unklarheit lassen. Aber es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß damit nun die Sache erledigt, oder über den Wert dieser Geschichten ein Urteil, wohl gar eine Verurteilung ausgesprochen sei. Selbst ein Blick in das Werden und Wachsen dieser Sagen und ihre Bedeutung für den Historiker und vergleichenden Religionsforscher, wie ihn uns Gunkel in seinem fesselnden Buche thun läßt, befriedigt uns gegenüber diesen Berichten nicht völlig, wir verlangen nach einer Feststellung, wie weit sie für uns religiösen Wert und bleibende Bedeutung haben.

Bei diesem Verlangen kommen uns die Funde auf den Trümmerstätten Babylons und Ninives zu Hilfe, die uns einen, wenn auch noch spärlichen Einblick in die Mythen der altorientalischen Religionen gestatten. Aus ihnen geht deutlich hervor, daß das Volk Israel ein verhältnismäßig junger Zweig auf dem uralten Kulturstamme des Orients ist. Die biblische Schöpfungsgeschichte hat ihre Vorläufer in den babylonischen Ursagen. „Als droben der Himmel noch nicht verkündete“, heißt es auf einer alten Thontafel, „drunten das Land noch nicht nannte einen Namen — der Abgrund nämlich war ihr erster Erzeuger, die wogende See (Tiamat, hebr. Tehom, Luther übersetzt Tiefe) die Gebärerin ihres Alls — da umarmten sich die Wasser und vereinigten sich, das Dunkel war aber noch nicht hinweggenommen, ein Sproß noch nicht aufgeschossen ... da wurden die großen Götter geschaffen.“ Unverkennbar sind die Anklänge an die ersten Verse von 1. Mose 1, aber wie klar und markig steht die Schöpfungsgeschichte mit ihrem „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ dieser dunkeln Mystik gegenüber! Es ist in dem biblischen Bericht, als sei eine ordnende Hand, ein lichtheller Geist über dieses Chaos gekommen, wie weht da ein Hauch schlichter,

deutlicher Frömmigkeit. Aehnlich verhält es sich bei andern Berichten, die Loofs in drei eigenartigen Predigten, besser Vorträgen, über Schöpfungsgeschichte, Sündenfall und Turmbau zu Babel weiteren Kreisen zugänglich macht (J. C. B. Mohr, Tübingen). Ueberall lernen wir an einem Vergleich mit diesen ältesten uns bisher erschlossenen Quellen erst recht den Wert der biblischen Erzählungen kennen. Er liegt nicht in dem thatsächlichen, geschichtlichen oder naturgeschichtlichen Material, das in ihnen niedergelegt ist — dafür haben wir heute bessere Quellen —, sondern in dem Geist, der über dieses Material gekommen ist und es gestaltet hat. Wir stehen in diesen Berichten an einem Markstein religiöser Erkenntnis in der Weltgeschichte, an der ersten Wendung von der formlosen Naturreligion zum geistigen Monotheismus, wie er später im Christentum den vollen Sieg errungen hat, und der Grundgedanke, der im mosaischen Bericht die eigentliche gestaltende Kraft ist, die Erkenntnis, daß diese Welt von Gott stammt und ihr Leben hat, daß göttliche Kräfte in ihr und besonders im Menschen walten und wirken, hat bleibenden Wert, welchen Wandlungen auch sonst die Naturkenntnis unterworfen sein mag.*)

Die Alten glaubten von ihren Götterbildern, sie seien vom Himmel gefallen, und staunten sie an mit scheuer Ehrfurcht. Sind jene Bilder uns weniger groß und schön als ihnen, weil wir wissen, daß Menschen, in deren Herz ein Strahl göttlicher Schönheit hineingeleuchtet hatte, sie in saurer Arbeit aus dem spröden Marmor meißelten? Werden jene Berichte der Bibel uns nicht gerade an Bedeutung und Wert gewinnen, wenn wir erkennen, wie ein vom Geiste Gottes berührter Mann in ihnen chaotisches Material mit dem Geiste frommen Glaubens gesichtet und geformt hat, so daß ewig giltige religiöse Gedanken dabei einen klassischen Ausdruck finden und geistesverwandten Lesern aller Geschlechter deutlich erkennbar durch die zeitlichen Hüllen hindurchschimmern?

So haben in diesem Kampfe zwischen Altem und Neuem beide gesiegt. Das Alte, denn jene Geschichten bleiben uns so teuer und wahr, wie unsern Vätern; das Neue, denn nicht will der glaubende Geist, der sich zu Gott erhebt, dem forschenden Geiste, der die Erde durchdringt, irgend welche Fesseln anlegen. Einfach und durchsichtig in ihrer Wahrheit, wie in ihrer Beschränktheit liegen die ersten Blätter der Bibel vor uns. So einfach ist die Lösung, daß wir versucht sind auszurufen: „Wozu darüber noch Worte machen, das haben wir ja alle längst gewußt.“

* * *

In der Pfingstwoche haben in Braunschweig und Stuttgart heuer zwei Versammlungen getagt, jetzt getrennte Aeste, die ursprünglich einen Stamm miteinander bildeten, der Evangelisch-soziale Kongreß und die Freie kirchlich-soziale Konferenz. Beide sind einig in dem Bestreben, unser öffentliches Leben mit den Anschauungen des Christentums zu durchdringen, beide sind sehr verschieden nach den Kreisen, an die sie sich vornehmlich wenden. Bei den „Türmer-Lesern“ wird der Evangelisch-soziale Kongreß vielleicht die bekanntere der beiden Ver-

*) Näheres darüber in meinem Buche „Mose und Christus“. Die Predigten von Loofs sind als Heft Nr. 39 zur Christl. Welt erschienen. Sehr reiches Material bringt auch der Vortrag von Zimmern über „Biblische und Babylonische Urgeschichte“, Leipzig, J. C. Hinrichs. (Heft 3, 2. Jahrg. der Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen: „Der alte Orient“, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft.)

einigungen sein. Seit zwölf Jahren richtet er sich an die Kreise der Gebildeten, um bei ihnen Interesse und Verständnis für soziale Dinge zu wecken. Unparteiische Untersuchung der thatsächlichen sozialen Verhältnisse und Hervorheben der sittlich-religiösen Kräfte, die bei den sozialen Bewegungen mitwirken, sieht der Kongreß als seine Hauptaufgaben an. Seine Vorträge und Diskussionen haben daher eine ansehnliche geistige Höhenlage, freilich auch vorwiegend akademischen Charakter, was aber kein Tadel sein soll. In den Protokollen über die Sitzungen des Kongresses ist reichhaltiges und interessantes Material aufgespeichert; sie sind ein treffliches, unterrichtendes soziales Lesebuch.

Wesentlich anders ist der Kreis, auf den die Freie kirchlich-soziale Konferenz einzuwirken versucht. Ueberall im Lande verstreut finden sich Häuflein von Pietisten und sogenannten Gemeinschaftsleuten. Sie bilden kleine, aber festgeschlossene Kreise mit starkem Zusammengehörigkeitsgefühl. Verbunden durch Bibellesen, Gebet und gemeinsame Andachten, bewegt und getrieben von lebhaften religiösen Impulsen, beseelt von heißer Sehnsucht nach einem innigen persönlichen Verhältnis zu Christus, sind sie für die Kirche oft, was die Unruhe für die Uhr ist, dazu an vielen Orten die Hauptträger der christlichen Liebesthätigkeit. Für Außenstehende haben diese Kreise mit ihrer eigenen Gedankenwelt und Sprache etwas Fremdartiges, ihr Gesichtskreis ist enge begrenzt, aber wo es ihnen gelingt, sich von der Lieblingssünde der Konventikel, geistlichem Hochmut und richtendem Pharisäismus, fern zu halten, können sie unschätzbare Bedeutung für das kirchliche Leben gewinnen, um des tiefen und lebendigen Christentums willen, das in ihrer Mitte gepflegt wird. Dem öffentlichen, sozialen und politischen Leben stehen diese Gemeinschaften fern; die meisten rechnen diese Gebiete zu der „Welt", vor der sie sich hüten. Diese Kreise mit dem reichen Fond von Glauben, Vaterlands- und Nächstenliebe, der in ihnen verborgen ist, sucht die Freie kirchlich-soziale Konferenz für das öffentliche Leben fruchtbar zu machen. Sie hatte ihre Versammlung nach Stuttgart gelegt, weil in Württemberg die Kreise der „Stundenhalter" sehr zahlreich sind und von altersher ein besonders gediegenes und abgeklärtes, excentrischen Ausschreitungen abholdes Christenmut pflegen.

Danach ist begreiflich, daß die Versammlungen in Braunschweig und Stuttgart sehr verschiedenes Gepräge trugen. Die bedeutsamste Erscheinung der Braunschweiger Tagung war ein Vortrag des Staatsministers a. D. von Berlepsch über die soziale Entwicklung im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes. Bei nüchterner Beobachtung und Beurteilung der thatsächlichen Verhältnisse entwarf der Vortragende doch ein hoffnungsfreudiges Bild: wir befänden uns, wenn auch in langsamem Fortschritt, auf dem Wege zum sozialen Frieden. Leider ist aus den bisher vorliegenden Berichten gar nicht zu ersehen, ob Herr von Berlepsch dabei auch die Möglichkeit in Betracht gezogen hat, daß der industrielle Aufschwung Deutschlands durch wirtschaftliche Krisen stark gehemmt werden kann. Von der Einschaltung dieses Faktors dürften sämtliche Zukunftshoffnungen sehr empfindlich beeinflußt werden. — Auf der Stuttgarter Konferenz stand im Mittelpunkte eine sehr bewegte Debatte mit den Gemeinschaftsleuten, deren bleibende Erfolge sich noch nicht übersehen lassen.

Die Stuttgarter Versammlung war gut besucht, der Braunschweiger Kongreß, bei dem Frauen leider die Teilnahme hatte verweigert werden müssen, nur mäßig. Zum ersten Male seit dem Bestehen des Kongresses erhielt er von

seiner Stadt aus eine Einladung zu seiner nächsten Tagung. Einige Teilnehmer hatten den Eindruck, als habe das Interesse für den Kongreß nachgelassen. Schade, wenn es sich so verhielte. Noch hat der Kongreß große Aufgaben zu lösen. Wer wollte behaupten, daß bei den Gebildeten unseres Volkes schon genügend soziales Interesse und Verständnis vorhanden wären? Und sollte uns gar eine, vielleicht nicht zu ferne Zukunft ungünstigere wirtschaftliche Verhältnisse, als wir sie heute noch haben, bringen und damit eine unausbleibliche Verschärfung der sozialen Gegensätze, so möchten wir in unserm öffentlichen Leben nicht eine Versammlung unparteiischer und sachkundiger Männer entbehren, die nach beiden Seiten zum Besten raten. Auch in unserer Arbeiterwelt dürfte ihre Stimme weiter gehört werden, als es unserer offiziellen Sozialdemokratie lieb ist.

Einen ähnlichen Wunsch haben wir für unsere evangelischen Arbeiter-Vereine, bei denen es auf der diesjährigen Tagung in Speyer leider zu einer Spaltung gekommen ist über die Frage, ob die Angehörigen der Vereine in die, zum Teil von sozialdemokratischem Terrorismus geleiteten, zum Teil aber auch neutralen Gewerkschaften eintreten sollen. Es ist hier nicht Raum und Zeit, die Frage sachlich zu erörtern, zumal sie von Fall zu Fall wird entschieden werden müssen. Aber der Wunsch soll ausgesprochen werden, daß die Getrennten sich wieder zusammenfinden möchten. Je drohender angesichts der industriellen Krisen die Zukunft sein kann, um so mehr thut Einigkeit not. Der Baum christlich-sozialer Thätigkeit soll uns noch viele Blüten und Früchte tragen.

* * *

Vor etwa anderthalb Jahren (im Februar 1900) sprach ich an dieser Stelle den Wunsch aus, es möchte ein kundiger Mann, der in der Litteratur bewandert ist und gleichzeitig Verständnis für den Geist des Pfarrhauses besitzt, einmal zusammenhängend schildern, welche Wandlungen die Darstellung des evangelischen Pfarrhauses in der Litteratur im Laufe des letzten Jahrhunderts durchgemacht hat. Für die neueste Zeit bringt zu diesem Gegenstand D. Kohlschmidt eine recht wertvolle Sammlung unter dem Titel: Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung. (Berlin, Schwetschke & Sohn. Preis 2 Mark 40 Pfennig.) Nur die Erscheinungen der letzten Jahre sind darin behandelt und doch konnten gegen 80—100 Romane und Dramen aufgeführt werden, in deren Handlung evangelische Pfarrer eine Hauptrolle spielen. Dabei vermisse ich noch manche Bekannte. Nicht ungern den Pastor aus Wolzogens „Erbschleicherinnen", mehr dagegen das kinderreiche Landpfarrhaus in „Nellys Millionen" von Hegeler. Den alten Pastor Frisius aus Frenssens „Drei Getreuen" hätte ich gerne verzeichnet gefunden, auch F. Rosens „Frau Patronin". Bei den historischen Romanen konnte Bartels „Die Dithmarschen" erwähnt werden, vor allem aber hätte sich Kohlschmidt Pastor Lorenzen aus Fontanes „Stechlin" und seinen geschmeidigen Superintendenten Koseleger nicht entgehen lassen dürfen. Doch macht sein Buch auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch, und was er mitteilt, bleibt interessant genug. Der charaktervolle und charakterlose Pastor ziehen an uns vorüber, orthodoxe Väter setzen sich mit liberalen Söhnen, oft ohne Versöhnung, auseinander, politische und soziale Pastoren treten als Helden oder Nicht-Helden auf, und selbst der idyllische Landpastor führt noch daneben sein beschauliches Dasein; dazu haben die Pfarrfrauen und Töchter ihr besonderes Kapitel erhalten. Ist dann der Kopf ganz voll von

Pfarrer Lang und Johannes Rosmer bis zu Robert Elsmere und Hedenstjernas Hilfsprediger von Ovislinge, und versuchen wir einige Ordnung in die Masse zu bringen, so sondern sich allmählich einige Haupteindrücke ab. Im ganzen kommt in der ausländischen Litteratur der evangelische Pfarrer besser weg, als in der deutschen. Björnson und Ibsen zeichnen oft vernichtende Bilder von Pastoren, aber daneben auch kraftvolle, bedeutende Gestalten; unsere deutschen „Koryphäen", Sudermann und Hauptmann, scheinen uns nur von der schlechtesten Seite — oder vielleicht überhaupt nicht? — kennen gelernt zu haben. Bei denen, welche mehr vom Pfarrer halten, ist „charaktervoll" in den meisten Fällen gleichbedeutend mit „großen Krach machen", Amt niederlegen u. s. w. — fast wie im politischen Leben nach sogenannter liberaler Auffassung nur der unentwegte Oppositionsmann für einen politischen Charakter gilt. Ueberhaupt kommt noch immer der liberale Pastor in der Mehrzahl der Romane eine Nuance besser fort als der positive, der oft Fanatiker oder Starrkopf, wenn nicht etwas Schlimmeres ist. Aber doch ist gegenüber den Gartenlauben-Romanen einer Marlitt und ähnlicher ein Fortschritt in dem Verständnis für Amt und Thätigkeit des Pfarrers unverkennbar. Besonders in der Schilderung sozial wirkender Pastoren finden sich oft sympathische Persönlichkeiten. Dabei ist es eine Freude zu sehen, wie mannigfaltig alles in allem die geschilderten Gestalten sind, der beste Beweis, daß sich der evangelische Pfarrerstand von jeder Schablone frei hält. Und doch, wenn man mich fragte, wo in der Litteratur das Wesen eines rechten Pfarrers am besten gezeichnet sei, ich würde vielleicht keine der Persönlichkeiten nennen die Kohlschmidt uns in reicher Fülle vorführt, sondern für eine der bedeutsamsten Seiten im Charakterbilde des Pfarrers aus unserer vielgeschäftigen Zeit zurückgreifen auf den alten Immermann und seine kurze Schilderung des Diakonus im Münchhausen: „Er gehörte zu den glücklichen Geistlichen, deren innerste Glaubenskraft vom Zweifel, welchen die neuere Wissenschaft erst recht gründlich ausgeschaffen hat, nicht berührt wird. Die verflüchtigenden Vorstellungen, welche in das Christentum eingedrungen sind, waren ihm nicht fremd geblieben, und sein Geist mußte zu sich sagen, daß darin mehr Wahrheit sei, als in dem Buchstaben der Orthodoxen. Aber es ging ihm mit der heiligen Geschichte, wie es uns mit unsern Eltern geht. Wir erkennen ihre Schwächen, und sind doch, wo es auf etwas ankommt, immer ihre Kinder. Denn er wurde gleich ein anderer, wenn er das Heiligtum betrat; zwischen dessen Wänden verschwand ihm die Kälte, er empfand das Evangelium in allen seinen Ausstrahlungen, Wundern und Widersprüchen als eine ewige Thatsache, und als eine wirkliche, nicht gemachte. So war er nie in der Kirche Lippengläubiger, sondern erbaut, um andere zu erbauen."

* * *

Der Baum der evangelischen Kirche hat nicht nur grünende Zweige und fruchtverheißende Blüten, sondern auch morsche Aeste. Neulich ist ein solcher verfaulter Ast zusammengebrochen und hat zahlreiche Blüten dabei vernichtet. In Kropp (Schlesw.) sind von Pastor Paulsen große christliche Anstalten, Prediger-Seminar für Amerika, Alters- und Kinderheim, Irrenanstalt gegründet. Wie es scheint, ist eine Anstalt immer entstanden, um das Defizit der andern zu decken, bis endlich der Bankrott unvermeidlich war. Zeitungsnachrichten zufolge betragen die Aktiva ca. 800 000 Mk., dem stehen als Passiva ca. 600 000 Mk. Hypotheken- und 700 000 Mk. (!) Personalschulden gegenüber. Schon hieraus geht hervor,

welche ungeheuerliche Wirtschaft in Kropp getrieben sein muß. Noch unangenehmer sind die Begleiterscheinungen. Die Leiter der Anstalten und die Gläubiger erheben öffentlich derartige Anschuldigungen gegen einander, daß Staatsanwalt und Konsistorium eingeschritten sind. Wir hoffen mit vielen andern herzlich, daß es Pastor Paulsen gelingen wird, seine bona fides nachzuweisen, aber der Fall ist ernst genug, um einige allgemeinere Betrachtungen daran anzuknüpfen. Kirchenrat Pank in Leipzig hat nach der dortigen finanziellen Katastrophe eine sehr ernste Predigt gegen den Mammonismus gehalten, vielleicht findet sich ein Berufener, der etwa auf dem demnächst in Eisenach tagenden Kongreß für innere Mission ebenso eindringlich davor warnt, daß man glaubt, wo es sich um christliche Liebesthätigkeit handelt, eine ordnungsmäßige Geschäftsführung entbehren zu können. Gerade die Anstalten, die den Stempel des Christlichen an der Stirne tragen, sollen auch in ihrer kaufmännischen Grundlage mustergiltig sein, besonders wo es sich um geliehene Gelder handelt. Alles muß vermieden werden, was auch nur von weitem nach geistlicher Gründungswut aussieht. Die Anschauung, der man hie und da begegnet, als seien Schulden ein Zeichen von besonderem Gottvertrauen, kann gar nicht scharf genug gegeißelt werden. Die Anstalten christlicher Liebesthätigkeit erfreuen sich eines großen Vertrauens in unserm Volke; unser aller Sache ist es, darüber zu wachen, daß dieses Vertrauen nicht erschüttert werde, sondern stets berechtigt bleibe. Auch für die kirchlichen Behörden gilt es: caveant consules, damit in Zukunft etwaige morsche Zweige, die in menschlichen Dingen nie ganz vermieden werden können, rechtzeitig entfernt werden, ehe sie, wie das auf Sand gebaute Haus im Evangelium, „einen großen Fall thun“. **Christian Rogge.**



„Konstitution“ und „Disposition“.

Die deutsche Medizin am Anfang und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts bietet einen ganz entgegengesetzten Anblick; damals wenige fest begründete wissenschaftliche Thatsachen, aber ein eifriges Bauen von luftigen Systemen und Hypothesen, die Naturphilosophie mit ihren spekulativen Irrgängen auch unter den Medizinern in vollster Blüte, am Ausgang des Jahrhunderts dagegen ein erdrückendes, emsig gemehrtes Thatsachenmaterial, Entdeckungen, Erfindungen, Erfahrungen vom größten Werte, aber eine große Abneigung gegen allgemeine wissenschaftlich-theoretische Ideen und Erörterungen. Dazu hat der glänzende Siegeszug der Bakteriologie eine Umwertung aller Werte in der Medizin hervorgebracht und unser Wissen und Können ungemein durch neue Funde bereichert. Es lag nahe, daß die Bakterien als Wesen der Krankheit und eigentliche Krankheitsursachen ausschließlich in den Vordergrund traten, wenn auch nebenbei vom „günstigen Nährboden“ hin und wieder die Rede war.

Erfreulicherweise tritt neuerdings in der wissenschaftlichen Medizin das Bedürfnis nach einer neuen Aufstellung leitender allgemeiner Gesichtspunkte, der

„Leitmotive“ in der Krankheitslehre, und nach einer Sichtung der oft nicht ganz klaren oder um ihre eigentliche Bedeutung gekommenen Begriffe hervor. Gegen die übertriebene Einschätzung der Rolle der Bakterien bei Krankheiten gegenüber der Wichtigkeit der Körperverfassung (Konstitution) und Krankheitsanlage (Disposition) macht sich eine kritische Bewegung geltend, zu deren Hauptführern Professor F. Martius in Rostock gehört. Seiner „Pathogenese innerer Krankheiten“,*) von der bis jetzt zwei Hefte vorliegen, wollen wir in unseren heutigen Ausführungen folgen.

Ein Kleinlebewesen wird erst dann zum Krankheitserreger (pathogen), wenn es in einem andern Organismus einen krankhaften Vorgang auslöst. Ob das geschieht, hängt aber begreiflicherweise ebenso von der Natur des andern Organismus ab, wie von ihm selbst. In der That lehrt die Erfahrung täglich mehr, daß es Kleinlebewesen giebt, die bestimmte Tiere krank machen, während sie andern gegenüber sich als völlig machtlos erweisen.

So weiß man z. B., daß der Milzbrandbazillus sowohl für den Menschen wie für eine große Menge Wirbeltiere ein starker Krankheitserreger ist, während er Hunden nichts anzuhaben vermag. Man drückt dies gewöhnlich so aus, daß man sagt, die Hunde seien gegen den Milzbrandbazillus immun (giftfest oder seuchenfest), andere Wirbeltiere nicht. Bereits lange vor der bakteriologischen Aera wußte man, daß es viele Infektionskrankheiten giebt, wie z. B. die Rinderpest oder die Druse der Pferde, denen gegenüber der Mensch von Natur durchaus unempfindlich ist, wie es auf der andern Seite ausschließlich menschliche Krankheiten giebt (z. B. Lepra, Scharlach u. a.), welche keine Tierart befallen.

Es liegt hierbei klar zu Tage, daß der Unterschied lediglich in der verschiedenen Konstitution, in der verschiedenen Reizempfindlichkeit des Wirtes zu suchen ist. Der Reizträger ist dabei immer derselbe, d. h. an sich weder giftig, noch harmloser Schmarotzer, sondern beides zugleich, aber jedes nur für einen bestimmten Wirt oder eine bestimmte Tiergattung.

Metschnikoff giebt den Niederschlag unseres heutigen Wissens über die Infektionskrankheiten mit folgender Begriffsbestimmung: „Die Infektionskrankheiten beruhen auf der Ansiedlung von parasitären Organismen, welche den Körper ihrer Wirte mehr oder weniger beschädigen.“ Gegen diesen Standpunkt aber ist neuerdings starker Widerspruch erhoben, welcher die Bedeutung der Bakterien als Krankheitserreger leugnet, sie nur als Parasiten auf bereits erkranktem Boden gelten läßt (Nosoparasitismus). In gemäßigter Form vertreten diesen Standpunkt z. B. Liebreich und Gottstein. Letzterer nennt Tuberkulose, Diphtherie, Unterleibstyphus, Flecktyphus, Cholera nosoparasitäre Krankheitsformen, weil der menschliche Organismus diesen Krankheiten gegenüber eine angeborene Immunität, voll wechselnder Höhe besitzt, „welche erst durch konstitutionsschwächende, d. h. disponierende Momente allerverschiedenster Art herabgesetzt werden muß, wenn die krankheitserregende Wirkung der spezifischen Mikroparasiten in Kraft treten soll“.

Jedenfalls läßt sich die mögliche Schädigung des Menschen durch Parasiten nicht leugnen; so wenig wie sich bestreiten läßt, daß der Mohn als Erzeuger

*) Verlag von F. Deutike, Wien und Leipzig.



des Opiums giftig auf den Menschen wirkt, ebensowenig wird sich von den Diphtheriebazillen leugnen lassen, daß sie Krankheitserreger sind.

Dagegen läßt sich die Annahme der orthodoxen Bakteriologie, als liege das Wesentliche, Entscheidende des Krankheitsvorganges nur in der besonderen Natur des lebenden Erregers und dieser sei die alleinige und ausreichende „Ursache“, nicht aufrecht erhalten. Der Krankheitsvorgang z. B., den wir Lungenentzündung nennen, kann durch eine ganze Reihe verschiedener Erreger in Gang gebracht werden, aber keiner dieser verschiedenen Erreger hat an sich die Fähigkeit, den fraglichen Vorgang auszulösen, sondern nur unter bestimmten, auf der veränderlichen Natur des Körpers beruhenden Bedingungen wird er hervorgerufen. Das Wesentliche, das „Spezifische“ des Vorgangs liegt hier also viel mehr im Wirt, als im Parasiten. Wo die Krankheitsanlage fehlt, können auch die giftigsten Bakterien die „spezifische“ Krankheit nicht zuwege bringen.

Die Bakterien sind nicht die eigentliche Krankheits*ursache*, sondern nur das auslösende Moment, das allerdings häufig als Ursache bezeichnet wird, wie der Funke bei einer Pulverexplosion. Sie sind aber ein *notwendiges* Moment des ganzen Krankheitsvorganges, denn ohne eine solche Auslösung würde es eben überhaupt nicht zur Erkrankung kommen. Die pathogenen Bakterien sind also Krankheitserreger, die eine vorhandene Krankheitsanlage auslösen.

Auch *Birch-Hirschfeld* betont, daß das Zustandekommen der Krankheit abhängig ist „von dem Zusammenwirken der direkten Krankheitsursache und der Krankheitsanlage. Der Anteil beider Faktoren an der Entstehung der Krankheit ist ein sehr wechselnder. Im allgemeinen gilt für beide ein umgekehrtes Verhältnis; je mächtiger die direkte Krankheitsursache ist, desto mehr kann die Voraussetzung einer besondern Disposition entbehrt werden, während im entgegengesetzten Falle bei hochgradiger Krankheitsanlage eine an sich wenig wirksame Veranlassung zur Hervorrufung der Krankheit genügt.“

Angeborene oder erworbene Fehler der *Konstitution*, der Körperverfassung, können lange ohne Schädigung des Organismus bestehen. Aber es kann aus ihnen die Krankheit sich entwickeln. Wie nichts in der Welt, geschieht auch das nicht „von selbst“. Es muß ein Anstoß von außen dazu kommen. Verhältnismäßig einfach liegt der Sachverhalt, wie wir sehen, bei den Infektionskrankheiten. Trotz erfolgter Infektion kommt es nicht immer, sondern nur dann zum Ausbruche der Krankheit, wenn die Abwehrmechanismen des Organismus ungenügend ausgebildet, also konstitutionell schwach sind. Aber auch die schwächste Konstitution wird z. B. niemals tuberkulös ohne Infektion durch den Tuberkelbazillus. Das konstitutionelle Moment spielt also in der Krankheitsentstehung eine große und vielfach entscheidende Rolle. Die Krankheitsanlage (*Disposition*) ist nichts andres als angeborene oder erworbene *Organschwäche*, d. h. ein Fehler der Konstitution.

Es ist nun eine Thatsache, welche die Erfahrung in ewiger Wiederholung bestätigt, daß die meisten sogenannten Krankheitsursachen relativ sind, d. h. trotz gleichbleibender Wirkungskraft den einen Organismus krank machen, den andern nicht. Das kann nun einen zweifachen Grund haben. Man kann das ausschlaggebende Moment für die Endwirkung entweder in dem gesundbleibenden oder in dem krankwerdenden Organismus suchen.

Im ersteren Falle wird man sagen, die äußere Krankheitsursache ist stark



genug, um alle Individuen einer Gattung von mittlerer Konstitution krank zu machen. Sie versagt aber einzelnen Personen gegenüber, die — wahre Siegfriedsnaturen — mit besondern Abwehrvorrichtungen ausgestattet oder deren als Angriffspunkte in Frage kommende Organe so konstituiert sind, daß die krankhafte Reaktion ausbleibt. In diesem Falle wäre also die Erkrankung gewissermaßen die normale Reaktion der Gattung, die „Immunität" (Seuchenfestigkeit) des Einzelnen die aus einer besonderen Körperverfassung zu erklärende Ausnahme.

Umgekehrt kann aber die Sache auch so liegen, daß gewissen Reizen gegenüber die Gattung als solche gefeit (immun) ist und nur einzelne Personen diesen Reizen erliegen, weil ihnen eine besondere (spezifische) Organ- oder Gewebsschwäche anhaftet, die der Gattung als solcher fehlt. Im ersteren Falle bleibt der Einzelne — entgegen dem Gattungsgesetz — gesund, weil er organisch überwertig ist, im zweiten wird der Einzelne — entgegen dem Gattungsgesetz — krank, weil er organisch minderwertig ist. In beiden Fällen ist aber das ausschlaggebende Moment die Konstitution.

Erst durch diese Unterscheidung wird der Dispositions-Begriff, welchem die moderne Experimental-Pathologie recht gern aus dem Wege geht, seiner Unklarheit entkleidet und selbst der exakten Forschung zugänglich. Denn beide Möglichkeiten sind in der Wirklichkeit leicht nachweisbar.

Wenn von zahllosen Menschen, die unter annähernd gleichen Bedingungen leben und denselben Schädlichkeiten (Alkohol u. s. w.) sich aussetzen, nur einige wenige an Nierenschrumpfung zu Grunde gehen, alle übrigen nicht, so kann die Ursache davon nur darin gesucht werden, daß die unglücklichen Opfer mit einer spezifischen individuellen Organschwäche (der Nieren) belastet waren, die der Gattung als solcher fehlt. Dies ist Krankheitsdisposition im engeren Sinne. In dem Auftreten von Eiweiß im Harn zeigt sich diese Schwäche. Damit ist aber die Möglichkeit des exakten Nachweises einer wirklichen Disposition gegeben.

Ein Beispiel für die andere Art ist folgendes: Ein gegen Diphtheriegift immunisiertes Pferd ist in seiner Konstitution derart verändert, daß es dem Gifte widerstehen kann. Die Gattungsdisposition ist für das Einzelwesen durch Erzeugung neuer konstitutioneller Eigenschaften zeitweilig aufgehoben. Die „Antikörper", wie sie die Bakteriologen nennen, sind der Ausdruck der neu erworbenen Konstitution. Aller Analogie nach muß ein gegen Scharlach von Haus aus gefeiter Mensch derartig konstituiert gedacht werden, daß der Ansteckungsstoff durch positive, der Gattung im allgemeinen fehlende Eigenschaften unschädlich gemacht wird. Es steht nichts im Wege, die letztere Thatsache auch so auszudrücken, daß man von einer fehlenden „Disposition" spricht.

Nicht der Gesamtorganismus, sondern die einzelnen Organe oder Gewebssysteme sind stark oder schwach veranlagt. So liegt z. B. der Bleichsucht eine konstitutionelle Schwäche der blutbildenden Organe zu Grunde. Oft genug entsteht die Krankheit, obwohl Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten derartige sind, daß sie dem Zustandekommen von Blutarmut geradezu entgegen arbeiten.

Auch die Erfahrungen des täglichen Lebens bestätigen die Wichtigkeit der konstitutionellen Anlage. Wer einer langlebigen Familie entstammt, hat sicher mehr Anwartschaft auf ein langes Leben, als ein noch so gut behüteter Sprößling einer kurzlebigen. Bekanntlich ist auch im geistigen Leben die Erziehung nicht allmächtig, sondern die natürliche Anlage die Hauptsache; die Erziehung

vermag bestenfalls Maß und Verhältnis zu bestimmen, in welchem die in uns schlummernden Eigenschaften und Fähigkeiten sich entfalten, aber sie trägt so wenig Neues in uns hinein, wie sie in uns liegende Keime tilgt. Auf der natürlichen Macht von Gewohnheit und Beispiel ruht im übrigen alle Erziehung und Besserung. Wie das Genie und der Dummkopf, so ist auch der nervöse Magenkranke als solcher geboren.

Sehr wertvoll sind in dieser Hinsicht die Statistiken der Lebensversicherungen, deren Aerzte stets die Anlage als ausschlaggebendes Moment betrachteten. So waren von den Gestorbenen der Gothaer Bank überhaupt 11,63 Prozent lungenschwindsüchtig, von den erblich belasteten fielen 23,7 Prozent der Krankheit zum Opfer. Auch vorausgegangene Skrophulose disponierte nach den statistischen Aufstellungen stark zur Lungenschwindsucht.

Ferner beruht die ganze physikalisch-diätetische Therapie in den Lungenheilstätten im wesentlichen auf der Stärkung der Widerstandskraft der Konstitution, weniger auf der Bekämpfung der eingedrungenen Bazillen. Charakteristisch hierfür sind die Ergebnisse der jüngsthin in den deutschen Lungenheilstätten angestellten Sammelforschung.*) Sie sind im wesentlichen in folgenden Schlußsätzen zusammengefaßt:

1) In nur sehr seltenen Fällen besteht die Lehre der strengen Kontagionisten zu Recht, daß der Tuberkelbazillus allein, ohne irgend welche mitwirkende Einflüsse, die Krankheit bedinge, zu seiner Ansiedlung und Entwicklung gehört vielmehr eine bestimmte Beschaffenheit des menschlichen Körpers bezw. der Lungen (Empfänglichkeit, Anlage, Disposition).

2) Es besteht eine ererbte oder in der Kindheit erworbene allgemeine Schwäche des Körpers. Bleibt eine derartige Minderwertigkeit des Organismus bestehen, so genügt schon diese für die Ansiedlung und Entwicklung des Tuberkelbazillus.

3) Aus der ererbten oder in der Kindheit erworbenen allgemeinen Schwäche entwickelt sich vielfach das Krankheitsbild der „allgemeinen Skrophulose“. Diese bildet einen besonders fruchtbaren Boden für den Tuberkelbazillus.

4) Auf dem Boden der ererbten oder erworbenen allgemeinen Skrophulose entwickelt sich durch Einwanderung von Tuberkelbazillen in die Lymphdrüsen die „tuberkulöse Skrophulose“. Die in den Drüsen abgelagerten Tuberkelbazillen verbleiben daselbst mehr oder weniger lange Zeit in lebensfähigem Zustande und vermögen eventuell später die Lungentuberkulose hervorzurufen.

5) Zur Entstehung der Lungentuberkulose im späteren Alter auf Grund einer seit der Kindheit bestehenden Disposition bedarf es meist jedoch noch besonderer Bedingungen, welche die von außen eindringenden Tuberkelbazillen befähigen, die krankhaften Veränderungen zu erzeugen. Diese Bedingungen sind entweder allgemeiner Natur (mangelhafte hygienische Lebensverhältnisse, schwächende Krankheiten, Alkoholismus u. s. w.) oder örtlicher Natur (Schädigung der Lunge durch Berufsthätigkeit, Verletzungen, Krankheiten der Atmungsorgane).

Es geht aus diesen Sätzen hervor, daß ohne Tuberkelbazillus zwar keine Tuberkulose zu stande kommt, aber daß entweder eine ererbte oder eine erworbene

*) Entstehung und Bekämpfung der Tuberkulose. Auf Grund ihrer in den deutschen Lungenheilstätten angestellten Sammelforschung von Dr. P. Jacob und Dr. G. Pannwitz. Band I. Leipzig, Verlag von Georg Thieme, 1901.



Disposition ihm den Boden zu seiner Entwicklung ebnen muß. In einem gesunden, kräftigen Organismus findet er keinen Boden.

Freilich teilt Robert Koch diese Anschauungen über die Wichtigkeit der Konstitution bei der Tuberkulose auch jetzt noch nicht; noch jüngsthin auf dem Londoner Tuberkulose-Kongreß, der Ende Juli d. J. stattfand, hat er die Bedeutung des Bacillus stark in den Vordergrund gestellt. Vor allem aber wirkte seine Erklärung überraschend, daß seine Forschungen die Verschiedenheit des Erregers der Rindertuberkulose (Perlsucht) von dem Tuberkelbacillus des Menschen ergeben habe und daß folglich die Gefahr einer Uebertragung der Tuberkulose auf den Menschen durch Milch und Fleisch nicht zu fürchten sei. So unbegrenzt auch die Hochachtung vor den wissenschaftlichen Leistungen des Reformators der modernen Bakteriologie auf dem Kongreß sich äußerte, diese praktische und tief ins wirtschaftliche Leben eingreifende Folgerung konnte die große Mehrzahl der anwesenden Forscher sich nicht zu eigen machen, sondern erklärte sie zum mindesten für verfrüht. Einmal ist durch Kochs Versuche nur erwiesen, daß die Uebertragung der menschlichen Tuberkulose auf Tiere nicht gelingt, nicht aber die umgekehrte Uebertragung vom Rind auf den Menschen als unmöglich erwiesen, ferner aber zeigen eine Reihe von einwandsfreien Untersuchungen, namentlich in England und Dänemark, daß jedenfalls in der Milch und dem Fleisch perlsüchtiger Rinder eine Gesundheitsgefahr für den Menschen liegt, gleichviel, ob der Bacillus beim Rind derselbe ist wie beim Menschen oder nicht. Diese hochwichtige Streitfrage wird im Laufe der nächsten Jahre in den verschiedenen Kulturländern in großem Umfange durch Untersuchungen geprüft werden. Jedenfalls aber müssen die bisherigen Vorsichtsmaßregeln solange beibehalten werden, bis ihre Ueberflüssigkeit unzweideutig dargethan ist, eine Anschauung, die nach einer kürzlich erfolgten amtlichen Kundgebung erfreulicherweise auch die deutsche Reichsregierung teilt.

Unter denen, die sofort Kochs Ausführungen entgegentraten, stand der greise Rudolf Virchow, an dessen unbarmherziger und ernüchternder Kritik vor einem Jahrzehnt der Tuberkulin-Enthusiasmus sich brach, wieder in erster Reihe. In ihm verkörpert sich eine glänzende Epoche der wissenschaftlichen Heilkunde, die jetzt nach und nach dem bakteriologischen Zeitalter weicht. Dem Altmeister der deutschen Medizin werden am 13. Oktober, seinem 80. Geburtstage, die Aerzte aller Kulturvölker huldigend nahen. Virchows erstes Auftreten fiel in eine Zeit, wo ein um sich greifender Nihilismus die eigentliche Aufgabe des Arztes, das Heilen, zu lähmen drohte. Der junge Anatom begann 1847 sein neubegründetes „Archiv“ mit einem Programm: „Ueber die Standpunkte der wissenschaftlichen Medizin“. Er zeichnete mit sicherer Hand die Ziele und Wege, die der Medizin ihr zweifacher Charakter als Naturwissenschaft und thätige Kunst in der pathologischen Forschung vorschreibt. Die Heilkunde sei keine Wissenschaft, die man einzig nur um ihrer selbst pflegen dürfe, für sie gelte das Wort: Scientia est potentia! Sie dürfe nicht über den Wolken thronen, sondern müsse auf festen Beinen unter dem Volke wandeln und sorgen, ihm Leben und Gesundheit zu schirmen; der Ausbau der pathologischen Anatomie geschehe nicht durch Aussinnen von luftigen Hypothesen und Systemen, sondern nur durch geduldige Arbeit am Sezier- und Mikroskopiertisch, in chemischen und physiologischen Werkstätten. Dieser Mahnruf war um so wirkungsvoller, als der junge Gelehrte

gleichsam als Morgengabe seiner Wissenschaft eine Reihe glänzender Forschungen und Entdeckungen bringen konnte.

Rudolf Virchow ging von der pathologischen Anatomie aus, der Wissenschaft, welche die Wirkungen krankhafter Zustände an den Veränderungen der Organe des Körpers nachweist, um dadurch sichere Grundlagen für die Heilung zu gewinnen. Auf dem festen Boden dieser Wissenschaft, die zu unerbittlicher Prüfung der Thatsachen zwingt, sind Virchows Erfolge in der Erneuerung der Heilkunde erwachsen, und die pathologische Anatomie selbst hat er in fast allen ihren Teilen von Grund aus umgestaltet. Die Lehre von der „Thrombose“ und „Embolie“, die sich mit der Gerinnung des Blutes im lebenden Gefäßrohr und ihren Folgen beschäftigt, von der „Metastase“, der Verschleppung der Erkrankung in entfernte Körperteile, der „Leukämie“ (d. h. der krankhaften Vermehrung der farblosen Blutkörperchen), von den Geschwülsten, der Tuberkulose, der Diphtheritis, der Pyämie (Blutvergiftung), der Trichinose, der fettigen Entartung ist z. B. von Virchow teils neu geschaffen, teils wesentlich verändert worden.

Er zeigte, daß die Lebensvorgänge überall an die Thätigkeit der kleinsten selbständigen Formelemente, der Zellen, gebunden sind, deren Anteil am Aufbau der Gewebe Schleiden für die Pflanze, Schwann für den Menschen nachgewiesen hatte. Schwann hatte gezeigt, daß sämtliche Gewebe und Organe des tierischen Körpers aus Zellen hervorgehen. Auch im Blut sind die zelligen Elemente, die Blutkörperchen, die Herde des Lebens, und ebenso ist die Verrichtung aller Gewebe (auch in denen der Bindesubstanz wies Virchow Zellen nach) durch das Dasein zelliger oder aus der Zelle hervorgegangener Formelemente bedingt. Mit diesem Nachweis der Selbstthätigkeit der mikroskopisch kleinen Elementar-Organismen, die zusammen den Zellenstaat des menschlichen Körpers ausmachen, war der uralte Volksglaube vom Eigenleben der Teile wieder zu Ehren gebracht. Da nun die Erscheinungen der Krankheit nach Virchow nur ungehörige, aber nicht fremdartige Erscheinungen des Lebens sind, ungehörig sei es dem Maß oder dem Ort oder der Zeit ihres Vorkommens nach, aber innerhalb der einmal gegebenen Schranken und Formen der menschlichen Lebensäußerungen, so haften sie auch nicht wesentlich am Blut, sondern an den verschiedensten einzelnen Teilen des Körpers, zu denen natürlich auch das Blut oder vielmehr seine einzelnen Teile gehören. Die kleinste überhaupt denkbare Krankheit sitzt in dem kleinsten erkennbaren Element des lebenden Körpers, d. h. in einer Zelle.

Auf dieser Grundlage schuf Virchow in Gemeinschaft mit einer Schar Gesinnungsgenossen eine einheitliche wissenschaftliche Medizin. Mit Feuereifer ging er an die Durchforschung der mikroskopischen Gewebe; er zeigte die Notwendigkeit der chemischen und physikalischen Analyse der festen und flüssigen Gewebe, der Ausscheidungen und Aussonderungen und legte die Wichtigkeit des Tierversuches für die Lösung pathologischer Fragen dar. Die naturwissenschaftlich exakte Methode wurde heimisch am Krankenbett, und der Arzt, dem Virchow in seiner „Cellular-Pathologie“ kein Gesetzbuch, aber einen wissenschaftlichen Standpunkt für den Angriff der Krankheit gab, hatte nun sicheren Boden unter den Füßen.

Aber Virchow faßte den Beruf der Medizin noch weiter, sie sollte die ganze Wissenschaft vom Menschen umfassen. Und so zählte er sowohl zu den eifrigsten Förderern der jungen anthropologischen Wissenschaft, als zu den Vorkämpfern der öffentlichen Gesundheitspflege; ihm verdankt die deutsche Reichs-

hauptstadt zum guten Teil ihre mustergiltigen Krankenhäuser und das Riesenwerk der Kanalisation. Zugleich war er unablässig bemüht, dem Volke die Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung zu übermitteln. Ein Arbeitsgenie ersten Ranges, mit wenigen Stunden Schlaf auskommend, konnte er die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen mit der größten wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit vereinen. Der Anthropologenkongreß zu Metz im August d. J. hörte von seinem langjährigen Vorsitzenden noch einen längeren wissenschaftlichen Vortrag über eine viel umstrittene Frage. So verschieden seine Thätigkeit als Politiker beurteilt wird, so unbestritten ist sein Ruhm als eine Zierde deutscher Wissenschaft und deutschen Geisteslebens von unvergleichlicher Autorität auf dem gesamten zivilisierten Erdball, wohin er auch auf seinen vielen wissenschaftlichen Reisen den Fuß gesetzt hat. Ein besonderes nationales Verdienst erwarb er sich, indem er den Schatzgräber von Troja, Schliemann, einst der alten Heimat wiedergewann und seine unschätzbaren Sammlungen für Deutschland rettete. Rüstig und unermüdlich wird auch der Achtzigjährige der Wissenschaft noch reiche Gaben bringen können. Dr. med. **Georg Korn.**



Die Berliner Sommerausstellungen.

„Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde."

Stolz und von blendender Schönheit ist dieses Schopenhauersche Wort, das Max Liebermann in seinem Katalog zur dritten Ausstellung der „Berliner Sezession" zitiert und das er somit auch in seiner Eröffnungsrede anläßlich dieser Ausstellung, die ja stets die Vorrede zum Katalog — oder umgekehrt — bildet, dem Publikum vorhielt. Es ist klar, daß jeder Künstler das Wort gern zu seinem eigenen machen wird, und er wird es wohl noch erweitern wollen durch jenes andere vom Kaiserwort, an dem nichts gedeutelt und gedreht werden dürfe. Wenn er sein Bild nicht für ein „fürstliches", oder für einen „Fürsten" hielte — würde er es überhaupt ausstellen? Aber es sollen auch unter den Fürsten Usurpatoren vorkommen, und es giebt Leute, die dem Usurpator die Löwenhaut gern abreißen, und man weiß aus der Fabel, was oft unter dieser Haut steckt. Und dann — geht man dem Schopenhauerschen Wort tiefer auf den Grund, so zeigt sich, daß auch dieser Vergleich, wie jeder, hinkt. Damit das Bild einem etwas „sagt", müssen beim Beschauer gewisse Fähigkeiten und Kenntnisse, Empfindungen und Empfänglichkeit vorausgesetzt werden. Sonst käme man zu sonderbaren Trugschlüssen. Vor welchen Bildern bleibt das Publikum allemal am liebsten und längsten stehen? Vor den anekdotisch oder historisch erzählenden, den Bildnissen schöngekleideter Frauen und bekannter Männer, wie sie auf dem gewaltigen Bazar im „Glaspalast" beim Lehrter Bahnhof in diesem Jahre wieder in besonders erstaunlicher und — denken wir an das Walten einer Jury — unbegreiflicher Ueberfülle anzutreffen sind. „Nein, Muttchen, wie reizend!" — „Zu süß!" — „Gott, wie

interessant!" — „Wie dieser Atlas gemalt ist!" — „Donnerwetter, die Attacke ist schneidig geritten!" u. s. w., u. s. w. — hundertfältig hört man solche Ausrufe und Bemerkungen vor all jenen Bildern, die zur großen Masse der mittelguten Verkaufsware gehören. Diese Bilder scheinen denn doch wohl am meisten zu denen zu „sprechen", die vor sie hintreten. Sind sie „Fürsten" zu vergleichen?

„Verkaufsware." Das Wort ist hart, aber zutreffend. Das Geschäftsprinzip ist längst schon das Ausschlaggebende geworden auch bei allen großen Ausstellungen, selbst bei den mancherlei „Sezessionen", die doch vor allem nur „Kunstprinzipien" kennen sollten. Angefangen bei den Gastwirtschaften, die man verpachtet, und den Musikkapellen, die man mietet, bis zu den regelmäßigen Zeitungsreklamenotizen über den „Besuch" dieser und jener Ausstellung und den „Verkauf" der Werke, die dort zu sehen. Geschäft, Geschäft, Geschäft!

Du lieber Himmel — die Künstler wollen doch auch leben! Gewiß. Niemand verwehrt es ihnen. Und da sie nun einmal von dem Verkauf ihrer Arbeiten leben, so ist's doch klar, daß sie auch für deren Verkauf Sorge tragen müssen.

Muß aber denn die Ausstellung in erster Linie diesem Zwecke dienen? Das heißt, ich meine solche große Jahresausstellung, wie etwa unsere beiden Berliner Sommerausstellungen. Wir besitzen ja genügend Kunsthandlungen, in denen der Einheimische und der Fremde seinen Bedarf decken kann.

Sie müßten etwas Feierliches, Festliches haben. Ja, wirklich ein bedeutsames Kulturfest müßte eine solche Ausstellung sein. Freilich dürfte es dann nicht regelmäßig in kaum mehr als sechsmonatlichen Pausen wiederkehren. Nur alle zwei, drei Jahre, internationale noch weit seltener. Dann würden unsere Künstler auch nicht nur etwas zu zeigen, sondern auch was zu sagen haben. Wer zu den ständigen Besuchern einer größeren Anzahl von Ausstellungen gehört, findet überall und immer wieder zum größten Teil Bekanntes. Nicht bloß wird unaufhörlich ein und dasselbe Motiv, das einmal gefiel und „gut ging", bis zum Uebermaß mit geringen Variationen aufs neue gemalt, nein, meistens sind es sogar ganz dieselben Bilder. Und wenn sie heute in Berlin, in einem halben Jahr in St. Petersburg, dann in Venedig und endlich in Stockholm gezeigt werden — so geht's ja noch. Aber manches Werk taucht im Laufe eines Jahres auf mehreren deutschen Ausstellungen auf, und mancher Künstler kann überhaupt gar nichts anderes mehr malen, als ein und dasselbe, sein Bild.

Das alles liegt weit ab vom „Kulturfest". Aber ich gehe noch weiter. Ich meine, um diese in längeren Zwischenräumen nur wiederkehrenden großen Ausstellungen würdig, ja feierlich zu gestalten, sollte auf ihnen nichts Verkäufliches einen Platz erhalten. Es könnten schon früher verkaufte Werke sein, wie das z. B. auf großen internationalen Ausstellungen und auf manchen Ausstellungen zur Erinnerung an einen toten Künstler thatsächlich vielfach der Fall ist. Andererseits kämen die Bilder ja nach Schluß der Ausstellung in die Kunsthandlungen. Mancher wird diese Forderung einfach für verrückt erklären. Mag er. Dann ist ihm aber die Ausstellung schon wirklich zu etwas ganz und gar vom Bazarbegriff Unzertrennlichem geworden. Aber selbst er wird zugeben müssen, daß solche Ausstellungen wirkliche Feste der Kunstpflege und von großer Kunstbedeutung sein würden. Dazu, solche Bildersammlungen zu zeigen, seien die Museen und Galerien da, wird ein anderer meinen. Nicht doch. Die Galerie wächst doch nur ungeheuer langsam und sie giebt uns ein Bild der Vergangenheit,

nicht der Gegenwart, in der alles Bewegung, Fluß ist, wie dort alles Stillstand, Monument . . .

* * *

Wie gering ist die Ausbeute an künstlerisch Hochstehendem auf den beiden großen Ausstellungen dieses Sommers, wenn wir eben absehen von der Geschäftsreklame aller Art für den einzelnen Künstler und für den gesamten Kunsthandel. Ist es nicht bezeichnend, daß auf der „Großen Berliner" den berühmten „clou" etwas bildet, was in Wahrheit nur ein Anhängsel der Ausstellung ist — die „Architektonische Ausstellung der Stadt Berlin", und daß daneben etwa nur ein Häuflein junger Landschafter, das eine oder andre fremdländische Bildnis sich dauernder der Erinnerung einprägt? Und dabei giebt's dort über 3000 Nummern. Kann man solche Sachlage als eine gesunde bezeichnen? Und ist es nicht bezeichnend, daß auf der „Sezession" einen solchen tiefgehenden Eindruck von den Werken jüngerer lebender Künstler nur Gauls unvergleichliche „Löwin" macht und daß im übrigen die beiden großen Toten Böcklin und Leibl und zwei große Lebende, die auch Bahnbrecher waren in dem Entwicklungsgang, der zu den „Sezessionen" führte, Renoir und Monet, mit Werken, die ca. 40 Jahre zurückliegen, den Haupterfolg der Ausstellung ausmachen? Von Böcklin und von Leibl dagegen die beiden letzten Arbeiten; die Böcklinsche sogar noch unvollendet, der „Rasende Roland", eine malerische Verherrlichung des furor teutonicus, voll urwüchsigen Humors und lustigsten Farbenblinkens; vollendet das Leiblsche bayrische Dirndl, im Sonntagsschmuck, treuherzige Augen im frischen rotblonden Kopf, entzückend in Haltung und Ausdruck und Farbenzusammenklang. Vollendet auch in diesem Sinn. Und von den beiden französischen Meistern zwei erstklassige Bildnisarbeiten, die uns klassisch anmuten. Beweis — keinem fällt es ein, sich aufzuhalten über die unsägliche Häßlichkeit der Damenmoden der 60er Jahre, in denen sich die beiden Frauen hier zeigen; man denkt gar nicht weiter daran, man genießt einfach das Kunstwerk als solches, wie uns bei einer Infantin des Velasquez, bei einer Saskia des Rembrandt die „Toilettenfrage" vollständig zur Nebensache wird. Gegenüber diesen Bildnissen wird auch dem Zweifler klar, warum der Einfluß dieser Maler und der übrigen Pariser Führer des naturalistischen Impressionismus und somit der letzten großen Evolution der Kunst, die aus dem Atelier ins Freie hinaus-, aus dem Konventionellen ins Individuelle hineinführte, so groß werden konnte. Unseren Jüngsten und Jungen eine gar heilsame Lektion. Sie kennen zumeist jene Pariser nur aus ihrer zweiten Periode, der extrem impressionistischen mit dem Strichelchen- und Fleckchengewimmel, mit all der fanatischen Betonung des Lichtgeflimmers, der Luftvibration auf Kosten plastischer Modellierung. Hier können sie sich einmal davon überzeugen, daß dieser zweiten Periode eine erste der solidesten Arbeit vorausgegangen war, ehe man sich geistreichelndem Spiel hingab, das heute mittlerweile auch schon zur „Mode" von gestern geworden ist. Umgekehrt gerade machen es unsere Jungen und Jüngsten; d. h. sie fangen mit der „zweiten Periode" an und zur soliden Arbeit sind sie dann meistens schon gründlich verdorben. Den Nachahmern fehlt sehr häufig — die vorbereitende Maëstria der Formenbeherrschung, die bei den Franzosen schließlich auch noch heute immer herauszufühlen ist. Daher jene „geniale" Sudelei und Hudelei, die manchem vielleicht als ein förmlicher Freibrief für Zulässigkeit auf den Sezessions-Ausstellungen

erscheinen mag. . . Wirklich so ganz ohne Grund? . . . Viele mögen auch gerade hierin eine Bethätigung ihrer „Persönlichkeits“-Kunst erblicken. „Je toller, desto besser,“ sagen sie sich vielleicht, und die Herren von der Jury geben ihnen Aufwasser durch ihre Verdikte.

Von der Persönlichkeitskunst sprach ja Liebermann auch in seiner Rede. Und auch hier gab's ein Zitat. Innig und tief ist das Wort, wie das Schopenhauersche blendend und schön. Und dabei stolz, wie jenes auch. Der jüngst verstorbene Herman Grimm hat's zuerst gesagt und suchte damit das Wesen der Sezession als „das Allein-sein-wollen mit der Natur“ zu bezeichnen. Aber sieht man nun näher zu, wie es mit diesem „Alleinsein“ bestellt ist, so entdeckt man bald, auf den ersten Blick, daß besagter Persönlichkeits-Künstler nicht „allein“ ist mit der Natur. Zwischen ihr und ihm steht das Vorbild, das bald Böcklin, bald Thoma, bald Albrecht Dürer und bald Monet oder Manet u. s. w. heißt; und diese Summe von unpersönlichen „Persönlichkeiten“ der Nachahmer ergiebt schließlich eine regelrechte „Manier“.

Gerade die diesjährige Sezessions-Ausstellung bietet hierfür unter ihren Werken heutiger deutscher Maler zahlreiche Belege.

Die Vertiefung dieser Erkenntnis ist neben einzelnen unzweifelhaft reinen und hohen Kunstgenüssen das Bedeutsamste an der „Dritten Berliner Sezessions-Ausstellung“, wie die Ueberzeugung, daß solche Massenbazare, wie der am Lehrter Bahnhof, eigentlich verboten werden müßten — nicht zum mindesten im Interesse der Künstler selbst gerade — das Bedeutsamste an der „Großen Berliner“, wo im Riesenhaufen der Erbsen auch die vorhandenen Perlen verloren gehen.

J. Norden.



Stimmen des In- und Auslandes.

Kunst sühnt den Tod der Natur.

Unser Mitarbeiter Lothar von Kunowski stellt uns aus seinem demnächst bei E. Diederichs in Leipzig erscheinenden Buche „Ein Volk von Genies“ (Band I des Werkes „Durch Kunst zum Leben“) das nachstehende geistvolle Kapitel zur Verfügung:

Als Bonifacius die heilige Eiche der Deutschen fällte, hätte ihn das Volk mit Recht für einen Mörder gehalten, wenn er den Dom der Wälder nicht verwandelt hätte in ein Gefilde, in dem die Kraft der Eiche, Buche und Linde sich doppelt ausdrucksvoll und obendrein verbunden mit den Mächten des Steins



offenbaren konnte. Nur der Erbauer des Tempels eines Gottes der Liebe, eines Gottes der Kultur durfte es wagen, die Axt an das Heiligtum der Naturgötter zu legen. Wenn die Einführung des Christentums einen grausamen Eingriff in das natürliche Leben des Landes bedeutete, wenn von jenem Tage an der Pflug weitere Kreise zog als bisher und die Fruchtbarkeit der Wälder und Auen erst durch die Hand des Menschen ihrer Bestimmung zugeführt wurde, so fordert das beleidigte Auge eine Rechtfertigung, welche nur die bildende Kunst zu geben vermag, die Kunst einer Hand, die mit dem Nutzen die Schönheit nicht vermindert, sondern vermehrt.

Solange das Holz im Baum, der Stein im Berg, das Eisen in der Tiefe ruhte, schrieben die Völker ihnen eine Seele zu, und die zartesten Erlebnisse ihres Gemütes, ja ihre Religion ergaben sich aus dem Verkehr mit Geistern des Wassers, der Erde, der Luft und des Feuers, mit Dryaden, Quellnymphen, Dämonen der schätzereichen Unterwelt. Wer daher diese vernichtet, würde das Reich des Geistigen vermindern, wenn er sich nicht mächtig fühlte, dem seiner Form beraubten Rohstoff neues Leben abzugewinnen. Indem unsere Städte die gesamte Umgebung in ihre Mahlmühle nehmen, laden sie die Verpflichtung auf sich, Holz, Marmor, Granit, das Leder der Tiere, die Fasern der Pflanzen derart wieder aus dem Vernichtungsstrudel hervorgehen zu lassen, daß die Kräfte, welche Gebirge, Eichen, Platanen, Quellen und Erzadern in Schönheit gestalteten, doppelt schön und als Seele unserer Gebrauchsgegenstände wieder auftauchen. Es ist der Weltgeist, mit dem sich jeder Handwerker zu schaffen macht, der Baumeister, Schmied, Weber, Erzgießer, Schneider und Schuster, jeder Schlag des Hammers entscheidet, ob wir eine Seele verlieren oder gewinnen werden. Wahrhaft kultivierte Völker haben keine Scherbe, keinen Papierfetzen, keine Schwertklinge hinterlassen, die nicht Zeugen sind von der Ausbreitung menschlichen Geistes in das Reich der Materie. Die goldene Krone, der Diamant und die silberne Schale, der Streitwagen von Erz verkünden die Macht von Königen der Urzeit, weil ihre Schönheit den Berggeist so deutlich ausspricht, daß wir ihn vor dem König knieen sehen, aus dem Purpurmantel redet der Glanz und die Ueppigkeit der Felder und des beherrschten Meergetiers, aus dem Federschmuck die Herrschaft über das Reich der Lüfte. In solchen Völkern war der geringste Arbeiter ein Genie, denn täglich blickte er dem Weltgeist ins Auge, und wenn er selbst nicht Erfinder seines Werkes war, so half er doch einem schöpferischen Geist die Erhabenheit des Gebirges in die Majestät der Pyramide zu verwandeln, die halb im Wüstensand ein Markstein blieb, wie weit befruchtende Kultur vordringen kann durch Könige, die ihr Volk gewöhnen mit Aeonen zu rechnen.

Man muß beginnen, das barbarische Prinzip des Ausnützens zu bekämpfen, dem der Deutsche sich ergeben hat. Es kommt nicht darauf an zu besitzen, sondern durch den Besitz Leben zu empfangen. Es ist besser, nackt zu gehen oder sich in Fell zu kleiden, als in widerliche Tracht, welche die menschliche Schönheit vernichtet. Es ist besser, an Ort und Stelle zu bleiben, als sich von einer ungeheuerlichen, widerwärtigen Maschine pfeilgeschwind über den Erdboden schleppen zu lassen. Es ist besser, sich totschießen zu lassen, als mit scheußlicher Röhre anderen Menschen Bleikugeln durch den Leib zu jagen. Krieg mit rohen Waffen ist Bestialität. Der Soldat soll seinem Gewehr ansehen und es von seiner Form ablesen, welche Naturgewalt in seine Hände gegeben ist, sein Gewehr und Schwert

soll ihm ein Heiligtum sein, er soll das Ideale eines Krieges für seinen Gott nicht nur durch Worte begreifen, sondern ausgedrückt finden durch ideale Form der Instrumente des Kampfes. Wessen Kanone dem donnernden Gotte gerechter Vernichtung gleicht und durch ihr Aussehen die Furchtbarkeit ihrer Wirkung im voraus verkündet, wird niemals in ungerechtem Streit den Funken entglimmen lassen, der tötet. Es wird etwas von der Ehre des Kriegers an seinen Waffen haften. Niemand wird ihm Waffen nehmen können, die er liebt, als wären sie lebendige Wesen, als wären sie Natur selbst, deren heroische Kraft erzengelgleich dem Gerechten zur Seite steht. Wer einen Trupp Soldaten sieht, soll mit dem ersten Blick aus der kunstvollen Gestaltung aller Gerätschaften und der Kleidung, an Helm und Schwert die Summe der Kraft erkennen, die in diesem Trupp geborgen ist und jederzeit sich zu entladen vermag. Vor so gestalteten Kriegern erhebt sich keine Revolution, ihnen wagt niemand den Krieg zu erklären, weil die Kunst ihm sein Schicksal im voraus verkündet. Es geht nicht an, den Frieden zu erschwatzen, wollt ihr Frieden haben, so offenbart eure Kraft durch Kunst.

Man wendet ein, daß die Geschwindigkeit der Fahrt leiden würde, wenn wir Lokomotiven und Waggons verzierten, daß die Kleidung uns an der Arbeit hindern würde, wenn sie über den praktischen Nutzen hinaus der Schönheit Rechnung trüge, daß unsere Gewehre, Kanonen und Kriegsschiffe um so vollkommener seien, je größer die Entfernung ist, in der sie töten, man weist darauf hin, daß Sparsamkeit jeden Schmuck verbiete, wo es sich um Wahrung des Daseins und der Existenz handle. Welcher Mangel an Menschenkenntnis, welcher Mangel an Vertrauen zu der hilfreichen Stärke einer freiwillig verbündeten Natur. Wie lange wird es währen, bis der moderne Mensch jedes Bewußtsein verliert von dem, was er thut, wenn er auf irgend einen unscheinbaren Knopf drückt, irgend einen Hahn schließt oder öffnet, an irgend einer Schnur zieht oder in irgend einen Apparat hineinspricht, um die ganze Welt in Aufruhr zu bringen, von der Stelle zu bewegen, zu beunruhigen oder zu töten? Der Anarchist, welcher eine Bombe in die Volksmenge wirft, hat keine anschauliche Vorstellung von dem, was er thut, er handelt nur nach Theorien, nach Begriffen. Es nützt nichts, alles so schnell als möglich zu verrichten, wenn es nicht mit Verständnis verrichtet wird. Es wird aber nichts mit Verständnis verrichtet von Menschen, welche die Bedeutung ihrer Instrumente und Gebrauchsgegenstände nicht mehr kennen, weil deren angesammelte Energie und Wirksamkeit sich durch nichts sichtbar ausspricht, bevor sie gebraucht werden. Der Besitzer des Telephons oder eines Telegraphen wird zum sinnlosen Schwätzer werden, wenn nicht die kunstvolle Gestalt dieser Apparate oder ihrer Umgebung ihn zwingen, ihnen nur würdige Dinge anzuvertrauen, wenn sie nicht gleichsam die horchende Wand darstellen, welche Töne empfängt, um sie weiter zu geben, wenn sie nicht das Gemeinsame des Aufhorchens aller derer, zu denen wir sprechen wollen, deutlich zum Ausdruck bringen. Wir entwürdigen unsere großen Erfindungen, indem wir sie mißbrauchen, und wir mißbrauchen sie, weil der Geist des Erfinders, die heilige Stunde der Empfängnis einer Idee, welche die Macht des Menschen über die Natur erhöhte, unsichtbar bleibt.

Eure Fabrik soll dem Arbeiter und aller Welt durch Schönheit sagen, daß ihr Tausende einzukleiden, mit Schuhwerk und Wäsche zu versehen, arbeitet, daß ihr Millionen leibliche und geistige Nahrung bereitet, dann werdet ihr keine



knechtischen Naturen in euren Arbeitern haben, sondern stolze Herren und Herrscher über die Natur, die sie formen, indem sie sie lieben. Ihr müßt Tausenden den Sinn ihrer Thätigktit erschließen, um ihre Kraft zu verdoppeln, denn die Kräfte dieser Kriegsschiffe, Kanonen, Gewehre, Fabriken werden sich als erhöhte Willenskraft dem Soldaten und Arbeiter mitteilen, denen die Kunst das Wesen solcher Schöpfungen des Genies ausspricht und sie ihm lieb und wert macht; statt daß er sein Werkzeug, seine Arbeitsstätte, seine Wohnung, das Produkt seiner Hände haßt, wird er durch ihre Erscheinung sich in Verbindung setzen mit dem Geiste des Mannes, der sie erfand. Mit einem Wort: die immensen Kräfte der Natur, die wir zwingen, nach unserem Willen die Materie zu durcheilen, fordern gebieterisch Anteil an der sichtbaren Welt und wollen nicht nur Arbeit verrichten, sondern selbst von den einfachsten Gemütern erkannt und geliebt werden. Schießt langsamer, fahrt langsamer, bewegt euch langsamer in eurer Kleidung, sprecht weniger, laßt eure Maschinen weniger Materie zermalmen, aber verrichtet mit Besinnung, was ihr thut, und ihr werdet leben, indem ihr es thut, statt euch nur zu bewegen. Laßt uns übers Meer rauschen auf Schiffen, auf denen wir nicht als nimmer ruhende Flüchtlinge erscheinen, sondern uns als Herrscher des Meeres fühlen. Die Kunst darf sich nicht auf den Geschmack einiger reicher Leute stützen, man wird das Kunstgewerbe niemals zum Aufschwung bringen durch jene Feinschmeckerarbeiten für den Salon der Millionäre, die jedermann sich zu gebrauchen scheut, ja von deren Anwendung wir uns häufig gar keine Vorstellung machen können. Ich sah Vasen, Urnen, Töpfe, Gefäße, in denen die Materie zu einem staunenswerten Ausdruck ihrer Fähigkeiten gelangte, aber ich konnte nicht begreifen, für wen diese Fähigkeiten sich entfalteten, zu welchem Herz und Sinn sie sprechen sollten. Die echte Kunst basiert stets auf einer Anpassung der Materie an die Bedürfnisse der großen Masse des Volkes, der ihre Formen eine Heimstätte geben sollen. Ein Stuhl, Tisch, Schrank, ein Glas, Teller, Schüssel, die nicht ihren Weg durch die Hütte des Bauern und Arbeiters, durch das Haus des Beamten und Bürgers gemacht haben, werden niemals jene allgemeinverständliche Grundform erreichen, aus welcher im Palast des Millionärs und Fürsten der Reichtum geistiger Beziehung zwischen Mensch und Natur, wie er in hochgebildeten Familien möglich ist, sich entwickeln ließe.

Kunst soll dem Gebrauche der Gegenstände nicht hinderlich sein, sondern ihn im Gegenteil fördern, zugleich aber ihn heiligen dadurch, daß sie uns lieben lehrt, was wir ausnützen. Ich will nichts wissen von einer Kunst neben dem Gebrauch, von einem Uebertünchen der Geschmacklosigkeit durch jenen Flitterkram moderner Salons, der über die Plumpheit der Einrichtung hinwegtäuschen soll. Es ist besser, in einen Saal nichts zu stellen als einen geschmackvollen Stuhl und ebensolchen Tisch, als tausend Produkte eines Kunstgewerbes, das den ästhetischen Sinn kitzelt, ohne ihn zu befriedigen. Auf diesen Quark, in dem nicht so viel Lebensodem als in einem rohen Erdklumpen ist, verschwenden wir Millionen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, nachdem der erste Reiz sich abgestumpft hat, aber die Gegenstände, die wir sehen müssen, weil wir sie täglich gebrauchen, lassen wir darben und quälen uns selbst, ihren widrigen Anblick zu ertragen. „Schmücke dein Heim“ heißt für viele: „Hänge alle Wände voll mit einem Gelump schlechter Bilder, Schleifen, Fächer, Tuchfetzen, stelle auf alle Tische, Gesimse und Schränke ein Gewimmel kindischer Zuckerware und süßlichen Nasch=

werks aus Porzellan und Elfenbein, fülle jeden Winkel, jeden freien Raum mit einem Haufen unnützen Kleinkrams, in dem sich niemand bewegen kann, ohne ein Unglück anzurichten.“ Wer einen einzigen Stuhl in sein Zimmer setzt von so wuchtigen Formen, solcher Kraft des Ausdrucks, solcher Anpassung an den Besitzer, daß er einem Throne des Familienhauptes gleicht, daß er dessen Würde symbolisiert, daß er das Postament seiner Arbeitsleistung zu sein scheint und von einer Generation auf die andere vererbt zum Mitglied einer starken und dauerhaften Familie wird, der hat mehr im Sinne der Kunst gethan und der Natur zarteres Verständnis entgegengebracht als die, welche ihren Tapezier Kunstsinn heucheln lassen neben dem Leben, aber nicht für dasselbe. Wollen wir dem Arbeiter und Bürger helfen, so müssen die Menschen feiner Bildung als Vorbild vorausgehen, denn die Kunst für die Vielen beginnt mit der Kunst der Wenigen, die nicht nur für sich, sondern für Viele zu schaffen vermögen.

Die gemeine und überaus lächerliche Art, in der wir unsere Kirchhöfe herrichten, könnte dem cynischen Witzbold reichliche und obendrein berechtigte Gelegenheit zu Späßen und mancherlei Lustigkeit geben. Niemand würde einem Leichenbegängnisse folgen wollen, wenn man den Toten unter wiederholtem Absingen von Gassenhauern und unablässigem Prügeln auf eine Biertonne zu Grabe trüge. Daran aber, daß man dem Verstorbenen einen Gemeinplatz, eine Trivialität von Marmor aufs Grab setzt und von Grabstein zu Grabstein ein sichtbares Geplapper abgedroschener Formeln und Formen ertönen läßt, nimmt niemand Anstoß, weil der moderne Individualismus es für bedenklicher hält, daß der Name eines beliebigen Toten vergessen werde, als daß Auge und Geist der Lebenden systematisch gewöhnt wird, den Tod sich als eine Art Interpunktion hinter dem Lebensdrama vorzustellen, als ein Kreuz, Punkt oder Fragezeichen, mit denen jeder gestempelt und gleichsam als ein für allemal abgethane Sache bezeichnet wird. Wenn ihr den edlen Marmor vom Berge schlagt, um seine Schönheit durch gleichgiltige Behandlung zu vernichten, statt durch dieselbe eine erhabene Totenklage anzustimmen, die für alle Toten auf den Gräbern derer ertönen möge, welche für viele und nicht nur für sich selbst starben, dann wird die Natur des Marmors ihre humoristische Seite offenbaren, er dient dann als Vogelscheuche, alle ernsten und tiefen Gedanken von den Gräbern zu verscheuchen wie Spatzen vom Spargelfeld. Wenn unsere Kunst nicht ausreicht, tausend Toten tausend Denkmäler zu setzen, so setzt ihnen insgesamt ein einziges.

Kunst soll rings um uns eine geistige Atmosphäre schaffen, die unsere Seele bewegt zu jeder Tagesstunde, die uns beständig im Leben umgiebt und selbst den Tod als einen Abschnitt des Lebens erscheinen läßt und die Toten als geistig mit uns verbunden. Kunst sollte uns umgeben mit einem Reich aller Seelen, die sie durch Schönheit ausspricht. Aber unsere Kunst ist nur ein Schmücken dessen, was wir getötet haben, sie ist ein Kranz, geworfen auf die Leichen der edelsten Bäume, Metalle und Steine. Schaut euch um in euren Städten und Wohnungen und ihr werdet Kunst thätig sehen, die Häuser mit Schmuck zu überladen, die Wände und Teppiche mit Blumen, die Gefäße mit Blattwerk und Schnörkeln, die Stühle mit Schnitzereien, die Becher mit Männern und Männchen. Diese Kunst tötet die Toten vollends, sie entzieht restlos unserem Auge die Kräfte, welche in Mauern, Bögen, Fenstern, Pfeilern thätig sind, sie nimmt uns jede Unterscheidungsgabe, so daß es gleichgiltig ist, ob Gold,

Silber, Glas, Eisen oder Papiermasse sich in unseren Diensten abmühen, sie überzieht alle Formen mit ihren Guirlanden, sie jubelt mit entsetzlicher Grimasse von allen Flächen der Decke, Oefen und Vorhänge, sie grinst mit tausend Fältchen in ihrem alten Gesicht aus jedem Winkel, jeder Ecke: eine lustige, schäkernde Greisin, die ihr Leben als Blumenverkäuferin fristet. In solcher Gestalt begegnet sie uns überall, denn auch die Festlichkeit, Konzert, Theater, Lyrik und Vortrag sind allmählich zu Schmuckgegenständen unserer Tage geworden, auch sie sind Kränze auf den Leichen trüber Stunden engherziger Vereinsamung.

Aber die echte Kunst weiß, daß ein Wesen erst lebendig sein muß, ehe man es beginnt zu schmücken, daß nur am Hals des blühenden Weibes ein Geschmeide Sinn und Bedeutung gewinnt. Sie weiß mit leiser Biegung zu erreichen, was die lügende Kunst durch Ueberfülle nicht erreicht, mit wenigen Farben mehr Glück als mit vielen. Unmerklich hilft sie dem rohen Gerüst praktischer Schränke und Stühle durch verschiedene Krümmung der Hölzer, hier die markige Kraft der Eiche, dort die Einfachheit der Fichte, und hier die Eigenheit des Nußbaums auszudrücken, und ehe sie eine eiserne Brücke mit Statuen versieht oder mit Trophäen, faßt sie eine Legion von Stäben, Stangen und Stäbchen in einem Bogen von märchenhafter Grazie, Kühnheit, Lebendigkeit zusammen, das Bild einer wunderbaren Gemeinschaft unzähliger Kräfte in unzähligen Einzelwesen, ein Vorbild, wie menschliche Gemeinschaft, lebendiges Zusammenwirken sein muß, will sie ihr Jahr schmücken mit der Pracht besonderer Festtage. **Lothar von Kunowski.**



Vergeistigung.

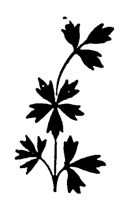
Wiewohl wir in einem Jahrhundert leben, das nur die Materie zu lieben scheint, wird eines Tages doch eine sehr ernste Reaktion gegen die Begierde nach äußeren Genüssen eintreten. So prophezeit Maurice Maeterlinck, der bekannte belgische Symbolist, in einem „das Reich der Materie“ betitelten Essay, der einen Abschnitt aus seinem neuen philosophischen Werke „Le Mystère de la Justice“ bildet. Noch zwar würde man, wenn heute ein Engel in einer auserlesenen Gesellschaft von Männern und Frauen, die gegen die drückendsten Lebenssorgen gesichert sind, mit einem Zauberspiegel umherginge und darin die Bilder einfinge, die die Worte „Freude, Glück, Behagen, Seligkeit, Ideal“ hervorrufen, nur höchst materielle Dinge zu sehen bekommen: „schöne Leiber, Gold, Geschmeide, einen Palast, einen großen Lustgarten, das Lebenselixier, seltenen Schmuck und Edelsteine, kurz alles, was den Träumen der Eitelkeit entspricht und sich ohne üppige Mahlzeiten, edle Weine und reichbesetzte Tafeln nicht denken läßt“. Die Stunde ist noch nicht gekommen, „wo man in dem Spiegel einen starken und selbstlosen Verstand, ein beruhigtes Gewissen, ein gerechtes und liebendes Herz und jene Aufmerksamkeit finden kann, die alle Schönheiten der Welt, die der Abendstunden, der Städte, Meere und Wälder, die eines Antlitzes, eines Lächelns, eines Wortes, einer That, einer Seelenregung zu erfassen und zu durchdringen verstände“. Selbst

bei jenen, welche die edelste Blüte der Menschheit bilden, gleicht das Glück, das sie als solches bisher empfanden oder von der Zukunft erwarteten, immer noch dem eines Menschen ohne geistiges Leben. Aber wann wird diese Stunde kommen, „wenn die, für die sie schon lange hätte kommen müssen, sich in der Wahl ihres Glückes durch die dunklen Vorurteile der Masse noch so achtlos leiten lassen?“ Wenn sie Reichtum, Liebe, Ruhm allenfalls von einigen gröbsten Exzessen befreien, sich aber sonst ihren Fortschritt keineswegs zu nutze machen, um auch nur „den Kreis der am wenigsten gerechtfertigten Ansprüche der Materie einzuschränken“. Wenn auch sie noch „in den Freuden des Daseins denselben geistigen Abbruch erleiden, wie etwa ein aufgeklärter Zuschauer, wenn dieser sich in ein Theater verläuft, in dem ein nicht zu den fünf oder sechs Meisterwerken der Weltlitteratur gehörendes Drama aufgeführt wird. Er weiß, daß alles, was seine Beifall klatschenden Nachbarn entzückt, aus mehr oder minder verderblichen Vorurteilen über Ehre, Ruhm, Vaterland, Opfer, Gerechtigkeit, Religion und Freiheit oder aus den süßlichsten, marklosesten poetischen Gemeinplätzen besteht. Nichtsdestoweniger wird er der allgemeinen Begeisterung unterliegen, und es bedarf jedesmal einer gewaltsamen Selbstbesinnung, einer verwunderten Frage an alle seine Gewißheiten, um sich zu überzeugen, daß die, welche den ältesten Irrtümern treu geblieben sind, nicht gegen seine Einzelvernunft recht haben“.

Trotz allem, meint Maeterlinck, stellt sich das Ideal der Menschheit, nachdem es anfänglich ausschließlich auf den Körper gerichtet war und dann lange zwischen Körper und Geist geschwankt hat, jetzt mit immer unerschütterlicherer Gewißheit auf den Geist ein. „Wir lassen es uns nicht mehr einfallen, mit dem Löwen, Panther oder anthropoïden Affen an Kraft oder Geschicklichkeit zu wetteifern, noch an Schönheit mit den Blumen oder mit dem Sternenglanz auf dem Meere. Die Nutzbarmachung aller unbewußten Kräfte durch den Geist, die fortschreitende Unterwerfung der Materie und die Lösung ihres Rätsels, das ist für den Augenblick das wahrhaftigste Ziel, die nächstliegende Aufgabe unserer Art. Früher, als man darüber noch im Zweifel war, galt jede Befriedigung, selbst jeder Exzeß, der keinen Kraftverlust oder organischen Schaden mit sich brachte, als entschuldbar, ja sogar als moralisch. Heute, wo die Aufgabe der Menschheit deutlicher hervortritt, besteht unsere Pflicht darin, alles auszumerzen, was der geistigen Hälfte unseres Wesens nicht direkt vorteilhaft ist. Man wird nach und nach alles opfern müssen, was lediglich unserm Leibe ein unfruchtbares Vergnügen bereitet, d. h. sich nicht mit größerer, nachhaltigerer Kraft in das Denken überträgt; alle jene kleinen, sogenannten unschuldigen Freuden, die, so wenig schädlich sie an sich auch sein mögen, doch durch Gewohnheit und Beispiel das Vorurteil zu Gunsten der niedrigeren Genüsse aufrecht erhalten.“ Maeterlinck sieht voraus, daß auf dem Wege dieser Entwicklung sich sogar „die Achse einer gewissen Zahl von Sünden und großen Verbrechen verschieben wird, bis alle konventionellen Versündigungen gegen das Fleisch sich in wahrhafte Verbrechen gegen die Geschicke der Menschheit verwandelt haben“, weil es Versündigungen an der Macht, Ueberlegenheit, Unversehrtheit, Freiheit und Muße des Geistes sind. Der Leib kennt nur einen Kultus: den des Augenblicks. „Sein Denken ist das eines Kindes, und die glückselige, fragwürdige Selbstzufriedenheit des Hundes oder des Negers ist ungefähr alles, was er sich vorstellen oder wünschen kann.“ Wäre er sich selbst überlassen, würde er so wild und thöricht genießen, daß er den Ver-

stand, dem er doch sein Glück verdankt, über kurz oder lang zerstören würde. Darum müssen ihm gewisse notwendige Einschränkungen und Verzichtleistungen auferlegt werden. Und das nicht nur seitens der geistig Vorgeschrittenen, der thätigen „Mitarbeiter am Siege des Gedankens über den blinden Stoff", sondern auch seitens aller derer, „die, in der großen unbewußten Nachhut der Menschheit schreitend, dem phosphoreszierenden Lichte des Verstandes durch die Finsternis der Elemente unseres Weltalls folgen". Denn „ein Sinken des Gedankens bei der Masse, deren Denken doch fast kaum ein Denken ist, hat, so seltsam es scheinen mag, auf den Charakter, die Moralität, die Arbeitsgewohnheiten, das Pflichtgefühl, die Unabhängigkeit und Geisteskraft des Astronomen, des Chemikers, des Poeten oder Philosophen durchaus Einfluß". Sogar einen entscheidenden. „Kein Gedanke flammt auf den Gipfeln auf, ehe die unzähligen und einförmigen Ideen der Ebene einen gewissen Hochstand erreicht haben. Unten denkt man nicht stark, aber man denkt vielfältig, und das Wenige, was man denkt, gewinnt seinen sozusagen atmosphärischen Einfluß; und diese Atmosphäre ist für die, welche sich auf die Felszinken, an die Ränder der Abgründe und auf die Höhen der Gletscher wagen, verderblich oder heilsam, je nachdem sie schwerer oder leichter, mit hochherzigen Gedanken oder gemeinen Wünschen und Gewohnheiten geschwängert ist." Sind diese auch nur ein wenig edler, „die Hoffnungen selbstloser, die Besorgnisse, Leidenschaften, Freuden und Liebschaften von einem Strahle der Anmut, Sorglosigkeit und unstofflicher Glut verklärt", dann fühlen „die an der Erfüllung unserer Geschicke Arbeitenden" sich schon unterstützt genug. „Der Bauer, der Sonntags friedlich unter seinem Apfelbaume bleibt und liest, statt sich im Wirtshause zu betrinken, der Kleinbürger, der die Aufregungen und den Lärm des Rennplatzes einem edlen Schauspiele oder auch nur einem stillen Nachmittage opfert, der Arbeiter, der, statt die Straßen mit gemeinen Liedern und blödem Singsang anzufüllen, aufs Land hinausgeht oder von den Stadtwällen aus dem Sonnenuntergange zusieht, sie alle legen ein namenloses und unbewußtes, aber doch nicht unwichtiges Scheit in die große Flamme der Menschlichkeit."

Das eigentlich Menschliche im Menschen aber ist das Unstoffliche. Die Ereignisse unserer inneren Welt, die leider dadurch Abbruch erleiden, daß wir für sie keine eigene Sprache haben, sondern sie mit den Worten und Bildern ausdrücken müssen, die von den grobsinnlichen, brutalen, noch tief in der primitiven Natur steckenden Dingen abgeleitet sind, „sie sind die einzigen rein und wahrhaft menschlichen Ereignisse, die wir bis auf diesen Tag zu entdecken vermochten".





Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Vom Religionsunterrichte in unseren Volksschulen.

(Vgl. Heft 10 u. 11, III. Jhrg.)

Lieber Türmer! Was Meyer von der Ueberbürdung unserer Schuljugend mit religiösem Lehr- und Lernstoff sagt, enthält manches Zutreffende, nur hätte dieses auch in anderer Form vorgebracht werden können; was er aber über das Alte Testament als Unterrichtsgegenstand sagt, gleicht wie ein Ei dem anderen den Ausführungen der seinerzeitigen Vertreter des vulgärsten Rationalismus.

Der „rachsüchtige Judengott des Alten Testamentes", der „Zebaoth" (sic), „der nichts vergißt, was ‚seinem Volke' jemals Uebels geschehen ist", der „Kalbfleisch essende Herrgott bei Abraham", der „Bauernverknechter und Kornwucherer Joseph", der „Betrüger Jakob" u. s. f. werden da vorgeführt, um die Notwendigkeit, das Alte Testament nahezu ganz aus dem Unterricht in der Schule zu beseitigen, darzuthun.

Daß die heilige Schrift Alten Testamentes von Jesu zeuge und nicht gebrochen werden könne, daß Jesus das Alte Testament ganz anders gewertet habe und von den Erzvätern und einem David u. drgl. anders urteile als Meyer-Markau, daß das Neue Testament im Alten Testament verborgen und das Alte im Neuen aufgeschlossen sei, scheint Meyer-Markau nicht zu ahnen, und man ist fast überrascht, daß er nicht auch das Neue Testament ebenso abfällig beurteilt wie das Alte Testament; ist doch im Neuen Testamente von der Menschwerdung des Sohnes Gottes die Rede, von dem Essen und Trinken des Auferstandenen mit seinen Jüngern, von der „Grausamkeit" Gottes, der seines eigenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern ihn für uns alle dahingab, und von einem schrecklichen Warten des Gerichtes und des Feuereifers, der die Widersacher verzehren wird!

Daß die Pädagogik je ohne religiöse Unterweisung durch den Schulunterricht die sittliche Erziehung der heranwachsenden Staatsbürger zu gewährleisten vermöchte, scheint Meyer-Markau für schwierig aber immerhin möglich zu halten. Wir brauchen die diesbezüglichen Erfahrungen in Frankreich, wo der Religionsunterricht gänzlich aus dem Lehrplane der Schule ausgestrichen ist, nicht erst abzuwarten, sondern sind im vorhinein überzeugt, daß die Pädagogik allein es nicht thut, sondern das Wort Gottes, wie es in den Schriften des Alten und Neuen

Testamentes verfasset ist. Oder sollte der rein verstandesmäßige Unterricht es dazu bringen können, daß ähnliche Stimmungen erweckt werden, wie sie selbst Meyer-Markau schildert, wenn er von den von ihm bekämpften alttestamentlichen Geschichten sagt: „Goldiger Sonnenschein umspinnt die alte, traute biblische Geschichte und lullt das Nachdenken über die Worte, die zum Ohre von des eigenen Kindes Lippen emporklingen, ein und nimmt den Sinn gefangen mit ganz anderen Gedanken als denen, die die Geschichte in ihnen wecken sollte?"

Was Paulus 1. Kor. 1, V. 18—31 sagt, dürfte besser beherzigt werden.

Wallern bei Wels, Oberösterreich. **Jakob Ernst Koch,**
Superintendent.

* * *

1. Der Verfasser fordert, daß statt der Theologen die Pädagogen allein das Recht haben sollen, den Lernstoff für die Volksschulen auszuwählen. Aehnlichen Gedanken begegnet man oft genug in einer freisinnigen Lehrerpresse, welche ihrer Feindschaft gegen das Christentum durch Schelten auf die Theologie Ausdruck giebt und einen Gegensatz zwischen Theologie und Pädagogik behauptet. Man vergißt aber dabei, daß die berühmtesten Pädagogen in ihrer überwiegenden Mehrzahl zugleich Theologen gewesen sind.

2. Der Verfasser führt eine Anzahl von mehr oder weniger schwierigen Namen aus dem Alten Testament auf, um dadurch das Uebermaß des Gedächtniswerkes in den Volksschulen zu erweisen. Es wäre interessant, zu erfahren, an welchem amtlich vorgeschriebenen Lehrplan der Verfasser seine Beobachtungen gemacht hat. Ich bin nun schon 24 Jahre Ortsschulinspektor und 7 Jahre Kreisschulinspektor, aber noch nie habe ich auch nur die Hälfte, ja kaum den dritten Teil der vom Verfasser mit solcher Emphase bemängelten Namen bei meinen Revisionen von den Kindern verlangt.

3. Der Verfasser sollte es sich doch etwas mehr überlegen, ehe er mit solcher Verachtung, wie es in seinem Aufsatz geschieht, über das Alte Testament redet. Die vermeintlichen sicheren Resultate der modernen Bibelkritik haben sich schon öfter im weiteren Verlauf der Forschung als gar nicht so sicher erwiesen, und der vom Verfasser so apodiktisch geleugnete Vorzug des jüdischen Volkes vor den anderen Völkern des Altertums bleibt trotzdem ebenso eine Thatsache, wie der Wert des Alten Testamentes als einer Vorstufe des Neuen nach dem bekannten Ausspruch: „novum testamentum in vetere latet, vetus testamentum in novo patet". Der Verfasser sollte ein wenig mehr Wertschätzung des Alten Testamentes z. B. von Vetter lernen, welcher bekanntlich nicht der vom Verfasser verachteten Theologenzunft angehört, sondern Naturforscher ist. Jedenfalls verraten die absprechenden Bemerkungen über Einzelheiten des Alten Testamentes eine bedauerliche Oberflächlichkeit, so z. B. wenn er von dem rachsüchtigen jüdischen Nationalgott oder von dem „Bauernverknechter und Kornwucherer" Joseph redet. Gerade die Geschichte Josephs hat an erbaulichen Momenten wenige ihresgleichen; gerade an dieser Geschichte läßt sich das wunderbare, alles herrlich hinausführende Walten der göttlichen Vorsehung nachweisen, und man kann es immer wieder wahrnehmen, mit welcher gespannten Teilnahme die Kinder dieser Erzählung folgen — und diese Geschichte will man mit einigen Schlagworten abfertigen? Des Verfassers Behauptung, daß der Unterricht in der biblischen Geschichte z. B.

den „Betrüger Jakob" zu einem frommen Mann umpräge, trifft erst recht nicht zu, vielmehr wird in der Entwickelung dieser Geschichte ausgeführt, wie Jakob seinen Betrug gegen Bruder und Vater schwer hat büßen müssen, und wie er erst in der Leidensschule allmählich zu einem frommen Mann herangereift ist. Dieses und manches andere übersieht der Verfasser; er zeichnet ein Zerrbild des Alten Testamentes und ruft nun mit sittlicher Entrüstung: „Hinaus damit aus der Volksschule!"

4. Bei solcher Anschauungsweise ist es merkwürdig, daß der Verfasser trotzdem noch einigen dieser alttestamentlichen Geschichten unterrichtlichen Wert zugesteht und sie im Unterricht beibehalten will. Diese glückliche Inkonsequenz läßt vermuten, daß der Verfasser im Grunde seines Herzens doch nicht ganz so schlimm ist, wie er sich hier geberdet, und daß er nur die Ueberbürdungsfrage in ein recht scharfes Licht hat stellen wollen, aber qui nimium demonstrat, nihil demonstrat. Vielleicht ergreift der Verfasser zu der angeregten Frage noch einmal das Wort, aber ohne beißende Seitenhiebe und Anspielungen und ohne Uebertreibungen. Dann wird eine Verständigung mit ihm eher möglich sein.

Pf. **Rousselle** in Zinten (Ostpr.).

* * *

Mit großem Interesse habe ich den Aufsatz in Nr. 10 des „Türmer" über den „Religionsunterricht in unsern Volksschulen" von Wilhelm Meyer gelesen; mit noch größerem aber die beiden Entgegnungen darauf in Nr. 11 des „Türmer" von Vogelgesang und Ehringhaus. Wenn ich mit des Türmers gütiger Erlaubnis zu dem Gegenstand auch das Wort ergreife, so geschieht das nicht, um mich als Anwalt des Herrn Verfassers des ersten Artikels aufzuwerfen — seine Verteidigung würde dieser wohl unschwer selber führen können —, sondern um nur einige Bedenken über die Entgegnungen zu äußern; dabei bin ich mir, weil ich als Volksschullehrer zu viel Partei bin, von vornherein der Schwierigkeiten, die sich mir in diesem Streit entgegenstellen, wohl bewußt. Aber eben, weil ich seit 16 Jahren in der Praxis stehe und während dieser Zeit auf allen Stufen den Unterricht in der Religion erteilt habe, wird man mir ein gewisses Urteil über diese Frage nicht absprechen können. Am meisten befremdet mich, daß Herr Pfarrer Vogelgesang in seiner Entgegnung immer von der „so hoch und vielfach gepriesenen Pädagogik" redet und verlangt, daß die so „hochberühmte Kunst der Pädagogik" die Böcke, die die Theologie bei der Stoffauswahl geschossen hat, nun wieder gut machen soll. Wollte man nur immer diese „hochberühmte Kunst der Pädagogik" im theologischen Lager recht würdigen, dann stünde es im Religionsunterricht um vieles besser. Das ist ja aber eben der große Fehler, daß man bei der Verteilung des religiösen Stoffes auf die einzelnen Schuljahre sich zu sehr von theologischen Erwägungen und dogmatischen Principien leiten läßt, während für die Volksschule wie bei jedem andern Unterrichtsgegenstand so auch in der Religion doch nur pädagogische Gründe maßgebend sein sollten. Die Klagen über Stoffüberfülle würden dann gar bald verstummen. Die Stoffüberfülle und die Schwierigkeiten der Vermittelung und der Aneignung der biblischen Stoffe werden nun von den beiden Gegnern des Meyer'schen Artikels gerade nicht geleugnet, doch läßt Herr Vogelgesang durch den vorsichtigen

und zahmen Ausdruck „die etwas große Stoffmasse“ hindurchblicken, daß es auch damit nicht so schlimm ist. Aber es ist wirklich schlimm, trotz der Beispielchen, welche die beiden Herren aus dem Schulunterricht ihrer Jugend anführen; beide Herren würden ganz anderer Meinung sein, wenn sie einmal jahrelang den Religionsunterricht in der Volksschule nach Vorschrift und nach den Wünschen der Schulinspektoren erteilen müßten. Der Religionsunterricht von heute ist — leider muß es gesagt werden — in der Hauptsache weiter nichts als ein gedächtnismäßiges Aneignen von biblischen Geschichten, Sprüchen, Liederversen und Glaubenssätzen. Wie viel aber bei einer oberflächlichen Behandlung — und nur eine solche kann es bei der Menge des Stoffes sein — irgend eines religiösen Stoffes herausspringt, das braucht man wohl nicht erst besonders zu betonen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß zuweilen auch einmal bei dem Erzählen von biblischen Geschichten Rührung bei den Kindern erzeugt wird, wie es ja auch Herrn Pfarrer Vogelgesang in seiner Kindheit passiert ist; aber das ist doch nicht die Hauptsache eines erziehenden Unterrichts. Nicht flüchtige Rührung wachzurufen, sondern Willensimpulse zu schaffen, feste Entschlüsse zum Handeln hervorzubringen, das ist Kern und Ziel des Unterrichts. Das kann aber nicht geschehen bei einer seichten Durcharbeitung biblischer Stoffe, dazu ist ein tieferes Eingehen auf die Willensäußerungen der in den Geschichten auftretenden Personen, ein ruhiges Anschauen der Gestalten und ihrer Handlungen, ein Wachrufen solcher Stimmungen und Gefühle erforderlich, aus denen heraus die einzelnen Thaten der handelnden Personen entsprungen sind. Da klagt man noch über die zunehmende Unkirchlichkeit in unsern Tagen! Zu wundern braucht man sich nicht. Wenn die Kinder der Volksschule 8 Jahre lang mit halb oder gar nicht verstandenen religiösen Stoffen gefüttert, bis zur Uebersättigung vollgepfropft worden sind, da dünkt es ihnen eine Erlösung, nichts mehr von solchen Dingen, mit denen sie einst geplagt wurden, hören zu müssen. Der gewöhnliche Volksschullehrerverstand begreift nicht, warum man mit einer solchen Zähigkeit an diesen alten Geschichten hängt und diesen dogmatischen Wust in die Kinderköpfe zusammenpfercht. Glaubt man im Ernst, auf diese Weise ein religiöses, thronstützendes Geschlecht zu erziehen, oder ist man vielleicht so sehr um das Seelenheil der Unterthanen besorgt, daß man meint, wer nichts weiß von Jakob, Joseph, Saul, der käme einst nicht in den Himmel? Die Antwort darauf ist noch zu geben. Wie ist nun zu helfen? Das Ideal wäre: ganz ausschließlich und nur biblische Geschichten aus dem Neuen Testament zu behandeln und die aus dem Alten Testament vollständig aufzugeben; unsere evangelischen Christenkinder brauchen sie nicht zu ihrem Seelenheil. Auf diese Weise gewänne man Zeit, die Person Christi zu solcher Anschaulichkeit und Klarheit und zu solchem Leben im Kinde zu bringen, daß von seinem Denken, Fühlen und Wollen, von seinem Thun und Handeln das kindliche Gemüt ganz durchsetzt wäre; so nur käme Christus wieder zu uns, auf die Erde, in unsere Herzen! Meyers Gegner wollen von der Ausscheidung des Alten Testaments freilich nichts wissen. Vogelgesang beruft sich sogar auf Christus selbst, um das Alte Testament zu retten, und sagt: „Christi Autorität spricht sich fürs Alte Testament aus. Letzteres verwerfen, heißt wider Christum sein.“ Und doch vergißt Herr Vogelgesang, daß Christus auch gesagt hat: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist ...; ich aber sage euch ...!“ Liegt darin nicht deutlich ausgesprochen, daß das, was im Alten Testament steht,



keine Giltigkeit mehr hat? Herr Vogelgesang glaubt das Alte Testament auch halten zu müssen, weil ohne das Alte das Neue nicht zu verstehen ist. Auf diese Behauptung muß ich ihm, selbst auf die Gefahr hin, daß er diese Autorität gering achtet, mit einer Stelle aus dem trefflichen Werk „Das Wesen des Christentums“ von Adolf Harnack antworten, es heißt da auf Seite 10: „Die Predigt Jesu wird uns auf wenigen, aber großen Stufen sofort in eine Höhe führen, auf welcher ihr Zusammenhang mit dem Judentum nur noch als ein lockerer erscheint, und auf der überhaupt die meisten Fäden, die in die Zeitgeschichte zurückführen, unbedeutend werden. Diese Behauptung mag parador erscheinen; denn gerade heute wieder wird uns mit der Miene, als handle es sich um eine neue Entdeckung, eindringlich versichert, man könne die Predigt Jesu nicht verstehen, ja überhaupt nicht richtig wiedergeben, wenn man sie nicht im Zusammenhang der damaligen jüdischen Lehren betrachte und diese allen zuvor aufrolle. An dieser Behauptung ist sehr viel Wahres, und sie ist doch, wie sich zeigen wird, unrichtig. Vollends falsch aber wird sie, wenn sie sich zu der blendenden These steigert, das Evangelium sei nur als die Religion einer verzweifelten Volksgruppe begreiflich u. s. w.“ Wir sehen also: durchaus nötig zum Verständnis des Neuen Testaments ist das Alte nicht. Und auch darüber braucht Herr Vogelgesang keine allzugroße Angst zu hegen, daß etwa die christliche Gemeinde, wenn ihr plötzlich die biblischen Geschichten des Alten Testaments aus der Volksschule genommen würden, über diese Frevelthat sehr entrüstet sein würde. Da kennt Herr Pfarrer Vogelgesang die Volksstimmung schlecht; denn gerade die Eltern, die Glieder der christlichen Gemeinde, sind es, die nur zu häufig räsonnieren und klagen über das viele Lernen von Geschichten und andern religiösen Stoffen. Wir glauben sicher, die Gemeinde wäre dankbar für diese That des Fortschritts, für die Verbannung des Alten Testaments aus dem Schulunterricht, würde doch dadurch ihren Kindern und indirekt auch den Eltern eine Last genommen, die sie bisher zu wenig Frommen haben schleppen müssen. Aehnlich verhält es sich auch mit den dogmatischen Glaubenssätzen; eine Verringerung derselben in der Volksschule wäre eine dankenswerte That. **H. F.**





Von „christlicher Kulturmission".

Graf Waldersee ist heimgekehrt und — „es wurde wieder allzuviel geredet und allzuviel photographiert", meint ein so loyales, militärfreundliches und nationales Blatt, wie die „Tägliche Rundschau". „Des Kaisers Verdienste", schreibt sie, „bleiben bestehen, auch wenn sie ihm nicht von seinem Feldmarschall bescheinigt werden, und die Chinamedaille gönnt die Nation dem Feldmarschall, der sie in schwieriger Lage tüchtig und würdig vertreten hat, von Herzen, auch wenn sie nicht in der ‚Woche' zu schauen bekommt, wie die Gemahlin des Grafen sie dem heimgekehrten Helden im trauten Heim an die Brust heftet. Solches Marktgepränge und Klingklang Gloria überließ man früher der Nachbarnation, nach deren politisierenden und tragierenden Generalen niemand bei uns Sehnsucht hatte." Die „Nationalzeitung" spricht von dem „ruhmredigen und herausfordernden Zug" in den Reden Waldersees. Soviel sei sicher, „daß alle die ruhmgekrönten Feldherren unserer großen Kriege von 1866 und 1870 zusammen über diese Kämpfe nicht soviel öffentlich geredet haben, wie Graf Waldersee anläßlich des militärisch unbedeutenden chinesischen Feldzuges." Und die „Deutsche Zeitung" bemerkt: „Man versetze nur einmal all diese Reden, Bilder und Geräusche in die Zeit Kaiser Wilhelms I., und man wird ein sehr bestimmtes Urteil darüber haben."

Nur von unserer „christlichen Kulturmission" in China ist es merkwürdig still geworden. In dem Augenblicke, wo ein „christlicher Kulturstaat" ein ganzes christliches Volk für vogelfrei erklärt, wo es den Frauen- und Kindermord im großen betreibt und die anderen „christlichen Kulturstaaten" dieser beispiellosen Niedertracht in wohlwollender Neutralität zuschauen, da wäre es in der That abscheulichste Heuchelei, von einem Ueberschwange christlichen Liebesbedürfnisses zu reden, das sich nirgend ersprießlicher bethätigen könne, als ausgerechnet an den armen Chinesen. Wie sieht es denn überhaupt mit dieser „christlichen Kulturmission" in Wahrheit aus? Ein kleiner Rundblick über

ihre Leistungen in der Gegenwart und Vergangenheit kann uns in diesen Tagen der Schönrednerei und Schönfärberei nur heilsam sein.

„Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Die Mission, mit der dieses Jesuwort die Apostel einstmals betraute, hat bei den „Kultur-“Nationen seit den Tagen eines Cortez und Pizarro fast immer die gleiche Handhabung erfahren. Ob wir nun unsere „Civilisation“ nach China tragen oder Transvaal, nach dem Congo oder dem Huangho, zu den Indern oder den Indianern.

In China sind zu den europäischen „Kulturträgern“ noch die Amerikaner hinzugekommen. Ueber deren civilisatorische Thätigkeit brachte der „Boston Evening Transcript“ vom 2. Juli folgende Einzelheiten:

Ein besonders schreiendes Beispiel von unterschiedsloser Wiedervergeltung ist in einem Berichte von General Chaffee enthalten, der gerade in Washington eingetroffen ist. Darin wird gesagt, daß mit Zustimmung des Ministers Conger eine Abteilung amerikanischer Truppen bestimmt worden sei, um den Rev. E. G. Tewksbury auf einer Expedition zu begleiten und Kontributionen an Geld und Land von verschiedenen Dörfern einzutreiben, in denen das Eigentum eingeborener Christen zerstört worden war. Bevor die Expedition abging, schickte Tewksbury Boten an die heimzusuchenden Städte und Dörfer, um außer einer Geldentschädigung „Land für einen Friedhof, Platz für eine Kirche und sechs Acker Land für den Unterhalt der Geistlichen“ zu verlangen. Die Expedition stieß auf keinen Widerstand und trieb Kontributionen ein in Höhe von 12000 Dollars nebst 96 Acker Land und der Erlaubnis zur Errichtung von 19 Kapellen. Der Offizier, der die militärische Eskorte dieses „Straf-Missionars“ befehligte, berichtet, daß das Geld zum Teil „von Leuten, die jetzt und immer friedlich gewesen wären“, eingetrieben wurde, und daß man hinterher nicht mehr im stande gewesen, Namen oder Aufenthaltsort der Personen anzugeben, deren Eigentum dabei zerstört worden sei. „Die ganze Sache scheint demnach ergötzlich unformell gewesen zu sein und kann kaum als etwas anderes als ein verkapptes Plündern bezeichnet werden.“ Das Ding beim richtigen Namen zu nennen, scheute sich denn auch der schottische Missionar Rev. Mr. Reid keineswegs. Nachdem er schon vor dem Publikum von Boston frei heraus erklärt hatte, daß er „das zehnte Gebot vergessen habe, als er auf die Schätze im kaiserlichen Palast geblickt,“ schrieb er an den „North China Herald“, daß „er sich die größte Mühe gegeben habe, zwischen den Plätzen zu unterscheiden, die geplündert oder nicht geplündert werden müßten“.

Auf Grund solcher Vorgänge ist, wie der bekannte Herr von Brandt am 7. Juli aus Boston schreibt, „auch in der letzten Zeit ein Plan, durch die Missionen für die hungernden Chinesen in Shansi Getreide sammeln und nach China senden zu lassen, aufgegeben worden; man fürchtete, bei vielen Klassen auf Gleichgiltigkeit und Abneigung, nicht gegen die hungernden Chinesen, sondern gegen die Missionare, zu stoßen“.

Daß die Amerikaner in ihrem eigenen Lande ihre „christliche“ Kulturmission gegenüber den „Heiden“, in diesem Falle also den **Indianern**, nicht anders verstehn, beweist der letzte Aufstand der Rothäute im Staate Minnesota, hervorgerufen durch das schon jahrelang fortgesetzte Aussaugungssystem gewissenloser Beamten, wozu noch der Versuch trat, die rücksichtslos Ausgebeuteten durch Steuern und schließlich auch mit Gewalt aus dem Territorium, das ihnen von Staats wegen reserviert worden war, vollends zu vertreiben.

Ein treffendes Bild von dem Verhältnis zwischen Indianern und Weißen gab vor einiger Zeit Simon Pokayon, der letzte Häuptling eines Zweigstammes der Pottawattami-Indianer in einer großen amerikanischen Zeitschrift. Er erinnerte zunächst an die erste Begegnung zwischen Weißen und Rothäuten 1492, nachdem eines der Schiffe des Kolumbus bei den karaibischen Inseln gestrandet war. Kolumbus schickte damals zum Häupling der Insel, Hilfe zu erbitten, da er sonst Schiff und Fracht verlieren würde. Der rote Mann hörte die Botschaft ergriffen an, weinte vor Mitleid und befahl seinem Volke, den Bedrängten sofort zur Hilfe zu eilen, worauf Hunderte von Boten das gestrandete Fahrzeug umschwärmten und die Ladung an Land brachten. Gerührt schrieb Kolumbus über diese Indianer an seinen König, es könne kein besseres Volk in der Welt geben: es sei freundlich und friedfertig und liebe seinen Nächsten wie sich selbst. Der Historiker Peter Martyr sagt von ihnen, daß sie weder Gesetze noch Richter hätten, daß aber trotzdem Gerechtigkeit unter ihnen herrsche. Sie betrachteten denjenigen als einen schlechten Menschen, der ein Vergnügen daran fände, anderen ein Leid zuzufügen.

Dies und viele andere Zeugnisse von Zeitgenossen beweisen, wie Pokayon bemerkt, zur Genüge, daß der rote Mann von Natur aus alle Eigenschaften zur Zivilisation besaß. Statt dessen fiel dies edle Volk dem Schwert oder der Peitsche der Sklaventreiber zum Opfer.

Doch nicht alle. Einzelne Karaiben flüchteten übers Meer nach Florida, wo sie den dort wohnenden Stämmen berichteten, es seien weiße Männer übers Meer gekommen, die den Donner und Blitz als Waffen besäßen, aber grausam, gewinnsüchtig, rachgierig und ohne Milde wären und nichts anderes als das Gold liebten. Und diese Nachricht ging von Stamm zu Stamm, von Wigwam zu Wigwam über den ganzen nordamerikanischen Kontinent. Ist es da zu verwundern, wenn der rote Mann bald den Kugeln der Weißen mit erhobenem Tomahawk entgegentrat und einem überlegenen Feinde gegenüber alle List und Verschlagenheit anwandte, deren er fähig ist?

Etwas später landet Ponce de Leon in Florida. Das Gerücht von dem Vorgehen der Spanier auf den karaibischen Inseln ist noch nicht bis zu der Stelle, wo er Anker wirft, gedrungen. Die Söhne des Waldes empfangen ihn als einen geachteten und willkommenen Gast. Er wohnt ihrem „Blumenfeste“ bei und ist über ihre milden Sitten und Gastfreundschaft entzückt.

Einige Jahre später aber kehrt er zurück, um das Land, von dem er bei

seinem ersten Besuche einen so guten Eindruck erhielt, zu kolonisieren. Inzwischen waren jedoch karaibische Flüchlinge herübergekommen, und als nun Spanier landen, stürzen ihnen bewaffnete Scharen von Indianern entgegen und richten ein Blutbad an, das die Kolonisierungsversuche für viele Jahre verhindert. Ponce de Leon, der die karaibischen Flüchtlinge unter den Angreifenden bemerkt, muß in der Niederlage eine Rache für die Grausamkeiten seiner Landsleute in Westindien gesehen haben. Es ist überflüssig, zu erklären, weshalb die friedfertigen Indianer im Handumdrehen so kriegerisch und rachsüchtig wurden. Thatsache ist, daß fast alle europäischen Reisenden, die während des ersten Jahrhunderts nach der Entdeckung Amerikas dessen Küsten besucht haben, bezeugen, daß der rote Mann friedlichen Charakters ist, wo er nicht grausam von den Weißen behandelt wurde.

Als die Kolonisation der Weißen in den Vereinigten Staaten ernstlich begann, herrschte bereits unter den Indianern die Sage, daß ein Heer von Weißen auf dem Kriegspfade von ostwärts gekommen und bis Dakota vorgedrungen wäre. Diese Weißen waren, wie die Tradition besagte, grausam und herzlos, sie töteten den friedlichen roten Mann und verbrannten dessen Hütten. Sie suchten nach Gold, „das ihr Gott wäre". Kann sich nun jemand wundern, daß die Indianer von Haß erfüllt wurden, als die Plünderungszüge der Weißen später das Land in allen Richtungen durchzogen, Väter, Brüder, Schwestern und Frauen töteten oder fortführten, das Heim zerstörten und das Land raubten? Der rote Mann wurde rachgierig. Er lernte von den „Christen" Grausamkeit.

Nichts zeigt den wirklichen Charakter des roten Mannes besser, als die Erfahrung, die William Penn mit ihm machte. Der edle Quäker begegnete ihm wie ein Bruder. Er behandelte ihn gerecht, und die beiden Rassen wohnten in Pennsylvanien 75 Jahre Seite an Seite, ohne daß die Streitaxt ausgegraben zu werden brauchte. Von dem zwischen Penn und den Indianern abgeschlossenen Traktat heißt es, daß er der einzige wäre, der weder durch einen Eid bekräftigt, noch jemals gebrochen sei.

Neu-England und die Küste des Atlantischen Ozeans südwärts waren um diese Zeit von den Alganquin-Indianern bevölkert, zu denen auch der Stamm der Pottawattamis gehörte. Sie zogen sich vor den Weißen friedlich gegen Westen zurück, kamen dabei aber ins Gebiet anderer Stämme, von denen sie wieder gegen Osten getrieben wurden, und nun mußten sie gegen die Weißen die Waffen ergreifen. Die Folge war, daß sie dezimiert und weit westwärts nach Indiana, Michigan und Wisconsin getrieben wurden. Als der Krieg zwischen Frankreich und England und der zwischen England und den Kolonien ausgekämpft wurde, bot sich für die Indianer die letzte Gelegenheit, ein Land wiederzugewinnen, auf dem sie leben konnten. Der englische kommandierende General im Nordwesten versprach dem heldenmütigen Häuptling Tecumseh, daß, wenn letzterer seine Krieger sammeln und für die Engländer kämpfen würde,

Michigan für ewige Zeiten den Indianern gehören solle. Die Indianer, Ottawer, Chippewayos, Pottawattamis und Miamier vereinigten sich unter Tecumseh und kämpften wie die Löwen; aber ihr Kampf war vergebens, sie verloren, und Tecumseh fiel.

Ein historischer Ueberblick, sagt Pokayon, zeige also, daß die Indianer, als die Weißen an ihren Küsten erschienen, ein mildes und zuverlässiges Volk bildeten, das mit Leichtigkeit zu einem nützlichen Gliede der Menschheit hätte aufgezogen werden können. Statt dessen habe man die Indianer niedergehauen. Bei der Behandlung, die den Rothäuten seitens der Unionsregierung zu teil wird, ist es denn auch nicht zu verwundern, daß ein ganzer Stamm, die Delaware-Indianer, 7—10000 Köpfe stark, nach Mexiko auszuwandern gedenkt, wo ihnen die mexikanische Regierung gute Aufnahme und gänzliche Freiheit — zugesichert hat.

* * *

Was der weiße Mann den roten Indianern in Amerika fünf Jahrhunderte lang gewesen ist, das ist er in Asien den braunen Indiern nicht ganz so lange, nur etwas mehr als ein Jahrhundert, dafür aber fast noch nachdrücklicher gewesen. Indien, dieser „größte und von Natur reichste Landbesitz, der jemals unter der Kontrolle eines Reiches gewesen ist", so schreibt ein Engländer, H. M. Hyndman, „hat von unserer Herrschaft nicht nur keinen Nutzen gehabt, sondern ist durch die grenzenlose Habsucht und den unerträglichen Verwaltungsdruck des ‚weißen Mannes' vielleicht auf mehr als ein Jahrhundert hinaus zu Grunde gerichtet worden" . . .

„Wir Engländer sind seit mehr als einem Jahrhundert die herrschende Macht in Indien und durch Raub und Ränke haben wir unsre Herrschaft fortwährend ausgedehnt, bis wir jetzt die ganze hindostanische Halbinsel mit Ceylon direkt oder indirekt unter unsre Botmäßigkeit gebracht haben. In runden Ziffern enthält das von uns beherrschte Gebiet zweihundertfünfzig Millionen Menschen, außerdem etwa sechzig Millionen in den tributpflichtigen Eingebornen-Staaten. Wenn unsre Herrschaft wohlthätig gewesen wäre, dann müßten die 250 Millionen unter unsrer Herrschaft die glücklichsten Menschen von der Welt sein. Wir haben ihnen den Frieden bewahrt, wir haben die Sutti (Witwenverbrennung), den Kindermord, das Thugtum (den Mordkultus), die amtliche Beamten-Erpressung und andre Mißbräuche abgeschafft, haben Eisenbahnen und Kanäle gebaut, Posten und Telegraphen errichtet und englische Gerichtshöfe überall in dem ungeheuren Reich eingesetzt. Gleichheit der Religionen ist verkündet, die Macht der eingeborenen Fürsten heilsam beschränkt, und Preßfreiheit innerhalb gewisser, neuerdings enger gezogener Schranken gewährleistet. Das sind die Lichtpunkte, auf welche in England und im Ausland die Aufmerksamkeit geflissentlich konzentriert wird." Dies hindert aber nicht, daß der ökonomische Zusammenbruch jetzt da ist.

„Vor drei Jahren wütete in Britisch-Indien eine große Hungersnot. Ich sage: eine große Hungersnot. Denn Hungersnot bringt heutzutage ein jedes

Jahr in Britisch-Indien. Nur wenn Millionen betroffen werden, kümmert die Regierung sich darum und teilt es dem Publikum mit. **Hungersnot ist in Britisch-Indien die Regel, nicht eine Ausnahme.** Aber die Hungersnot, die gegenwärtig wütet und im Moment, wo ich dies schreibe (21. Juli 1900) die gräßlichsten Verheerungen anrichtet, ist die furchtbarste Heimsuchung dieser Art, von der das vielgeprüfte Indien jemals in seiner langen Glanz- und Leidensgeschichte betroffen worden ist.“ Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, selbst hat sie als „beispiellos“, „unpreceeded“, und die durch die erzeugte Not als „ohnegleichen“, „unparallelled“, erklärt.

„Die Zahlen unterstützen das Zeugnis des Vizekönigs. Nahezu 100 000 000 — geschrieben: hundert Millionen Menschen sind gegenwärtig in Britisch-Indien dem Mangel an Nahrungsmitteln oder positiver Hungersnot ausgesetzt. Weit über sechs Millionen sind in den Regierungswerken zur Unterstützung (Government relief works), wo die Unterstützung so jämmerlich und spärlich ist und den Leuten solch elende Existenzbedingungen geboten werden, daß keine anständige Nation sie anbieten würde, außer aufs Aeußerste getrieben, unter dem Zwang eiserner Notwendigkeit. Die Cholera, Hand in Hand mit der ‚schwarzen Hungerpest‘, der fast ausschließlich die Armen zum Opfer fallen, entvölkert weite Landstrecken. Fast noch schlimmer für die Bebauung des Bodens ist, daß das Zugvieh massenhaft wegstirbt, so daß die Pflüge nicht mehr bespannt werden können. Ohne das Vieh ist thatsächlich keine Landwirtschaft mehr möglich. Und in manchen Distrikten sind nach den letzten Berichten von 1 500 000 Stück Vieh 1 000 000, das ist zwei Drittel, durch die Seuche weggerafft. Das ist keine bloße Hungersnot mehr, das ist der wirtschaftliche Zusammenbruch (economical cataclysm). Es graut einem, wenn man an die Folgen denkt. Und um das Maß des Unheils noch über und über voll zu machen, wird allen Anzeichen nach der Regenfall in diesem Jahre ungenügend sein.

Unter solchen Umständen scheint es unglaublich, ist aber buchstäblich wahr, daß die britische Regierung in diesem Jahre grauenhaften, beispiellosen Elends aus dem verhungernden, von Seuchen dezimierten Indien für die oberen und reichen Klassen Großbritanniens keine geringere Summe als 16 Millionen Pfund Sterling, d. h. 320 Millionen Mark Gold, allein auf amtlichem Wege zieht. Es geschieht dies in Gestalt von Pensionen, Heim-Ausgaben, Interessen, Dividenden u. s. w. Diesen riesigen Summen sind hinzuzufügen — von den Handelsprofiten abgesehen — die Privat-Wechsel und die sonstigen von Engländern bezogenen Summen, die sich auf 12 Millionen Pfund Sterling jährlich (= 240 Millionen Mark) belaufen. Das ist ein Aderlaß von 28 Millionen Pfd. Sterling in Gold für das Jahr, das heißt von fünfhundertsechzig Millionen Mark. Und nun überlege man, was das in einem solchen Jahre der Hungersnot besagen will.

Doch ja, wir senden ja nach Indien 300 000 Pfd. Sterl. als Almosen, man denke sechs Millionen Mark! Dies wiegt sicherlich die 28 000 000

Pfd. Sterl. oder 560 000 000 Mark, die wir von dort geschäftsmäßig beziehen, reichlich auf. O diese schmähliche Heuchelei!

Das ist aber nicht alles. In Indien selbst sind 28 000 Engländer, die in Form von Lohn und Gehalt nicht weniger als 15 000 000 Pfd. Sterl. oder 300 Millionen Mark das Jahr beziehen, wobei keiner unter 1000 Silber-Rupien das Jahr erhält. Die Eingeborenen sind von den höheren Stellen so gut wie ausgeschlossen. Die Stellen, die sie früher, noch unter der muhammedanischen Herrschaft bekleideten, werden jetzt alle von jungen Engländern eingenommen, die insgesamt nach dem amerikanischen Ausdruck „carpet baggers" d. i. handwerksmäßige Geschäftspolitiker sind . . .

In den letzten zwanzig Jahren haben wir, nach sorgfältiger Berechnung, 500 Millionen Pfd. Sterl. dem Lande geraubt — ohne kommerzielles Aequivalent. Fünfhundert Millionen Pfund Sterling, das sind zehntausend Millionen Mark! . . .

Unsre Finanzmethoden sind so schlecht, wie sie nur sein können. Unser System, die Landsteuer zu erheben, ist das schlechteste, das überhaupt jemals existiert hat.

Wir zwingen thatsächlich die Eingebornen, die Landabgaben in barem Gelde zu zahlen, ehe noch die Ernte eingebracht ist. Dadurch überliefern wir sie den Klauen der Geldverleiher, denen unsre Gerichtshöfe in ganz Indien unfehlbar recht geben. Wir erhöhen die Steuerstufen des zu Grunde gerichteten Landes in einem solchen Maße, daß die Eingeborenen nicht allein nicht im stande sind, etwas für schlechte Jahre zu erübrigen, sondern sogar unfähig, nur soviel aus dem Lande herauszuziehen, um sich in guten Jahren halb satt zu essen. Kaum jeden zweiten Tag einmal sind sie in der Lage, das zu sich nehmen zu können, was sie als eine volle Mahlzeit zu betrachten gewohnt sind. Das Durchschnittseinkommen, das nach offiziellen Angaben vor 20 Jahren auf 27 Rupien pro Kopf der Bevölkerung geschätzt wurde, ist nach der letzten Statistik auf 17 Rupien herabgesunken. Das bedeutet, daß in der bäuerlichen Bevölkerung das durchschnittliche Gesamteinkommen einer Familie von 5 Köpfen nicht über 200 Mark pro Jahr beträgt . . .

Eine solche Armut hat die Welt noch nicht gekannt. Solch niederträchtige Erpressungen sind weder von den Römern, noch von den Spaniern, als sie auf der Höhe ihrer Macht standen, jemals verübt worden. Einen solchen Ruin hat nicht einmal Timur, der Tartar, und nicht Dschinschiskhan bewirkt.

Dies sind keine rhetorischen Phrasen, keine Redefiguren. Es ist die buchstäbliche Wahrheit über die britische Art, in Indien zu regieren, wie sie heute besteht."

Hyndman, der seit mehr als 25 Jahren das Studium des englischen Regiments in Hindostan sich zur besonderen Aufgabe gestellt hat, wiederholt diese vor Jahresfrist erhobenen Anklagen ganz neuerdings, in einem Londoner Briefe aus dem August d. J., und fügt hinzu:

„Es scheint unfaßbar, daß die königliche Familie, die Aristokratie, die Fürsten des Handels und der Industrie Englands, die vermögenden Klassen überhaupt, ein solch' verabscheuungswürdiges Spiel treiben, da Millionen sterben, weil die Quellen des Lebens versagen, die wir ausgeschöpft haben; nichtsdestoweniger ist es gerade das, was stets eintritt. Dieses Jahr haben wir wieder Hungersnot; aber unsre herrschenden Klassen sind so beschäftigt, die Buren niederzuschlagen, um die Goldminen dieses Landes an sich zu reißen, daß sie es selbst unterlassen, die üblichen ‚mildthätigen Gaben' hinzusenden.

Natürlich behauptet man, Indien hätte ohne englische Verwaltung nicht bestehen können; die Absurdität dieser Behauptung in Bezug auf eine Anzahl Nationen, die schon eine Kultur besaßen, Tausende von Jahren, ehe die Civilisation uns erreichte, braucht ernstlich nicht dargelegt werden. Selbst wenn unsre Verwaltung ebenso sympathisch und fähig gewesen wäre, als sie hart und schädlich ist, ihre ökonomischen Rückschläge würden alle möglichen Vorteile mehr als aufwiegen.

Aber es zeigt sich jedes Jahr, daß die Verwaltung der Eingeborenen-Staaten, die an unser Territorium grenzen, und die nur unter englischer Leitung stehen, in jeder Beziehung eine viel bessere ist, als das System vollständiger Okkupation, das wir in Indien zur Durchführung bringen."

Freilich, nach den Vorgängen in Südafrika, von denen ja noch aus dem Juliheft des T. manche „Kulturthat" in Erinnerung sein dürfte, könnte nur ein ganz heilloser Optimist an eine gutwillige Aenderung so heilloser Wirtschaft glauben. Und damit die Engländer ja nicht allein stehen in diesem zivilisatorischen Gebahren in Afrika, haben wir aus dem Munde des belgischen Abgeordneten Lorand erfahren, wie es mit der Kulturmission bestellt ist, die in einem anderen Teile Afrikas, dem K o n g o s t a a t, der ‚weiße Mann', in diesem Falle belgischer Nation, gegen die eingeborenen Schwarzen erfüllt. In der belgischen Kammer führte Lorand an der Hand von einwandfreien Schriftstücken die schwersten Anklagen gegen die Antwerpener Handelsgesellschaft wie gegen die Beamten und Offiziere des Kongostaates. Es handelt sich da immer wieder um die leidige Frage der Kautschukgewinnung, zu der die Eingeborenen gezwungen werden.

Für die Ausbeutung ist jedes Gebiet in Zonen eingeteilt; an der Spitze steht der „chef de zone", jede Zone hat eine Anzahl Faktoreien; jeder Faktorei ist eine Anzahl Dörfer zugewiesen. Vom Faktoristen wird unter dem „Schutz" der Truppen eine Namensliste der arbeitsfähigen Personen in jedem Dorfe aufgestellt; jedes Dorf aber hat unter Führung seines Häuptlings alle zehn Tage beim Faktoristen anzutreten, und sind dabei für je einen Arbeitsfähigen 5 kg Kautschuk abzuliefern. Wer sein Pensum nicht leistete und vom Häuptling deswegen angegeben wird, erhält die Nilpferdpeitsche; für fehlende Männer wird der Häuptling verantwortlich gemacht. Sind ganze Dörfer renitent und bringen nicht volles Gewicht, so wird ihnen erstmalig eine Strafe

auferlegt, die in der Lieferung einer bestimmten Anzahl Kupferstangen (Mitakos), für wiederholte Fälle von Arbeitsunlust oder gar den schweren Fall eines Streiks giebt es noch einige schärfere Mittel, als da sind: Schläge mit der Nilpferdpeitsche, Verbrennung der Ernte, Verbrennung der Hütten und endlich — das Niederschießen der „Rädelsführer“. Wollte gar ein Negerdorf sich mit Gewalt der Arbeit widersetzen, so wird es „bekriegt“, d. h. niedergebrannt und die Bewohner werden niedergeschossen.

Da die Arbeit keine leichte ist, kommt es oft genug vor, daß die Neger revoltieren. Fünf Kilogramm Kautschuk sammeln, dazu gehört schon etwas, denn nur tropfenweise quillt der Saft aus der angeschnittenen Liane, und wenn die Leute ihr Pensum erfüllen wollen, müssen sie oft tagelang und Nächte hindurch, selbst wochenlang unter vielen Entbehrungen und Gefahren im Walde zubringen; aber sie bleiben bei dieser Arbeit und mühen und plagen sich, weil der weiße Mann ihnen Weib und Kinder als Geiseln zurückbehielt, und er sie kaum mehr zu sehen bekommt, sollte er es wagen, zu entfliehen.

Und der Lohn für solche Hundearbeit? — 50 Centimes für das Kilo trockenen Kautschuk, das sind 1²/₅ Kilo Saft. Und dieser elende Lohn nicht einmal in bar, sondern in Waren zum Werte von 50 Centimes!

Im besten Falle erhält danach der Neger, vorausgesetzt, daß es ihm wirklich möglich ist, alle zehn Tage seine fünf Kilogramm Kautschuk herbeizuschleppen, einen Lohn von 65 Frs. Das Kilogramm Kautschuk aber wertet auf dem Antwerpener Markte 9—10 Frs.; die 182 Kilo Saft oder 130 Kilo trockenen Kautschuks, welche der Neger sammelte, haben also in Antwerpen einen Wert von 1200—1300 Frs. Rechnet man die Gestehungskosten mit 300 Frs. ab, so verdient die Gesellschaft an jedem Neger, dem sie nur 65 Frs. zahlt, 900—1000 Frs., mit anderen Worten: jeder Kongoneger ist mit einer Jahressteuer von 1000 Frs. belastet. Was Wunder, daß da der arme Neger lieber in seine Urwälder entflieht. Aber wehe, wenn er dann gefaßt wird! Auf die Geflüchteten werden regelrechte Menschenjagden veranstaltet, für die eigens ein Beamter angestellt ist. Es ist dies der frühere Sklavenjäger Mirambo, ein Araber, der schon seit vielen Jahren eine unheilvolle Rolle im Kongostaat gespielt hat: mit einer entmenschten Horde durchzieht dieser Mann jahraus jahrein den Kongostaat, läßt auf Schwarze schießen und fängt „Flüchtlinge“ ein, welche er in Ketten den Faktoreien zur dauernden Zwangsarbeit zuschickt.

Das ist der „reguläre“, gewissermaßen behördlich vorgeschriebene Verlauf. Daneben geschehen zahllose Extragreuel, von denen Lorand die folgenden berichtet:

Ein Beamter des Kongostaates, der sich vor einem Richter des Binnenlandes wegen der Hinrichtung eines Eingeborenen, des Angriffs gegen ein Dorf und der Niedermetzelung zahlreicher Schwarzen zu verantworten hatte, schrieb unterm 31. Januar d. J. an den Staatsanwalt, der Befehlshaber des Bezirkes Matima, M., habe ihn im November v. J. angewiesen, die ganze Bevölkerung des Dorfes Monbia niederzuschießen, 22 Weiber und 2 Kinder seien

darauf niedergemetzelt worden, ebenso seien 3 Weiber erschossen worden, die sich auf einem Kanu durch die Flucht retten wollten. Der Agent, Namens Louis Lacroix, hielt M. vom Schießen ab, als dieser auf ein Kind, das sich im Kanu befand, Feuer gab. Die Ursache der Gewaltthat war das verspätete Eintreffen der Kanus, welche Gummi auf verschiedenen Stationen einliefern sollten. Lacroix giebt die Namen von Zeugen dieses Vorfalles an. Sodann wurde im November ein Soldat erschossen, weil er M.s bevorstehende Ankunft nach einem Dorf gemeldet hatte. Das Weib des Soldaten wurde in Ketten gelegt. Sechs Weiße und zahlreiche Eingeborene sind Zeugen. Der dritte Fall betrifft ebenfalls M., der einem frisch angelangten Weißen zeigen wollte, wie man mit den Eingeborenen umgehen soll. Im Oktober war ein Soldat von seiner Station entflohen, um anderwärts als Arbeiter einzutreten. Der Beamte, an den er sich wandte, sandte ihn nach der Station mit einem Brief zurück. M. ließ den Mann peitschen und „verzaubern“, dann durch zwei Soldaten bewachen. Andern tags fand man den Unglücklichen tot. (Sechs Zeugen.) Im November v. J. nahm M. 60 Weiber gefangen, die Lebensmittel nach Monbia brachten. Sie wurden in Ketten gelegt und mußten bis auf fünf verhungern, obschon die Häuptlinge sie loskaufen wollten. Die Ursache des Verbrechens war natürlich das Unterbleiben der Kautschuklieferungen. (Fünf Zeugen.) Von Lacroix' Mitangeklagten ist einer beschuldigt, 159 Leute getötet und 60 Hände abgeschnitten zu haben, ein anderer: „Weiber und Kinder gekreuzigt, Männer verstümmelt und die Körperteile und Köpfe der Männer an einen Zaun angenagelt zu haben“; der dritte und vierte Angeklagte haben sich wegen einzelner Morde zu verantworten, M. und Lacroix wegen der vorerwähnten Thatsachen. Ein in Antwerpen ansässiger früherer „Afrikaner“ bestätigt Lacroix' Angaben und fügt u. a. hinzu, die Eingeborenen erhielten für 1 Kilogramm Kautschuk sogar nur für 20 Cents (nach europäischem Wert für 2 Cents) Tauschwaren.

Die Folge dieser Kulturbestrebungen des „weißen Mannes“ war die jüngste Erhebung der gesamten Bundjabevölkerung. Was nützt es angesichts solcher furchtbaren Greuel, daß gelegentlich einmal ein paar allzu eifrige Menschenschlächter zur — scheinbaren — Verantwortung gezogen werden, daß z. B. in Boma zwanzig Weiße in Untersuchungshaft sitzen sollen, um sich wegen Grausamkeiten zu verantworten. Gleichzeitig heißt es, der Bericht der mit der Untersuchung betrauten Kommission „stehe noch aus oder werde geheim gehalten“, d. h. doch mit andern Worten: es wird weiter gemordet, die christliche Nation der Belgier setzt ihr Zivilisationswerk an den zentralafrikanischen Negern — einem Hundertmillionen-Volke! — fort nach der bewährten Methode mittelalterlicher Henker und Folterknechte.

Und nun denke man noch an die von Multatuli enthüllten „christlichen“ Scheußlichkeiten auf Java, an den Opiumkrieg der Engländer gegen die Chinesen u. s. w. u. s. w.

Wir aber, der „weiße Mann", sind stolz auf unsere überlegene Kultur, die wir also sänftiglich unsern gelben und braunen, roten und schwarzen Mitmenschen gebracht haben und immerdar noch bringen, und stolz vor allem, daß wir so getreulich die christliche Mission erfüllen, mit der uns das Jesuswort betraute: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe."



Holländische Flusslandschaft von Salomon van Ruysdael.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Weniger bekannt und berühmt als der pathetische, phantasievolle und mit Vorliebe die großartigsten Motive aufsuchende Jakob van Ruysdael ist dessen Onkel und Lehrer, der feinsinnige Harlemer Meister Salomon (1605—1670). Statt düsterer Waldlandschaften mit gestürzten und verdorrten Stämmen, mit brausenden Stromschnellen und Wasserfällen, statt melancholischer Ruinen und schauriger Gewitterstimmungen malt Salomon fast ausschließlich sanfte Uferlandschaften, wie sie die holländischen Flüsse, Kanäle und Lagunen in der mannigfaltigsten Abwechslung, wenngleich einförmig im Gesamtcharakter, dem Beschauer darbieten. Auch unser Bild zeigt ein solches Uferstück. Unmittelbar am Rande eines breiten, spiegelnden Wassers erheben sich Weiden in wohlkomponierten Gruppen, die Strohdächer einiger Hütten schimmern zwischen ihnen hindurch. Vor dem größten Hause liegt ein kleiner Platz, von dem eine Fähre das Vieh, die Wagen, die Wanderer in stillem Hin- und Wiedergleiten ihres Weges befördert. Einige Kähne, ein Fischkasten und andere Geräte deuten auf das in diesen Gegenden verbreitete Gewerbe, schwimmende und flatternde Wasservögel beleben die kaum zitternde Fläche. Und während der dargestellte Vorgang eindringlich, aber nicht aufdringlich von dem friedlichen Ausgang des Tages erzählt, ergänzen und erhöhen das feine, grünlich-graue Kolorit und die weichen Formen der Landschaft — beides besondere Eigentümlichkeiten des Künstlers — den beabsichtigten poetischen Eindruck des Kunstwerkes. **W. v. O.**



Briefe.

E. S., S. — H. D., W. — H. H., Z. — G. F. R. in E. — H. B. in L. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

H. F., L. b. D. — J. E. K., W. b. W., O. — R., Z., O. — H. D. W. — F. R., H. Verbindlichen Dank! Mit Auslassung vermeidlicher, bezw. persönlicher Stellen verwertet.

Pfarrvikar B., S. Ihr „Bravo“ haben wir Ihrem Wunsche gemäß an den Verfasser weitergegeben.

W. K., A. i. W. Was Sie in Ihrem frdl. Schreiben über den T. sagen, hat ihn sehr gefreut. Ein Urteil über den Wert oder Unwert von ein paar „Probegedichten“ abzugeben, ist doch gar zu mißlich. Gern hätte Ihnen der Herausgeber persönlich geschrieben, es fehlt ihm aber dazu gerade jetzt, bei den Vorbereitungen für den neuen Jahrgang, wirklich alle und jede Zeit. Die allerdringendste Arbeit ist kaum noch zu bewältigen, wollen Sie also gütigst entschuldigen und sich heute mit einem freundlichen Gruße begnügen.

Medea. In der kleinen Skizze ist das Mutterglück hübsch zum Ausdruck gekommen, die Druckerschwärze vertragen aber derartige sinnige Bildchen noch nicht. — Daß man über die Bedeutung des „Allgemeingefühls der Laien“ für die ärztliche Wissenschaft verschiedener Meinung sein kann, wollen wir Ihnen gern zugeben. Sehr überzeugend für dieses Gefühl klingt allerdings die von Ihnen mitgeteilte Verordnung nicht: „Nehmen Sie 1 Theelöffel dieses Mittels in 30 Theelöffel Wasser, — sollte es darauf aber nicht besser werden, so nehmen Sie einen Theelöffel voll auf 60 Theelöffel Wasser, — es wird dann gewiß wirken“. Ein rein sachlicher Aufsatz über das, was die Homöopathie eigentlich will und was sie nicht will, was sie glaubt zu können und nicht zu können, wird Ihnen und vielen anderen Lesern gewiß willkommen sein. Wir hoffen, einen solchen, lediglich Unterrichtungszwecken, nicht Bekehrungsversuchen dienenden Beitrag bald bringen zu können. Vielen Dank für das freundliche Interesse.

J. B., R. Sie wundern sich, daß, „als bei der Einweihung des Bismarckturms auf dem Knivsberge in Schleswig-Holstein nach dem Kaiserhoch ‚Heil dir im Siegerkranz‘ gesungen wurde, sämtliche Leute aufstanden und während des ganzen Liedes mit entblößtem Haupte stehen blieben, als aber nachher nach dem Hoch auf Deutschland ‚Deutschland über alles‘ gesungen wurde, nichts von alledem geschah“. Hierbei ist immerhin zu berücksichtigen, daß der Kaiser eine Person ist, Deutschland aber ein Begriff, wenn auch schon kein rein „geographischer“ mehr, so verworren und unentwickelt die nationalen Gefühle und Vorstellungen auch heute noch sind. So wird z. B. der Kamerunneger als „Deutscher“ angesprochen, der Vollblutdeutsche aber aus den baltischen Provinzen als „Russe“. Die Deutschen stecken in nationalen Dingen immer noch in den Kinderschuhen, ihr Nationalgefühl beginnt und endet mit den ihnen durch die Landkarte vorgezeichneten Grenzen. Das Deutsche Reich ist keineswegs Deutschland, sondern nur ein größerer Teil von Deutschland. Deutschland sind Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark u. s. w. so gut wie Baden, Württemberg, Bayern. Doch dies nur nebenbei. Auch unserem Gefühl würde es entsprechen, wenn auch bei den Hochs auf das deutsche Vaterland die Häupter entblößt würden. Denn das Vaterland steht über der Dynastie. Wir Deutschen sind eben mehr dynastisch als national, fühlen uns mehr als Staatsbürger, denn als Volksgenossen.

Frau S. R., G.-L. Das unparteiischste Urteil dürften Sie sich selber bilden, wenn Sie mit gleichem Interesse beide kirchliche Rundschauen verfolgen, die der T. von Zeit zu Zeit bringt. Darin finden Sie das Leben beider Konfessionen in seinen Hauptmomenten mit Licht- und Schattenseiten dargestellt. Verbindlichen Dank für die liebenswürdige Zustimmung!

J. M., Rh. Verbindl. Dank für die freundl. Zustimmung und den Zeitungsausschnitt. Der dort berichtete Fall ist zwar harmloser als der vom T. mitgeteilte, immerhin aber noch ganz heiter. Wenn die Angehörigen und Freunde dem Heimgekehrten einen herzlichen Willkommen bereiten, so läßt sich dagegen nichts sagen. Komisch aber wird die Sache, wenn sie zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht wird. Est modus in rebus.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.